Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Oktober 1915.

Das letzte Gesicht.*)

Leuchter.

Er ist ein Kind. Mit eingeschneitem Bart bliebe er immer noch „Kind. Von der Mama hat er den unfrohen Eigensinn, vom Großvater die spielerische Gefühlsduselei. Maria Feodorowna, deren äffische Mutterliebe nie was Rechtes von ihm hielt, läßt den schmächtigen Bengel auch noch kräftigem Trunk entwöhnen. Solcher Kümmerling braucht Alkohol; sonst schmeckt er wie ausgewässertes Lammfleisch. Dem Vater ist er der dumme Bub, dem man Kinderwünsche erfüllt, der aber nicht mucken darf. Ein Musterknabe und fügsamer Thronfolger soll gedrechselt werden. Bis Nika die Mütze des Monomachos aufsetzt, ist wohl manche Telega verbraucht. Sein Vater wird mindestens Siebenzig. Und aus alter Weissagung schöpft Johann von Kronstadt den Glauben, noch ein Nikolai Alexandrowitsch werde früh sterben und, wie mein Vetter dem dritten Alexander, seinem jüngeren Bruder die Krone lassen. Das Bübchen soll sich die Welt besehen. Uchtomskij, der ihm mitgegeben wird, ist aus der Schachtel der ‚Liberalen‘; und hat ihn, mit süßem Gequengel von Menschenbeglückung und Goldener Zeit, gleich fest am Wickel. Jeder seitdem, der ihn halten und ihm ins Ohr flöten kann. Nikolaos? Heiliger Andrej! Nicht Einer, der Sieg verheißt, sondern das traurigste Pechvögelchen. In Otsu, bei Kioto, haut ein japanischer Polizeisoldat ihm mit dem

*) S. „Zukunft“ vom achtzehnten September: „Großfürst Nikolai.“

Seitengewehr über den Schädel. Statt die Laus zu zertreten, läßt er sich das Köpfchen pflastern und macht uns vor den gelben Affen zu Lakenprunzern. Zu Haus muß er, wenn Batjushka hinsieht, den Soldaten spielen; seine Uniform drückt sich in alle Winkel. Mir, nur zwölf Jahre älter und nicht Zarewitsch, hätte er aus der Pfote gefressen. ‚Mensch, hast Du denn keine Muskeln?‘ Immer versteckt, schüchtern, mit runden Bildheiligenaugen. Endlich dampft der Hofpfuhl von Wonne: Er klebt! Wie heißt das Balletmädel mit den Vollblutbeinen? Ein appetitliches Luder. Jeden Nachmittag kommt er. (Vielleicht ists seine Stunde.) Als man sie ausquetscht: nichts. Er sitzt, läßt sich erzählen, Patience legen, löffelt Zuckerkirschen aus ihrem Thee; und geht wieder. Nichts. Das Töpfchen funkelt von Edelstein; aber Herr Jungferich will nicht Deckel sein. Hetman sämmtlicher Kosaken und Grenadieroberst; nur kein Mann. Ob er einer scheinen wollte und sich deshalb ins Gerede brachte? Weiß nicht. Wer kann wissen, was in einer Qualle vorgeht? Die hessische Engländerin, die sie ihm verloben, hat keine Hauterinnerung wegzukitzeln. Wir mochten einander nie; aber hübsch war sie; ein kühler Racker mit langer, blasser Weide, auf ders dem sanftesten Bock wohl werden konnte. Er hat sie ...“

„Was denn? Noch für die Kranke blieb er zärtlich. Trotzdem nicht leicht mit ihr zu leben war. Fünf Kinder! Nein: gegen Zarskoje und Peterhof dürftest Du nichts sagen. Und daß er sich vor der Ehe sauber hielt, würde ihm in meiner Heimath als Verdienst angerechnet. Vielleicht war die Tänzerin ein gutes Mädchen, an dem ihm die Einfalt oder die Stimme gefiel. Ihr seid garstig. Wie ein Igel gegen Jeden, der anders ist. Mein Vater war nie ein Kopfhänger und Kostverächter. Aber die Söhne hielt er bis zur Hochzeitnacht in eben so strenger Zucht wie die Töchter.“

„Schau sie an, Stanja! Stolz kannst Du auf sie nicht sein. Gegen Deinen Vater kein Wort. Nikola Petrowitsch ist ein Prachtkerl, ein Held, ein Dichter, — was Du willst. Aber: ein Dorfschulz. Seinen Ministern verschwägert oder vervettert. Der Kopf einer Großbauernfamilie. Da darf die Rasse nicht verdorben werden. Und was die Einfuhr an Weiblichkeit liefert, hat meist zu viel Wildgeruch. Cetinje war vor fünf Jahren allerliebst; Goldhochzeit und Königskrönung wie aus einem alten Bilderbuch. Vergleiche mit unserem Zustand wären aber zum Kreischen. Bist denn

noch immer fremd hier? Seit der Heilige Synod Dich dem Romanowskij abgeknöpft hat und in Jalta, 1907, die Gemse vom Schwarzen Berg mein wurde, war doch Zeit, sich einzugewöhnen, wenns zuvor, auf dem Nebengleis, nicht gelungen war. Hier ist nicht Njegos, Beauharnais, Leuchtenberg; hier ist Rußland. Nicht ‚anders' hat man hier zu sein, sondern russisch. Die Einfalt aus der Balletschule, die Stimme einer Tänzerin? Lieber die Schenkel einer Sängerin. Tricotfleisch reimt uns nicht mit Nachmittagsandacht. Allen Heiligen unserer Griechenkirche sei Euer Haus empfohlen. Als ihre Diener wollen wirs ausbauen, daß für alle Serben drin Platz sei. Doch unsere Sitte pflanzen wir selbst. Abgemacht. Dem dürftigen Nika mußte man eine starke Slawin kuppeln. Halb deutsch, halb englisch: Das war nichts für ihn. Und der Vater starb viel zu früh. Was ist von einem Zaren zu hoffen, der nach der Krönung, Stunden lang, schluchzt, weil auf dem Chodynkafeld das Gesindel die Schranke durchbrochen und dreitausend Leiber zertrampelt hat? Hätte er auf dem selben Feld hundert an der Schweinerei Mitschuldige, Gendarmes und Tshinownik3, gehenkt, dann hätte er sich als Herrn gezeigt. Ein heulendes Kind als Gossudar! Die Mutter, die Frau, Ilarion Woronzow: Alle merken, daß es nicht geht, und rathen von dem Versuch ab, den Selbstherrscher zu spielen. Nein. Er hat geschworen, die Autokratie nicht zu kürzen. Durch Fleiß, denkt er, ists zu schaffen; und watet von früh bis spät durch Akten. Wer flink redet, scheint ihm im Recht. Jahre lang ist er das Püppchen Wittes. Der steckt ihm den dicken Traktat des Juden Johann Bloch in die Hand und frisirt ihn als Apostel. Welche Seligkeit, als Murawiew im Haag die Friedenskonferenz eröffnet! ‚Das neue Jahrhundert bringt eine neue Welt.' So träumt der Kindskopf. Weil ihn die Weiber bespotten und Sergej Juliewitsch den Ohrlappen zu derb zwickt, verkriecht er sich hinter den stämmigen Plehwe. Da können Alexejew, Besobrazow und ähnliche Wanzen an ihn. Ohne aus dem Trog der Yalu-Gesellschaft zu fressen, läßt er sich nach Korea und in den Krieg schleppen. Den Sinn der Niederlage hat er gar nicht verstanden. Welche Mühe wars, ihm, während das Reich schon an zwei Ecken brannte, das Oktobermanifest des abgefeimten Witte aufzuschwatzen! Daß er das Siebenfache zusagen und nachher alles Unbequeme zurücknehmen konnte, sah er nie ein. Noch

weniger, daß er einpacken mußte, wenn ich ihm damals nicht das Speckstück an die Angel hing. Verfassung: damit fing er sie. Als die Zähne nicht mehr klapperten, kam die Reue. ‚Dieser Witte war mein Unglück.‘ ‚Das Vermächtniß meines Vaters.‘ Oder: ‚Undank und Unersättlichkeit der Gesellschaft.‘ Solchen Quark trat er breit. Gings nach den Kaiserinnen, dann wurde er ein englischer Fassade-Monarch, ein Eduard im Osten. Für Maria und Alexandra Feodorowna war der dicke Zauberer die Krone der Schöpfung. Nein? Ihr habt seine behende Schlauheit ja auch verhimmelt, Du und Militza; trotzdem er sich mit dem Anschmachten von Tanzweibern nie aufgehalten hat. Parfum des Ruchlosen. Coulisse, Rennstall, Börse, feine Spelunke. Der Mann hatte übrigens nicht nur Charme und Würde (Beides von der Mutter, die, putzig klein und fett, mit rother Nasenampel zwischen bläulichen Thränensäcken und gelben Backenpolstern, in Haltung und Geberde doch Königin war), sondern auch steifen Willen und einen klaren Kopf. Nichts für unseren Nika. Der will sich wärmen und ducken. Der Andere (der thun muß, als merke er nichts davo)n soll ihm Nebel und Brimborium vormachen und das Kind in den Glauben einlullen, es finde die einzige Straße, die aus Finsterniß ins Licht führen kann. Verläuft es sich, dann wird neuer Hokuspokus angerichtet. Pechvogel; im Nest und draußen. Zwei Jahrzehnte lang, von der Chodynka bis nach Litauen, fast nur Nackenschläge. Dabei ist er nicht dumm, nicht faul, nicht bösartig. Nur: ohne Mark; kein Herr. Der Spielball jedes Gauklers. Witte, Plehwe, Alexejew, Stolypin: Das ging noch. Ausgekochtes Volk; das aber von russischem Staatsbedürfniß wenigstens eine Vorstellung hatte. Seitdem ist er in den stinkigsten Sumpf abgerutscht. Sauls schlimmste Sünde scheint ihm die Austreibung der Wahrsager und Zeichendeuter. In seinem Endor wimmert er deshalb alle Weiber an, ihm den Samuel zu zeigen, der ihn mit Rath illuminiren könne. Fromm? Niederträchtiger Schwindel. Wenn ich ein Philisterheer vor mir habe, befiehlt Frommheit, es zu schlagen, nicht, alte Hexen um Rettung zu betteln. Ach so ... Schwägerin Militza nehme ich, wegen ‚guten Glaubens‘, Dir zu Liebe aus. Mein Bruder Peter mußte den Zaum fester ziehen. Rußland verträgt viel. Aber den windigen Monsieur Philippe, den Mönch Heliodor, den Strolch Rasputin als Berather des Selbstherrschers, als ver-

borgene Kanzler und Hausmeier, über Generalstab und Ministerium, mit einem Troß hysterischer Frauenzimmer hinter sich ..."

„Schon wieder! Wir sind an Allem schuld. Der Krieg hat Dich ganz verwildert. So viel kenne ich doch von Eurer Geschichte, um zu wissen, wie oft ‚Weiber' Thron und Hof beherrschten. Fuhret Ihr etwa immer schlecht, wenn eine Frau auf dem Bock saß? Vielleicht warens früher nicht arme Dorfschulzentöchter. Immerhin war ein entlaufenes Dragonerweib darunter. Manche, der ein gelber Zettel gebührt hätte. Wenn sie ihnen gut roch und nicht Grütze im Schädel hatte, war sie Großfürsten und Zaren willkommen."

„Auch mit Grütze, Stanja; erst recht. Ungnade, spüre ich, ist ein Lotterbett; ein ganzes Jahr lang habe ich nicht so ins Blaue geschwatzt. Empfindlich darfst Du nicht sein. Weiber in Rußland? Besseres als die zweite Katharina hatten wir nicht; und die erste sammt Anna und Elisabeth müssen wir ruhen lassen. Die waren Kaiserinnen. Sonst? Leckerbissen. Eine Pompadour oder Maintenon gab es nie. Die Maitresse, die Politik macht: ungefähr der einzige Article de Paris, den wir nicht einführten. Nicht mal die Dolgorukij redete mit. Allenfalls könntest Du an Barbara Vietinghoff denken, die unser Gesandter Krüdener heirathete. Der aber war Alexander der Erste nur Einer von Hundert. Mein Vater hat noch viel von ihr erzählt. Sie wollte den Menschen in ewige Seligkeit helfen und fing, im Einzelnen und für die Zeitlichkeit, mit den Männern an. Sie hielt Bußpredigten und sorgte danach für neue Sünde. Ihre Konventikel ähnelten Priapsfesten und ihre Schwärmergemeinde wurde ein Wanderbordell genannt. Der arme Platen, der noch in den Sechzigerjahren bei uns sehr beliebt war, schalt sie, mit dem Haß der anderen Geschlechtsfakultät, eine ‚alte, verworfene Hure, die für den Kaiser von Rußland wirbt, ihn als den Erwählten Gottes preist und den Heiligen Bund stiftete.' Ganz so schlimm wars nicht. Ihre Wahrsagerkunst hatte in Potsdam (konnte von da Gutes kommen?) tiefen Eindruck ins weiche Herz Alexanders gemacht. Sie prophezeite Napoleons Fall, Rußlands Triumph, rief ihm in Paris die Geister, die er sehen und hören wollte, und schmeichelte ihm mit der Schilderung des von unserem Heer auf dem Katalaunischen Feld gefeierten Weltweihefestes. Aus diesem Camp de vertus, überhaupt von ihr kamen Anregungen zur Sainte Alliance der christlichen Monarchen. Die wurde

(wenn sie nicht längst begraben wäre) in diesem September hundert Jahre alt. Schade für Nika, daß sich unter unserem Wind nichts draus machen ließ. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen verpflichteten sich, als die Häupter der drei größten christlichen Kirchen einander als Brüder zu lieben, ihre Völker und Heere in das Gefühl inniger Familiengemeinschaft zu erziehen. Unauflösliches Band der Brüderlichkeit; drei Völker werden eine Familie, die Jesus Christus, durch drei Statthalter, regirt. Klingt heute drollig. Ist aber echter Alexander Pawlowitsch. Dem blieb stets ein Wunder, daß er den großen Bonaparte besiegt hatte. Er schrieb die Urkunde mit eigener Hand und lud alle Staaten, die sich zu der Heilswahrheit des Christenthumes bekennen, in die Bruderschaft des Heiligen Bundes. Außer dem Papst, den Engländern und, natürlich, den Türken, fing er alle. Wie ich ihn sehe, hätte ers auch ohne die Krüdener gemacht. Der hat er dann nur noch Geld für das ‚Kloster' gegeben, in das sie reuige (oder außer Kurs gesetzte) Lustmädchen herbergen wollte, und erlaubt, ihre Sekte in der Krim anzusiedeln; aus Petersburg aber hat er sie fortgejagt. Nur dem Friedensmanifest sammt haager Theater ist die Heilige Alliance zu vergleichen. Die ewig männernde Krüdener nicht den keuschen Damen, die an unserem Tugendhof die Kunkel drehen. Und Nika nicht meinem Ahnherrn. Alexander war auch ein Schwärmer; unklar, schwammig, mit Willensporen, in die trüber Einfluß sickern konnte. Doch er hat Etwas geleistet. Komisch war er manchmal; nie unwürdig. Daß er sich von Napoleon nicht fest einschnüren ließ, war klug; tapfer, daß er sich nicht mit Bauchweh ins Bett legte, als Moskau gefallen war; vernünftig, daß er, gegen einen Schwarm feiger Esel, den alten Kutusow im Kommando hielt. Wenn er den Durchfall bekommen und Frieden geschlossen hätte, ehe die Franzosen Witebsk und die Beresina erlebten, kam für Rußland wahrscheinlich nie eine europäische Zukunft. Heute? Ich schenke Dir, weil sie Dich ärgern, sämmtliche Hofunterröcke. Guck die Männer an! Jeder so ehrlich wie der stramme Leibdiener der Krüdener, der von der Kanzel, wo er gegen den Teufel der Wollust gepredigt hatte, vors baseler Gericht mußte, um wegen gewaltsamer Schwängerung Rede zu stehen. Jeder ein echt russischer Mann, so lange sich davon behaglich leben läßt. Die Bande hatte ich im Rücken, während ich draußen war. Nicht gerade

müßig; und keine Stunde sicher, daß nicht irgendein Gaukler eine Schwadron toter Feldherren aufmarschiren und beweisen ließ, der Krieg müsse ganz anders geführt werden. So ists nun ja auch gekommen. Einen, der befehlen könnte, sehe ich nicht. Aber drei Dutzend, auf die der Kindskopf horcht. Wer ist denn jetzt dran? Uniform, Pope oder Taschenspieler? Alt oder neu?"

„Um mich ists leer geworden. Schon im Juli. Ich erfahre nichts. Daß sie ihn gegen Dich aufgehetzt haben, war längst zu merken. Die Augen froren mir, wenn ich Hofgesellschaft empfangen mußte. Zuletzt wisperten sie von Kuropatkin. Sei heimlich empfangen worden. Fedja hats aufgeschnappt. Ist Das denn möglich?"

„Warum nicht? Alles. Schade, daß der Name so spät auftaucht. Wir hätten viel Arbeit und Menschenverlust erspart. Warte einen Augenblick. Wo ist denn das Ding? Habs schon. ‚Die russo-türkische Grenze genügt unserem Bedürfniß. Sie sichert uns nicht nur gegen jeden Angriffsversuch der Türkei, sondern bietet auch einen günstigen Ausgangspunkt für den Marsch nach Erzerum. Wir haben also keinen Grund, eine Aenderung zu wünschen. Auf unserer österreichischen Seite wären die Karpathen die natürliche Grenze. Aus strategischen Gründen könnten wir also die Einverleibung Galiziens wünschen. Doch wäre zu prüfen, ob wir solchen Zuwachs von Land und Volk brauchen; ob er das Reich stärken oder schwächen würde. Nur durch Gewalt, durch die Anwendung ungesunder Mittel wäre Galizien von Oesterreich zu trennen. Ruthenen und Polen sehnen sich nicht nach uns. Trotz schlechten Lebensbedingungen und schwerer Steuerlast glauben sie, auf einer höheren Stufe der Civilisation zu stehen als der russische Nachbar, und würden deshalb den Eintritt in unser Reich als einen Abstieg betrachten. Lassen wir uns vom Versucher bis an die Karpathen locken, dann schaffen wir uns zwar eine natürliche Grenze, aber auch eine neue Sorge von großem Gewicht. Galizien könnte für uns ein Elsaß-Lothringen werden. Ungefähr eben so ists mit der Abgrenzung gegen Deutschland. Auch Ostpreußen würde ein Elsaß-Lothringen; und die Gefahr wäre hier noch ernster zu nehmen. Militärisch würden wir gestärkt, wenn wir beide Weichselufer und die Mündungen der Weichsel und des Njemen hätten. Das Deutsche Reich aber müßte sich durch solche Stellung bedroht fühlen und die Ostpreußen würden sich, im Bewußsein ihrer höheren Kultur,

ihres deutschen Blutes und ihrer Geschichte, niemals in die neue Staatszugehörigkeit eingewöhnen. Rußland hat keinen Grund, eine Gebietserweiterung nach dieser Seite zu erstreben.' Langweilts Dich? Nur noch zwei Sätze: ,Wer die russischen Streitkräfte den deutschen vergleicht, muß erkennen, daß ein deutscher Einbruch ins Nachbarland viel wahrscheinlicher ist als ein russischer. Im Fall eines europäischen Krieges wäre unsere Westgrenze in einer Gefahr, wie Rußlands ganze Geschichte noch keine verzeichnet hat.' Das ist Kuropatkin. Das steht in seinem amtlichen Bericht von 1900, den er in die Erinnerung an den Japanerkrieg aufgenommen hat. Der Schmöker verläßt mich nicht; aus einer Musterkarte aller möglichen Fehler ist Manches zu lernen. Hast Du verstanden? Wir brauchen keine unserer westlichen Grenzen zu ändern; wären dumm, wenn wirs versuchten. Dardanellen, Galizien, Njemenmündung: Alles Unsinn. Sagt Kuropatkin. Nach dreizehn Kriegsmonaten hört mans gern. Wofür haben wir eigentlich gekämpft?"

„Ich hörte doch immer: für unsere serbische Sache."

„... Auch, mein Engel. Sicher. Auch. Nur müßten wir, um sie zu retten, durch Ungarn oder durch die Türkei. Sonst blieb Papa Nikita mit Schwager Peter in Hitze und Frost allein; zwei Großmachtheere kämen ihnen an den Hals und für die Neutralität des Nachbars, der nach Makedonien brüllt, gäbe ich an dem Tag keinen Papierrubel. Taugt uns weder Konstantinopel noch Galizien, dann stimmt die ganze Rechnung nicht. Als ich Nika durch Lwow führte, sah ers anders. Ist er nun bei Kuropatkin gelandet? Den Oberbefehl kann er ihm nicht geben. Einen so elend geschlagenen Feldherrn vertrüge das Heer nicht mehr. Europa (und Japan, ohne das wir nicht fertig werden) würde ihn auslachen. Der ,Herr Oberst' (oder trägt er, als Generalissimus, endlich den Generalsrock?) will das Geschäft offenbar mit dem neuen Alexejew machen, dessen Klüngel fast so groß ist, wie 1904 der des alten war. Als Nachfolger meines Janusch kiewitsch muß er sich, an der Spitze des Generalstabes, bald entpuppen. Nichts für Dich. Aber Kuropatkin ist eine Fährte. Möglich, daß er hinten mitarbeitet. Wahrscheinlich. Der Bahnqualm hat mir die Jägernase verstopft. Jetzt habe ich wieder Witterung. Alexej Nikolajewitsch Kuropatkin: Das ist der Deckname für die Hofdeutschen, die sich noch nicht ans Licht wagen. Für unsere Preußen in den Aemtern, in Reichsrath und Reichs-

duma. Die haben immer vor Frankreich, dem gottlosen Jakobinerland, und dem perfiden Albion gewarnt, Preußen als das edelste Muster frommer Zucht und gehorsamer Unterordnung gerühmt und die Erneuung der Heiligen Alliance, des Dreikaiserbundes, empfohlen. Purischkiewitsch und seine echten Russen gehörten bis in die Zeit des Kriegsausbruches dazu. Die sind wieder obenauf? Dann ist Wetter für Rosen. Der wird vielleicht auch schon genannt. Witte, der ihn als Unterhändler nach Portsmouth mitnahm (der Baron kannte Tokio und Washington) und später begönnerte, ist ja tot. Und in Rosens Denkschrift war der Allergnädigste vor zwei Jahren drei Tage lang vernarrt. Wenn Du sie läsest, müßte er seine Augen versichern lassen. Die slawische Idee ist ihm ‚Wortgymnastik‘. Gar nichts dahinter. Daß wir die Balkanslawen von der Türkenherrschaft befreiten, war Kinderei. Sie brauchen uns eben so wenig wie wir sie. Wir sind für sie nur die Vogelscheuche, die Oesterreich abschrecken soll. Mit unserer Macht drohen sie, wenns an Erpressung geht. Ihre Bildung und ihre Waaren kaufen sie aber aus den deutschen Staaten. Weil sie von unseren Slawophilen ermuthigt werden, ärgern sie Oesterreich. Das rächt sich durch die Begünstigung der Ukrainer. Ließen wir ihm den Balkan, dann hätten wir an der Westgrenze Ruhe. Das Bündniß mit Frankreich und die Befreundung mit England trägt nichts ein und muß uns in Lebensgefahr bringen. Ob Frankreich den Elsaß erobert, ob England über die deutsche Flotte und Industrie siegt, ist für unser Leben gleichgiltig. Die Westmächte sollen selbst für sich sorgen; ist ihnen die deutsche Vorherrschaft lästig: uns nicht. Gehen wir noch weiter mit ihnen, dann zwingen wir Deutschland in den Versuch, uns zurückzudrängen und die ganze Ukraine, den Grenzwall, abzunehmen. Rußlands Zukunft liegt in Asien. In Europa ist nur die Erhaltung seiner Westgrenze wichtig. Die kann weder England noch Frankreich schützen. ‚Deshalb ist ein gutes Verhältniß zum Deutschen Reich von unermeßlichem Werth. Kann uns dieses Reich nicht von Frankreich trennen, dann muß es sich zu einem Schlag rüsten, der uns für lange Zeit wehrlos macht.‘ Da hast Du Rosen. Seine Denkschrift ist dreizehn Jahre jünger als Kuropatkins und handelt von Politik, nicht von Strategie. Einerlei. Sie gehören zusammen. Aus Europa haben wir nichts zu holen. Da mag Deutschland gebieten und seinem Bundesgenossen abgeben, was... Wozu dann

der Krieg? Wenn der Wind aus dieser Ecke bläst, riechts nach Frieden. Und ich räkle mich hier und schwitze Worte aus wie ein Hampelmann Gribojedows. ‚Geistreichthum ist ein Unglück.‘ Noch darf man sich ja zur Familie zählen. Ehe über deren Schicksal gewürfelt wird ... Wie spät? Drei Stunden bis zur Abfahrt. Ich wollte nicht. Jetzt muß ich. Bleib ruhig, Stanja: Dein Vater wickelt sich heraus. Kuropatkin hat Nikas Ohr? Er soll mich hören.“

Posaune.

„Der Kaukasus wird nun sehr wichtig, vielleicht der Hauptschauplatz des Winterkrieges. Und die Einheit politischer und militärischer Leitung wurde erst gesichert, wenn sie sich in einer Person verkörperte. Diese Spitze kann nur der Kaiser sein. Und nach den ungeheuren Anstrengungen muß Deine Gesundheit ...“

„Bemühe Dich nicht! Daß man mir zumuthen könne, der Nachfolger der fleißigen Schranze Woronzow-Daschkow zu werden hatte ich nicht geträumt. Wer sieht voraus, wie er enden wird? Da ich bis vorgestern Oberbefehlshaber aller Streitkräfte zu Land und zu Wasser war, kann ich die Bedeutung der Kaukasus-Armee ermessen. Von 1038 Bataillonen gaben wir ihr 118; ein Siebentel der für Europa bestimmten Reiterei und 56 Geschütze. Wie der Bestand heute ist, werde ich sehen. Aber wir sind ja ganz einig und Dein huldvoller Befehl hat nur meinen Wunsch erfüllt. Auf der Westfront ist fürs Erste nichts zu machen. Von Unsereinem, meine ich. Und Wunder gewährt Gott nur dem Auserkorenen. In meinem Abschiedserlaß an das Heer war ich ganz aufrichtig. Unter den Augen ihres Kaisers werden die Leute noch mehr leisten als je zuvor. Die Empfindung, daß ihr Vater, der höchste Wille ihres Himmels und ihrer Erde, kommandirt, wird sie begeistern, wie am Tag der deutschen Kriegserklärung die Offiziere, die mit Dir vor dem Bilde der Heiligen Mutter von Kasan knieten. Das inbrünstige Schluchzen ist mir noch im Ohr. Der Jubel der Hunderttausend, die selig waren, am Fenster des Winterpalastes den Umriß Deiner Gestalt zu erblicken. In mancher Nacht klang es im Bahnzug wieder auf. Schon ein Jahr. Zweiter August 1914. Erst ein Jahr. Zwischen Fahnen und Degen schienst Du glücklich. Als Führer Deines Heeres wirst Du es sein.“

„Vielleicht; wenn ich wieder eins habe?“

„Was?“

„Ein Heer."

„Jetzt, soll Das heißen, hast Du keins? Nur Trümmer. Durch meine Schuld. Wer hat Dirs eingespien? Aus eigenem Urtheil kommts nicht. Du kennst höchstens Ziffern, nicht das Heer; und könntest ja gar nicht schätzen, was Du sähest. Wer also? Gut. Du hehlst den Namen. Aber sage dem ehrlosen Schurken, daß er lügt wie ..."

„Dein Jähzorn vergißt den Ort und die Zeit. Dieser Ton ist verspätet. Lwow heißt längst wieder Lemberg. Und hier ist nicht Warschau. Ich sprach nicht von Schuld. Ists aber meine, daß die Welt uns zermalmt glaubt, der Feind tief im Land steht und ich ihm kein angriffsfähiges Heer entgegenwerfen kann?"

„Wenn eines Menschen Schuld: Deine."

„Die Siege sind Dir in den Kopf gestiegen. Schlafe den Rausch aus, Onkel Goliath! Wenn Du nüchtern bist, wirst Du Dich schämen; und froh sein, daß Du in Tiflis unsichtbar werden darfst."

„Deine Schuld. Wann hast Du für das Heer gesorgt, auf seinen Athem gehorcht, mit ihm gelebt? Nicht einen Tag lang. Jeden mit Popen, Weibern, Aktenschmierern, frömmelnden Gaunern. Warum nicht? Du wolltest ja Frieden. Warst gewiß, das Tausendjährige Reich einzuläuten. Noch, als in Asien das in Jahrzehnten erworbene Ansehen verzettelt war. Was ‚Dein' Heer hat, empfing es von mir. Während Du Dich ergötztest, arbeitete ich. Nicht fürs Schaufenster. Nicht für Dich. Um eine Lebensspur zu hinterlassen. Mein Vater war der dritte Sohn eines Zaren; und ich habe kein Kind. Etwas, hoffte ich, werde von mir bleiben. Ob meine Arbeit taugte, wird einst der Feind, besiegt oder Sieger, prüfen. Einer, den man zur Truppenbesichtigung schmeicheln mußte wie die Jungfer aufs Sofa, kann mir nicht Richter sein. Hast Du denn jemals auch nur gewußt, was Du wollen mußtest? Doch: Freundschaft mit Frankreich, wenn die Reise nach Paris, mit Deutschland, wenn sie nach Darmstadt ging; saßest Du in Livadia, dann mußten die Hofpudel den Sultan anwedeln. Hundertmal fragte ich Dich: Asien oder Europa? Nach der Antwort mußte auch die innere Politik gerichtet werden. Ist Dir endlich bewußt, warum Japan siegte? Weil für ein Unternehmen, an dem das Schicksal des Reiches hing, nicht die ganze Kraft Rußlands eingesetzt wurde. Deine Schuld!"

„Deine aber, scheint mir, daß sie Dich aus Ostpreußen, Galizien, Polen, Kurland prügelten, ein Millionenheer abfingen, ein

zweites töteten. Oder hatte ich diesmal nicht die ganze Kraft eingesetzt? Sogar den großen Oheim, der mir als Vorbild gezeigt wurde, Rußlands unersetzliches Juwel: Nikolai Nikolajewitsch!"

„Grinse nur, Generalissimus! Das ist, endlich, wieder der käsige Schlingel, der hinter Danilows Rücken Wodka soff wie ein Kutscher. Die Tischkante als Bock, statt der Peitsche schlenkern die Beine und die Lippe glänzt wie eine Butterwoche. Der Nika von Gatschina. Mir lieber als der aufgeputzte, der in Ohnmacht fiel, wenn er Branntwein roch. Also: ich bin geschlagen worden, habe das Heer veraast; und der Allerhöchste Dank vom achten September war nur Mitleidszins. Von Rechtes wegen gebührt solchem Feldherrn ein Tritt in den Hintern und danach die Kugel. Abgemacht. Aber die Gnade Seiner Majestät wird vielleicht einen Fetzen unterthänigen Berichtes hinnehmen. Gegen mich stand die größte Militärmacht der Erde. Daß ich trotzdem bis an die Omet und Alle kam, war keine Kleinigkeit. Njemen- und Narew-Armee sollten gemeinsam operiren. Aber Rennenkampf hatte nur einen Herzenswunsch: Samsonows Unfähigkeit zu erweisen. Und Oberst Miasjhojedow verkaufte uns. Reinwaschen will ich mich nicht. Der Feind war besser geführt und unser Aufklärungdienst jämmerlich. Wir tappten in jede Falle. Und hinter der Front klappte nichts. Daß der Proviant herankam, war noch ein Wunder. Hätte ich der Eisenbahn mehr zugemuthet, wären meine Leute verhungert. Nach den ersten Erfahrungen schrie ich: Pioniere her! Alles, was an Technikern irgendwo zu mobilisiren ist. Geschütze! Bessere Munition! Der Dreck krepirt nicht! Die Milchstraße wurde mir versprochen. In Deutschland, Oesterreich, Ungarn arbeitete das ganze Volk für den Krieg. Ihr lebtet Euren Alltag. Mit Galizien und der Bukowina wars auszuhalten. ‚Wenn Du Czernowitz hast, marschiren die Rumänen, Italien folgt, Griechenland kann nicht zusehen und Bulgarien wird mitgerissen. Dann ists mit der Türkei aus, Oesterreich-Ungarn wird von Ost und West aus überschwemmt und Deutschland muß demüthig um Frieden betteln.' Wars nicht so? Auf unserer Front ist kein Mann aus einem fremden Staat mit uns marschirt. Was Italien an Truppen aus dem Osten abzog, hat Oesterreich nicht merkbar geschwächt. Dessen Widerstandsfähigkeit habt Ihr, hinten, eben auch unterschätzt. Sasonow, Suchomlinow und ihre Leute wimpelten die Zuversicht auf Revolu-

tionen in Oesterreichs Kronländern: nichts. Auf einen neuen, diesmal haltbaren Balkanbund, der sich umkehren und Oesterreich behandeln werde wie der alte 1912 die Türkei: nichts. Die Feinde aber sammelten ihre stärkste Artillerie und schossen uns bei Gorlice das Riesenloch in die Linie. Hat Dein Leibarzt eine Salbe gegen Erdbeben? Wenn Napoleon an meiner Stelle gewesen wäre: gegen solchen Feuerorkan hilft das Genie nicht. Wir mußten zurück. Und jedes Zögern wurde Lebensgefahr."

„Und Warschau? All meine Festungen an Njemen und Narew, Weichsel und Bug? Als Du, endlich, die Nothwendigkeit des Rückzuges eingestandest, habe ich, nach hartem Gewissenskampf, zugestimmt. Wenn es sein muß, bis nach Dwinsk, sagte ich; nicht einen Schritt weiter. Noch da aber mußte ich annehmen, daß der Rückzug den Feind Monate lang aufhalten, zu Einzelgefechten zwingen und hindern werde, vor Wintersanfang in das Herz Rußlands vorzustoßen. Daß alle Festungen geopfert wurden, ..."

„... war nöthig. Jede andere Strategie wäre Wahnsinn gewesen. An Festungen denken! An unsere, die das artilleristische Vermögen des Feindes in Scherben zerschmeißen mußte! Seit dem Dunajec hatten wir, mit dem breiten Loch im Leib, nur eine Sorge: die Flügel vor Umfassung zu bewahren, damit das Centrum nicht eingekesselt werde. So lange ich führte, ists gelungen. Ueber alles Erwarten des Feindes. Wilna habe ich nicht ‚geopfert'. Das blieb Euch; und ich will nur hoffen, daß da nicht schlappes Zaudern eine Armee oder mehr in die Zange liefert. Geht mich ja aber nicht an. Ich habe Dein Heer gerettet; nicht Trümmer, wie Deine Eunuchen winseln. Die Folge des Versuches, sich in einer Festung zu halten, wäre ein ungeheures Sedan geworden."

„Fehler hinter der Front, Verrath, Unzulänglichkeit der Minister: jeder geschlagene Feldherr hat sich damit zu entschuldigen versucht. Du hattest die Macht und die Verantwortung. Suchomlinow war Deine Kreatur. Jeden Führer, dessen Nase Dir plötzlich nicht mehr gefiel, warfest Du hinaus. ‚Großfürstenwirthschaft' nannten sies; und stöhnten über die Schwachheit des Zaren, der nicht derb eingreife. Ich ließ Dich gewähren, weil Du Deiner Sache so sicher warst, Tag und Nacht bei der Arbeit saßest und weil der Bauer, der gemeine Mann Dir vertraute. Gewarnt war ich. Vor Deinen wilden Launen und Deinem Ehrgeiz. Wenn Du auf Ober-

ungarn verzichtetest, vor den Karpathen stehen bliebst, die Stellung in Galizien und die Rückzugslinie vor Einbruch schütztest, ...“

„... dann war Alexejew zufrieden; dann geschah, was er wollte. Der also tutet ins Ohr der Majestät. Sei doch so gnädig, mir zu sagen, ob Michael Wassiliewitsch Alexejew als Unterlieutenant im vorigen Türkenkrieg oder als erfolgloser Armeeführer in der Mandschurei die Weisheit gelöffelt hat. Die Anna, den Stanislaus, den goldenen Ehrendegen mit Diamanten hast Du ihm angehängt; was er jetzt geleistet hat, war anständige Ausführung meiner Befehle. Ein Professor. Kriegsgeschichte kennt er; aber ich habe bis heute nicht gehört, daß er die Japaner schlug. Ein fleißiger Bücherwurm, den die Militärakademien in Moskau und Nikolajew als eine Perle schätzten. Kriegsgeschichte lehren, Siegsgeschichte machen: Zweierlei. Meinen Segen hat er. Seinen ‚Rath‘, nicht in die Karpathen zu klettern, konnte auch Tschechows schmarotzender, klimpernder General dem Onkel Wanja geben. So schlau war noch meine Stiefelsohle. Aber die lieben Verbündeten brauchten ja einen Schnaps; sonst wären sie in Ohnmacht gefallen. Der Choral von der ‚Dampfwalze‘ war das Geländer ihres Muthes; brach es, dann mußten sie mit bekleckertem Unterzeug ins Feuer. Der gute Poincaré brannte auf die Möglichkeit, in dem schön frisirten Akademie-Französisch, das ihm die Herzen und das Bürgerthrönchen gewonnen hat, von der Bedrohung Berlins und Wiens zu reden. Ein Vergnügen war das Karpathenabenteuer nicht. Ein ‚Fehler‘, meinetwegen, auch der zweite Einfall in Ostpreußen, mit zu dünnen Massen, die im Februar, in der Masurenschlacht, der deutsche Teufel holte. Politik, Kleiner! Sobald ich ungarische Erde unter den Füßen hatte, sollte ja Rumänien wie eine Pulvermine aufflammen. Das konnte Oesterreich, mit der italienischen Gefahr auf der anderen Seite, nicht mehr vertragen. Und die Furcht vor einem um Bosnien, Herzegowina, Banat, Nordalbanien vergrößerten, mit Montenegro vereinten Serbien und einem Rumänien, das Transsylvanien und die Bukowina im Bauch hätte, mußte Bulgaren und Griechen gegen die Türken treiben. Da unten wars dann aus. Wir waren nicht mehr blockirt, nicht länger auf das Getröpfel aus Schweden, auf Archangelsk und Wladiwostok angewiesen, konnten unser Getreide und anderen Kram durchs Mittelmeer schicken und bequem alles fürs Heer Nöthige einführen. Der

Tag, an dem Konstantinopel uns zufiel und Zarigrad hieß, machte den russischen Menschen unbesieglich. Russalken habens geträumt; und Suchomlinow hats täglich für den nächsten Morgen versprochen. Der meine Kreatur? Seit der Bursche pariser Reportern vorlog, wir seien erzbereit, und, im Frühjahr 1914, von den Wundern unserer Bahnbauten und Bewaffnung schwafelte, war ich mit ihm fertig. Wochen lang brummte ihm der Schädel von der Retraite, die meine Lunge ihm blies. Ehe ich ihn, mitten aus der Geheimarbeit, wegjagen konnte, stolpertet Ihr in den Krieg. Habe ich nicht tausendmal aufgetrumpft: Unmöglich, vor 1916 halbwegs fertig zu sein? Auch der alte Joffre hats von mir gehört. Peter von Serbien. Jeder. Trotzdem wir, Alle, nicht ahnen konnten, was das Ding sein werde, das noch immer Krieg heißt."

„Lala ... An Umfang und Menschenzahl übersteigt er das Erlebte. Oft genug ist es nun gesagt worden. Mir wird schon übel davon. Doch Krieg ist Krieg. Und in diesem, wie in jedem früheren, kommts auf die Führung an. Daran ist nicht zu rütteln."

„Und deshalb mußtest Du die Führung übernehmen. Versteht sich. Meine war miserabel. Hindenburg, nicht wahr? Ich muß mich wohl noch dafür bedanken, daß Du mir den Namen nicht um die Ohren haust. Meine Zunge wird pelzig, wenn ich ihn ausspreche. Von Darius bis auf Bismarck und Moltke: alle Staatsmänner und Feldherren der Erde haben, zusammen, nicht solchen Ruhm erworben wie dieser eine. Hindenburg! Er kann was. Ob er Genie hat, wird sich zeigen. Gründlich, zäh, schlau ist er; kennt das Handwerk bis in die feinsten Kniffe. Hat ers aber nicht leicht? Die beste Maschine, die je gebaut worden ist; Dutzende fähiger Gruppenführer; das Offiziercorps zehnmal gesiebt und jeder Gemeine so durchgebildet und tüchtig, daß er selbst denken und, wenns nöthig wird, auf eigene Faust handeln kann. Hundert Jahre lang ist die Generalstabsarbeit, fast ohne Pause, mit Dampf getrieben worden. Die Bereitschaftziffer hat unsere Vermuthung hoch überwachsen. Deutsche, Oesterreicher, Ungarn: bis unten civilisirte Leute. Damit in dreizehn Monaten den Rand Rußlands besetzen, ist noch nicht wenig; die großen Brocken aber, die Vergleiche mit Alexander, Caesar, Bonaparte, dem alten Moltke soll man aus der Schnauze lassen. Krieg ist Krieg? Mit dem Hauptschlag, Gorlice-Tarnow, hatte Hindenburg nichts zu thun. Und wären Zehn

seines Kalibers auf unserer Seite gewesen: gegen die Satansmacht dieser Artillerie hätten sie nichts gekonnt. Nichts! Wenn der Feind für einen Tag eine halbe, eine ganze Million Schwergeschosse hat und jeden Centimeter mit Granaten belegen kann, ist Genie kein festerer Schutz als Graben und Stacheldraht. Wie bringen sie diese Stahlmengen an jede Front? Auf den Schienen, die sie längst, für den Kriegsfall, liegen hatten oder nach jedem Vorstoß neu legen; legen können: weil alles Material und Personal auf den Wink wartet. Da Du für Franzosenromane immer Zeit und Lust hast, könntest Du wissen, daß Anatole France, Anarchist und, jetzt, Zarist, vorausgesagt hat, im nächsten Krieg werde die Eisenbahnverwaltung wichtiger sein als die Generalität. Das feindliche Bahnnetz ist ums Dreifache dichter als unseres. Da Dein Alexejew Muße hat, in der Dumaschänke zu lungern und sich bei den Herren Abgeordneten niedlich zu machen, kann er Dir auch herausklauben, wem die Deutschen drei Viertel, mindestens, ihrer Erfolge danken: dem Grafen Schlieffen, der, als Generalstabschef, beschloß, die Schwergeschütze ins Feld mitzunehmen, und diesen Beschluß gegen alle Trägheitbedenken durchsetzte. Er kannte sein Land und fühlte, worin es den Nachbarn überlegen ist. Seitdem wurde der Industriekrieg vorbereitet. Den haben wir jetzt. Unserem Mushik, der noch nie ein Auto gesehen, ein Telephon gehört hat, ist er die Hölle, gegen die man nicht kämpfen, der man höchstens entrennen kann. Drüben sind Hunderttausende, die mit aller Technik und Industrie Bescheid wissen. Die Heeresleitung erhält, auf die Stunde, was sie verlangt: Treibmittel, Stahl, Geschütze jeden Kalibers, Torpedos, Minen, Drähte, Cement, Beton, Kleidung, Futter, — Alles. Wo blieb Englands Verheißung, der Mangel an Salpeter, Kupfer, Baumwolle, Mangan, Gummi, Oel werde Deutschland nach Jahresschluß mürb machen? Wo Frankreichs ‚zerschmetternde Offensive‘, die zwanzig, dreißig deutsche Divisionen von unserer Front abziehen sollte? Ich habe dem Westen Luft geschafft; zwei Drittel der Masse, die auf dem Hals der Franzosen und Engländer lag, sind nach Osten geworfen worden. Nicht mal die dünne Linie, die vor Joffre und French blieb, wurde geschlitzt. Wenn sie krähen, ists immer noch von der Marneschlacht. Würde mich aber nicht wundern, wenn morgen auch sie über meine ‚Fehler‘ gackerten. Die Fehler, die den Deutschen mehr nützten als alle eigenen Siege.

(wir hatten ja auch ein Schock, von Prasznysz bis an die Karpathen), will ich Dir nennen. Erstens: die Lüderlichkeit, womit der Herr Churchill die Dardanellensache vorbereitete. Sie konnten zu Haus bleiben; sich um den Osten nur in Kleinasien kümmern. Daß sie aber, die gerade die Türkei und die Meerengen wie ihre Krämertasche kennen mußten, acht Monate lang sich da unten die Zähne zerbissen, ohne vorwärts zu kommen: diesen Eindruck konnte der verschlagenste Diplomat nicht aus dem Balkan wegschaufeln. Von Smyrna bis an die Donau gelten die Deutschen als Hexenmeister, weil sie das vorgestern von Serben, Griechen, Bulgaren geschlagene Heer so aufzupeitschen vermochten, daß es Engländern und Franzosen widerstand. Zweitens: daß die ruppigen Italiener, als sie endlich marschiren konnten, nicht, statt in den Alpen herumzufeuern, mit ihrer Hauptmacht nach Frankreich gingen, da, spätestens im Juli, einen großen Schlag ermöglichten und einsahen, ihr Weizen könne nur reifen, wenn Deutschland geschlagen sei. Triest und anderes Slawenland zu fordern, war nur frech; saudumm aber, nicht achthunderttausend Mann auf die Westfront zu stellen, wo damit ein Stümper den Durchbruch leisten konnte, und sich für dieses Packet die ‚Erlösung‘ des österreichischen Italienerlandes verbürgen zu lassen. Bei Dir wurde auch nett gepatzt. Diplomaten! Bajazzi. Leckerbissen und getrüffelte Ehebrüche; sonst nichts. Warum der zweideutige Schwatz über Konstantinopel, der das Balkanrindvieh verprellen mußte? Russisch oder international: Genebel war schädlich. Ein Stück Bessarabien wäre für die Rumänen Sakuska gewesen; hätte Appetit gemacht. Nichts kam vom Fleck. Und doch ging das Spiel um den ganzen Einsatz.“

„Für dessen Verlust alle Generale und Minister der vier Länder eher verantwortlich zu machen sind als mein Generalissimus; als der Mann, der dreizehn Monate lang, mit den Machtrechten der ältesten Zaren, das russische Heer führte. Dem ich deshalb den Oberbefehl nicht nehmen durfte. Das sollte diese verspätete Schulstunde mich doch wohl lehren. Vorn Glanz und Herrlichkeit, hinten die Sünde. Saß ich dem Reichsvertheidigungrath vor? Du warst Präsident. Fehlt Geschütz und Munition, ist kein Ersatz für die ausgeschossenen Kanonen, dann wird Dein Schuldbuch noch dicker als Suchomlinows. Daß Du Galizien hattest, nützt mir nicht: weil Dus wieder verlorst. Daß Du in jeder Depesche die ‚deutsche

Schlächtertaktik' schaltest, ändert nichts an der Thatsache, daß sie Dich besiegt hat und daß Du noch mehr Menschen opfertest als der Gegner. Der hat fast ums Dreifache mehr Gefangene als wir von ihm. Was soll ich mit der Litanei? Sie sagt mir nicht, was nun, nach dem Verlust, der Verwüstung meiner Grenzländer, nach der Massenflucht ihrer bettelnden Einwohner geschehen muß."

„Heiliger Andrej, Rußlands Patron! Wer gewöhnt ist, mit Frauenzimmern zu leben, lernt Männersprache niemals verstehen. Hältst mich für den alten Hahn, der wüthet, weil er vom Misthaufen mußte? Quatsch. Ich wollte weg, weil jetzt nichts zu machen ist, und kann als Vicekönig Nieren und Venen pflegen. Keine Angst: ich werde nicht, wie mein armer Vater, mit ,Enthüllungen' und einer Vertheidigungschrift nach Paris wandern. Daß ich der Türkenkopf bin, auf den sie in der Schießbude zielen, ärgert mich gar nicht. In diesem Krieg waren bisher zwei militärisch wichtige Wendungen. Der deutsche Rückzug von der Marne (mehr klug ausgenützter Glückszufall als Verdienst joffrischer Strategie) warf den ganzen berliner Plan um, ließ den Westkrieg in Artillerieduelle und Grabenscharmützel erstarren und zog uns die Hauptmacht des Feindes auf den Hals. Die Losung wurde drüben nun: Erst Rußland, danach Frankreich-England. Vor den Mörsern, Haubitzen, Kanonen, vor dem endlosen Geschoßregen der Deutschen standen wir bald, wie Dein Alexej mit den taschkenter Kadetten vor einem Armeecorps mit modernen Waffen stünde. Ich mußte zurück. Aus unserer Offensive wurde im Mai Defensive. Das war die zweite Wendung. Diesmal: für Deutschland. Deine Hofpedanten hätten gewimmert, man müsse die kostbaren Festungen erhalten. Wie Bennigsen in Tolstois Roman: ,Rußlands ehrwürdige, heilige Hauptstadt darf nicht in die Hand des Feindes fallen.' Denen wäre ich übers Maul gefahren wie Kutusow dem deutschen Papiergeneral: ,Solche Bedenken giebts für ein russisches Herz nicht. Nur das Heer kann das Reich retten. Nehmen wir eine Schlacht an, dann können wir Hauptstadt und Heer verlieren. Deshalb müssen wir zurück.' Genau so wars wieder; und darum habe ich jeder Versuchung zu Theilerfolg widerstanden und das Heer gerettet. Der Entschluß bleibt auf meiner Kappe. Wir sind jetzt in der selben Lage wie Frankreich; ist der vom Feind besetzte Flächenraum bei uns größer, so ists ja auch, schon in Europa, unser Reichs-

umfang. Was nun geschehen muß? Leute ausbilden; Waffen und Munition einkaufen und selbst, in jeder dazu verwendbaren Fabrik, machen; von den Bundesgenossen, die uns noch nicht einen Schritt vorwärts geholfen haben, die Oeffnung der Meerengen fordern; und die Japaner holen. Die wollen nicht? Frankreich soll ihnen Tongking, Anam, Madagaskar geben. Für die Westmächte gehts ja um Leben oder Tod. Und für die gelben Kerle nicht nur um Schantung. Sie müssen einsehen, daß ihrer Ruhe und Vorherrschaft die Schwindsucht droht, wenn wir in Europa geschlagen sind; weil wir dann wieder in Asien aktiv werden und uns für dieses Geschäft mit England, China, Amerika verbünden müßten. Ist die japanische Hauptmacht nicht zu haben, dann, außer dem Kram, den sie uns verkaufen, doch Technikertruppen; der Apparat, der uns fehlt. Wir haben Raum und Zeit. Das Verlorene kommt zurück. Eingebracht hats uns nicht viel; und Polen war halb verloren, als ich ihm, vor einem Jahr, Selbstverwaltung, römische Religion und polnische Sprache zusagte. Wie mit Napoleon wird es nicht. Kein Elend bei Witebsk und keine Flucht aus Smorgon. Die Aehnlichkeit beschränkt sich auf das Motiv: krankhafte Sucht, den Orient zu beherrschen; damals politisch, jetzt wirthschaftlich, in beiden Fällen mit der Willensfront gegen England. Was geschehen muß! Juckt Dich denn Zweifel? Auffüllen, bis wieder, mindestens, sechs Millionen vorstoßen können; mit der besten Waffe, die Amerika und Japan zu liefern vermag. Schicke doch Rosen nach Tokio. Da war er ja schon. Oder brauchst Du ihn hier? Ist dieser Baron etwa auf allen Vieren in die Sonne gekrochen? Der, sammt dem Hasenfuß Kuropatkin, der Eule Kryschanowskij (heißt das Thier nicht Reichssekretär?), dem Damenhof und dessen deutscher Schleppe: da muffelts nach Jammerlappen. Wenn Du auf diese Sippschaft horchst und, jetzt, an Frieden auch nur denkst ..."

„Nun? Laß die Dame aus Deinem Spiel. Seit Anastasia Nikolajewna von Montenegro sich von Georg Maximilianowitsch Romanowskij-Leuchtenberg schied und Deine Frau wurde, scheint die Sorge für die Zukunft der Serben Dir manchmal näher am Herzen als unseres Rußlands Schicksal. Nie habe ichs Dir vorgerückt. Wage nicht, anzudeuten, mein Wille sei durch Frauen bestimmbar und dem Einfluß aus Fremdland offen. Erinnere mich nicht, wie oft Du, hier und im Hauptquartier, schriest, Du werdest mit

dem Heer der Feinde schneller fertig werden als ich mit meinen ‚Hof-Deutschen‘. Von den Hof-Serben, die hinter Stana, Militza, Jelena Petrowna klüngeln, war nie die Rede. Du bist vom Stamm Nikolais; doch schon Dein Vater, der in französische Zeitungen schrieb, hatte keine Ader von dem starken Kaiser; und lehrte Dich nie, daß der Gossudar, der, als Haupt der Kirche und des Reiches, sein Ohr zum Vortrag beamteter Unterthanen herniederneigt, nicht, wie ein Hündchen auf die Stimme des Herrn, auf sie horcht, sondern seinen Entschluß in unergründlicher Seelentiefe wachsen läßt und ihn erst zeigt, wenn die Rinde hart ist. Dein Mund knirscht Namen, deren Träger in der Meinung gar nicht übereinstimmen und mit hundert anderen Mücken um das Licht der Majestät tanzen. Die mein Athem in Finsterniß weht. Denken diese Kleinen an raschen Frieden? Ich nicht. Aber wenn ich dran dächte: hättest Du die Macht, Hinderniß vor das Ziel meines Wunsches zu thürmen? Ist der zerschundene Feldherr und Reichsminderer der Mann, mich vom Thron zu stoßen und nach so blutschändendem Thun im Glanz vor Rußlands frommem Auge zu stehen?“

„Gut einstudirt! Deine feinste Schallplatte. Fast ohne Nebengeschnarr. So saubere Aufnahmen macht sonst nur die Victor-Talking-Machine Co. Wenn man den Trichter nicht sähe, wärs vollkommen. Napoleon lernte bei Talma. Du hättest Schaljapin oder den Burschen, der bei Stanislawskij den Caesar mimt. Mehr Hoheit! Weiter. Auch das Rauchen abgewöhnt? Ich nicht. Rücke, Schlenkerbein; brauchst dann das Allerhöchste Ohr nicht zu bücken. So. Auf der Kante sitzest Du fester als auf der Hoffnung, mit angespitzten Worten mir das Fell zu kratzen. Die Zunft, die nach Frieden angelt, ist im Glauben nicht einig. Wozu auch? Kaiserliche Hoheiten und Juden gehören ihr an. Weiß ich. Kuropatkin, Rosen, Kriwoschein sind süßlich liberal; Kryschanowskij schmeckt der ‚Gesellschaft‘ nach Reaktion. Ein Unterschied für die Dumagalerie. Der Kitt ist die Sehnsucht nach Frieden. Vielleicht kannst Du ihn noch haben. Ohne Landverlust sogar. Weil die Verschlingung von Polen, Ukrainern, Litauern, Letten, Esthen ihre Verdauung stören könnte, weil Rußland ihnen als großes Wirthschaftgebiet unersetzlich ist und sie nicht so dumm sind, in Nordost sich einen neuen Balkan, ein Gekribbel widerhaariger Kleinstaaten zu schaffen, werden sie vielleicht nur eine stärkere Grenze, einen langen

und saftigen Handelsvertrag und ein Bündniß verlangen. Mit beiden Kaiserreichen. Heilige Alliance gegen die gottlosen, außen oder tief innen republikanischen Westmächte (deren Vertragsrecht dann natürlich erlischt). Ein geschickter Unterhändler (Kokowzew und Timiriasew empfehlen sich gewiß schon) wird am Ende auch eine bedingte Oeffnung der Meerengen herauskitzeln. Rußlands Markt, von Odessa bis Wladiwostok, ist einer Industriemacht, die vom Abendland fürs Erste nicht viel zu erwarten hat, so wichtig, daß sie ihn nicht gern selbst zerstücken wird. Bist Du windelweich: noch ist solcher Abschluß nicht unmöglich. Den Deutschen würden wir Hinterland, nach und nach nächste Kolonie; in Schaaren kämen sie, uns Fabrikation, Technik und ihre berühmte ‚Organisation' zu lehren. Allmählich, dünkelt Euch, fräße sie Rußland, das nicht zu überwinden ist, und wäre danach auf dem Gipfel seiner Erdmacht? Dein Schmunzeln wirft mirs zwischen die Zähne. Prophetie ist nicht mein Gewerbe. Du aber, Hühnchen, erlebst diesen Sonnentag nicht als Kaiser. Du bist dann der Schwächling, der zweimal gezwungen wurde, das Schwert zu ziehen, und ders, in Asien und in Europa, wieder einstecken mußte. Dessen Befehl Millionen getötet, verkrüppelt, zu Bettlern verlaust und dem Reich nicht eine Scholle fetter Erde eingebracht hat. Im Dunst solchen Mißtrauens würde das Gold Deiner Krone blind, Kleiner. Und dächtest Du an Abdankung, an das stille Krimbehagen, in das Dein qualmiges Landedelmannsgefühl taugt: auch Dein Junge fände keine Assekuranz. Gottorp hätte verspielt. Der Zungendrescher Miljukow sieht nicht wie ein Cromwell aus. Ob aber nicht ein Pugatschew aufstünde, ein Bauernheer würde (dem Deine Iwanow und Rußkij, die auch nicht vom Schlag Suworows sind, die Straße nicht sperren könnten) und die dunkle Woge vom Don bis in die Newa branden ließe? Wiege Dich nicht in den Traum, daß Dir nach der zweiten Erlahmung der Mushik noch sicher wäre. Die Kongresse der Stadtgemeinden und der Semstwos haben Kriegführung bis in den Tag hellen Sieges gefordert. Unsere wüstesten Jakobiner, Kropotkin und Plechanow, haben in die Welt gebrüllt, Deutschlands Sieg wäre nicht für uns nur, sondern für die ganze Menschheit das größte Unheil, das zu erdenken ist, und müsse mit allen Mitteln, von allen Parteien, deshalb, unter der Fahne des Zaren, gehindert werden. ‚Wir müssen das zarte, dünne Bäumchen un-

serer Civilisation vor der Gefahr schützen, die ihm von der dicken deutschen Eiche droht': in der Reichsduma sprach der feuerrothe Tschkejitse diesen Satz. Bist Du, Gossudar, feiger als solches Gewürm? Meinst Du, Gott und seine breitstirnige Russenmenschheit werde die Totsünde verzeihen? Einmal schienst Du mir fast ein Mann; nur in der Stunde, die den Entschluß gebar, über mich wegzusteigen und an der Spitze eines weichenden Heeres gefährliche Verantwortung auf Dich zu nehmen. Damals rüttelte mich die Frage: War ich ihm ungerecht und ist er dennoch ein Kaiser? Fieberspuk. Irgendeine Schaffnerin hatte den Docht Deines Willens getränkt. Nun ist er verglimmt und der schwarze Rand stinkt nach ranzigem Oel. Schlottern die Knochen wieder? Die Memme käme nicht durch den Winter. Mein Urgroßvater Paul saß im Michaelpalast hinter Wall und Graben: und ist doch von Skarjatins Schärpe erwürgt worden. Nimm Dich zusammen, Nika! Menschen wachsen schnell nach. In fünf Jahren ist keine Lücke mehr. Versprich den Schreiern jede Freiheit, die sie wünschen; gieb ihnen den Gutschkow, den Lwow, meinetwegen die ganze Trudowik-Fraktion als Minister. Aber sei, endlich, Zar. Der Russe will einen Herrn fühlen. Noth ist ihm Gewohnheit. Die verschmerzt er. Niemals die Schmach neuer Niederlage. Komm, Nikita, versprich mir ..."

„Sei Herr und versprich, mir zu gehorchen! Du faselst. Der Sudelrede konnte ich lachen; Honig auf Deiner Lippe ist ekel. So billig, wie Du Dir einbildest, ist der Friede jetzt nicht mehr zu haben. Dafür hast Du gesorgt. Still! Wäre ers: ich möchte ihn nicht. Doch ehrwürdige Männer, begnadete Kinder Gottes ..."

„... empfehlen Dir Friedensschluß? Ehrwürdig und begnadet: die Koppelung kenne ich. Nur von Rasputin redest Du so. Richtig. Noch immer. Pflanze mir den Kerl vors Auge. Er soll mir ins Weiße blicken und die Behauptung wagen, Rußlands Pflicht sei, vor dem Eroberer sich in Staub zu beugen. Thut ers, dann wischt meine Hand die Schäferspur der Buhlschwestern von seiner Backe. Aber er wird nicht. Vor einem Mann sänke das begnadete Herz in den Strumpf. Und an solche Binse klammert sich der jämmerliche Enkel kühner Warjaeger im Sturm."

„Sehnst Dich in neue Niederlage? Gut. Auch dieser Gegner fürchtet Dich nicht. Der Sommer hat die Polster Deines Herosruhmes vermottet. Den Wunsch des lieben Onkels erfülle ich gern.

Dann aber, Statthalter, auf Deinen Posten! Tiflis hat heiße Schwefelquellen. Noch heute. Der Kriegsherr befiehlt."

Perlthor.

„Aus Sibirien bist Du. Vor den Vatersnamen, der einen von Wollust Zerfressenen bezeichnet, hast Du den Schild des Heiligen Gregorij gehängt, daß er Unzucht überleuchte. Du trugst des Bauers Hemd; warst aber nur bei den Mägden fleißig. Ein Ferkel, das mit Seuche gestraft wurde und sie weiterschmatzte. Da hats Prügel gehagelt und Deine Flosse durfte nicht mehr unter den Sarafan. Hast Dich hierher gelungert, im Siechenhaus die Beulen geglättet und in Strolchhöhlen die Ohren aufgesperrt. Weiber, denen Deine Scheunenkünste die entlaufenen Tataren und Mohren ersetzten, wuschen und verdüftelten Dir das Fell und schoben Dich in die Gesellschaft. Als einen Wunderthäter, versteht sich; was ihnen Wonne schuf, durften sie ja nicht laut rühmen. Hier war leichter zu ernten als von dem harten Boden unseres Nordens. Und Du hast Dich flink auf die Höhe geschnuppert. Wo krankes Spatzenvolk im Adlernest hocken darf, kann der Pfuscher sich als Heiligen vermummen. Jeden Tag einen Leckerbissen. Zobel aufgehakt, junges Fleisch aus Seide gewickelt, im Dampf des Taufbades betätschelt. Speise, Trank, Obdach wie ein Knjaes. Das schmeckte dem Lümmel. Dieser oder ein anderer, nach dem Hoffriseur ein Hofbauer: wenn das Fell gescheuert war und die Füße nicht mehr säuerlich schwitzten, brauchte michs nicht zu kümmern. Die Du zu Dirnen machtest, wären es ohne Dich auch geworden. Deshalb stieß ich alle Beschwerde über Dich mit dem Handrücken weg, schickte Kokowzew, der über Dynastiegefahr stöhnte, ins Bett, freute mich, daß die Herren Volksvertreter was zum Sticheln hatten, und spie erst, als unsere Schmeißfliegen summten: ‚Vater Gregorij ist unverwundbar; die Kugel der verlassenen Frau drang tief in seine Brust und er ist dennoch so stark wie zuvor.' Wäre damals nicht Wichtigeres geschehen, dann hätte schon im vorigen Herbst mein Stöckchen mit Deiner Schwarte geredet. So glimpflich ists heute nicht mehr abzumachen. Deine Kundschaft gönnte ich Dir. Nun aber erfrechst Du, Bankert eines räudigen Hundes, Dich, die Pfote ins Reichsgeschäft zu stecken. Was weißt Du davon? Du schleichst herum, riechst an Knoblauch, bis Deine Wimper feucht

wird, und gaukelst den trauernden Gottesknecht und echt russischen Mann. Der schuftigste Verräther bist Du, führst die Sache des Feindes und müßtest von sechs Kosakenpeitschen gestriemt werden, ehe Du vors Standgericht kommst. Bist Du zum Geheimen Rath der Majestät bestellt? Floh alle Scham in die Säue? Sprich; sonst reißt das Stemmeisen meiner Finger Dir die Fresse auf. Woher nahmst Du den Frevelmuth, dem vom Allmächtigen Auserkorenen demüthigen Friedensschluß zu empfehlen?"

„Aus dem Befehl des Kaisers, die Wahrheit meines einfältigen Herzens vor sein Antlitz hinzuspreiten. Aus dem Drang, Rußlands Wunde vor Brand zu schützen. Ein Bauer war ich; und blieb ein sündiger Mensch. Verräther? Deine Seele, Großfürst, hats nie geglaubt; und Deine Zunge kann mir Ehre weder nehmen noch häufen. Immer schritt ich hier wie durch Schneesturm. In Flocken umstiebt mich Argwohn. Von solchem Weg sang mir Warwara nicht. Schwemme, Stall, Acker: Das schien meines Lebens Geschäft. Im Glanz bin ich verdächtig. Eindringling. Abenteurer. Der unreine Geist im Munde des falschen Propheten. Diesem Wüstling, Jenem Machtjäger. Deiner Hoheit ein schlimmerer Spaßkij. Der war im Herbst Alexanders Nikolajewitsch Herr der Kirche, des Kaisers, des Reiches; gebot über den Heiligen Synod, die Sakramente, Gnade und Bann. Nicht ein Quentchen solcher Gewalt habe ich begehrt; nie mich, wie dieser verschmitzte Bauer, mit einer Kutte aufgeputzt. Daß ich den Flimmerkranz der Gaukelei streifte, ist die Schuld Derer, die mich hineinzwängen wollten. Doch an irdischer Macht habe ich nicht zugenommen, seit ich kam. In mir hat der Willensstrom sich vom Schlamm geläutert; sein Lauf ist minder hastig, sein Bett schmaler und der Spiegel manchmal so hell wie eines Bächleins, aus dem Sonne lächelt. Meine Tenne aber ist leer und die Mäuse fänden auf ihr nichts zu nagen."

„Aus dieser Thür konntest Du längst gucken. Die ist Dir nicht verboten. Gut, Bengel. Du hast zwar wie ein Gubernator gelebt, doch nur den Wanst, nicht die Tasche, gemästet. ‚Meine Tenne ist leer': pfiffig ausgedrückt. Und da ich von Dir nichts zu fürchten habe, ists nicht mal Erpressung. Du wolltest was für die alten Tage, hast nichts gerafft und Dich deshalb dem Feind vermiethet. Kein langes Geschacher! Dreifachen Sold: und Du sagst, daß ich Dich weiter sehen gelehrt und von der Unmöglichkeit schwachen Friedensschlusses überzeugt habe."

„Ueberzeuge mich; und spare das Geld für Aermere. Will Dein Zorn aufflackern? Er würde von dürrem Abhang ein einsames Kräutlein wegsengen. Wem zu Nutzen? Weiter mich sehen zu lehren, ist nicht in Deinem Vermögen. Wer aus der Tiefe aufstieg, sah mehr als Einer, den die Sänfte von Gipfel zu Gipfel trug. Dieser hat nie den Abgrund geschaut und meint drum, wie der Spötter, gegen den der Heilige Petros den Warnfinger hob, alles in sechs Schöpfungtagen Entstandene müsse ohne Wandel und ohne Ende währen. Ich aber stand am Born des Erdschlundes und sandte das Auge zu Gottes Thron. In meiner Hand ist der Schlüssel zum Abgrund, in meinem Hirn die Gewißheit nahen Endes, in meiner Seele die Zuversicht auf den neuen Himmel, die neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnen wird. Du trägst den Namen des Bischofs von Myra, der in seiner Gemeinde das reinste Licht war, keusch und liebreich, und sich selbst dennoch täglich mahnte: ‚Deiner Amtswürde, Nikolaos, ziemt edlere Lebenswürde.‘ Niemals eitel in sich vergafft. Aus der Mutterbrust hatte er als Kind kein Tröpfchen gesaugt, wenn Fasttage ...“

„Warte den nächsten ab, Windmacher; und plärre dann neben der Gosse. Wäre mir Sühnung nöthig, ich wüßte, wo sie zu finden ist. Was stammelst Du vom Schlüssel zum Abgrund, von nahem Weltende und neuem Gottesreich der Gerechtigkeit? Mit uraltem Popengequarr windest Du den Hals nicht aus der Klammer. Ewiges magst Du mit Denen erörtern, deren Brust künftige Bischöfe füttern kann. Ich fordere Antwort auf meine Frage: Bist Du bereit, sofort, unzweideutig, zu widerrufen, was Du zum Kaiser über den Vortheil raschen Friedensschlusses sprachest?“

„Auf dem Gutshof des Herrn, dem mein Vater fronte, war ein Winkel, den Alt und Jung die Hölle nannte. Pranger und Richtklotz, Galgen und Rad waren da eingezäunt. Noch aus der Zeit des Leibeigenthumes. Wer vorüber mußte, senkte den Kopf. Nur wir Kinder schielten hin; kletterten wohl auch an dem Zaun empor und besahen das graue Geräth. Der Herr war nicht härter als irgendeiner im Kreis; auf seine Art mitleidig und am Feiertag kein Knicker. Niemals aber lag auf dem Antlitz seiner Knechte Abglanz der Sonne. Unfroh that Jeder die Arbeit; emsig, doch ohne Lust; dem Erntesegen selbst dankten traurige Lieder. Warum, fragte der Herr meinen Vater. Der knittert die Mütze und will nicht reden. Warum? ‚Laß die Hölle verschwinden, Vieledler, und

die Sonne wird scheinen, Dein Volk wie eine Vogelhecke zwitschern und jegliches Korn zehnfach fruchten. Am offenen Grab seines Leibes und seiner Ehre verlernt man das Lachen.' Dem Herrn springt das Blut in die Stirn. Unsinn. Er sei kein Wütherich und habe in drei Jahren nur Einen an den Pranger geschnürt. Der hatte Aergeres verdient. Abschreckung müsse sein; sonst tanzt der Hütejunge auf der Nase des Haushalters. Alter Brauch müsse bleiben. Wer hier von Hölle schwatze, sei gottlos. Wers anderswo besser haben könne, möge sich trollen. Und wer so freche Antwort gebe, solle bedenken, daß die Hölle nicht ohne Teufel ist. ,Von morgen an blanke Augen; abends an dem verschrienen Winkel ein Tanz. Du haftest dafür. Bittest ab oder wanderst vom Hof.' In der Nacht ging Vater mit seinem Bündel. Zu den Holzflößern. Weil er nicht lügen wollte. Ich bin sein Sohn."

„Dem, leider, nicht Höllenangst eingebläut worden ist. Soll ich etwa noch Rösselsprünge mit Dir machen? Dein Vater und Vatersvater mag faulen, wo er verreckt ist. Dich ließ der Selbstherrscher bis an sein Ohr. Sonst wärst Du eine Blattlaus. Vorwärts! Widerruf habe ich von Dir verlangt, nicht Familientratsch oder spitzfindiges Gleichniß. Du hast Dich erdreistet, über Dinge, deren Bedeutung Dein Hohlkopf nie ahnte, vor unseres Kaisers Majestät Meinung auszusprechen und ,Rath' zu rülpsen. Pasholl! Nimmst Dus auf dem selben Fleck zurück?"

„Der Hund frisset wieder, was er gespien hat, und die Sau wälzet sich nach der Schwemme wieder im Koth. Menschen aber, die also thun, hat der Apostel Knechte des Verderbens und Brunnen ohne Wasser geheißen; und wies sie in ewige Finsterniß. Diese sind mir nicht Gefährten. Mir ist wahrhaftige Antwort befohlen worden: und ich gab sie; dem Statthalter unseres Herrn im Himmel und auf der Erde. Noch einmal wird Antwort geheischt: und abermals gebe ich sie, einem Statthalter des Statthalters, in Wahrhaftigkeit. Wo Recht ist, wo Unrecht, wie lange der Feind stärker sein wird, vermag ich nicht zu prüfen. Meines Herzens Auge blickt in das Land. Hörst Du es athmen? Nein. Gestüt und Zierpark war es Euch. Was darauf wuchs, sollte verwendbar oder hübsches Schmuckstück sein; sonst war es werthlos. Seit Jahrhunderten. Und auf Eurem Gutshof durfte die Hölle nicht fehlen. Wie der Herr meines Vaters bist Du; nicht härter als Deinesgleichen, dem Elenden gern gerecht, mit offener Hand, doch ohne Gott. Konntest

Du zwischen den Stahlwänden Deines rollenden Hauptquartiers
schlafen? War nicht hinter den Lidern Blutdunst, im schlummern-
den Ohr noch Geröchel? Millionen schleudertest Du in Tod und
Verkrüppelung, Millionen in Gefangenschaft. Hunderttausende
aus mühsälig erworbenem Besitz. Eltern und Kinder, Frauen
und Bräute verloren mit ihrem Glück noch ihre Nothdurft. Was
in Jahren die Arbeit ganzer Dörfer erkauft hatte, ließest Du in
einer Ecke des Schlachtfeldes; und warfst, wie Pflaumenkerne,
in die nächste das vom Steuerertrag großer Stadtgemeinden er-
handelte Kriegsgeräth. Das Land blutet und ächzt; und über seinen
zerfetzten Leib hin rennt der Bettlerstrom. Meines Herzens Auge
aber sah aufgethan den Tempel des Zeugnisses im Himmel. ‚Und
gingen aus dem Tempel die sieben Engel, die die sieben Plagen
hatten, angethan mit reiner, heller Leinwand und umgürtet ihre
Brüste mit güldenen Gürteln. Und eins der vier Thiere gab den
sieben Engeln sieben güldene Schalen voll vom Zorn Gottes, der
da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und aus dem Tempel hörte
ich eine große Stimme, die sprach zu den sieben Engeln: Gehet
hin und gießet aus den Schalen Gottes Zorn auf die Erde!‘ Aus
diesem Zorn ward eine arge Drüse, ward Blut und Feuer, Ge-
witter und Erdbeben; und Centnerlast hagelte auf die Häupter der
Menschen. Nach solchem Erlebniß soll Dein Geblitz mich schrecken?
Das, sprichst Du, ist der Krieg. Den hat unser Volk gewollt und
siebenmal sieben Plagen werden es nicht hindern, ihn bis in den
Sieg zu führen. Schone die Lunge; der Pope, Kaplan, Rabbi hats
oft gesagt und die Kuhmagd kanns in der trägsten Stunde noch
wiederholen. Hier steht Einer, der nicht daran glaubt. Wille des
Volkes? Das hat eines Morgens gehört, es sei bedroht, sein Kaiser
beleidigt, seine Ehre verpfändet, sein Leben nur durch Gewalt noch
zu sichern. Ehe es der furchtbaren Botschaft nachdenken konnte,
waren die rüstigsten Männer aus dem Haus, der Hütte gescheucht.
Wer nähme Denen den Trost, daß ihr Kampf unvermeidlich, ihre
Sache gerecht ist? Zweifel würde Verzweiflung und bald danach
Ohnmacht. Wurde dem Volk nicht eingehämmert, es werde schnell
siegen und der Kampfpreis alle Opfer überfunkeln? Ihm nicht der
Wahn geschmiedet, daß bis ins Kleinste Alles fertig, bereit, in
Ordnung sei? Tritt vor den Tempel des Zeugnisses. Um ihn sind
die Leichen aus den zwei Kriegen geschichtet, für die kaum der An-
fangsbedarf in Bereitschaft war. In seine Tafeln ist der Trug, lüder-

liche Mißbrauch, Frevel eingegraben, der bis jetzt schon aus dem Dunkel kroch. Hebe im Vorhof die Schwurhand und bekenne Dich dem Weltrichter als den Vollstrecker russischen Volkswillens."

„Der ist der Kaiser. Auf seine Krone, Narr, stülpe das Netz Deiner listigen Rede. Hört er Dich, dann wird Dir nicht Muße bleiben, vom Inhalt der achten Zornesschale mit eingespeicheltem Maul zu erzählen. Dann kannst Du Deinen Schlüssel zum Abgrund brauchen. Von Johannes ist zu Peter und Paul nicht sehr weit."

„Von der Offenbarung in den Kerker: sehr nah. Der Kaiser hat mich gehört; nicht in die Kasematten der Apostelfestung geworfen. Und Dir stehe ich Rede, weil Du sie fordertest; jetzt möchte, der so laut mit seiner Mannheit prahlte, ihr, wie ein verträumtes Mädchen der Rüge, entschlüpfen. Dir ist der Mensch Werkzeug oder Waffe; rechts und links millionenfach zu ersetzen. Gott aber schuf ihn nach seinem Ebenbild, als ein Wesen, das himmelan schaut, und ließ ihm die Wahl, in Sippenenge zu hausen oder sich einen Staat zu bauen. Will Klüglerwitz behaupten, der Mensch des Ostens, der Morgendämmerung sei zum Krieger, zum Eroberer geschaffen? Zögest Du mit Farnen, weil ihrer viele sind, in den Kampf gegen Eichen? Der russische Mensch ist seiner Erde noch nicht fest eingewurzelt. Weil er sich, nach der Tatarenherrschaft, nicht tief in die Scholle gebettet hat, schien er nach Wanderung lüstern. Sein Traum ists, sein Sang; nicht er. Ihr kennt ihn nicht. Mit all Euren Beamten, Priestern, Spähern habt Ihr nie geahnt, was sich diesem Volk entbinden wollte. Nur, in allzu kurzer Vision, der junge Gossudar: da er nach Friedenssicherung trachtete. Auf dem Dank für dieses Streben ruhte gestern noch das Gebälk Eures Hauses. Morgen trägt ers nicht mehr. Ich stieg aus dem Abgrund; für immer. Das Ende ist nah. Nur der Friede kann Rettung verbürgen."

„Nur der Sieg! Was lallst Du wieder von Ende? Der Russe ist Patriot. Er schämt sich, den Feind mit dem Schauspiel innerer Zwietracht zu ergötzen, und vertraut geduldig der Obrigkeit. Er wird nicht ruhen, bis das Verlorene wiedergewonnen ist. Hat er je gezaudert, sein Blut dem Vaterland hinzugeben?"

„Durfte er jemals denn zaudern? Wurde sein Wunsch erfragt? Von einer Hölle peitschten sie ihn in die andere. Patriot war er nie; nicht im Sinn europäischer Vorstellung. Ringsum, im [illegible]lben Reichsverband, fremde Völker, Fremdsplitter mitten im

Leib; drüber ein fremder Wille. Wo das Reich anfängt, wo endet, was drin wohnt, was sein Schoß trägt, weiß er nicht. Heimath ist ihm nur die Gemeinschaft des Glaubens, der Sprache, des Erwerbes. Die Kraft zur Bildung und Erhaltung eines Staates müßte ihm anerzogen werden. Daraus aber wäre Gefahr entstanden. Ihr wolltet im Westen als Beherrscher civilisirter Großmacht umschmeichelt sein und zu Haus die Bequemlichkeit des Orients wahren. Lange schien die Zweiheit möglich; so lange, wie zwischen Volk und Gesellschaft die Mauer stand. Industrie kam: sie wankte. Das erste Jahr des großen Krieges hat sie gestürzt. Brächte das zweite Sieg: sie wäre nicht aufzumörteln. Der Bauer will Land; will aus dem Acker ernten, den sein Schweiß gedüngt hat, und wurde von der Agrarreform nicht satt. Der Balte, Fine, Pole, Jude will das selbe Recht, das der Russe hat; und findet es als Wohnstatt schmal genug. Solche Wünsche, meinet Ihr, flattern auf und ab; ein schlauer Wärter läßt die hungernden ein paar Körner picken und sperrt die ermüdeten in den Käfig. So dachtet Ihr Euch ja auch die Behandlung der Reichsduma. Irrthum eines halb noch fremden Geschlechtes. ‚Wenn die Väter entschlafen sind, bleibt Alles, wie es am Schöpfungtag war.‘ Bliebe es: Jubel hätte die Deutschen in den Grenzbezirken begrüßt. Wovon aber sprachen Geputzte und Abgeschabte, seit Krieg ist? Viel mehr als von Schlachtfelderträgen von seiner Nachwirkung auf Rußlands inneres Leben. ‚Dürfen wir Sieg oder müssen wir Niederlage wünschen?‘ Das war auf der Lippe aller Wachen die Frage; seltsamere gab nie einem Volksheer das Geleit. Antwort sprach das Gelübde: ‚Strahlender Sieg selbst darf nicht zur Stützung der Selbstherrschaft und Bureaukratie mißbraucht werden.‘ Die sind in den Abgrund verurtheilt; und daß auch die neue Probe ihre Leistung als unzulänglich erwies, liefert den Schlüssel in die Hand des Volkes. Dem nun auch die ‚Gesellschaft‘ eingegliedert, eingeblutet ist. In Palästen bangt Mancher vor Straßenaufstand und Kommunaldiktatur. Das wäre Zufallsergebniß. Unwichtig, fürs Erste, sogar, ob der Feind noch ein Bischen tiefer ins Land dringt oder auf der eroberten, befestigten Linie überwintern muß. Rußlands Menschheit will von der Hölle los; nicht an kleinen Putsch oder Parlamentshader die Zeit vertrödeln. Deshalb freut seine Seele sich der Verbrüderung mit den Vormächten des Westens. Sein Haus soll rein werden;

dem Wirth und dem Miether nicht länger Spott und Schande bringen. Schaust Du, Großfürst der Russen, der sein Heer säubern wollte, das Land dieser Verheißung? ‚Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde verging und das Meer zerrann. Und ich hörte eine große Stimme, die sprach: Siehe da die Hütte Gottes bei den Menschen; er wird bei ihnen wohnen, sie werden sein Volk und er selbst wird mit ihnen, wird ihr Gott sein. Und wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und wird weder Tod noch Leid, weder Schmerz noch Geschrei ferner sein. Und einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schalen voll hatten der letzten sieben Plagen, kam zu mir und redete: Ich will Dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes. Und führte mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem. Die hatte die Herrlichkeit Gottes und ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis. Und hatte eine große, hohe Mauer und zwölf Thore. Und Der mit mir redete, hatte ein gülden Rohr, daß er die Stadt messen solle, die Mauer und die Thore. Die Stadt war von lauterem Gold, die Mauer von Jaspis und jedes der zwölf Thore aus einer Perle. Keinen Tempel sah ich in der Stadt; denn der Herr, der allmächtige Gott, und das Lamm ist ihr Tempel. Ihre Thore werden nicht verschlossen und nie wird in ihr Nacht sein. Und wird nicht hineingehen irgendein Gemeines, das da Gräuel und Lüge mitbringt.‘ Recht und Gunst ist dann nicht mehr käuflich. Nirgends ein Büttel, der den Armen anbrüllt, die Jungfrau um die Hüfte faßt, dem Jüdchen erschacherte Rubel abpreßt. Freimüthige Rede erlaubt. Jeder auf seinem Posten verantwortlich. Pranger und Richtblock, Galgen und Rad weggesichelt. Und das Volk vieler Völker zu froher, von Klugheit berathener Nutzung des Bodens, der unerschöpflich reichen Erde vereint. Wozu hülfe uns Sieg? Noch thaten wir beinahe nichts, unser Reich zu erobern. Nur in langem Frieden kann es geschehen. Der heilt die Wunden, beschert dem Darbenden Arbeit und härtet aus jeder Billion bitterer Thränen eine Perle, aus der ein Thor unserer Glaubensfeste geformt werden kann. So sprach ich zu Rußlands erhabenem Vater. Und er hat den Gottesknecht gnädig angehört.“

„Er ist ein Kind, ist . . . Gossudar und Generalissimus.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bad Salzbrunn. Nachdem bereits den verflossenen Winter hindurch die wichtigsten Kureinrichtungen unseres Bades geöffnet waren und den zahlreichen Militär- und Zivilkurgästen zur Verfügung standen, hat die Fürstliche Badeverwaltung sich entschlossen, auch im kommenden Winter den Kurort offenzuhalten. Allen denen, die während des Sommers infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht in der Lage waren, eine Brunnen- und Badekur zu gebrauchen, bietet sich im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen.

Für aussichtsvolle Behandlung in unserem Bade kommen neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht. Besonders bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeitigt.

An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen kohlensauren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Bis zum 23. September 1915 sind in Bad Salzbrunn 5553 Kurgäste, 4889 Durchreisende, zusammen 10 442 Personen, eingetroffen; außerdem wurden 61 039 Tagesbesucher gezählt.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer stets **an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Oktober 1915.

Wird im Osten Licht?

Was der Feind sagt.

Seit Rußland gezwungen ward, aus Galizien zu weichen und den Panzergurt seiner Westgrenze dem deutschen Heer hinzuwerfen, hat der Glaube an den Sieg des Dreibundes (Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Türkei) sich in den Boden des bulgarischen Königshofes eingewurzelt. Den Balkanstaaten schien durch den Drang der Umstände die Linie des Handelns vorgezeichnet: sie durften weder (mit finanziell und industriell eng begrenzten Mitteln) zu früh noch zu spät (wenn die Gelegenheit zu wichtiger Mitwirkung versäumt, das Recht auf einen Beutetheil verzaudert war) in den Europäerkrieg eingreifen; ihr Eingriff mußte in der Stunde beginnen, in der die Entscheidung allen Zweifeln entrückt war und er dem Sieger von morgen noch beträchtlich nützen konnte. Das Nahen dieser Stunde zu erkunden, gebot der Stammestrieb dem vom Bukarester Frieden gekränkten Balkanstaat lauter als jedem anderen. Griechenland und Rumänien konnten sich ihren Besitzstand von beiden Mächtegruppen verbürgen lassen und gewiß sein, daß ihnen nach dem Sieg des Vierbundes Stücke austroungarischen, türkischen, albanischen Landes nicht entgehen würden. Dem von allen Nachbarn gehaßten fino-slawischen Bulgarien genügte Bürgschaft und Versprechen nicht mehr, seit ihm der Glaube an den Sieg des Vierbundes geschwunden war. Nur dieser Sieg sicherte ihm den seit dem Bukarester Frieden serbischen Theil Makedoniens (nicht den griechischen, die Zone Drama-Kawala) und den Rückfall des den Rumänen überlassenen Dobrud-

schaftückes; siegte die andere Mächtegruppe, dann konnte Staatsklugheit ihr empfehlen, die Serben, als ein starkes Bollwerk gegen italischen Vordrang, an die Adria gelangen zu lassen und ihren makedonischen Besitz nicht um Wesentliches zu kleinern. In der Ueberzeugung, daß Rußlands Wehrkraft (auch ohne die erhoffte Umfassung, Vernichtung seines Heeres oder einer Hauptgruppe) geborsten, die deutsche Westfront nicht zu brechen und zurückzuwerfen sei, ist der Entschluß fest geworden, Bulgariens Schicksal an den Dreibund zu schmieden. In den Septembervertrag, der dem Königreich aus der Habe der Türkei, des Erzfeindes von gestern, stattlichen Gebietszuwachs brachte, hakte sich der Vorsatz, die Waffen gegen Serbien zu heben, wenn dem Lande der Karageorgewitsch vom Eisernen Thor her der deutsche Einbruch drohe. Vielleicht wurde die Freude über diesen Erfolg deutscher Kriegerleistung (den der Diplomat und Zufallsmissionar unterstreichen, nicht steigern konnte) in Berlin und auf anderen Preßzinnen früher laut, als nothwendig, als rathsam war. Vielleicht wärs klüger gewesen, bis in den Morgen des deutschen Vorstoßes nach Serbien die Losung auszugeben: „Auf die Hilfe der unsicheren Balkankantonisten rechnen wir nicht; Bulgarien weiß selbst wohl kaum noch, gegen wen es sein Heer mobil macht.“ Der Zipfel des neuen Bundes wurde wie ein Festfähnchen gehißt: und der letzte Schleier sank vom Auge des Feindes. England nahm, nach seiner gemächlich kräftigen Art, die Klarheit als Gewinn und rüstete sich, ohne Hast, zur Abwehr einer Gefahr, die es in seine Rechnung eingestellt hatte (doch, wie andere, wohl unterschätzt). Frankreich schrie zornig auf, als sei unahnbar Verruchtes geschehen; was da, schon in der letzten Septemberwoche, gesagt wurde, ist merkenswerth: weil es Gemüthsstimmung und Willensfarbe erkennen lehrt.

Le Temps: „Die serbischen Krieger sind entschlossen, ihr Blut fürs Vaterland hinzugeben; doch ihr oft bewährter Heldenmuth kann dem vereinten Angriff der Deutschen, Oesterreicher und Bulgaren nicht widerstehen. Ist Serbien vernichtet, dann öffnet sich unseren Feinden der Weg nach Konstantinopel. Warten wir, bis die Bulgaren in Seebien eingebrochen sind, dann kommen wir zu spät und erlangen nicht mehr, was wir brauchen. Die Zeit ist immer gegen Den, der in der günstigen Stunde nicht zu handeln wagt. Weil wir diese Stunde vertrödelt haben, siehts in der Türkei

und in den Balkanstaaten anders aus, als wir wünschen." Herr Jean Herbette (Zögling des Auswärtigen Amtes) in L'Écho de Paris: „Endlich darf man das Ding beim Namen nennen. Bulgarien hat sein Heer mobilisirt; einen Tag danach hat auch Griechenland, um nicht schutzlos zu bleiben, die Mobilmachung beschlossen. Noch dieser Monat (September) kann den Einbruch in Serbien bringen. Die Frist ist kurz? Nicht so kurz, wie man glauben könnte. Wenn ich nicht irre, hat schon im April der Griechenkönig, im Gespräch mit einem französischen Diplomaten, auf die Absicht Bulgariens hingedeutet. Diese Thatsache (der andere zu gesellen wären) vernichtet den Wahn, Bulgarien wäre in unserem Lager, wenn Serbien ihm vor drei, vier Monaten Makedonien überlassen hätte. Das ist ein unverzeihlicher Irrthum. Der König und die Regirung von Bulgarien haben ihren Standpunkt längst gewählt; vielleicht schon vor dem Beginn des Europäerkrieges; jedenfalls vor dem neunundzwanzigsten Mai, dem Tag, da der Vierbund ihnen Makedonien anbot. Hätten sie jetzt dieses Land, also auch den Eisenbahnstrang, der die Zufuhr nach Serbien ermöglicht, dann wären sie viel gefährlicher und könnten noch dreistere Forderung anmelden. Man muß ihnen zeigen, daß sie auf den Vierbund stoßen, wenn sie zum Streich gegen Serbien ausholen. Unsere Fahne muß in Makedonien wehen. Unsere Regirung hat gesagt, sie sei zu Handlung bereit. Der Feind bespäht uns. Frankreich wartet. Wir müssen die Bahn schützen, die uns die einzige brauchbare Verbindung mit Rußland sichert und deren Gleis an mancher Stelle nur durch eine Meile von der bulgarischen Grenze entfernt ist. Frankreichs Volk weiß, daß Griechenlands Haltung nicht durch Versprechen, nur durch die That bestimmt werden kann. Weiß, von welcher ungeheuren Gefahr Rußland, als Anrainer des Schwarzen Meeres, Frankreich, als musulmanische Macht, England, dem Egypten den Verkehr mit Indien schirmt, bedroht wären, wenn Deutschland sich den Weg nach dem Bosporus, den Heiligen Stätten des Islams, dem Suezkanal gebahnt hätte." Senator Pichon (einst Minister der Auswärtigen Angelegenheiten) in Le Petit Journal: „Der Koburger, der in der alten, von den Russen aus dem Osmanenjoch befreiten Türkenprovinz herrscht, hat stets nur seinem Ehrgeiz und seinem Groll gehorcht. Er haßt Griechen und Serben, hat sie 1913 mit Verrätherwaffen ange-

griffen und wüthet, seit dieses Handeln ihn um Gebiete gebracht hat, zu deren Eroberung die Nachbarheere mitgewirkt hatten. Wie er damals die Sache des Balkanbundes verrathen hat, so verräth er nun, da er mit Sack und Pack ins austro-deutsche Lager übergeht, die Sache Rußlands. Wir dürfen nicht länger blind sein und uns in neues Wahngebild verspinnen. Theuer genug haben wir Irrthum bezahlt. Täuschet Euch, um des Himmels willen, nicht noch einmal! Bulgarien ist nicht an die Türkei nur, sondern auch an Deutschland durch eine Militärkonvention gekettet und zu kräftigem Eingriff in den Kampf verpflichtet, der Serbien zerschmettern und den Weg nach Konstantinopel und Egypten öffnen soll. Ferdinand hat seinen Platz im Generalstab des Kaisers. Nicht eine Minute darf noch verloren werden. Serbien, Griechenland, Rumänien müssen wissen, daß wir bereit sind, mit dem ganzen Gewicht unserer Macht die von vier Seiten gefährdeten Balkanvölker zu stützen, die ohne unseren Schutz morgen leibeigen würden. In der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, müßten unsere und Englands Truppen schon auf der Küste stehen, in die der Serbiens Zufuhr sichernde Bahnstrang mündete." (Erst acht Tage danach hat die Truppenlandung begonnen.) Le Matin: „Im Februar 1907 wurde in Wien eine Frau begraben, von der man sagen durfte, sie sei ein großer Staatsmann geworden und eine leidenschaftlich für den Ruhm ihres Vaterlandes wirkende Französin geblieben. Marie Klementine, Prinzessin von Orleans, Witwe eines Prinzen von Sachsen-Koburg und Gotha, hatte aus ihrem vierten Sohn, Ferdinand Maximilian Karl Leopold Maria, den Fürsten von Bulgarien gemacht. Ehe er sich zum ‚Zaren' krönte, starb sie; und nahm den nüchternen Menschenverstand, das Urtheilsvermögen und wohl auch das Glück des allzu zärtlich geliebten Sohnes, des verzogenen Kindes, mit in die Gruft. Ein Franzose, der zur Beisetzung der Tochter des Königs Louis Philippe nach Wien gekommen war und von dem Fürsten empfangen wurde, traf ihn in der Uniform des Elften K. und K. Husarenregimentes, dessen Chef er ist. Ferdinand trug nur österreichische und bulgarische Orden; knöpfte dann aber den Dolman auf und ließ den Gast einen blaßrothen Großcordon sehen. Den, sprach er, ‚trug Louis Philippe; er sollte den Sarg meiner Mutter geleiten'. Der arglose Franzos war erschüttert und fragte sich nicht, ob der

Fürst nicht vielleicht ein paar Minuten zuvor dem Botschafter des Kaisers den Hohen Orden vom Schwarzen Adler gezeigt habe, dessen Band er unter der Weste, noch näher der Haut und dem Herzen, tragen mochte. Die Anekdote malt uns den Mann. Falschheit, verschmitztes Heuchlerthum ist sein Wesen. An der Seite der Völker, die seinen Aufstieg begünstigt haben, konnte Bulgarien nach Konstantinopel gelangen. Durch seine Mächlerei mit den Türken, deren Druck seit Jahrhunderten auf dem Balkan lastet, mit dem entehrten Deutschland und dem verachteten Oesterreich hat es die Sache der Balkanvölker und aller Slawen verrathen. Wagt es sich bis an das Endziel seiner Absicht, dann wird es von der Menschheit geächtet und mordet sich selbst." (Warum dann die Wuth?)

Herr Hervé in La Guerre Sociale: „Wird das kalte Wasser, das die Bulgaren uns über den Kopf gegossen haben, uns endlich aus dem Schlummer aufscheuchen? Werden wir endlich zu verstehen anfangen, daß wir Krieg führen, den grausigsten aller je gesehenen Kriege gegen einen Feind, der uns ekelt, der aber alle Eigenschaften unserer Väter aus der Zeit der Revolution erneut: organisatorisches Vermögen, Entschlußkraft, Kühnheit, Alles, was uns heute zu fehlen scheint? Haben die Deutschen den Plan, auf zwei Wegen, die Jeder kennt, mit starken Streitkräften gegen das kleine Serbenheer vorzurücken? Wollen die Bulgaren diese Gelegenheit nützen, um die Serben von hinten anzugreifen, ihnen den Dolch in den Rücken zu bohren und zugleich ihre einzige Zufuhrstraße, die Eisenbahn Saloniki-Nisch-Belgrad, zu sperren? Wäre der Marsch der Deutschen, Oesterreicher, Bulgaren nach Konstantinopel für uns eine Katastrophe? Ja. Worauf also warten wir, Franzosen, Engländer, Italer? Wir müssen sofort zweihunderttausend Mann nach Saloniki schicken, den Serben Hilfe bringen, unsere Fahne auf der Balkanhalbinsel zeigen, die Griechen und Rumänen ermuthigen. Nicht in drei Monaten, drei Wochen darf die Entscheidung fallen. Heute, am Tag nach Bulgariens Mobilmachungbeschluß, müßten die ersten Regimenter unserer Orientarmee schon seit zwölf Stunden auf dem Weg nach Marseille sein." Herr Dumont-Wilden in Le Matin: „Zar Ferdinand ist ein Enkel, König Albert von Belgien ein Urenkel des Bürger-Königs Louis Philippe; und Beider Väter stammen aus der alten Dynastie Koburg, die oft Europas Throne besetzt hat. Die feine Lebenskunst und der

Geschäftssinn der Orleans, der zähe Wille der Koburger: die Mischung war gut. Im tiefsten Grund aber unterscheiden sich ihre Merkmale im Wesen der beiden Könige. Ferdinands Verschlagenheit bereitet den Zusammenbruch seines Thrones, vielleicht den Untergang seines Reiches vor. Dem belgischen Koburger, dessen listlose Schlichtheit zugleich edelste Geschicklichkeit ist, winkt die herrlichste Zukunft, die dem Haupt eines Kleinstaates jemals beschieden war." Senator Clemencau in L'Homme Enchaîné: „Die Auguren (der Republik) gestatten uns endlich die Erkenntniß, daß König Ferdinand die Maske abgelegt und gegen uns Partei ergriffen hat. Nicht erst seit gestern fragen wir uns, wie lange die Unordnung und Schwachheit, die uns mit Knebelzwang regirt, noch ungestraft die hohen Tugenden ihrer Unfähigkeit entfalten werde. Wenn die Austilgung der Kritik auch die Fehler tilgen könnte, wäre unsere Diplomatie von Erfolg zu Erfolg geschritten. Ists unsere Schuld, daß der Zug nach den Dardanellen nicht gründlicher vorbereitet, nicht in der günstigsten Stunde begonnen wurde? Gedenket Ihr noch des Tages, da wir nur der Kiellinie des ‚Goeben' und des ‚Breslau' zu folgen brauchten, um die Meerengen zu öffnen? Just diesen Tag wählte die Triple-Entente zum Verzicht auf den Befehl über die Türkenflotte, der England, als ein Glückspfand, zugefallen war. Ich möchte nicht mehr sagen. Wenn einst bekannt wird, welche unwahrscheinliche Fehlerfülle, wider den klaren Rath einfachen Menschenverstandes, unsere Verdrängung aus Konstantinopel erwirkt hat, werden die Leute, die uns regiren, wohl nicht unter Lorber ersticken. Ein gewissenloser Monarch, dessen Vertragsbruch nicht minder schnöd war als das deutsche Verbrechen in Belgien, plant, gegen den Willen seines Parlamentes und Landes, eine große Aktion: wozu haben wir Diplomaten, wenn sie die Vorzeichen nicht sehen oder, nach der Erkenntniß, rasch wieder die Augen schließen? Bulgarien mobilisirt? Wahrhaftig: die von Frankreich und England beschützten, mit Strömen russischen Blutes erlösten Bulgaren verbünden sich den Türken, den Metzlern von 1876, um das Brudervolk zu vernichten, dessen einziges Verbrechen ist, daß es sich nicht von der Germanenwoge willig von der Erdkarte wegschwemmen läßt. Gelänge es, den russischen Soldaten, den Befreier, in dichte Fühlung mit dem Bulgaren zu bringen, in dessen Seelengrund

noch die Erinnerung wurzelt, dann könnte ein Funke aufsprühen, aus dem ein Lichtstrahl, ein Wegweiser für das Slawengewissen würde. Diese Andeutung muß genügen. Herr Poincaré war Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, als wir, 1912, die Bulgarenanleihe ablehnten. Herr Poincaré war schon Präsident der Republik, als in Paris ein rumänischer Anleiheversuch scheiterte, den Türken aber Geld geliehen wurde, mit dem sie sich gegen uns waffnen konnten. Solche Fehler rächen sich. Ein Römer hohen Ranges soll neulich gesagt haben: ,Man muß den Serben etwas mehr als Bewunderung bieten.' Etwas mehr: so müßte unser Losungwort lauten. Etwas mehr als die Eroberung, Aufgabe, Wiedereroberung eines Grabenstückes in Kämpfen, deren monatliche Menschenverlustrechnung das Land nicht ahnt, und als gewaltige Vorstöße, die bisher stets mehr gekostet als eingebracht haben. Etwas mehr als die Hemmung der Wahrheit, damit sie nicht allzu hell die Ohnmacht der Männer beleuchte, die im Frieden nichts voraussahen, im Krieg weder verwalten noch regiren konnten. Etwas mehr als die Plakatirung von Reden und Rundschreiben, die man, weil ihnen die Thatsachen widersprechen, nicht zu lesen braucht. Etwas mehr als den Dardanellenstreich nach der eigenartigen ,Vorbereitung' durch die Herren Winston Churchill und Augagneur. Was ist denn nun dieses ,Etwas'? Was müßte geschehen? Ich habe, wie jeder Andere, das Recht, darüber mir eine eigene Meinung zu bilden, doch nicht die Freiheit, sie auszusprechen: weil ich den Lesern die Schwäche und die Stärke unseres diplomatischen und militärischen Zustandes zeigen müßte und weil mich daran die Leute hindern, die alle Gefahr unserer Lage verschuldet haben." Herr Reinach in Le Figaro: „In Sofia steht ein Denkmal des Kaisers Alexander, den die Bulgaren den Zar-Befreier nannten; ich erwarte die Meldung, daß eine fromme Hand es verhüllt habe. König Ferdinand pflegte sich, unter seinen Briefen, den Titel eines ,guten Europäers' zu geben. Noch im März fügte er diese Formel (die Talleyrand liebte) seinem Namen an. Er war der unabhängige Fürst eines freien Volkes; gehört aber wohl zu Denen, die Unabhängigkeit, wie Andere Knechtschaft, als Last empfinden, und legt sich wieder die Halskette des Herzogs von Sachsen-Koburg und Gotha an. Die Bulgaren schienen seit dem zweiten Balkankrieg, dem verbrecherischen Wahn-

sinn ihres Königs, Einiges gelernt und das Erlebniß des Russenkrieges gegen die Türkei nicht ganz vergessen zu haben. Ich möchte ihre Soldaten vor russischen Uniformen sehen. Bulgarien muß an der Seite der Serben sofort den Vierbund finden und vornan das Kriegerkleid und die Fahnen Rußlands erblicken. Rußland hat den bulgarischen Staat geschaffen. Jetzt, in der Stunde russischen Unglückes, öffnet König Ferdinand dem Feinde das Thor. Der alte Gladstone und andere edle Geister des Westens haben Bulgariens Sache geführt; schmerzlich wäre die Erkenntniß, daß ihr Urtheil geirrt hat und daß mit dem einen Mann das ganze Volk zu verdammen ist. Auch nach Konstantinopel aber führt nicht nur ein Weg. Sollte der Koburger in Sofia ausersehen sein, uns aus Irrthum zu lösen und schneller in die Stunde großer Entwickelungen zu helfen, als wir noch hoffen durften?" In dem selben Blatt bejaht Herr Fitz-Maurice die Frage; und verklettert sich bis in den schluchzenden Jubelruf: „Bald vielleicht wird man merken, daß Ferdinand uns einen sehr großen Dienst geleistet hat."

Durch die Wendung, die dem Vierbund gestattet, das fast hoffnunglose Gallipoli-Abenteuer aufzugeben, dessen Gefahrenzone mindestens zu verengen und durch Griechenland sich einen Weg in die Türkei zu bahnen? Diese Möglichkeit dürfte man doch wohl erst rühmen, wenn sie ans Ziel geführt hätte. Im ersten Balkankrieg unseres Jahrhunderts sind die Türken, im zweiten die Bulgaren besiegt worden. Daß Besiegte sich gegen den Sieger verbündet haben, steht auf manchem Blatt der Menschheitgeschichte. Weshalb, dennoch, das zornige Staunen über das turko-bulgarische Bündniß? In Neapel hat Herr Barzilai, Republikaner und Minister des Königs Victor Emanuel, gesagt: „Die Vorschläge des Vierbundes sollten die Ungerechtigkeit des Bukarester Vertrages von Grund aus tilgen, den nationalen Anspruch Bulgariens befriedigen, Serben, Griechen, Rumänen von ihrem Opferaufwand entschädigen, die Eintracht, Freiheit, Unabhängigkeit aller Balkanvölker sichern. Deren verantwortliche Staatsmänner mögen der Lehre alter Geschichte und neuen Erlebnisses gedenken, auf das Strebensziel der Centralmächte schauen und erwägen, wie ihr Schicksal würde, wenn der große Kampf mit dem Sieg dieser Mächte endete." Ein Blick in die Chronik des Balkangedränges ist schon Dem unentbehrlich, der Werdendes im Geiste wägen will.

Am Webstuhl der Zeit.

Vor neunhundert Jahren ritt Basileios der Zweite, der Sohn des Romanos und der schönen Schankwirthstochter Theophano, durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches. Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen, goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden Hand, in der linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt die von Prunkfedern überwehte Krone. Vor dem Roß des Triumphators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Samuel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert entwaffnet und in Ketten gezwungen hatte. Basileios kam vom Parthenon; hatte vor der Rückkehr in seine Residenz der Mutter Gottes Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm Unterthanen nun Dank heischen. Der ward ihm in überreichlicher Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt; nie auch war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Basileios Bulgaroktonos. Der hatte nicht nur die Bulgaren gemetzelt; hatte den Bulgarenstaat getötet, aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen getilgt und das Reich damit von der nächsten Gefahr befreit. „Heil dem Bulgarentöter!" Dieser Dank war verdient. Fast vierhundert Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von Byzanz geängstet. Schon unter Herakleios (dem Basileus der exaltatio sanctae crucis, dessen Andenken die Kirchen der Römer und der Griechen an jedem vierzehnten Septembertag feiern); als diesen großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Awaren und Slawen auch die von der Wolga an die Unterdonau gewanderten Finen hunnischer Herkunft bedrohten, wider deren Ansturm Belisars starkes Schwert fünfundsiebenzig Jahre zuvor die Stadt Konstantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bulgarenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der den Oströmern aus einem Feind einen Bundesgenossen zum Kampf gegen die Awaren wandeln sollte. Kuwrat blieb treu und wurde von dem dankbaren Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Vertrages bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ostroms Boden eine ugro-finische Horde, die aus der Tiefebene Sar-

matiens westwärts gewandert und aus dem Winkel zwischen Donau, Dnjestr und Schwarzem Meer in die Haemusprovinz Moesien vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slawische, awarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den Feind an der Unteren Donau aber nichts auszurichten. Ums Jahr 680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat und zugleich das erste große Gemeinwesen slawischer Zunge. Denn die Hordensprossen unterjochen die Slawenstämme der Nachbarschaft schnell, verschmelzen sich fest den Besiegten, nehmen deren Sprache an und lassen die Herren von Byzanz ahnen, daß nicht nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slawenstammsplitter konnte der Reichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der Finen eine Staatseinheit geschaffen, auf die auch der Tapfere nicht ohne Bangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben des Herakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden gelehrt. Justinian der Zweite (dessen Psychose sich früh in verstiegenem Herrscherwahn, in der schroffen Entlassung bewährter Staatsdiener, in krankhafter Betriebsamkeit und geschmackloser Bauwuth offenbarte und der, während er Alles allein zu machen glaubte, von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde) ist, nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nachfolger Terwel mit einem fino-slawischen Heer auf den Thron zurückgeführt worden. Das that Terwel gewiß nicht des Lohnes und des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; er thats, um das Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht gedeihen konnte. Kaum war Justinian getötet und Philippikos gekrönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos) mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich nur für wenige Jahre geschwächt. Nikephoros verwendet zweimal zwölf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der Hauptschlacht aber von dem Bulgarenkhan Krum besiegt, der seine Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adrianopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus

Lebensgefahr. Sein Erbe Omortag wird bei Mesembria von Leon dem Fünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehorsamer Ruhe verpflichtet. Die Kaiser syrischer Abkunft haben von ihm nicht mehr zu leiden. Erleben nur noch, daß Klemens, ein Schüler des Slawenapostels Methodios, den Khan Boris (der seitdem Michael heißt) tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will nicht länger dulden, daß sein Reich von einem Häuflein byzantinischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich den Magyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben, auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu können. Bei Bulgarophygos schlägt er die Griechen aufs Haupt; überfällt in Bessarabien die Wohnstätten der Magyaren; drängt im Westen bis an die Adria vor; und nennt sich fortan den Zaren der Bulgaren und Selbstherrscher der Romäer. Ein stolzer Titel; doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Makedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, von dem schwachen Oströmerkaiser Konstantin Porphyrogennetos Beiträge zu den Staatskosten. Und der Metropolit der Residenzstadt Preslaw wurde in den Rang des Patriarchen erhoben, dem Griechenpapst in Konstantinopel also im Range gleich. Die staatliche und die kirchliche Selbständigkeit war gesichert; für das fino-slawische Erobererreich der Tag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der verdämmern mußte. Männer vom Schlage Bonapartes vergessen, im Wahn ihrer Gottähnlichkeit, stets, daß auch ihrer Lenden Frucht ein Schwächling sein kann; drum währt ihrer Reiche Herrlichkeit niemals lange. Symeons Sohn Peter muß froh sein, als Byzanz, das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedonischen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand der Kaiserenkelin Maria gewährt. Der Patriarchat wird anerkannt (damit Bulgarien sich nicht etwa der Römerkirche des Westens zuwende); und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf

dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so geschreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren erwirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz; eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt dem Basileus-Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus schwerer Noth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes macht Ostbulgarien und Nordthrakien zu Provinzen des Oströmerreiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der Purpurhülle geschälten Zaren Boris dem Zweiten nur, als ein ohnmächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino-slawischer Selbstherrscher der Romäer thront nicht mehr; und die Kraft des in Makedonien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben ist und General Bardas Skleros zur Rebellion gerufen hat, wagt Westbulgarien den Aufstand. Zar Samuel zieht von seiner Hauptstadt Ochrida nach Thessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des Bekenners Achilleus; setzt in Thrakien, in Hellas selbst seine Herrschaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu erneuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyrrachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zarthum einverleibt und den Serben das Joch aufgezwungen. Doch Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Dreimal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Muth wieder. Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der

Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der Zaren Samuel, Radomir und Wladislaw, die stärkste Bulgarenpartei, der Grundadel, demüthig um Gnade fleht. In Ochrida findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er Basileios Bulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er hat den Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem Schrecken befreit, der fast vier Jahrhunderte lang nun fortwirkt.

Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Historiker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. „Auf langer Siegerbahn ließ er seine Adler hin und her schweben; von der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn: Alles vereinte sich, um aus ihm den Typus seiner Zeit und seines Reiches zu machen. Sein Ziel war: die völlige Einheit des Byzantinerreiches in Europa. Die war nur möglich, wenn Bulgaren und Slawen niedergeworfen waren. Sprachenverwandtschaft hatte diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und so lange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten.“ Wenn dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Erdreisten Verzweifelnder sicher zu sein. Der harte Basileios hats erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche Verfassung des Landes nicht angetastet; Wehr- und Steuerpflicht nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien mit ihrem Kriegerblut den byzantinischen Reichsadel auffrischen. Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang und Prestige, wieder, was es in der Zeit Justinians des Ersten gewesen war, und brauchte vom Haemus her nichts zu fürchten.

Fast zweihundert Jahre später, im Herbst Ostroms, kam es noch einmal zu offenem Konflikt. Isaak Angelos, ein gewissenloser

ing, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein Hamster im Reich. Auf der Balkanhalbinsel lastet der härteste Druck. Nun wird auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben. Denn Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellnische Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der (zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basileus ein Jüngferchen aufs Lager zieht, mag das Volk bluten. Dem aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter und Joannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volkswünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten schleichen durch das von Krämpfen geschüttelte Haemusland und künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft Joannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen, schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der Hunnenerben lebt auf; das letzte in der alten Welt. Zweimal, bei Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis, wird Isaak von den verbündeten Bulgaren, Wlachen und Kumanen besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den die Schwester der Zarin mit ihrem Leibe belohnt. Auf Kalopetros, der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen Rom sich eine Königskrone erlistet (gegen das leichtfertige Versprechen dauernder Union mit Westrom krönt ihn der von Innozenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den makedonischen Aufstand der Landsleute offen unterstützt und den Kaiser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten, was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bulgaroktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er, vor Thessalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios, spra-

chen aufathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Joannes Asen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster, edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und sich mit Fug den in Christo dem Himmelskönig getreuen Selbstherrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschenden Lateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Orthodoxen zum Vormund Balduins des Zweiten machen. Zar Joannes ist bereit und erbietet sich, den Lateinern Thrakien zurückzuerobern. Ein in anderem Glauben Erwachsener als Verweser des von französischen und venezianischen Priestern überschwemmten Reiches? Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaftvertrag und bricht mit Franken und Griechen in Thrakien ein. Bei Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen; und der Hauptheil des Reiches der Angeli fällt den Bulgaren zu. „Ich, Joannes Asen, habe von Adrianopel bis nach Dyrrachion alle Länder erobert: das Land der Griechen, der Albaner und der Serben. Nur die kaiserliche Residenz und die Städte ringsum blieben Besitz der Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten neben mir keinen anderen Zaren und fristeten nach meinem Willen ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein Werk noch auch nur ein Wort. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen." Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tirnowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlor Nordmakedonien und in Bulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen und tapferen Vatazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zog Michael der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das lateinische Kaiserthum des Ostens war genesen. Den Bulgaren, die in Makedonien heimlich wieder das Feuer geschürt hatten, nahm der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte Anchialos und Mesembria; sie konnten ihre Wuth nur an den armen Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan Uros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich

dem Sultan Murad unterwerfen. Der zerstört auf dem Amselfeld mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. Sein Sohn Bajesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo gebietet der Sultan. Konstantinopel ist sein nächstes Ziel. Nach langwierigen, blutigen Kämpfen erst erreicht es ein Onkel Osmans. Im Frühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 die Janitscharen Mohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die Mondsichel. Ist Bulgariens Traum von Freiheit ausgeträumt?

... Vor siebenunddreißig Jahren, am sechsundzwanzigsten Juni 1878, hatte der Berliner Kongreß, der vierzehn Tage zuvor eröffnet worden war, die Erörterung der Ostbalkanfragen so weit gefördert, daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Karatheodory, Launay, Oubril, Odo Russell angehörten) die Ausarbeitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender Generalgouverneur: darüber hatten Großbritanien und Rußland sich schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeichneten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoffnung auf den in der Konvention von Reichstadt verheißenen Balkanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fast kriegerisch klingende Rede, mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte, erleichterte die austro-russische Verständigung über Einzelheiten. Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen seinen Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister angeknurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kronoberstkämmerer des für solche Artigkeit empfänglichen Königs von Bayern in den Kongreß berufen war) sagte: „Der Hund ist noch nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte ers, dann hätte er den Türken gebissen." Makedonien hielt die Vertreter großmächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Balkanherrschaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der Ma-

cedonia prima und secunda, die Kämpfe der Bulgaren, Byzantiner, Serben, Veneter und Türken waren längst vergessen, verschmerzt; und die Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albaner und Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Kosowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand der Kongreß weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan ungefähr so verwaltet werden wie Kreta: also mit gleichem Recht für Christen und Türken. Im Innersten dachten die meisten Delegirten wohl wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Juni offen aussprach, ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleichgiltig und dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Großmächten den Umfang der Konfliktsmöglichkeiten zu schmälern. So wars immer, seit die Türken nach Europa vorgedrungen sind. Rußland, Oesterreich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke; England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unterthanen, um als uninteressirte Zuschauer die Vertheilung der Einflußsphären abwarten zu können; die Balkanslawen trachten nach der Befreiung von der Osmanenherrschaft; Italien möchte die Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken dürfen. Und Jeder betheuert laut, daß er, uneigennützig, nur für den Christenglauben, für der Menschheit heiligste Güter nur fechte.

Brussa war 1326, Gallipoli 1356 türkisch geworden. Nach Murads Siegen bei Adrianopel und auf dem Amselfeld ward es seinem Sohn Bajesid leicht, Bulgarien und die Walachei, Thessalien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Urchans klugem Plan organisirten Heer, mit Janitscharen und Spahis vor die Hauptstadt des Oströmerreiches zu rücken. Doch die Mongolengefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn und Serben, Byzantion zu schonen; erst der zweite Mohammed zog drum als Sieger in Konstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Osmanenreich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich mit der Nichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt, den Titel des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt. Der sollte mit dem Kaiser ein Bündniß schließen, dem Römischen König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppel empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsäliger Werber sei)

und brauchbare Künstler, Baumeister, Bergleute, Handwerker mitbringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für den König Maximilian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kostbaren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Gesandten Georg Delator zurück, und da Oesterreich und Rußland in dem Sultan Bajesid und dem Polenkönig Kasimir gemeinsame Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehnten August 1490 einen Vertrag, dessen kurzer Text lautete: „Nach Gottes Willen und unserem Belieben sind Wir, Iwan, von Gottes Gnaden Herrscher im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow, Jugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem Bruder Maximilian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Lothringen, Steiermark, Kärnthen, übereingekommen, für immer in einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit beizustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jemals Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es Uns: und Wir werden Dir herzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn Wir nach dem Großfürstenthum Kiew und nach anderem jetzt von Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werden Wir es Dir melden: und Du wirst Uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren. Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Jeder dem Anderen zu unverzüglicher Hilfe verpflichtet. Gesandten und Kaufleuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel versehenen, durch Iwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht gegen Frankreich brauchte, sich mit den Polen inzwischen geeinigt hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als die erste austro-russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen sein dürfte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Osmanenstaat, der im Grunde ein politisch organisirtes Heerlager war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die großfürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden ließ. Noch war an Balkanstreit zweier Großmächte nicht zu denken.

Noch beinahe dreihundert Jahre lang nicht. Als Johann

Sobieski Wien von der Türkennoth befreit hatte, kamen aus Leopolds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu den Brüdern Peter und Iwan Alexejewitsch: „Mag es einst wohl schwer für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists leicht. Kämpfet für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. Die Zeit ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein." Ein Locklied; noch sah Europa in den Russen die zur Musulmanenerbschaft Berufenen. Doch Sophiens Günstling Galizyn hat ruhmlos gegen die Türken gekämpft, Peter selbst, der Große, ihnen nichts Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind (unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oesterreich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß. Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen vernichten im Aegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, dem Marmarameer und das Recht zur Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und Kutusow, der Türkei im Frieden von Jassy einen neuen Landfetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vier Kriege Rußlands gegen das Osmanenreich; das auch nach dem Tag von San Stefano aber aufrecht bleibt, weil jede Großmacht fürchtet, bei einer Theilung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.

Bald nach dem Berliner Kongreß wird der Makedonenname, der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt. Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hat Abd ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flüchtlinge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die großherrlichen Reformversprechen nicht eingelöst. Die Agitation der Sarafow und Michailowskij hat eben so wenig Erfolg wie der Bandenkrieg der Jankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich vermitteln; empfehlen, nachdem Lamsdorff in Sofia, Belgrad, Wien verhandelt hat, einen Reformplan, den der Sultan getrost anzunehmen geruht. Die Gendarmerie wird in den Wilajets Salo-

niki, Monastir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zusammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen den Wilajets ungekürzt bleiben; und Hussein Hilmi Pascha wird Generalinspektor. Für die Schreiber giebt es nun Arbeit; für Makedonien aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von Kämpfen zwischen türkischen Truppen und Insurgenten. Die Freischaaren der Komitees arbeiten mit Sprengstoff gegen Eisenbahnen und Dampfer, Bank- und Postgebäude. Noch im selben Jahr bringt der Oktober das mürzsteger Programm: die Autonomie wird geweigert, die Durchführung des Reformplanes aber ernstlich versucht. Hilmi Pascha bleibt Generalinspektor; ein italienischer General wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte das Offiziercorps stellen; Rußland und Oesterreich ernennen Civilagenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die Ruhe kehrt wieder. Die Ruhe des Kirchhofes? In dem Vertrag vom achten April 1904 verpflichtet die Hohe Pforte sich, die wegen politischer Vergehen in den letzten anderthalb Jahren Verurtheilten zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu öffnen; verpflichtet Bulgarien sich, Waffen und Sprengstoffe nicht über die türkische Grenze zu lassen, die Komitees der Schreckensmänner nicht länger zu dulden und flüchtige Rebellen auf Wunsch der Pforte in Haft zu nehmen. Alles sehr schön. Alles, damit Etwas zu geschehen scheine. Nur: in den drei Wilajets ändert sich nichts zum Guten und ihre christlichen Bewohner stöhnen nicht leiser als vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen, sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft aber gequält und, zu höherem Heil des Panhellenismus, in unserem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns nicht bald in die ersehnte Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns in die Rebellenschaar. Die Hellenen berufen sich auf Salisbury, der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Provinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650 000 Griechen gegen 360 000 andere Christen). Wo sie die Mehrheit haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen.

Gegen diesen Tyrannenplan sträubt sich besonders heftig der Bulgare, der in dem Griechen den Finenverächter und Türkenknecht haßt, auf den Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) der Patriarchat. Er beschuldigt Türken und Griechen schädlicher Bundesgenossenschaft, will der Makedonenprovinz ihre alten, natürlichen Grenzen zurückgewinnen und das ungebührliche Vorrecht anderer Stämme abschaffen. Das wollen auch die Serben; „gleiches Recht zu freiem Wettbewerb“: ist ihre Losung. Und auch sie preisen, wie die Bulgaren, Delcassés Balkanprogramm, in dem der anodine Satz prangt: „Nous ne demandons en Macédoine de privilège pour personne, mais une condition tolérable pour tous, à quelque race qu'ils appartiennent.“ Jeder heischt Rechtsgleichheit, findet sich schlechter gestellt und härter bedrängt als den Nachbar; Alle sind unzufrieden. Welchem Volksstamm gebührt in diesem Lande das Vorrecht?

Uns, sagen die Griechen; unsere Ahnen haben Makedonien civilisirt. Seit den Tagen der Xerxes, Philipp, Alexander hat der Gedanke des Hellenismus über diesem Boden geleuchtet und die immer nachwachsende Barbarei überwunden, bis der Türke ihr stählerne Stützen gab. Und selbst er hat, seit der zweite Mohammed in Konstantins Stadt saß, nur die Griechen und ihren Oekumenischen Patriarchen als Mittler zwischen den Herren und der Rajah anerkannt. Erst der Zorn über den Kreteraufstand vom Jahr 1869 hat, leider, die Absplitterung eines Exarchates ermöglicht. Ihr hört bulgarisch, walachisch sprechen? Bauerndialekt, liebe Leute. Bulgaren sind Ackerbauer, Walachen villici; ob sie slawisch oder romanisch reden: diese Dörfler sind Griechen. Und nur uns Hellenen gebührt das Makedonien, das von Albanien und Altserbien gelöst ist, das Land der Trümmerstätten von Amphipolis, Pydna und Pella, wo Alexander geboren ward. Der (antworten die Bulgaren) war ja auch nicht einmal ein Grieche; kam als Eroberer nach Hellas und war dem Attiker Demosthenes der feindliche Fremdling. Was wollt Ihr mit dieser uralten Geschichte beweisen? Die Wohlthat hellenischer Civilisation leugnen wir nicht. Auf Makedonien giebt sie Euch kein besseres Recht, als auf England und Frankreich heute die Enkel der Römer haben, die Gesittung und Wirthschaftkunst nach Britanien und Gallien trugen. Während der Türke unsere Ahnen peinigte, ihre Körper, noch im neun-

zehnten Jahrhundert, foltern und pfählen ließ, habt Ihr, nicht minder grausam, die Seelen dieser frommen Christen gemartert; ihre Liturgie verpönt, ihre Schriften und Weisthümer, den ganzen Bücherschatz des Patriarchates von Tirnowo verbrannt. Wenn uns nicht eine Schaar furchtloser Männer, in Klöstern und Felsschluchten, die Tradition des Stammes und seiner Glaubensbräuche bewahrt, wenn nicht der Mönch Paysios am Athos die Geschichte des slawo-bulgarischen Volkes geschrieben hätte, wäre unser übersinnliches Gemeinempfinden wurzellos. Durch Eure Schuld; Eurer Priester, die den Türken geschmeichelt, uns aber, in Ochrida, Ipek, Tirnowo, überall, grimmiger als Heiden verfolgt haben. In Türkenheeren habt Ihr gegen uns gefochten. Wir haben die Banden gewaffnet, ohne deren wilden Muth die Befreiung des fast schon zertretenen Landes nie gelungen wäre; unser Exarch Josephus durfte sagen, daß er mit seinen Nägeln die Höhlung gegraben habe, deren Born die dürstenden Seelen quickte. Von uns wurden, 1878 und 1912, die Türken geschlagen und tausendfach gehärtetes, durchblutetes Recht bindet unseren jungen Staat an das alte Makedonien, das schon im zehnten Jahrhundert unserem Zaren Symeon unterthan war. Im vierzehnten aber (rufen die Serben) von dem größeren Stephan Duschan erobert wurde. Serben kämpften und fielen auf dem Amselfeld. Serben waren die Herren Makedoniens, als die Türken einbrachen: müssens also wieder werden, wenn der Islam nach Asien zurückgewandert ist. Nicht nur in Altserbien, sondern in allen makedonischen Wilajets sind die meisten Slawen vom Serbenstamm; weil sie mit Feuer und Schwert albanisirt, islamisirt worden sind und mancher Schwarm sich, im Vertrauen auf Bulgariens Befreierkraft, bulgarisirt hat, springt diese Wahrheit nicht in des Betrachters Auge. Wir Serben sind in Makedonien die Mehrheit und müssen mindestens den Theil fordern, der uns die Freiheit des an die aegaeische Küste führenden Weges sichert. In diesem Stimmengeschwirr hört man die Walachen, die unter türkischer Herrschaft gebliebenen Rumänen, kaum noch. Auch sie aber haben oft ihren Rechtsanspruch auf Makedonien betont, das, von Aemilius Paulus, dem Ueberwinder des Perseus, bis auf Justinian, lateinisch sprach und wo noch im dreizehnten Jahrhundert ein rumänischer Fürst gebot. Der Hader schien bisher nicht zu schlichten. Am neunzehnten Februar 1878

sagte Bismarck im Reichstag: „Nach Kieperts Karten, den besten, die ich kenne, geht die Grenze der bulgarischen Nationalität, ziemlich unvermischt, im Westen bis dicht über Saloniki herunter und im Osten, mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen, bis gegen das Schwarze Meer hin.“ Fast alle westeuropäischen Forscher (die einzigen nicht von nationaler Eigensucht geblendeten) haben die Slawen Makedoniens den Bulgaren zugezählt. Als Herr Pinon vor acht Jahren aus dem Wardarthal heimkam, schrieb er: „Slawen, Griechen, Türken, Albaner, Walachen haben sich so oft vermischt, daß die einzelne Nationalität nicht mehr leicht festzustellen ist. Man findet Griechen, die Bulgarides, und Bulgaren, die Grekow heißen. Slawen, deren Väter (oder die selbst noch) Griechisch sprachen, nennen sich jetzt Bulgaren und lehren ihre Kinder nur die bulgarische Sprache. Walachen, die sich, wie ihre Eltern, für Griechen hielten, wollen nun Rumänen sein. Im Wilajet Monastir wissen Tausende nicht, ob sie Bulgaren oder Serben sind. Ich sah dort einen Handelsmann, der als Albaner geboren, dann Bulgare, später Grieche geworden war und jetzt Rumäne ist. Wo es Geld zu verdienen gab, war er; und wie dieser Schlaukopf hats Mancher gemacht.“ Griechenland hat dann Saloniki besetzt (das es, als Herr über viele gute Häfen, nicht brauchte) und, mit anderen Hauptorten, das Tabakeden Kawala erworben; und Serbien heischte die Aenderung des Bündnißvertrages (vom Februar 1912), der die Bezirke Köprülü, Monastir, Ochrida, Prilep den Bulgaren zusprach und Dibra, Gostiwar, Kumanowo, Tetowo neutralisiren wollte, bis der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland das Schicksal dieser Zone bestimmt habe. Mit dem Waffengeklirr sind die Heldenlieder, von Alexander, Symeon, Duschan, verhallt und von den Ideologismen war nicht mehr viel zu sehen. Jeder wollte den Beutetheil des aesopischen Löwen erraffen.

Fast immer (der Rückblick hats wieder gelehrt) nahte dem Oströmerreich, dem üppigen und dem welken Leib seiner Erben gefährliches Fieber, wenn sich Bulgariens Ungeduld regte. Tot schien es, als Staat vernichtet: und erstand, nach vierhundert Jahren, jung und stark aus der Gruft. Seine Fürsten glitten von allzu steilem Pfad in Klüfte: die Kraft des in langem Elend mitleidiger Herzensmilde entwöhnten Volkes wurde nicht morsch, das Finenblut niemals träg. Bauernland, in dem nur noch spärliche Bleibsel des

Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind; die Willensrichtung wird von der Masse der kleinen Besitzer (fünf bis acht Hektar) bestimmt und der Wucher wie Beelzebub befehdet. Bulgarien war, ehe Osman den Griechen Karadschahissar nahm und von Kleinasien her die Palaeologen bedrohte; allen Gewalten zum Trotz will sichs erhalten. Rußland hat es aus Unterthänigkeit und Zerrissenheit gerettet (und eine Viertelmillion seiner Menschen dafür geopfert). England hat es, seit den Regententagen des Battenbergers, gegen den Retter aufgehetzt, mit dem Schreckbild russischer Satrapie geängstet, nach Makedonien gewiesen. (Noch in diesem Herbst steifte sich, den Griechen zu Leid, in Manchester ein Gelehrtenkongreß in den Beschluß, die Makedonen als einen Ast des Bulgarenstammes anzuerkennen.) Weil der in San Stefano auferstandene Staat von Russen und Briten eifersüchtig umspäht wurde, hielt Bismarck sich ihm fern. „Die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren. Rußlands Freundschaft ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden, die wir bei uns im Land haben. Auf dem Berliner Kongreß waren wir Alle der Meinung, daß in Bulgarien der vorwiegende Einfluß Rußland zufalle solle. Bis 1885 hat es denn auch in Bulgarien geherrscht, den Fürsten, die Kriegsminister, einen großen Theil der Offiziere ernannt. Durch den Staatsstreich, den Abfall von Rußland ist ein faktisches Verhältniß entstanden, das wir mit den Waffen der Gewalt zu ändern keinen Beruf haben, das aber die Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Haus gebracht hat, doch theoretisch nicht schmälern kann. Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist kein Objekt von hinreichender Größe, um dafür Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann." So spricht Bismarck 1888. Noch 1890 stemmt er sich gegen den Wunsch der Kaiserin Friedrich, eine Tochter dem Alexander Battenberg zu verloben (der seit dem September 1886 nicht mehr Fürst von Bulgarien, dem Reussenzaren aber noch ein Aergerniß ist.) Und zwei Jahre danach schreibt er: „Die traditionelle russische Politik, die sich theils auf Glaubens-, theils auf Blutsverwandtschaft gründet, der Ge-

danke, die Rumänen, die Bulgaren, die griechischen, gelegentlich auch die römisch-katholischen Serben, die, unter verschiedenen Namen, zu beiden Seiten der österreichisch-ungarischen Grenze vorkommen, von dem türkischen Joch zu ‚befreien‘ und dadurch an Rußland zu fesseln, hat sich nicht bewährt. Alle diese Stämme haben Rußlands Hilfe zur Befreiung von den Türken bereitwillig angenommen, aber, nachdem sie frei geworden, keine Neigung gezeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen. Befreite Völker sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll; und ich denke mir, daß die russische Politik in der heutigen realistischen Zeit mehr technisch als schwunghaft vorgehen wird in Behandlung der orientalischen Fragen. Gelingt es, einen festen Verschluß des Bosporus durch Geschütz- und Torpedoanlagen zu erreichen, so ist die Südküste Rußlands noch besser geschützt als die baltische, der die überlegenen englisch-französischen Flotten im Krimkrieg nicht viel anzuhaben vermochten.“ Jetzt sind England, Frankreich, Italien Rußlands Freunde, denen es gern das Schwarze Meer öffnen würde. Und gegen diesen Vierbund und die zwei Serbenstaaten ist den drei Kaisern aus Habsburgs, Hohenzollerns, Osmans Haus der Fürst verbündet, der sich seit dem fünften Oktober 1908 den Zaren der Bulgaren (also auch der makedonischen) nennt. Der Enkel des Bürger-Königs trägt die Krone, die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward, und ist, drei Jahre nach seinem Aufruf zum Kreuzzug wider die Türken, des Sultans Waffenbruder. Basileios, Symeon, Samuel leben als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand, der sie an dem Islam rächen zu wollen schien, der die letzten Zeichen türkischer Oberhoheit wie Binsen brach und im Prunk der Oströmerkaiser abgebildet ward, schärft das Schwert, das Mohammeds Europäererbe wahren soll. Grund, zu staunen? Der Bulgarenkhan Kuwrat war der in Gehorsam starke Arm des Herakleios von Byzanz. Der dritte Zar Iwan dem Oesterreicher Maximilian gegen Polen verbündet. Grimmiger hatten kaum jemals Staaten einander gehaßt als Oesterreich und die Türkei, Oesterreich und Ungarn, Oesterreich und Preußen. Nun fechten sie in der selben Front. „Die im Geschrei der Unfruchtbarkeit war, ist im sechsten Monat jetzt schwanger. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ So sprach Gabriel, der Engel des Herrn, zu Josephs jungfräulicher Ehegenossin.

Morgen.

Als Graf Victor Kotschubej aus dem Diplomatendienst schied, empfahl er dem Zaren Alexander die Erhaltung der Türkei, deren Schwachheit und schlechte Verwaltung unersetzliche Pfänder ruhiger Nachbarschaft seien. Dieser Meinung, die auch Montesquieus war, hat der Geschichtschreiber Solowjew widersprochen. „Ein schwacher Staat ist nicht immer der bequemste Nachbar: denn jeder starke will ihn beherrschen, keiner ihn einem anderen als Einflußgebiet, Mündel, Werkzeug gönnen. Daraus entsteht leicht Streit. Ist ein Krieg zur Erhaltung der Türkei nicht gefährlicher als einer, der sie zerstücken soll?“ Metternich hat die Warnung des moskauer Wahrheitsuchers nicht mehr gehört. Auch ihm schien eine schwache Türkei der unschädlichste Nachbar („eine sicherere Grenze als jedes Meer“); er wollte sie nicht stärken, sträubte sich aber auch gegen die Werbung der Rajahvölker, besonders der Serben, und ließ seinen Folgern die Pflicht, Oesterreichs Horizont in Südost aufzuhellen, als die schwerste im dicken Sorgenbündel. Der erste Zar Nikolai mußte den Wunsch bestatten, Serbien, Bulgarien, Moldau und Walachei an sich zu reißen, in Konstantinopel „als Statthalter Europas“ zu thronen, und sich dem Trug des Satzes entknüpfen: „Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs identisch.“ Da er zur Bändigung der Magyaren mitgewirkt hatte, befahl er, eine Medaille zu prägen, auf der Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische Wappen schirmt. Als den Schmied österreichischer Einheit durfte sein Kanzler Nesselrode ihn feiern. In dem selben Jubelfestbericht auch als „den treusten Bundesgenossen und die festeste Stütze der Türkei“. Drei Jahre vor dem Krimkrieg, der ihn, endlich, den Abstand russischer von wiener Orientpolitik sehen lehrt und an dessen Ausgang Rußlands europäische Uebermacht schrumpft. Für eine Weile „stützen“ nun Andere den Staat des Khalifen; wer ihn verengen will, empfiehlt ihm Reformen. Nach den fünf Königreichen splittert Bosnien, Libyen, Albanien, fast auch schon Thrakien von der Mondsichel ab; und mählich nistet der Glaube sich ein, nur in Asien könne die Türkei genesen und der Vormundschaft wieder ledig werden. Dort ist ihr alter Kraftquell, ihr ergiebigster Menschenschacht, ihre größte und sicherste Einkunft, ihr Land an Umfang beinahe der Hälfte Europas gleich. Jetzt ist sie Kämpfer, nicht

Beute, im Europäerkrieg; und hat Gefährten, die sie stärken wollen: weil liebenswürdige Schwachheit ihnen nicht nützen könnte. Auch Bulgarien darf, wenn es sich dem Vierbund, den Griechen, Rumänen, Südslawen verfeindet, nicht wünschen, daß am Marmarameer ein Kranker Mann hause. Trotzdem es Makedonien, das Land zwischen Pindus und Wardarthal, für sich heischt. Aeltere, wildere Feindschaft als von den Serben dräut ihm aus Hellas. Dem Griechen sind, nach dem Willen des Patriarchates, die der Bulgarenkirche Anhangenden Schismatiker; scheint die Gleichheit des Priesterkleides Schmach. Wenn der bulgarische Erzbischof (vor dem Balkankrieg) nach Saloniki kam, verrammelte jeder Grieche die Wohnstatt und den Bazar und durch leere Straßen fuhr, wie ein gefürchteter Eroberer, der Kirchenfürst in den Konak. „Angst lähmt Alles. Die Bulgaren leben in der Voraussicht einer Griechenverschwörung; die Griechen zittern vor Brandstiftung und Plünderung. Im Abenddunkel fühlt Jeder staunend, daß er noch lebt. In Monastir wüthet der Schrecken noch schlimmer. Lazaristen haben aus Saloniki gemeldet, ein ganzes Stadtviertel brenne. Der Menge genügt solche Gräuelkunde noch nicht; Einbildnervermögen ergänzt sie: Türken und Bulgaren haben die Stadt mit Petroleum besprengt und danach angezündet. Wie von einem Scheiterhaufen lodert die Flamme. Niemand zweifelt. Gewiß ists die Folge des Berats, den der Erzbischof gebracht hat. Der Anblick der langen Pergamentrolle mit den rothen, grünen, schwarzen Schriftzeichen hitzte die Griechen in Zorn; und die Bulgaren lechzten nach Rache. So kanns auch in Monastir werden. Schon rüsten sich manche Griechen zur Flucht." Herr Victor Bérard, der diese Sätze schrieb, erzählt (in seinem guten Buch „La Turquie et l'Hellénisme contemporain") auch eine minder düstere, nicht minder lehrreiche Mär. Er rastet in einer Mühle und wärmt sich am Fichtenholzfeuer, während der Müller das Gerstenbrot im Wasser des Flüßchens weicht. Er heißt Janko; dreißig Jahre: und kennt schon die Hälfte der islamischen Welt. Der Kaiserlichen Tabakregie, deren Kawaß er war, entlief er aus Konstantinopel, weil er einem Juden unterstellt werden sollte. Er spricht ein Asiatengriechisch; stammelt Türkisch, Arabisch, Armenisch; ist an der albano-makedonischen Grenze geboren, Musulman, bewundert Frankreich und schwärmt für Griechenland. Seine Kinder werden kaum von Athenern, gar nicht von

Moraiten zu unterscheiden sein. Die Griechen, spricht er, ‚müßten in Albanien ein Söldnerheer werben. Das würde sich leicht rekrutiren; sogar Musulmanen würden ihm zuströmen. Die Griechen zahlen ja jeden Monatslohn pünktlich; die Türken, leider, keinen. Mit diesem Heer könnte der Grieche den Bulgaren furchtlos erwarten. Kommt Griechenland eines Tages hierher, dann laufen die Beys und die Agas wohl weg, wie die thessalischen einst, und Jeder erhält ein Ackerstückchen. Diese ganze Ebene, Häuser und Felder, gehört den Beys von Gortscha. Ist Das Gerechtigkeit?‘ Ein Müller aus Briainitz, Albaner seines Stammes, Musulman seines Glaubens, harrt hier getrost auf das Nahen des Hellenismus!“ Und jeder Hellene des Tages, der seinem Volk die alte Pracht heiteren Griechenfrühlings zurückbringt. Unzerstörbar ist der Fels dieses Glaubens. „Denn Hellas ist der Gedanke, unsterblich wie er und von Gewalt nicht ins Joch zu zwingen. Perser, Römer, Barbaren haben auf diesem Boden geherrscht, Normannen, Türken, Veneter kamen und gingen: und der Gedanke wuchs in höhere Kraft, die Rasse erhielt sich und jedes Jahrhundert gebar, von Themistokles bis auf Kanaris, einen neuen Helden. Währt die Herrschaft der Türken noch so lange fort, folgen ihnen die Bulgaren, läßt der Russe seine Kosakenbanden auf die Levante los, meißelt Oesterreich seine Siegesadler an die Thore von Saloniki: der Kampf des Gedankens gegen rohe Gewalt ist ewig; und da der Gedanke ohne Ermatten neue Völker in Hellenen umschmilzt, kann die Rasse niemals vergehen. Wohl funkeln auch der Gewalt Tage hellen Triumphes: Xerxes lagert auf der Akropolis. Doch diese Tage hat die gerechte Vorsehung gezählt; und was gilt die kurze Spanne einer Elendszeit Dem, der Ewigkeit vor sich hat? Wir Griechen haben Schlimmeres heruntergeschluckt!“ Dieser Geist wilder Frommheit, der deutlicher als die Sprache an die Heimath ehrwürdiger Tragik (und Hystero-Ekstase) erinnert, schüttelt auch in Makedonien heute noch seinen Speer. Der würde das derbe Bauernfell Bulgariens schinden, wenn ers unverhüllt, unbehütet fände. Das geweitete Königreich wird kräftige Freunde und willige Nachbarn brauchen.

Und welche Frucht verheißt die neue Blutaussaat den Deutschen? Ihr hörtet die Feinde murren und pfauchen. Sie wissen, was diesem Kampfplatz entkeimen kann, und wüthen, leis oder laut,

weil ihre Landpfleger ihn nicht früher bestellten. (Jauchzet, Germanen! Ephialtes, der dem Heer des Xerxes, über den Kallidromos, in den Thermopylenpaß half, ist auf Euren Fluren nicht heimisch. Ein Halbjahr lang wurde der Orientkriegsplan bis ins Kleinste erörtert: und dem Feind nicht verrathen. Der täuscht sich selbst und Andere heute noch über Wesentliches und wird erst im Weinmonat die rechte Ehrfurcht vor deutscher Thatkraft und Tüchtigkeit lernen.) War Zweifel möglich? Mußte das vom Ozean abgesperrte Reich nicht, sobald seine Ostfront sich glättete, trachten, den letzten Strang zu zerstören, der Rußland den Westmächten verbindet, die Türken aus sacht nahender Mangelsgefahr zu lösen und sich ins Aegaeische, ins Schwarze Meer den Weg zu bahnen? Hätte die feindliche Heeresleitung, die solchen Plan, den nothwendigsten, nie vorbedacht hat, nicht schimpfliche Strafe verdient?

„Ich will Menschen und Vieh, Vögel des Himmels und Fische im Meer wegnehmen; ja: ich will die Menschen aus dem Lande reuten. Der Herr hat ein Schlachtopfer zubereitet und seine Gäste dazu geladen. Und am Tag dieses Schlachtopfers will ich heimsuchen die Fürsten und des Königs Kinder und Alle, die ein fremdes Kleid tragen. Zur selbigen Zeit wird sich ein laut Geschrei erheben von dem Fischthor her, ein Geheul von dem anderen Theil der Stadt und ein großer Jammer von den Hügeln. Heulet, die Ihr in der Mühle wohnt: denn das ganze Krämervolk ist dahin und Alle, die Geld sammeln, sind ausgerodet. Zur selbigen Zeit will ich Jerusalem mit Leuchten durchsuchen und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen und sprechen in ihrem Herzen: Der Herr wird weder Gutes noch Böses thun. Und sollen ihre Güter zum Raub werden und ihre Häuser zur Wüste. Sie werden Häuser bauen und nicht drinnen wohnen; sie werden Weinberge pflanzen und dennoch keinen Wein davon trinken. Des Herrn großer Tag ist ganz nah; wenn das Gerücht von ihm kommt, alsdann werden die Starken bitterlich schreien. Denn dieser Tag ist ein Tag des Grimmes, der Trübsal und Angst, des Wetters und Ungestüms, der Nebel und Finsterniß; ein Tag der Posaune und Drommete wider die festen Städte und hohen Schlösser. Ich will den Leuten bang machen, daß sie umhergehen sollen wie die Blinden: darum, daß sie wider den Herrn gesündigt haben. Ihr Blut soll vergossen werden, als wäre es Staub, und ihr Leib, als

wäre es Koth. Ihr Silber und Gold wird sie am Tag des Zornes nicht erretten. Sammelt Euch und kommet her, Ihr feindsäliges Volk, ehe denn des Herrn grimmiger Zorn über Euch komme. Ich habe das Schmähen Moabs und das Lästern der Kinder Ammons gehört. Wohlan: weil sie mein Volk schmähten, soll Moab wie Sodom, sollen die Kinder Ammons wie Gomorra werden, wahrlich, wie ein Nesselstrauch, eine Salzgrube und ewige Wüstenei. Auch Ninive wird öde und dürr sein und drinnen sich lagern allerlei Gethier zu Haufen; Rohrdommeln und Igel werden in ihren Säulenknäufen wohnen und in den Fenstern singen. Das ist die fröhliche Stadt, die einst so sicher wohnte und sprach in ihrem Herzen: Ich bins und keiner mehr. Wie ist sie so wüst worden, daß die Thiere drin wohnen! Und wer vorüber gehet, pfeifet sie an und klappet mit der Hand über sie. Alsdann aber will ich den Völkern reine Lippen geben, daß sie sollen des Herrn Namen anrufen und einträchtiglich, alle, ihm dienen.“ (Gottes Wort zu Zephanja.)

Reine Lippen und Eintracht den Völkern: den Tag des Zornes heilige diese Bitte. Wieder wird junges Blut verströmen, edle Mannheit in Krüppelqual zerfetzt werden. Daß sich danach die Schlachtopfer nicht neu häufen, ist des ungeheuren Aufwandes Zweck. Nicht, wie geschmäht wird, das tapfere Serbenvolk zu zerstampfen; dazu wäre die Uebermacht dreier Heere nicht nöthig. In Ost lockert, zwischen Sereth und Düna, sich kein Stein in der Mauer. In West hat der jähe, von Erfolgsucht, noch nicht von Bereitschaft empfohlene Vorstoß grausen Verlust erwirkt und Zehntausende muthiger Männer in die Pein dumpfer Unfreiheit geschleudert, doch die deutsche Erzfront nirgends tief gefurcht. Die Kriegerschaar, die Menschheit langt inbrünstig nach Entscheidung. In Südost kann sie werden. So lange die Hoffnung auf Konstantinopel glimmt, wird Rußland, Britanien, Frankreich sich kaum in Verhandlung mit dem als stärker Erwiesenen bequemen. Ruhen in Serbien, wie in Belgien, die Waffen, ist Rußland von den Verbündeten fast völlig getrennt, ohne Ausgang nach Südosteuropa, in Wirthschaft und Rüstung auf Archangelsk und Wladiwostok beschränkt, ist einem deutschen Heer das Amt des Meerengenpförtners zugefallen und die Straße nach Suez offen: vielleicht spricht, schüchtern, dann wieder, mit reiner Lippe, Vernunft von weiser Menschenachtung; und aus Blutdunstdämmern wird Morgenröthe.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Oktober 1915.

Die Sternenwage.

Antworten.

Ob ich, Herr Professor, über die Behandlung Ihrer in Serbien gefangenen Landsleute Glaubwürdiges erkundet habe? Ich stand nie mit irgendeinem Serben in Verkehr; hatte also nicht die Gelegenheit zu privater Erkundung und bin, wie Sie, auf die veröffentlichten Berichte angewiesen. Die des Herrn Du Bochet und des Fräuleins Sturzenegger stimmen im Wesentlichen überein und dürfen deshalb als glaubwürdig gelten. Die Schweizerin hat zehn Monate in Serbien gelebt, eine Lazaretabtheilung geleitet, täglich mit den Gefangenen, kranken und gesunden, verkehrt und die meisten Lagerplätze photographirt. Belgrad war schon Ende 1914 durch die wiederholte Beschießung unwohnlich geworden; in der halb zerstörten, fast unbefestigten Stadt, dicht an der Grenze, konnte man die Gefangenen nicht unterbringen. Und in der kleinen Provinzialstadt Nisch den nöthigen Raum (auch für Verwundete und Flüchtlinge) zu schaffen, war „eine Riesenarbeit für Serbien“. Dennoch war sie nach einer kurzen Weile bewältigt und für die siebenundfünfzigtausend Oesterreicher und Ungarn, darunter siebenhundert Offiziere, alles Nothwendige in Bereitschaft. (Diese Ziffern nannte Fräulein Sturzenegger im Juni; andere Berichte sprachen von siebenzigtausend Gefangenen.) Die große, moderne Reiterkaserne und ähnliche Gebäude wurden den Gefangenen eingeräumt. Vom ersten Tag an erhielt jeder Mann alltäglich ein ganzes Brot und Speck; bald danach, als die erbeuteten Feld-

küchen in Vollbetrieb waren, eine gute Suppe, Fleisch, Gemüse, Brot, Thee. „Sie erholten sich rasch von ihren Anstrengungen und sahen kräftig aus. Den Tag verbrachten sie im Freien (ohne Zaun). Tausende fanden, gegen kleinen Entgelt, Arbeit: in Krankenhaus und Küche, auf Straßen und Feldern, als Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Klempner, Schuster, Maler, Elektriker, Schreiber, Uebersetzer. Niemand aber wurde zu Arbeit gezwungen." Die Zeit der Kälte und des Typhus war hart. „Das gesammte österreichische Sanitätpersonal, das die Aufsicht über die Lager hatte, erkrankte. Alle aber, Aerzte und Offiziere, wurden wieder gesund. Ich sorgte für sie, kümmerte mich aber auch um die Mannschaft, sah, was ihr, trotz der österreichischen Aufsicht, fehlte, und berichtete darüber an die zuständige Instanz. Dort fand ich Gehör; man bewilligte neuen Kredit, stellte, sobald das Wetter es erlaubte, in gesunder Luft, vor der Stadt, große Baracken und Riesenzelte (mit Betten, die eben so gut wie meins waren) auf. Unter dem Elend, das besonders um die Februarmitte fühlbar war, litten die Serben und freien Ausländer, auch wir Schweizer, nicht minder als die Gefangenen. Im Frühjahr, nach dem Erlöschen der Seuche, sahen sie wieder so frisch und munter aus wie zuvor. Am Wenigsten hatten die gefangenen Offiziere zu leiden. Sie bewohnen, im schönsten Stadttheil, die helle, saubere Kaserne, deren Vierflügelbau in einem großen Park fast versteckt ist, und haben ein breites Feld als Spielplatz; bei gutem Wetter sieht man sie da von früh bis spät beim Sport." Große, hübsche, von den Insassen bemalte und geschmückte Zimmer. Lesesaal (in dem auch deutsche Bücher liegen). Bühne, Klavier. „Die Offiziere sind nach Stämmen gesondert. Jeder Stamm hat seine Küche und kann nach der Heimathgewohnheit leben." Allen steht ein Kasino offen. Gemeinsame Spazirgänge werden von Zeit zu Zeit gestattet. „Mir kam das Ganze vor wie ein großes Sanatorium. Ich glaube nicht, daß Gefangene es irgendwo auf der Welt so schön haben wie in Serbien. Mein Kompliment dem menschenfreundlichen Kommandanten Obersten Popowitsch." Wir wollen hoffen, daß Ihre Landsleute nun, von der vordrängenden Armee Mackensen, befreit werden; ihr Bericht kann vielleicht die Versöhnung der allzu lange verzankten Nachbarn beschleunigen und zur Beruhigung Bosniens mitwirken.

Nicht minder als Sie, der liebe Kinder in den Vereinigten Staaten leben, freue ich mich, wenn unser Verhältniß zu Amerika sich nicht unheilbar vergiftet. Pein macht Ihnen, wie vielen Deutschen, noch immer die amerikanische Waffenlieferung; und Sie fragen, ob dagegen denn gar nichts zu thun sei. Die Frage lehrt, daß Sie im Dust und Wust alltäglicher Nachrichtenhäufung die Note (Wilson-Lansing) übersehen haben, die in den letzten Augusttagen aus Washington nach Wien ging und deren Hauptsätze bündige Antwort geben. „Die Kaiserliche und Königliche Regirung scheint zu meinen, ein neutraler Staat sei verpflichtet, die Vortheile, die einer Krieg führenden Macht als Folge der Seeherrschaft zufallen, durch die Hemmung des Handelsaustausches mit ihr zu tilgen. Wenn diese Meinung berechtigt wäre, müßte sie nicht nur für Waffen und Munition, sondern für Banngüter aller Art gelten. Der Seebeherrscher kann reich an Waffen und Munition, arm aber an Nähr- und Kleidstoffen sein; weil er sie nur auf dem Handelsweg erlangen könnte, müßten, nach dem nun verkündeten Grundsatz, neutrale Staaten die Ausfuhr solcher Stoffe verbieten. Und müßte, was für die Uebermacht zu See gilt, nicht auch für den auf dem Festland Uebermächtigen Recht sein? Die behauptete Pflicht zu gleicher Wägung würde dann bedingen, daß nicht der völlig Gerüstete, sondern nur der in unzulänglichem Umfang für den Seekrieg Vorbereitete aus neutralen Ländern Waffen und Munition beziehen dürfe. Oesterreich-Ungarn und (besonders) das Deutsche Reich haben Jahre lang auf der ganzen Erde, besonders oft an Krieg führende Mächte, ihren Ueberschuß an Waffen und Munition verkauft und niemals den Grundsatz gefordert oder angewandt, der jetzt gelten soll. Während des Burenkrieges waren die verbündeten südafrikanischen Republiken Transvaal und Oranje, denen englische Geschwaderpatrouillen die Waffeneinfuhr sperrten, ungefähr in derselben Lage wie jetzt die verbündeten Kaiserreiche. Trotzdem, trotz der Handelssperre, unter der eine Kampfpartei litt, verkaufte Deutschland der andern Partei, dem Britenreich, Explosivstoffe, Pulver, Patronen, Kanonen, Waffen, Hunderttausende von Kilos; und Oesterreich-Ungarn schloß sich, mit kleineren Mengen, an. Wenn die Kaiserreiche damals diesen Handel, als mit dem Geist redlicher Neutralität unvereinbar, abgelehnt hätten, wäre der jetzt geforderte Grundsatz auf wuchtigere Logik zu

stützen. Im Krimkrieg, im italo-türkischen, in den Balkankriegen haben die Kämpfenden aus Preußen, Oesterreich-Ungarn, Deutschland Waffen und Munition gekauft. Solcher Verkauf schien den Centralmächten also unter allen Umständen erlaubt. Die Märkte der Vereinigten Staaten sind allen Kämpfern offen und werden, im Bereich der Regirungmacht, allen offen bleiben, obwohl die Umstände Oesterreich-Ungarn (und Deutschland) hindern, bei uns zu kaufen. Aber auch Erwägungen der Praxis haben uns, vom ersten Lebenstag der Republik an, gezwungen, für den freien, uneingeschränkten Handel mit Waffen, Munition, Kriegsgeräth einzutreten. Die Politik der Vereinigten Staaten war nie so, daß sie in den Entschluß trieb, in Friedenszeit zur Abwehr eines starken, gut bewaffneten Feindes sich zu rüsten. Denn wir wollten mit allen Völkern in Frieden leben und den Schein der Friedensbedrohung (durch Heer und Flotte) meiden. Wenn uns nun ein starker Feind angegriffen hätte, wären wir zunächst, mindestens, in arge Verlegenheit gerathen: unsere Rüstung war unzureichend; sollten wir dann gehindert werden, das zur Landesvertheidigung Nöthige zu kaufen? Wir haben stets auf das Recht gebaut und mit der Möglichkeit gerechnet, Waffen und Munition aus neutralen Ländern zu erwerben. Heischen wir dieses Recht, so dürfen wirs Anderen nicht weigern. Ein Volk, das seine Politik auf Gerechtigkeit und internationale Verträge gründet, müßte, wenn ihm nach Kriegsausbruch der Waffenweltmarkt gesperrt würde, das Opfer des Angreifers werden, der sich in Friedenszeit für einen Eroberkrieg bis ins Kleinste gerüstet hätte. Wird den Neutralen der Waffenverkauf an Kämpfer verboten, dann muß jedes Volk in jeder Stunde solche Vorräthe von Waffen, Munition, Kriegsgeräth haben und herzustellen im Stande sein, daß es, zu Land und zu See, auch bei längster Kriegsdauer damit auskommen kann. Nach der Annahme dieser Pflichtlehre würde jedes Land ein verschanztes Heerlager; und wäre dann nicht nur zu Angriffsabwehr bereit, sondern auch leicht verleitet, seinen Anspruch mit Gewalt durchzusetzen, statt Vernunft und Gerechtigkeit dafür zeugen zu lassen. Wer dem immer zum Krieg Gerüsteten dadurch Vorrechte giebt, daß er dessen Gegnern den Waffenbezug aus neutralen Ländern verbietet, Der begünstigt den Militarismus und erschwert den internationalen Frieden: die ersehnte Herrschaft von Recht

und Gerechtigkeit im Völkerverkehr. Die Haager Konvention bestimmt ausdrücklich, ‚daß ein neutraler Staat nicht verpflichtet ist, die Ausfuhr von Kriegscontrebande zu hindern'. Der einzige Grund, der ihn zu Abweichung von dieser Regel treiben könnte, ist: die Wahrung seiner eigenen Rechte. Ob und wann solche Wahrung nothwendig wird, hat der Neutrale, nicht eine Krieg führende Macht, zu entscheiden; er, nicht sie, weiß, was der Schutz seiner Interessen erfordet. Die Behauptung, alle Völkerrechtslehrer eine das Urtheil, daß Waffenausfuhr mit Neutralität unvereinbar ist, müssen wir, nach gründlicher Prüfung, für irrig und haltlos erklären. Noch nicht ein Fünftel der befragten ansehnlichen Männer ist für ein unbedingtes Ausfuhrverbot; und selbst in dieser Minderheit bezeugen die meisten Stimmen, daß der Völkerrechtsbrauch für uns spricht. Die Rechtsgrundsätze und die Sitte des Völkerverkehres, die Sicherheit der Vereinigten Staaten und anderer schwach gerüsteten Länder, die Gefahr der Steigerung aller Wehrlasten, der Wunsch, internationale Schwierigkeit mit freundlichen Mitteln zu schlichten, sogar die Neutralitätpflicht selbst: jede gerechte Erwägung wehrt sich gegen das Streben, den Kämpfern in Kriegszeit den Bezug von Waffen, Munition und Geräth aus neutralen Ländern zu verbieten." Die Antwort ist unzweideutig; die Berufung auf internationales Vertragsrecht und deutschen Vorgang unverwerfbar. Deutschland ist zu stark, um über die Waffnung seiner Feinde zu flennen; und zu klug, um ohne unausweichlichen Nothzwang sich einen jungen Erdtheil zu verfeinden, der sein Handeln und Weigern berechtigtem Interesse anpaßt.

Was Italiens Schicksal sein werde, möchten Sie wissen? Vielleicht kennen große und kleine Propheten es bis auf das Tüpfelchen. Das Auge unbegnadet Sterblicher erblickt als die Folge des blutigen, ungeheuer schwierigen und fast fruchtlosen Sommer- und Herbstfeldzuges den Umsturz des Staatsgemäuers. Schlimmer als die Enttäuschung Italiens (das wohl morgen gern leidlichen Frieden schlösse) ist die seiner Westgenossen (die auf ihrer Front bisher vergebens seinen Beistand erwartet haben). Lächelt Fortuna nicht spät noch dem Vierbund, dann bleibt dem dritten Victor Emanuel kaum Anderes als freiwillige Abdankung. Nach ihm? Ein unbescholtener Savoyer (Wunsch der Bourgeoisie) oder

(Wunsch des Proletariates) die Sintfluth einer Revolution. Herr Giovanni Giolitti holt schon zum Streich aus. „Wenn das Werk der Salandra und Sonnino mißlänge und er laut davor gewarnt hätte, würde er vielleicht der erste Präsident der Italerrepublik.“ Ins letzte Maiheft schrieb ich, als Italien in Wien (nicht in Berlin) Krieg angesagt hatte, diesen Satz. Ob aus Vermuthung Gewißheit wird? Gedulden Sie sich noch ein paar Wochen lang. Im November sollen die von Italiens Volk Abgeordneten wieder den Monte Citorio erklettern. Dann wird das Balkangewölk sich wohl verzogen haben; und für den vom alten Dreibund abtrünnigen Staat graue oder röthliche Morgendämmerung werden.

Die Griechen.

Weil Hellas war, konnte römische Geistesmacht einst in lenzliche Schönheit erblühen. Weil das neue Rom in den Europäerkrieg eingriff, wurde in diesem Krieg die Stellung der Erben von Hellas streitig. Wer sie verstehen will, muß das Werden ihres Staatswesens, als einer Britenschöpfung, besonnen haben; der in Klarheit Strebende sich zu mühsäligem Umweg entschließen. Die Orientgeschichte der Jahrzehnte zwischen Bonaparte und Bismarck ist fast völlig vergessen; sie jetzt, da in Ost neue Machternte reifen will, Stück vor Stück ins Gedächtniß zurückzurufen, befiehlt dem nicht nach Blindheit Sehnsüchtigen ernste Pflicht.

Unter dem Protokol, das die Griechen vom Türkenjoch befreit und nur noch verpflichtet, den Sultan als Schutzherrn anzuerkennen, stehen die Namen Nesselrode und Wellington. Doch ists das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbstmord wieder Leiter der internationalen Politik geworden war und in Reden und Trinksprüchen nun dem Erdball das kostbare Gut der Freiheit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evangelium nicht horcht, mag sich hüten: England kann den Schlauch des Aiolos öffnen und schließen, die Gewalten der Revolution entfesseln und binden. Daß der Minister des jungen Zaren Nikolai Pawlowitsch, der die Griechen Rebellen und Barbaren gescholten hatte, überredet werden konnte, seinen Namen unter dieses Protokol zu setzen, scheint zunächst unfaßbar. Der Londoner Vertrag vom sechsten Juli 1827 bringt noch schlimmere Ueberraschung. England, Frankreich, Rußland verpflichten sich, den

griechisch-türkischen Krieg zu enden und einen selbständigen Hellenenstaat zu schaffen, der dem Sultan nur noch Tribut zu zahlen habe. Metternich wüthet, Gentz tobt und sein Günstling Anton Prokesch-Osten erklärt, dieser Vertrag sei die Pandorabüchse, die der unter dem Locknamen Liberalismus umherschleichende Teufel der Unordnung in die Welt gebracht habe. Im Westen aber wird Cannings Werk bejubelt (sein letztes: vier Wochen nach dem Vertragsabschluß starb er). Gegen den neuen (lächerlichen und doch gefährlichen) Dreibund dünkt den wiener Staatskanzler jedes Mittel erlaubt. Er läßt in London, Paris, Petersburg freundliche Zustimmung andeuten und zugleich in Konstantinopel zu hartnäckigem Widerstand hetzen. Dieses Doppelspiel wird früh durchschaut und Nikolai schreibt an seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm den Dritten: „In meinen Händen sind die dokumentarischen Beweise dafür, daß wir (ich sage: wir) von dem wiener Ministerium schändlich verrathen sind. Ich will gern glauben, daß Kaiser Franz der Sache fremd ist, bin sogar davon überzeugt. Welcher Zustand aber, wenn ein Minister seinen Herrn bis zu solchem Grade zu betrügen wagt!“ Friedrich Wilhelm möchte vermitteln. Den Vertrag nicht unterschreiben, wenn Oesterreich ihn verwirft. Er redet dem Schwiegersohn ins Gewissen und überhäuft den Fürsten Metternich in Teplitz mit Huldbeweisen. Die Orientfrage wird am berliner Hof zum Erisapfel. Der Kronprinz schwankt; wills weder mit dem Schwager noch mit dem wiener Götzen verderben. Sein Bruder Wilhelm ist für die Griechen, für den neuen Dreibund; und mit ihm fühlen in der Armee, am Hof, in der Diplomatie die besten Köpfe. Darf eine aus Asiaten und Afrikanern gefügte Heidenschaar auf europäischem Boden ein Christenvolk metzeln? Und müssen wir Erben fritzischen Ruhmes in alle Ewigkeit unter Oesterreichs Vormundschaft bleiben? So ist die Stimmung. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn melden sich zum Eintritt in das Griechenheer. Als man gar hört, wie schlecht es in der Verwaltung, im Heer, in den Finanzen Oesterreichs aussieht, und klar erkennt, daß Metternich die Ausrodung des Griechenstammes ersehnt, siegt die Europäerpartei und Graf Christian Günther von Bernstorff, der Minister des Auswärtigen (und, wie schon seine Stellung zu den Karlsbader Beschlüssen zeigt, gewiß kein Liberaler), schreibt den Gesandten: „Obgleich unser

Hof weder an dem Londoner Vertrag mitgewirkt hat noch ihm beigetreten ist, billigt er doch ohne Rückhalt dessen Grundsätze und Ziele.“ Inzwischen ist, weil Ibrahim Pascha, trotz dem Protest der drei verbündeten Großmächte, auf Morea weitermordet, bei Navarino die Türkenflotte von den drei Admiralen vernichtet worden. Höhnisch fragt Nesselrode: „Was wird unser Freund Metternich zu diesem Triumph der Gewalt über die Vorurtheile der Grundsätze sagen?“ Laut sagt Der nichts; hofft aber, dieser Sieg werde den Dreibund rasch lockern: und behält endlich wieder einmal Recht. Rußland Herr auf dem Schwarzen Meer, auf dem Weg nach dem Balkan, den kein Halbmondgeschwader ihm fortan sperren kann? Dieser Wandlung soll England sich freuen? Lieber paktirts mit Metternich. Wellington tritt an die Spitze eines Torykabinets, der Britenkönig nennt in seiner Thronrede die Schlacht von Navarino ein untoward event und die Türkei fordert Rußland zum Kampf heraus. Europäischer Krieg? Fast sieht es aus, als müsse gegen die franko-russische morgen eine austro-britische Koalition waffnen. Fraglich scheint nur noch, was Preußen thun wird. Für die Orientinteressen Oesterreichs, dessen schlechte Rüstung dem berliner Hof kein Geheimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich Rußland verfeinden oder mit Nikolai gehen und den Deutschen Bund sprengen? Preußen muß wünschen, daß der Orientkrieg lokal begrenzt bleibe und nicht lange währe. Als der Zar mit seiner Frau nach Berlin kommt (wo er als Hellenenbefreier vom Volk bejubelt, von der Universität mit einer griechischen Hymne begrüßt wird), mahnt Friedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden zu schließen. Diebitsch hat die Türken geschlagen, Silistria ist gefallen, Paskiewitsch auf dem Weg nach Trapezunt: die russische Waffenehre strahlt in neuem Glanz. Aber die Fortsetzung des Krieges ist immerhin schwierig und ein anständiger Friedensschluß muß den Russen willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen Pforte als unparteiisch; ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kanns nur durch Preußen geschehen. Friedrich Wilhelm schickt seinen Generalstabschef Müffling nach Konstantinopel. In welchem Zustande der gelehrteste Vorgänger Moltkes die Stadt des Khalifen fand, hat Treitschke erzählt. „Der Sultan war ohne Heer; denn die Wuth der rechtgläubigen Osmanen in der Hauptstadt richtete sich zunächst gegen ihn, der durch seine frevelhaften neuen

Gesetze die Strafe Allahs auf das Reich herabgerufen habe; der mächtige Anhang der aufgelösten Janitscharen murrte laut. Umsonst ließ Mahmud die grüne Fahne des Propheten durch die Straßen tragen. Niemand wollte dem heiligen Feldzeichen zum Glaubenskrieg folgen. Die Rekruten aus Asien wurden, an Kamele gebunden, in die Hauptstadt geschleppt. Eine englische Fregatte lag an der Serailspitze, um den Großherrn nach Asien hinüberzuführen, und draußen vor dem Eingang des Hellesponts sammelte sich eine englische Flotte, bereit zur Einfahrt, falls die Russen gegen die alten Mauern der Komnenen heranrückten. Die Gefahr war furchtbar. Das Diplomatische Corps begrüßte den preußischen General wie einen Retter." Dem gelingt auch wirklich, den Sultan zur Abordnung von Bevollmächtigten zu überreden. Und fünf Wochen nach Müfflings Ankunft ist in Adrianopel der Friede unterzeichnet. Die Hohe Pforte erklärt ihren Beitritt zum Londoner Vertrag; der Bosporus wird den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet; Rußland darf erst jetzt auf die Erfüllung der in den Verträgen von Bukarest und Akkerman von der Türkei übernommenen Pflichten rechnen und seine Schiffe durch die Dardanerstraße schicken; erhält das Donaudelta, Grenzplätze am Kaukasus und eine Kriegsentschädigung, deren Stundung die Hohe Pforte mit Willfährigkeit erkaufen muß; außerdem ein Patronatsrecht über die befreiten Donaufürstenthümer. Und Griechenland ist frei; hängt nicht mehr vom Sultansgebot ab. Den Henker Ibrahim Pascha hat schon der französische Marschall Maison aus dem Peloponnes vertrieben. Jetzt ist die Freiheit besiegelt: Hellas hat der Pforte Tribut zu zahlen, bekommt aber einen christlichen König. Knirschend blickt Metternich auf Preußens Erfolg. Der Sultan nennt Friedrich Wilhelm seinen großherzigen Freund und die russischen Offiziere bitten Müffling, den redlichen König von Preußen ihrer Dankbarkeit zu versichern. Dem fiel im Gratulantengedräng vielleicht das Wort Fritzens ein: „Wenn die Russen die Türken schlagen, darf Unsereins nur von einem Sieg der Einäugigen über die Blinden reden."

Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kann keinen Briten freuen. Wellington und Metternich begegnen einander in dem Wunsch, den Russen die Beute zu schmälern. Europa, nicht die petersburger Regirung allein, soll den Besitzstand der

Türkei verbürgen. Gegen wen denn diese Bürgschaft gerichtet sein solle, fragt Nesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren und von äußeren Gefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen die Großmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der russischen Seite her. Doch diese Furcht sei ganz grundlos. Rußland werde seine Pflicht pünktlich erfüllen, sich auf andere Abmachung aber nicht einlassen. Ein aus derben Wolgaweiden geflochtener Korb. Bleibt das Schlußprotokol über Griechenland. Samos und Kreta darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als Seemacht zu stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn: er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König werden? Bernstorff und Gentz hatten gemeint, ein Prinz, dessen Gaumen diese Speise reize, werde schwer zu finden sein. Sie unterschätzten den Lockreiz einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von Frankreich empfohlenen Prinzen Karl von Bayern und Johann von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp von Hessen-Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl. Prinz Friedrich der Niederlande gilt dem Zaren als der „geborene Kandidat“, wird aber von Frankreich bekämpft; eben so Emil von Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog Max von Oesterreich hat Rußland und England gegen sich. Auch Markgraf Wilhelm von Baden und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto von Bayern scheint zunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz Leopold von Koburg hat sich mit Capo d'Istrias, dem griechischen Präsidenten, verständigt und gilt in Petersburg als ein möglicher Hellenenkönig, seit er für die Einverleibung Kretas gesprochen und sich zum Uebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit erklärt hat. Auch in London sind ihm mächtige Freunde geworben. Dennoch wird er nicht König. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie erstrebt und angenommen hat. Griechenland ohne Kreta und Samos, ohne Akarnanien: Das genügt ihm nicht. Die Hellenen würden unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuen Unterthanen mit Waffengewalt zum Verzicht auf einen Theil des ihnen gebührenden Bodens zu zwingen, will der Koburger nicht auf sich nehmen. „Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher Herabwürdigung meines Charakters nicht entschließen.“ Bindet ihn keine andere Erwägung? Hofft er, seit König Georg ein aufge-

gebener Mann ist, nicht etwa, als Vormund seiner Nichte Victoria der Regent Britaniens zu werden? Hat Capo d'Istrias, der ihm ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron weggescheucht, nach dem der Korsiot selbst zu schielen wagt? Der Advokatensohn, der in Italien Medizin studirt, in Rußland das Diplomatenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staatsmann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer, der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des Zaren Alexander durch die Allure der Frommheit und übersinnlicher Sehnsucht gewinnt und, um sich bei Barclay de Tolly einzuschmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hofadel gemiedener Frau Boston spielt. Geschmeidig und glatt; aus dem Stoff, den man heute changeant nennt. Von gottähnlichem Höhenbewußtsein. „Mich anhören, wohl gar mir antworten müssen, mir, der weder Minister noch Admiral ist und keinen irgendwie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine unangenehme Nothwendigkeit. Euer Hochwohlgeboren kennen ja seine Eitelkeit und Reizbarkeit. Personen wie mir, meint er, sollen ein paar Komplimente und ein paar Witzeleien den Athem nehmen. Nicht zu seinen Worten nicken, ist Hochverrath. Er ist das personifizirte Bas-Empire in russischer Uniform. Möchte aber lieber Herr als russischer Emissär in Griechenland sein. Schon während der Nationalversammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm neu ist, und that Vieles, um den Abstand zwischen sich und dem Volk auf milde, aber klare Weise hervorzuheben und Auge und Gesinnungen daran zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Truppen unter Waffen; er setzte seinen Namen auf das erste in Griechenland geschlagene Geld; er war viel weniger barsch als vorher." (Prokesch an Gentz.) „Er hatte die Art der erfahrungreichen Weltleute aus den großen napoleonischen Zeiten, gern viel und allein zu sprechen, und in dieser Redseligkeit konnte er sich, lebhaft fühlend wie jeder Südländer, zu starken Indiskretionen hinreißen lassen. Selbst Dies änderte nichts an dem Eindruck von Zurückhaltung, von Zweizüngigkeit und Duplizität, den man von ihm empfing. Wie von seiner Religiosität, so sprach er auch von der ‚geraden Linie' seines Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte geneigt werden sollen,

nach krummen Gängen zu spähen. Man hätte ihn auf solchen schiefen Linien, auf Widersprüchen ertappen können: er wäre gerüstet gewesen, die Zweideutigkeit als Vielseitigkeit auszulegen und aus den Gegensätzen selbst eine Maxime zu machen." (Gervinus.) Er glaubte wohl, der Griechensache mehr leisten zu können als „ein fremder Prinz"; schrieb aber an Palmerston, der wiedergeborene Hellenenstaat brauche einen Souverain, und schien bereit, dem Koburger zu dienen. Der war russischer General gewesen, hatte 1814 in Paris auf Metternichs Vorschlag das Theresienkreuz bekommen und zwei Jahre danach, als naturalisirter Herzog von Kendal, die Tochter des Britenkönigs geheirathet. Daß der Schwiegervater ihn (dem die Frau im zweiten Ehejahr gestorben war) nicht allzu zärtlich liebte, konnte Capo d'Istrias, den King George in der Bildergalerie von Windsor so schlecht behandelt hatte, nicht gegen den Prinzen stimmen. Warum ließ er ihm dennoch den Zustand des Landes so schildern, daß Leopold scheu werden mußte? Weil er selbst Präsident bleiben oder Fürst werden wollte? Eine andere Erklärung ist kaum zu finden. Der Koburger hat im Februar Ja gesagt und sagt im Mai Nein. Ob er sich in Athen so bewährt hätte wie in Brüssel? Die schlimmsten Stunden hätte er, als kluger Geschäftsmann und Onkel der Queen, dem jungen Staat wohl erspart. Wer soll ihn nun auf neuer Bahn leiten?

Ein abhängiges Griechenland, schreibt Prokesch an Gentz, „wird ein Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischen Handels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird dem europäischen Handel und besonders dem unseren Absatzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meer Das, was sie am Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs Allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht." Da der Kluge von zwei Uebeln das kleinere wähle, müsse Oesterreich, dem die Auferstehung des Hellenenstaates unwillkommen war, jetzt Griechenlands Unabhängigkeit wünschen. Richtig, antwortet Gentz; nur über die Fürstenwahl denke ich anders. „Ich finde es nicht allein bejammernswürdig, sondern höchst lächerlich und nur aus derselben groben Ignoranz, die in dem ganzen Lebenslauf der Triplealliance gewaltet hat, er-

klärbar, daß man einen deutschen Prinzen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. Ueber das Unsinnige, was in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen Punkt der Religion. Soll der protestantische Prinz die griechische annehmen? Könnte man Dies einem Deutschen zumuthen? Oder soll er mit einem Gefolge von Aufklärern und Philosophen die alten ‚Götter Griechenlands‘ wiederherstellen und ein ohnehin demoralisirtes Volk zum heillosesten Materialismus erziehen? Prinz Leopold, der besessen sein müßte, um seine herrliche Existenz gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger; und doch schäme ich mich in seinem und der englischen Minister Namen der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch seine geographische Lage, durch seine physische Konstruktion, durch den Charakter seiner Einwohner, durch seine heutige Armuth, durch all seine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung wie die helvetische, nur mit dem Unterschied, daß ein mit großer, fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze steht: Das nenne ich le gouvernement grec.“ Als Leopold abgelehnt hat, empfiehlt Prokesch den Herzog von Reichstadt, dessen „Blick, Urtheil, Schärfe und praktischen Verstand“ er bewundert. „Ich fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann nur ein sehr kräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Namen hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte machen und der Erbe der zertrümmerten europäischen Türkei werden. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde: sonst fallen die Stücke in die Hände Rußlands und lange Kriege werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der Ableiter des Uebels werden; er kann: also soll ers. Je mehr Namen der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er.“ Am neunten Oktober 1831 wird Capo d'Istrias, der den Syntagmatikern, den Männern der Verfassungpartei, als Büttel Rußlands längst ein Gräuel ist und sich nun auch die mächtige Familie Mauromichalis persönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenten Mai 1832 der siebenzehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland ge-

wählt. Ingrimmig spottet Gentz: „Der freudetrunkene Vater verlangt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Millionen Franken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten. Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieser Wahl nicht das Werk des russischen, sondern des französisch-englischen Einflusses zu sein scheint.“ Noch ehe die griechische Nationalversammlung die Wahl anerkannt hat, stirbt Gentz; und Prokesch schickt seine Berichte nun direkt an Metternich. Zunächst noch aus Wien. „Wodurch lebt das heutige Griechenland? Durch seine Agglomerirung um den Thron des Königs Otto und durch den Schutz der Großmächte. England, Frankreich und Rußland haben das griechische Königreich unter Otto gewollt; Oesterreich nimmt es als ein bestehendes an; das Selbe thut Preußen und der Rest von Europa. Alle Mächte, vorzüglich die drei zuerst genannten, können nun nichts Anderes wollen als Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sich organisire und zu der Lebensentwickelung, zu dem Lebensgenuß komme, dessen er fähig ist. Die Aufgabe der griechischen Politik ist, die Mächte beim Wort zu nehmen und daran festhalten zu lassen, welche auch die Verhältnisse dieser Mächte unter sich seien. Das Land ist in der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vorgehen mag, sich notwendiger Weise beirren zu lassen.“ Dann aus Athen, wo er als Gesandter die Befehle des Kanzlers ausführt. „Der König ist wahrlich zu beklagen. Er steht wie das Sühnopfer für die Verirrungen der Politik und für die Mißgriffe in der Wahl seiner ersten Umgebung da. Seine Persönlichkeit hält das wankende Gebäude zusammen. Er ist wirklich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, und bewahrt eine Reinheit der Sitten, die um so höher geschätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegensatzes verrufen sind. Er hat vielerlei Kenntnisse und einen großen Drang, sich zu unterrichten; dabei ein langsames, aber richtiges und unabhängiges Urtheil.“ Auch im Lande siehts leidlich aus. Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine Revolution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu bringen und der Menschenbedarf ist so groß, daß jeder zur Arbeit Willige sein Leben leicht fristen kann. Die Freude dauert nicht lange. Graf

Armansperg, der unter dem Titel des Erzkanzlers wie ein Basileus regirt, läßt den mündig gewordenen König durch ein conclusum medicum für unfähig zur Regirung erklären. Der erschreckte Vater eilt von München nach Athen, um selbst nach dem Rechten zu sehen, und bittet den Oesterreichischen Gesandten um ein redliches Gutachten. Das wendet sich schroff gegen den Kanzler und vertheidigt den König. Der sei mit Kleinkram überbürdet und so mit schlauer Absicht von den Geschäften weggeekelt worden. Schlechtes, rückständiges Verwaltungsystem; lüderliche Finanzwirtschaft; Mißachtung nationaler Ansprüche, auch der gerechtesten: dürfe man sich da wundern, wenn die Zufriedenheit mit jedem Mond weicht? Der König soll ein Ministerium aus Griechen bilden, sich selbst nur mit Dingen beschäftigen, die seine Entscheidung fordern, und dafür sorgen, daß sich das Verhältniß zu den Großmächten und zu der Türkei bessert, die Verwaltung einfach und praktisch wird. „Die Regirung klagt stets über den Heißhunger der Griechen nach Anstellungen. Hat sie aber Etwas gethan, um zu beweisen, daß sie den Mann ehre, der unkultivirte Strecken bebaut, der neue Baumarten, neue Pflanzen einführt, der durch irgendeine Einrichtung Feldbau und Industrie hebt? Dafür soll der König Liebe und Achtung zeigen, dafür Auszeichnungen geben. Beschwichtigen soll er die Furchtsamen, aneifern die Trägen durch sein Beispiel. Einem Haus, das er sich baut, einem Baum, den er pflanzt, wird man mehr glauben als den feierlichsten Versicherungen. Das Kanzleileben soll nicht sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine Spazirritte fruchtbar machen, Augen haben, zu sehen, Ohren, zu hören. Was soll das Volk von ihm denken, wenn er Monate lang täglich über Unrath reitet und ihn nicht wegschaffen läßt, wenn er nicht theilnimmt, nicht abhilft, sobald Ungerechtigkeit, Gewalt, Nachlässigkeit sichtbar werden? Er hat so viele edle Eigenschaften: er darf nur wollen und sich vertrauen. Die Krankheiten älterer Staaten dürfen nicht jungen angehören. Die Karl und Peter setzten sich zu Pferd, durchzogen das Land, hielten Gericht unter freiem Himmel, erforschten an Ort und Stelle und bewiesen Willenskraft und Entschluß. Ein Jahr so verlebt: und Griechenland wird seinen König fürchten, achten und lieben." Ein vernünftiges Programm, das den Königen Ludwig und Otto einzuleuchten scheint. Armansperg wird durch Rudhardt ersetzt, dem englischen Einfluß;

der Hofkanal verstopft und dem wiener Staatskanzler die Lebensfähigkeit Griechenlands als so gesichert dargestellt, daß er sein altes Vorurtheil fallen läßt und zu Prokesch sagt: „Wie manche Individuen, so sind auch manche Staaten niemals gesund. Ein solcher Staat ist die Türkei. Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte chronische, von diesem Körper untrennbare Uebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht. Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden. Dazu muß der König freilich stark sein. Ich nehme ihn auf Ihr Wort, auf Ihre Verantwortung so, wie Sie ihn schildern. Alle Meinungen waren gegen ihn und ich hielt mich lange an die allgemeine Ansicht. Erst Ihr Wort hat mich veranlaßt, sie aufzugeben; und jetzt stehe ich überall für ihn ein.“ Im Dezember 1839.

Noch länger. Trotzdem Otto die Forderung Palmerstons, den Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen Nachdruck ablehnt. Metternich warnt. „Die Politik des Königs muß von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der Vernunft weichen. Sie muß griechisch, konservativ und nicht erobernd sein. Ueber das widersinnige englisch-konstitutionelle Treiben ist der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit uns. Griechenland muß die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus der Kindheit in das Jünglingsalter und aus diesem in die Mannesjahre übertreten. Das Ueberschreiten der natürlichen Grenzen bringt nie Gedeihen. Kommen nun noch fremdartige Elemente ins Getriebe, stellen sich Projektanten an die Spitze des Haushaltes, dann muß der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechenland gegangen. Diese Uebel will ich, so weit es irgend möglich ist, von dort abwehren. Eine andere Sorge ist die, die Politik von Athen zu verscheuchen; denn dieses Element wuchert in Gestaltungen, wie es die hellenische ist, wie die Schmarotzerpflanzen, welche den Stamm, der ihnen zur Ausbeute dient, bis ins Mark aussaugen. Wo vor Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Treiben ein reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles Aufreizende. Die griechische Regirung hat wahrlich genug auf das eigene Land und dessen Bestes zu sehen, um an Eroberungen auf

Unkosten der Türkei nicht zu denken. Solche Aufwallungen sind Thorheiten; und die Jugendthorheiten tragen stets bittere Folgen, die dann auf dem reiferen Alter lasten." Kreta? Da handelt sichs nicht nur um eine Insel, sondern um Fragen der hohen Politik. „Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben. Welches Schicksal dann dem Thron von Athen bevorsteht, ist eine nicht schon jetzt zu beantwortende Frage; aber in jedem Fall eine derjenigen, denen man nicht entgegenkommen muß, weil man Hundert gegen Eins wetten kann, daß man den falschen Weg einschlagen werde. Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht in Folge des revolutionären, sondern in Folge des Sirges des monarchischen Prinzips geschehen. Vergißt Dies der König, so stellt er sich in die Luft; und was solchen Stellungen bevorsteht, ist im Buch der Geschichte geschrieben." Das klingt schon weniger zuversichtlich; aber nicht unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm Athen „eine politische Kloake, in der die verschiedenartigsten Elemente in steter Gährung sind". Und Prokesch beklagt den König, der sein aufregbares Land „an einen Vulkan wie Frankreich hänge" und zu spät, vielleicht erst durch einen bewaffneten Aufstand, erkennen lernen werde, wohin der unter Frankreichs Leitung gewählte Weg führt. Im September 1843 sieht er selbst noch den Aufstand. „Es ist keine Revolution: es ist eine Verschwörung, aus Fanatismus geboren, durch die Fehler der Regirung und (ich muß es sagen) durch die der Londoner Konferenz großgesäugt, deren elende Wirksamkeit gerade nur dazu taugte, die Unzufriedenheit aufs Höchste zu steigern, den König ganz zu entblößen und seinen Anhängern (vielmehr denen der monarchischen Ordnung: denn der König persönlich hat deren keine) jede Hoffnung zu nehmen." Metternichs Geduld ist jetzt erschöpft; noch bevor die griechische Nationalversammlung die Verfassung (mit Zweikammernsystem) beschlossen hat, schreibt er: „In dem ganzen heutigen Verhältniß des hellenischen Königthumes gereicht nichts zu meiner Verwunderung. Daß dem Kartengebäude ein Sturm ein Ende machen würde, habe ich nie bezweifelt; und nun, da es zu Boden liegt, kann das Gefühl der Verwunderung wohl bei mir nicht eintreten. Helfen ist schwer, weil die Mittel zur Hilfe mangeln. Was

wird aus dem Quark werden? Das kann Niemand wissen. Der einzige rationelle Rath, der dem König gegeben werden kann, muß sich darauf beschränken: aus dem Schiffbruch zu retten, was aus selbem zu retten ist; denn die restitutio in integrum ist nicht möglich. Die ganze griechische Boutique ist ein höchst gefährlicher Quark!" Der Koburger Leopold ist als Monsieur Peu-à-peu und Marquis Tout doucement bespöttelt worden. Der Wittelsbacher Otto hätte den Spitznamen des Jammermannes verdient. Blaß und zitternd tritt er vor das Parlament, dessen Einberufung er sich abtrotzen ließ, und leistet mit flüsternder, stockender Stimme den Eid. Stöhnt über die Undankbarkeit der Griechen, über die englischen Zettelungen und französischen Ränke und läßt sich von der stärkeren Frau trösten. „Sie hat die Hosen an", heißts unter den Bayern; und „Ihre Schuld ists gewiß nicht, daß die Ehe kinderlos bleibt." Ein liebenswürdiger, arbeitsamer und ansehnlich begabter Prinz: kein König, kein Soldat; kaum ein Mann. Er will nicht abdanken, doch auch nichts Tapferes für seine Selbsterhaltung wagen. Wimmert über die Britentyrannei, die ihn allmählich entwurzele, und bemüht sich doch schwitzend um die Gunst des Sir Edmund Lyons, der, als Vertreter britischer Majestät, alle zur Schwächung der jungen Königsmacht tauglichen Elemente an groben und feinen Fäden lenkt. Keine Figur, die Metternich für sein Spiel brauchen kann. Im letzten Jahr seiner Regirung giebt der Staatskanzler Griechenland völlig auf. „Gewohnt, in allen Dingen Das, was die Sache ist, ins Auge zu fassen und mir sie zu verdeutlichen, glaube ich, nicht zu irren, wenn ich Das, was Lord Palmerston beabsichtigt, in die kurze Formel bringe: daß er England zum alleinigen Lenker der Schicksale Griechenlands durch die Beseitigung aller dem Unternehmen im Wege stehenden Hindernisse heranreifen will. Als das Mittel zum Zweck betrachtet Palmerston die Behauptung der Oberhand in der hellenischen Regirung, die Besetzung der Ministerstellen durch englische Kreaturen und das Prokonsulat des Englischen Gesandten. Ist der Zweck erreichbar? Ich glaube: Nein; wenn die griechische Regirung auf festen Füßen steht und wenn sich das russische Kabinet nicht breitschlagen läßt." Nur glaubt er an diese Regirung und diesen König nicht mehr. Und könnte wiederholen, was er drei Jahre zuvor geschrieben hat: „Ueber die Lage in Griechenland habe ich keine Meinung

als die, welche über den Leisten geschlagen ist, den ich von je her meiner Betrachtung eines improvisirten Staates zu Grund legte. Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen sich selbst. Kommt nun noch die Zugabe irgendeines ismus zur Schöpfung, so erhebt sich das Werk nicht über die Sphäre der gespenstigen Wesen. Für Griechenland läßt sich wahres Gutes nicht thun. Die unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht den Stoff. Und indem die Sache so steht, dient das Feld zum Kampfplatz für politische Abenteurer und gewagte Spekulation."

Otto hält sich mit Mühe und Noth unter dem Druck der Westmächte. Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen stets nachgeben und die Prügel hinnehmen, die dem Rücken Rußlands zugedacht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den Griechen nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl aufheult, wird der Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der Ertrag der Monarchie, die Hellas mit so froher Hoffnung begrüßt hat? Der Staat schlecht verwaltet, mit zerrütteten Finanzen, von den Westmächten gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne irgendeinen kräftigen Schützer; und nicht einmal die Möglichkeit, die noch unter der Türkenherrschaft lebenden Glaubensgenossen zu befreien. Die Balkanwelt wird getheilt und Hellas erhält nicht den kleinsten Zipfel. „Das habt Ihr von den Bayern; ein kleinmüthiges Geschlecht, dem nie ein Perikles lebte und das uns mit seinen Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne Homers verhinge. Doch wir sind ihm nicht angetraut; können, zu unserem Glück, das Band lösen, wenn es zur lästigen Kette wird." Ein Wispern ists erst, dann ein Massengemurr; und bald danach der Entschluß zur befreienden, erlösenden That. Ein Student, der die Königin mit der Waffe angefallen hat, wird zum Tod verurtheilt. Doch Otto, der Griechenkönig, wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.

Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Losungwort.
Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht,
Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!

Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, sang dieses Griechenlied. Ist es, mit anderer Erinnerung an die Hochzeit des

Philhellenismus, verhallt? Nein. Am dreizehnten Februar 1862 meutern in Nauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht. „Fesseln, die uns vierhundert Jahre lang drückten, sind gefallen und der verabscheuenswerthe Halbmond, dessen Dunst die Wiege der Freiheit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die Nation schaarte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und Gut um den Thron. Doch zu unserem Unheil ernteten Fremde die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem Riesen gleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, aber tapferer Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem dritten Septembermorgen! Doch Weh uns: eine jedes Fluches würdige Politik, ein Verbrechersystem, das mit Mord und Tücke jeder Art arbeitete, bedrohte uns mit neuer Versklavung und hätte uns in Schande erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag angebrochen wäre. Nauplia hat auf Heldengeheiß die Waffen ergriffen und die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die Auflösung der Kammern, die ein gefälschtes Bild des Volkswillens bieten, die Einberufung einer Nationalversammlung, die den gerechten Wunsch der Hellenen erfüllen und ihnen die mit Füßen getretene Freiheit zurückbringen wird, und die Beseitigung des schmählichen Regirungsystems. Stehet auf, Mitbürger, hebet die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen unseres Werkes und handelt dann, wie es zur Rückeroberung Eures Rechtes, Eurer alten Freiheit nötig ist." Otto will nach Korinth und versucht, auf die zur Belagerung Nauplias bestimmten Truppen einzuwirken. „Mit tiefem Kummer hat mich die Kunde erfüllt, daß Leute, denen ich den Ehrentitel des Soldaten nicht mehr geben will, durch Rebellenthat unsere Waffenehre befleckt haben. Die Pflicht, sie von diesem Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut. Und frohen Herzens kann ich Euch erklären, daß mein ganzes treues Volk bei Eurer Fahne ist und die Gelegenheit ersehnt, für die Regirung zu kämpfen, in der es mit Recht die sicherste Bürgschaft seines Glückes und künftigen Ruhmes erblickt." Vierzehn Tage danach Proklamation an das Griechenvolk. Wahnsinn hat zum Aufruhr getrieben, aber die Masse des Volkes ist für die Regirung, für den König, der ihr deshalb zu Dank verpflichtet bleibt.

„Harret, Hellenen in dieser edlen Gesinnung aus und seid überzeugt, daß Euer König nur das Wohl des Volkes bedenkt. Als den Vater aller Griechen fühlt er sich und seine väterliche Liebe ist so zärtlich, daß er die Strafen, zu denen er sich jetzt mit bekümmertem Herzen entschließen muß, mit der äußersten Milde bemessen wird.“ Dieses Versprechen genügt den Meuterern nicht. Nur wenn Allen, ohne Ausnahme, Amnestie zugesichert ist, werden sie die Festung übergeben; sonst bis zum letzten Blutstropfen fechten und ihre Leiber unter die Mauern von Nauplia betten. Daß sie dem Erdball mit tönendem Wort verkünden, ihr Aufstand habe sich nicht gegen den König gerichtet, klingt fast wie Hohn. Otto will nur neunzehn Rädelsführer strafen; alle Anderen sollen frei ausgehen. Das Anerbieten wird abgelehnt. Putsche auf Syra und Naxos, in Kalamata und Navarino. Nach sechzigtägiger Belagerung ergiebt sich Nauplia; vorher haben britische und französische Schiffe Flüchtlinge aus der Festung aufgenommen. Fast alle Soldaten, Beamten, Bürger, die an dem Aufstand mitgewirkt haben, werden begnadigt, alle wegen Preßvergehens eröffneten Strafverfahren eingestellt und die Nauplianer noch reichlich entschädigt. König und Königin reisen in den Peloponnes. Revolution in Vonizza. Provisorische Regierung in Patras. Während Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom Admiral Kanaris und vom Senator Bulgaris unterzeichneter Erlaß veröffentlicht, in dem die Sätze stehen: „Hauptstadt, Provinzen und Heer haben sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu enden. Das Volk der Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto der königlichen, Amalie der viceköniglichen Würde zu entkleiden. Eine Konstituirende Nationalversammlung wird eine neue Regirung ernennen und die Wahl eines neuen Königs vorbereiten.“ Otto verhandelt im Piraeus mit den Gesandten der Großmächte, geht dann nach Salamis und schickt von dort den Scheidebrief. „Die Ereignisse, deren Schauplätze die Hauptstadt und einzelne Landestheile waren, haben mich überzeugt, daß blutige, schwer zu schlichtende Wirren entstehen würden, wenn ich in Griechenland bliebe. Deshalb habe ich mich entschlossen, für eine Weile das Land zu verlassen, das ich stets geliebt habe, das ich heute noch liebe und für dessen Wohlfahrt ich fast dreißig Jahre lang jede Last und Mühe auf mich nahm. Nie habe ich an meinen Vorteil gedacht, immer nur an die

Interessen Griechenlands, dessen sittlicher und wirtschaftlicher Entwickelung all meine Sorge galt. Jedem sollte Gerechtigkeit werden. Das war mein heißer Wunsch. Und meine Milde hat da keine Grenzen gekannt, wo meine Person angegriffen worden war. In der Stunde, da ich in mein angestammtes Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nöthe, denen das mir theure Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch." Otto kehrt heim. Hat aber weder für sich selbst noch für das Haus Wittelsbach auf die Hellenenkrone verzichtet. Wird ihr Glanz auch jetzt noch Bewerber aus gutem Haus anlocken?

Drei Namen werden genannt: des Brittenprinzen Alfred, des Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen-Koburg. Die meisten Stimmen sind für den Britten. Kein Wunder: Hellas hat ja gesehen, was England vermag. Doch in den Verträgen von 1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und Rußland regirenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht bebesteigen darf; und die Schutzmächte sind entschlossen, diese Bestimmung in Kraft zu erhalten. Das von der Provisorischen Regierung zu direkter Königswahl gerufene Volk wählt Alfred. Die Vertreter der drei Mächte erklären, daß die Wahl unannehmbar sei. Aber England möchte sich dankbar zeigen. Im April und im Mai hat der Lord-Oberkommissar der Jonischen Inseln sich geweigert, die Adresse anzunehmen, in der das Insularparlament die Vereinigung mit Griechenland erbat; schon 1859 habe die Königin solche Forderung mit dem Hinweis abgelehnt, daß sie durch den Pariser Vertrag zur Schutzherrin des Jonischen Staates geworden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser Art an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen. Am Tag nach Alfreds Wahl zeigt die londoner Regierung in Athen an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regirung mittheilen, unter welchen Bedingungen Griechenland sich die Jonischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergibt Elliot das Memorandum. Inhalt: Sitzet hübsch still, versuchet nicht, der Türkei einen Landfetzen abzureißen, wählet einen König, der in London gefällt: und Ihr bekommt die ersehnten sieben Inseln. Abgemacht. Wilhelm, der achtzehnjährige Sohn Christians des Neunten von Dänemark, wird zum König der Hellenen gewählt.

Seine Herrlichkeit hat länger gehalten als Ottos. Vor sechs

Jahren schien auch ihm sein Tag von Salamis nah. Die athenische Garnison hat die Kasernen verlassen, sich am Fuß des Hymettos gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armeeinstruktoren, Einberufung der Kammern; die an dem Pronunziamento Betheiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat alles Verlangte bewilligt, das Ministerium Rhallis ist zurückgetreten und Kiriakulis Mauromichalis (auch dieser historische Name taucht wieder auf) steht an der Spitze der neuen Regirung. Als Vertrauensmann der Armee. Die herrscht nun. Erklärt feierlich, wie einst die Rebellen von Nauplia, daß ihr patriotisches Unternehmen sich nicht gegen den König richte. Und will ihn dulden, wenn er ihrem Befehl gehorcht. Einstweilen ists ein Anfang. Georg hat nichts geleistet (so sieht ihn des Griechen Auge). Schwager Eduards, Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, in Paris ein oft und gern gesehener Gast und Herrn Clemenceau fast intim befreundet: für Hellas dennoch eine Niete. Staatsbankerot, Niederlage im Türkenkrieg, klägliche Schwachheit drinnen und draußen, besonders im kretischen Handel: selbst dem Geduldigsten wurde es ein Bischen zu viel. Otto durfte noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meuterer ins Feld zu schicken. Georg hat weislich auf solchen Versuch verzichtet. Für ihn mochte Keiner fechten. „Was nützt er uns? Regentengaben brachte er nicht mit und durch all seine Familienbeziehungen hat er für Griechenland nie Etwas erreicht.“ Die Welle des letzten Erlebnisses hebt ihn über solches Getuschel hinaus. Der Krieg von 1897 hat die Grenze verschlechtert, außer den Kosten vier Millionen Türkenpfund, die den Sultan entschädigten, verschlungen und das Selbstgefühl der Osmanen gestärkt. Fallmerayer (hieß es in Westeuropa), der, als Reisegefährte des russischen Generals Ostermann-Tolstoi, die Neugriechen aus der vornehmen Familie der alten Hellenen wies und ins Slawengemengsel schrieb, hatte das helle Auge der athenischen Pallas. Im Abendstrahl verblühender Schönheit siecht Hellas hin und muß froh sein, wenn eine gute Korinthenernte es vor dem Bankerot rettet. Darf die Türken, in deren asiatischem Reich, von Smyrna

bis nach Trapezunt, viele Griechen wohnen, nicht in Rächerwuth reizen; und wird im Wettlauf um Handelsgewinn nicht nur von Großmächten, sondern auch von bulgarischen Spinnern, turko-jüdischen Kaufleuten und Geldleihern überrannt. Die Hoffnung auf Kreta scheint eingesargt. Der kretische Rechtsanwalt und Politiker Eleuterios Venizelos sprengt den Deckel. Macht seinen König zum Herrn der lange begehrten Insel. Entringt ihm den schweren Entschluß zum Bündniß mit Serben und Bulgaren. Und führt ihn durch zwei Kriege (gegen den Sultan Mohammed und den Zaren Ferdinand) in Sieg. Die Griechen kämpfen, daß die Helden von Marathon solcher Enkel sich nicht zu schämen brauchten. Janina, Saloniki, Kawala, Drama, Seres, Simethli, Xanthi: überall funkelt die Goldkrone, leuchtet das weiße Kreuz im blauen Flaggenquadrat Siegern voran. Lorber gürtet endlich wieder die Fustanella der Ewzonen. Aus Thessalien, Thrakien, Makedonien, dem Epirus winken Griechenlands Götter (deren Mythos, sammt seinem in hoher Kunst und Weisheit unsterblich nachwirkenden Saatgut, gestelzte Tröpfe morgen aus deutschen Schulen verbannen möchten). Daß der König ein Holstein-Sonderburger, in Kopenhagen geboren, lutherisch ist, wird vergessen; aller Wesensmangel, der ihm Jahrzehnte lang nachgeraunt ward. Nicht Wilhelm von Dänemark ist er mehr, nur noch der Hellene Georgios; Basileus, Reichsmehrer, Hort des Volkes. Als er, am achtzehnten März 1913, in der eroberten Stadt Saloniki, ermordet worden ist, betrauert ihn die erstarkte Nation wie den gütigsten, umsichtigsten Vater.

Konstantinos steigt auf den Thron. Als Diadochos und Herzog von Sparta ist er gehöhnt, von dem Offiziercorps aus seines Vaters Heer gedrängt worden. Als König wird er umjubelt: weil er eine Viertelmillion gut geschulter und bewaffneter Krieger ins Feld gestellt, zum Siege geführt, mit seiner Mannschaft Lager und Speise getheilt und, wie einst Theophanos Sohn Basilius, den Ruf des Bulgarenbezwingers erworben hat. Sein Schwager, der Deutsche Kaiser, macht ihn zum Feldmarschall. Mit dem Stab in der Hand rühmt Konstantin die Methode, die meisterliche Taktik des deutschen Heeres. Sein Vater hatte aus Paris Truppenlehrer geliehen, General Eydoux und die ihm Untergebenen waren in Athen als Erzieher des Griechenheeres, als Siegbereiter gefeiert, noch gestern ersucht worden, ihre Instruktorenarbeit in Hellas fort-[illegible]n; und Griechenland braucht Frankreichs Geld und för-

dernden Beistand im Archipel und am Nordrand des Epirus. Konstantins berliner Rede verkritzelt die Kreise des Ministerpräsidenten Venizelos. Sie sei, läßt er mit schriller Glocke ausklingeln, der unverbindliche Gefühlsausdruck eines Familiengastes, der ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers niemals und nirgends die Politik des Griechenstaates festlegen dürfe. Dann streichelt er dem Gallierhahn den von Wuth geschwellten Kamm; knüpft an den Dank für die Drillarbeit den Wunsch, sie noch lange zu nützen. Will dieser Kreter den Bismarck spielen? Ein unbequemer Herr. Doch klug, dem Vaterland mit ganzer Seele verlobt und vom Volk, dem er das Ansehen und die Grenzen geweitet hat, wie ein Erlöser geliebt. Ihn abzuhalftern, wäre gefährlich. Ottos Schicksal, des weggejagten Wittelsbachers, warnt vor der Wiederaufkunft des Gerüchtes, der Hof wolle heimlich das Staatsgeschäft leiten. Als Konstantin, 1868, in Athen geboren wurde, hatten Serben und Rumänen leis die Eingliederung Bulgariens vereinbart. Nun ist der uralte Bulgarenhaß Griechenlands, der tausend Jahre vor dem Türkenhaß war, durch Hellenenhandlung gesättigt worden. Den Entschluß dazu hat Venizelos erwirkt. Ein unbequemer Mann. Noch aber muß man ihn hätscheln.

Ein Jahr nach Konstantins Besuch in Berlin tobt der Völkerkrieg von der Nordsee bis ans Schwarze Meer. Auf dem Thron Agamemnons sitzt der Sohn eines Dänen und einer Russin (der Großfürstin Olga Konstantinowna); Griechenlands Schutzmächte, Britanien, Frankreich, Rußland, die im Juni 1863 dem Haus Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Hellenenkrone antrugen und verbürgten, stehen im Kampf gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn; auch, seit, in der letzten Oktoberwoche, die dem Sultan verkauften Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ im Verein mit dem „Hamidieh“ Rußlands Küste beschossen, russische und französische Schiffe angegriffen haben, in offenem Kriege gegen das Osmanenreich. Darf Griechenland neutral bleiben? Gleitet es nicht in die Gefahr, das mit Blutopfern Erkaufte zu verlieren und seine Zukunft, an der Adria, am Aigaiermeer, zu umwölken, wenn es nicht wagt, Ruhe und Lorber aufs Spiel zu setzen?

Am elften Januar 1915 schreibt Ministerpräsiden Venizelos an König Konstantin von Griechenland: „Bisher konnten wir neutral bleiben; so lange die Bündnißpflicht gegen Serbien es gestattete. Jetzt heischt nicht nur eine sittliche Pflicht unseren Eintritt

in den Krieg: uns winkt ein Gewinn, der aus Hellas ein so großes und starkes Reich machen müßte, wie noch vor ein paar Jahren der hitzigste Optimist nicht für möglich hielt. Dieser Gewinn ist nicht ohne ernste Gefahr einzubringen. Nach langer und gründlicher Ueberlegung dünkt mich, daß wir dieser Gefahr nicht ausweichen dürfen. Hauptgrund: sie bliebe bestehen, selbst wenn wir bis an das Ende des Krieges unsere Neutralität zu wahren strebten. Würde der austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem natürlichen Drang in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnügen: wird es nicht Bulgarien zum Vormarsch ins serbische Makedonien einladen? Dann müßten wir Serbien helfen; oder wären durch die Verletzung der Bündnißpflicht entehrt. Wer darauf keinen Werth legt, muß sich doch sagen: das durch die Störung des Balkangleichgewichtes gestärkte Bulgarien würde uns, die dann keinen Bundesgenossen, keinen Freund mehr hätten, sofort oder später angreifen. Wir müssen die Mitwirkung Rumäniens und sogar Bulgariens erstreben. Gelingt uns, alle christlichen Balkanstaaten zu einen, dann schwindet nicht nur die örtliche Gefahr, sondern diese Einheit kann auch beträchtlich auf die Sicherung der von der Triple-Entente gewollten Vorherrschaft einwirken. Damit der Plan gelinge, müssen wir den Bulgaren Wichtiges gewähren. Bis heute haben wir nicht nur jedes Gespräch darüber abgelehnt, sondern auch gesagt, daß wir gegen jede große serbische Konzession an Bulgarien seien, weil sie das durch den Bukarester Frieden geschaffene Balkangleichgewicht, den Bulgaren zu Gunst, stören würde. Diese Politik war bis heute richtig. Ists aber nicht mehr, seit uns aus Kleinasien die Erfüllung alter Wünsche winkt. Um aus der Hoffnung eine Gewißheit zu machen, können wir auf der Balkanhalbinsel einige Opfer bringen. Wir müssen zunächst auf den Widerspruch gegen serbische Konzessionen verzichten; selbst wenn sie bis an das rechte Ufer des Wardar reichen. Wird dadurch Bulgariens Mitwirkung oder, mindestens, wohlwollende Neutralität noch nicht verbürgt, dann würde ich vor dem schmerzhaften Entschluß, Kawala zu opfern, nicht zaudern: weil ich dadurch das Griechenthum in der Türkei retten und unserer Reichsherrschaft fast alle Gebiete eingliedern könnte, in denen je, im wechselnden Lauf der Jahrhunderte, der Hellenismus sein Haupt erhob. Dringt meine

Meinung durch, dann muß Bulgarien, unter der Bürgschaft der Entente-Mächte, sich verpflichten, in den ihm eingeräumten Bezirken allen Besitz der Menschen zu kaufen, die nach Griechenland auswandern wollen. Griechische Menschen und Güter in den neuen Grenzen Bulgariens würden gegen bulgarische Menschen und Güter in unserem Gebiet ausgetauscht. Menschenaustausch und Güterrückkauf würden von einer fünfköpfigen Kommission überwacht, in die England, Frankreich, Rußland, Griechenland, Bulgarien je einen Vertreter zu senden hätten. Erst nach der Erfüllung aller Vertragsbedingungen würde Kawala von uns geräumt. Eine völkische Ordnung und ein endgiltiger Balkanbund wäre erlangbar; ein Mutualbürgschaftvertrag würde die verbündeten Staaten von der Pflicht zu steter Heeresstärkung entlasten und ihnen Muße und Vermögen zu innerer Entwickelung lassen. Streckt Bulgarien sich über den Wardar hinaus, dann müssen wir, als Ersatz der günstigen Ostgrenze von heute, eine starke Nordgrenze gegen dieses Königreich haben, die der Bezirk Doiran-Gewgelij uns schüfe. Da, leider, nicht gewiß ist, ob selbst solche Hingabe der bulgarischen Habgier genügen würde, müssen wir uns mindestens den Beistand Rumäniens sichern, ohne den der Kampf allzu gefährlich würde. Natürlich müßten die Mächte der Triple-Entente uns das zum Krieg nothwendige Geld leihen und auf ihren Märkten den Einkauf der Waaren und Geräthe erleichtern, die wir brauchen. Bleiben wir unthätige Zuschauer, dann können uns, außer den angedeuteten, noch andere Gefahren erwachsen. Selbst wenn Oesterreich und Deutschland auf neuen Einfall in Serbien verzichten, werden sie, um den Sieg zu erringen, sich von Flandern und Polen, den Hauptkriegsschauplätzen, abwenden; und siegen sie, dann können sie die Balkangewichte so vertheilen, wie nach der Zerschmetterung Serbiens möglich würde; die Unabhängigkeit aller kleinen Staaten wäre bedroht und wir verlören zunächst die Inseln. Siegt keine Gruppe endgiltig und kehrt der Zustand wieder, der vor dem Krieg war, dann wären in der Türkei rasch alle Griechen niedergemetzelt. Wenigstens würde die Türkei, die aus einem gegen drei Großmächte dreist unternommenen Krieg ungeschmälert und als Bundesgenossin Deutschlands hervorginge, nicht zaudern, die Griechen in Schaaren wegzujagen und ihre Habe zu rauben. Deutschland wird sie nicht hindern, sondern froh sein, wenn aus Kleinasien, dem Zukunftziel seiner Begierden, ein Mitbewerber getilgt wird. Ganz

Griechenland aber würde in eine Wirthschaftkrisis gerissen, wenn Tausende griechischer Menschen ausgeraubt und von ihrer Scholle gejagt würden. All diese Gründe fordern unseren Eintritt in den Krieg. Selbst eine Niederlage könnten wir in dem tröstenden Bewußtsein überdauern, für die Befreiung unserer noch geknechteten, noch von schlimmer Gefahr umdrohten Volksgenossen, für die edelsten Werthe der Menschheit und für die (nach germano-türkischem Sieg arg gefährdete) Unabhängigkeit der kleinen Staaten gefochten zu haben. Uns bliebe die Achtung, die Freundschaft starker Nationen, die unser Griechenland geschaffen und ihm seitdem immer wieder geholfen haben. Weigern wir den Serben, was uns die Bündnißpflicht befiehlt, dann erschüttern wir die Grundlage unseres sittlichen Lebens, setzen uns den ernstesten Gefahren aus und bleiben einsam, ohne Freunde, allen Vertrauens unwürdig."

Sechs Tage danach: zweite Epistel. „Eure Majestät kennen Rumäniens Antwort auf unseren Vorschlag zu gemeinsamer Unterstützung Serbiens. Mir scheint, daß Rumänien nur schlagen will, wenn Bulgarien mitschlägt. Uebrigens hält auch unser Generalstab einen graeko-serbo-rumänischen Kampfbund für gefährdet, so lange Bulgarien nur durch eine Neutralitäterklärung gebunden ist, die es in jedem Augenblick brechen kann. Deshalb müssen wir, auch mit unserer Seele schmerzlichen Opfern, versuchen, die Kampfgemeinschaft aller Balkanstaaten zu erwirken. Was uns, für den Fall der Verständigung mit Bulgarien, Sir Edward Grey in Kleinasien verheißt, fügt dem durch zwei siegreiche Kriege ums Doppelte vergrößerten Griechenland ein neues, eben so großes und mindestens eben so reiches Hellas an. Ich bin gewiß, daß wir in Kleinasien 125 000 Quadratkilometer erlangen würden. Das abzutretende Balkanland (Sali-Chaban, Kawala und Drama) ist reich, an Umfang aber nur ein Sechzigtel des damit zu erwerbenden; und obendrein erhielten wir den Grenzstrich Doiran-Gewgelij. Wir verlören 30 000 und gewönnen 800 000 Griechen; und ich bin überzeugt, daß alle, mit deren Verlust wir rechnen müssen, sich, nach dem Verkauf ihrer Güter, bis auf den letzten Mann in dem griechischen Kleinasien ansiedeln würden. Daß sich je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten werde, ist unwahrscheinlich. Nützen wir sie nicht, dann ist das kleinasiatische Griechenthum uns verloren. In jedem Fall: siegt die Triple-Entente, dann theilt sie, mit oder ohne Italien, in Europa und Klein-

asien die Türkenländer; siegt der deutsch-türkische Bund, dann bleiben nicht nur die aus Kleinasien gejagten Griechen, zweihunderttausend, heim- und besitzlos, sondern unzählige müssen ihnen noch folgen und Kleinasien wird die Beute der Deutschen. Dürfen wir zaudern, da Schicksalsgunst uns den Weg in ein Griechenland weist, das fast alle einst vom Hellenismus beherrschten Gebiete umfaßt und dem, mit höchst fruchtbaren Bezirken, die Vorherrschaft im Aigaiermeer zufällt? Der Generalstab fürchtet, die Verwaltung so großer neuer Landstrecken könne schwierig und unsere Schwächung (durch den Krieg) ärger werden als die Bulgariens, das uns bald danach angreifen könne. Ich unterschätze die erste Schwierigkeit nicht. Immerhin beweist das Ergebniß unserer Verwalterarbeit in Makedonien die Leistungfähigkeit des Hellenismus. Der Glaube, daß wir schneller als die Bulgaren müde werden, ist durch die Balkankriege widerlegt worden. Richtig ist, daß in den nächsten Jahren, bis unser Heer reorganisirt, die Rekrutenmenge aus dem neuen Griechenland ihm eingereiht ist, der Kriegsfall uns zwingen würde, einen Theil unserer Streitkräfte in Kleinasien zu lassen, um dort etwa versuchte Aufstände niederzuzwingen. Solche Versuche sind übrigens unwahrscheinlich; nach dem Tode des Osmanenreiches wird der Musulman ein ruhiger Unterthan sein. Zweitens: die in Kleinasien nöthigen Truppen würde das dort heimische Griechenvolk selbst uns sehr bald liefern. Drittens: für die Gefahrenzeit würde die Triple-Entente sich uns zu Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichten. Bulgarien wäre nach dem großen Krieg von der Verwaltung und Organisation seiner neuen Gebiete in Anspruch genommen; und verblendet der Herr im Himmel es so, daß es uns anzugreifen wagt, dann zwingt die Dankesschuld Serbien, uns zu helfen. Wenn die Bulgaren Kawala schon als Preis für die Erhaltung ihrer Neutralität fordern oder verlangen, daß wirs sofort, vor der Kriegsentscheidung, räumen, müssen wir auf das Abkommen verzichten. Dann hätte Bulgarien unseren Eintritt in den Krieg gehindert, uns bliebe die Freundschaft der Triple-Entente und sie würde nicht nur unser Interesse wahren, sondern uns auch, nach dem Krieg, finanziell unterstützen. Die Lebenskraft, die das neue Griechenland gezeigt hat, wirbt ihm das Vertrauen, daß es nach dem Zusammenbruch der Türkei ein starker Helfer zur Erneuung des Orientlebens sein wird. Unser Vaterland darf zuversichtlich auf

den Beistand, finanziellen und diplomatischen, der Mächte rechnen, deren Vertrauen ihm eine so geschwinde Vergrößerung zugedacht hat. Muthig darf es den herrlich hellen Weg beschreiten, der sich ihm aufthut. Als ein Glück betrachte ich, daß Eure Majestät in der Vollkraft Ihrer Jahre sind und nicht nur mit dem Schwert ein größeres Griechenland zu erobern, sondern auch das eroberte politisch gut zu organisiren vermögen. Wenn einst die Stunde schlägt, werden Sie Ihrem Erben ein vollendetes, übermenschlich großes Werk hinterlassen, ein Vermächtniß, wie nur wenigen Fürsten je zu häufen gelang. Eurer Majestät ergebener Diener Venizelos."

Der Kreter sieht weiter als die Steuermänner der Triple-Entente. Er ahnt im Januar, daß Deutschland versuchen werde, durch den Balkan sich den Weg nach Konstantinopel zu bahnen, und wittert, daß Bulgarien dem starken Eindringling in Makedonien helfen werde, wenn mans nicht zuvor befriedigt und in einen neuen Bund einknüpft. Ist er auf seiner Heimathinsel dem Kern des Griechenempfindens zu fern geblieben, um zu ermessen, was er mit dem Rath, Kawala, Drama, Sali-Chaban hinzugeben, der Landsmannschaft zumuthet? Kein anderer Nationalhaß ist auf Europens Erde so alt und so wild, keiner so tief, in fünfzehn Jahrhunderten, mit Menschenblut gedüngt worden wie der des Griechen gegen den fino-tatarischen Bulgaren (Wolgaren), der, auf dem Vormarsch aus Sibirien, dem breiten Fluß Athel, dem Wasserwall seines ersten Zeltlagers, den Namen Wolga gab. Noch in dem neusten Buch über den Völkerzwist, dem des Professors Kasasis, schäumt der Griechenzorn hoch über das Bett des Planes. Herr Venizelos mag meinen, ihm, dem der Balkanbund von 1912 gelungen sei (ein die Türken einschließender gegen Bulgarien wäre leichter zu stiften gewesen), müsse das Volk auch die Mehrung bulgarischen Besitzes verzeihen. Er scheint in Irrthum verstrickt. Das serbische Makedonien und die Zone von Kawala dem Erzfeind? Der für solchen Vorschlag Verantwortliche ist nicht mehr unantastbar. Konstantin wagt, sich von ihm zu trennen; löst die Kammer auf, in der Venizelos die Mehrheit hat; und ruft zu Neuwahl? Noch nicht. Der König erkrankt; die Wahl wird verzögert; das Ministerium Gunaris regirt ohne Parlament. Will es die Neutralität wahren oder sich einer Kämpfergruppe verpflichten? Im „Temps" ist mehrmals berichtet worden (und der pariser Vertreter Griechenlands hat nicht widersprochen), im April habe Mi-

nisterpräsident Gunaris, im Auftrag des Königs, Waffenhilfe gegen die Türkei unter zwei Bedingungen angeboten: keine Hingabe griechischen Landes an Bulgarien und Landung franko-britischer Truppen zum Schutz vor bulgarischem Angriff. An welchem Parzenfaden hängt Völkerschicksal! Die ins Wahngebild eines neuen Balkanbundes vergafften Leiter der Triple-Entente lehnen den Antrag ab, dessen Durchführung den Fall Konstantinopels, die Auffrischung der russischen Wehrmacht und Wirthschaft, den Eingriff Rumäniens bewirken und mindestens den Orientkrieg gegen Deutschlands Wollen entscheiden konnte. In Hellas beginnt nun der Wahlkampf. Der häßliche Wunsch, seine Front gegen „den Bulgaren Venizelos“ zu kehren, taumelt über jedes mögliche Ziel hinaus. Den Verstimmten klärt sich das Gedächtniß. Der jetzt Beschimpfte hat das Land aus dem Elend des Parteizankes und wirrer Krisen erlöst; seine Grenzen weithin gedehnt; dem Kronprinzen das Heer versöhnt; die Dynastie in das Vertrauen des Volkes eingewurzelt. Darf man ihn, nach dieser in einem Lustrum vollendeten Leistung, in den Ruch des Landesverrathes zerren? Am dreizehnten Juni wird gewählt: der Anhang des Kreters füllt 240 Sitze (von 316). Erst am sechzehnten August; so lange wird, unter Berufung auf die Krankheit des Königs, die Kammereröffnung vertagt, das Ministerium Gunaris gehalten. Dem Volksjubel, der Abstimmung für Venizelos muß es weichen.

Vierzig Tage danach scheidet der Mann, den die Menge als den Retter, den Heiland umjauchzt hat, wieder aus dem Amt des Ministerpräsidenten. Am letzten Septembertag hat er in der Kammer gesprochen. „Der bulgarischen Mobilmachung mußte unsere folgen. Herr Radoslawow hat unseren Gesandten versichert, er wolle weder uns noch das uns verbündete Serbien angreifen, sondern in bewaffneter Neutralität zuschauen. In Ländern allgemeiner Wehrpflicht erschüttert aber die Mobilmachung des ganzen Heeres den Leib der Wirthschaft, der Gesellschaft so heftig und wird so theuer, daß sie ohne ernste Friedensgefährdung nicht lange währen kann. Und die Gefahrenlast wächst, wenn eins der für den Krieg gerüsteten Länder nicht hehlt, daß es den durch Vertrag geordneten Besitzstand seiner Nachbarn nicht anerkennt.“ (Bulgariens Stellung zum Bukarester Vertrag, der Serben und Griechen makedonisches Land gab.) „Inbrünstig wünschen wir, Alle, die Erhaltung des Friedens. Doch mit freudiger Hingebung wird das

Griechenvolk in Waffen für die Unantastbarkeit seines Landes und seiner Lebensinteressen fechten; und jedem Balkanstaat sich entgegenstemmen, der das Uebergewicht erstrebt und dadurch die sittliche und politische Freiheit der Nachbarn bedroht. Ich wäre glücklich, wenn in beiden Ländern die Mobilmachung rasch widerrufen und Griechenland nicht zur Erfüllung der Bündnißpflicht genöthigt würde. Aber an unserem Willen, sie im Nothfall zu erfüllen, kann kein Zweifel haften." König und Minister (der schon damals Vertrauensmangel zu fühlen glaubte und seinen Rücktritt anbot) haben sich geeinigt; die von dem Herrn Gunaris geführten Gegner der Regirung zugestimmt. Am vierten Oktober spricht Venizelos abermals in der Kammer. „Wir haben gegen den Entschluß, in Saloniki französische und britische Truppen zu landen, protestirt; werden aber gegen die Armee, die dem uns verbündeten, von Bulgarien bedrohten Serbien zu Hilfe eilt, nicht Gewalt anwenden. Die würde über unsere (redlich gedeutete und den Umständen des Europäerkrieges angepaßte) Neutralitätpflicht hinausgehen. Und die Furcht, daß der Truppendurchzug unseren Interessen schließlich schaden werde, ist geschwunden, seit wir wissen, daß die Entente ihr Versprechen, den Bulgaren Landzuwachs zu schaffen, nach der Mobilmachung des bulgarischen Heeres zurückgezogen hat. Von der serbischen Regirung habe ich die Erlaubniß erbeten, den Wortlaut unseres Vertrages zu veröffentlichen, den ich als giltig betrachten und achten werde, so lange ich die Ehre und die Last des Staatsgeschäftsführers trage. Heute kann ich nur sagen, daß der Vertrag beide Völker verpflichtet, gegen jeden Angriff eines Dritten einander zu helfen. Vertragsbruch würde uns mit Schmach besudeln. Ihn zu meiden, mahnt aber auch unser Schutzbedürfniß. Ich würde bedauern, wenn wir in Streit mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn kämen; stellt uns aber das Schicksal einen anderen Feind als Bulgarien entgegen, so müssen wir dennoch thun, was die Ehre befiehlt. Daß unsere Politik von der Nation gebilligt wird, ist durch das Wahlergebniß erwiesen worden." Die Sitzung dauert zwölf Stunden. Die Gegner, Gunaris, Rhallys, Theotokis, laufen gegen die Schanze des Kreters Sturm. Der ruft, schon im Morgengrau, noch einmal in den Saal: „Die Zerschmetterung Serbiens müßte auch uns in Lebensgefahr bringen. Wer noch einen Beweis dafür braucht, daß unser Platz nicht an der Seite Deutschlands und Oesterreichs ist, kann ihn in der

Thatsache finden, daß diesen Kaiserreichen Bulgaren und Türken verbündet sind.“ Alle Minister enthalten sich der Stimmabgabe (um sich nicht selbst das Vertrauen zu bezeugen); ein beträchtlicher Theil der Regirungpartei ist durch Nachwahlen der Hauptstadt entrückt; von 257 Stimmen sind 142 für Venizelos (die der Musulmanen, natürlich, gegen ihn). Noch am selben Tag bittet der König ihn zu sich und sagt: er könne die Politik des Kabinets nicht bis ans Ende mitmachen. Trotz seiner Mehrheit tritt das Ministerium zurück. Die Kammer wird vertagt. Herr Alexandros Zaimis (wie 1897 und 1901 für kurze Zeit) das Haupt der Regirung.

Im Frühling ist Herr Venizelos zum Abgang gezwungen worden, weil er freundliche Verständigung mit Bulgarien erstrebte; im Herbst, weil er den von bulgarischem Angriff bedrohten Serben helfen wollte? Unwahrscheinlich. Am Kap Kara werden, auf die von Franzosen erbauten und verwalteten Quais der Bucht von Saloniki, Truppen und Kriegsgeräth der Westmächte ausgeschifft. Der Belagerungzustand erlaubt der athener Regirung, alle Depeschen, auch der Konsuln, zurückzuhalten. Vielleicht sieht sie in dem deutschen Vorstoß nach Belgrad und Semendria die „höhere Gewalt“, die sie der Bundespflicht enthebt: weil gegen die in Vereinigung strebenden Armeen der Deutschen, Austro-Ungarn, Türken, Bulgaren das Opfer hellenischen Blutes ertraglos bleiben müßte. Vielleicht meint sie, nach dem Ultimatum, das der Vierbund in Sofia überreichen ließ, habe Bulgarien nicht mehr als Angreifer, sondern als Angegriffener zu gelten und die Beistandsbestimmung des Bukarester Vertrages dadurch ihre Anwendbarkeit verloren. Der Märzstreit (und manches Wort Konstantins) hat gelehrt, daß der König auf Bulgarien nicht aus heitererem Auge blickt als der Kreter. Der Meinungspalt muß also anderswo sein. Der unbequem gewordene Minister hoffte wohl, durch ernste Dräurede noch in der letzten Stunde Bulgariens Schwert hemmen und so auch Deutschlands raschen Orientsieg hindern zu können. An diese Möglichkeit hat Konstantin (und sein Generalstab) nicht geglaubt: und deshalb das Thor der Straße verriegelt, auf der Hellas, im Kampf gegen Uebermacht, mühsälig Errungenes verloren und sich, ohne Nutzen selbst für den Nachbar, verblutet hätte.

„Coup de théâtre“: kreischen die Pariser. „Die bulgarischen Winkelzüge widern den König von Griechenland an. Seine gerade, ehrliche Soldatenseele weiß, wie leicht die Zusage eines Nachbars

wiegt, der sich vor zwei Jahren doppelzüngig gezeigt hat. Die Ohnmacht des deutschen Haschens nach Sieg kann dem klaren Blick des Griechenfeldherrn nicht entgehen. Er ahnt, welches Unheil seinem Lande nach der Vernichtung Serbiens drohen würde.“ Das stand am zweiten Oktober im „Temps“. Am siebenten: „König Konstantin war bereit, die Truppen, die Serbien, seinem und unserem Bundesgenossen, helfen sollen, den Marsch durch sein Land zu erleichtern. Die Furcht vor Deutschland, vor Wilhelm hat ihn in neuen Rückzug gedrängt. Wieder trennt er sich von dem Spruch der Parlamentsmehrheit und von dem Staatsmann, dem Griechenland die Doppelung seines Gebietsumfanges dankt und dessen Politik das Volk in den Wahlen gebilligt hat.“ Die gerade, ehrliche Soldatenseele, der klare Blick: in fünf Tagen ist Alles verthan. Herr Pichon sagt: „Von Wilhelms Schwager, der 1913 die berüchtigte Rede auf die deutsche Wehrmacht hielt und von ihrer Unbezwinglichkeit überzeugt ist, war kaltblütige Wägung eines Krieges, der gegen das in Deutschlands Schlepptau hängende Bulgarien geführt werden müßte, nicht zu erwarten. Dem gelehrigen Gatten der Königin Sophie war so viel Scharfblick, innere Freiheit, Thatkraft nicht zuzutrauen. Doch dieser König, der weder griechischen Geblütes noch, wie sein unvergeßlicher Vater, in heißer Liebe der Heimathsache ergeben ist, herrscht nicht allein. Werden die besten Griechen gestatten, daß ihr ruhmreiches Vaterland in die Gruft gerissen wird und daß Deutschland mit Schmach, Gemetzel, Zerstörung gegen die Mächte fortwüthet, denen Hellas seine Wiedergeburt dankt? Das ist die Frage.“ (Le Petit Journal.) Herr Herbette in L'Écho de Paris: „Im April ließ König Konstantin uns, unter der Bedingung des Verzichtes auf bulgarischen Gebietszuwachs, Griechenlands Beistand anbieten. Daß bei uns damals eine andere Politik beliebt wurde, entschuldigt den König nicht. Aber waren Die nicht im Recht, die von Machtaufwand mehr als von schlauer Diplomatie erhofften und deshalb im Lenz schon Truppen in Saloniki landen wollten?“ Le Matin: „Die vom Kaiser mit unleugbarem Talent getriebene ‚Familienpolitik‘ trägt Früchte. Mit seiner Schwester Sophie ist der Kaiser in fast alltäglichem Depeschenverkehr. Stellet Euch vor, welche Seelenkraft Konstantin besitzen müßte, um solcher Ansteckung nicht zu erliegen! Wer weiß, welches Märchenglück Wilhelm ihm als Entgelt für die Verabschiedung des

Ministers zugesagt oder ob er ihn mit dem Schreckbild eines ‚kolossalen‘ deutschen Heeres, das in Griechenland einbrechen werde, verschüchtert hat?“ Le Petit Parisien (das Blatt mit der größten Auflage): „Der Rücktritt des Herrn Venizelos enttäuscht unsere Hoffnung bitter. Alles ist wieder in Frage gestellt. Nichts bleibt uns als die Zuversicht, daß unsere Schutztruppe rasch an den Wardar vordringt.“ Herr Hervé in La Guerre Sociale: „Am Ende glauben wir, Engländer und Franzosen, ein Wunder vollbracht zu haben, wenn hundert- bis hundertfünfzigtausend Mann in Saloniki gelandet sind. Was, Teufel, will man denn damit anfangen? Das könnte knapp genügen, wenn Rumänien und Griechenland mit uns gingen; aber Rumänien zaudert und in Griechenland ist Venizelos nicht allmächtig. Deutschland wird starke Massen gegen das kleine Serbenheer werfen. Bulgarien nicht, wie in all unseren Zeitungen steht, dreihunderttausend Mann, sondern die doppelte Menschenzahl mobilisiren. Und hinzu kommt die thrakische Türkenarmee, die jetzt noch Konstantinopel deckt und die wir nicht vergessen dürfen. Marschirt Rumänien nicht, dann brauchen wir (ohne Verdünnung der Dardanellenkampflinien) sofort drei- bis vierhunderttausend Mann, mit zulänglichen Waffen- und Geschoßmengen, in Saloniki. Sonst trampeln die Deutschen über Serbiens Leib und gelangen nach Konstinopel. Auch da fänden sie nicht das Heil (vor endgiltiger Niederlage vermag nichts sie zu schützen); aber ihr Ansehen würde heller, würbe ihnen vielleicht Rumänien und gewiß eine Million türkischer Soldaten, die, mit Waffen und Munition, ein gewaltiges Heer bilden könnte; für ein Jahr, mindestens, bekämen die Deutschen wieder Muth in die Kaldaunen. Frankreich und England können nicht drei- bis vierhunderttausend Mann nach Serbien schicken? Aber Italien?“ Daß ein kleines Corps, nach Menschenvoraussicht, verloren wäre, ist richtig. Doch die Federstrategen sollten zunächst mal erfragen, wie viel Schiffsraum, Lade- und Löschzeit nöthig ist, um vierhunderttausend Mann mit Artillerie, Proviant- und Munition-Kolonnen, Pferden, Kriegsgeräth in schmale Häfen zu landen. Pariserstimmung.

Vor dem zweiten Balkankrieg wurde in Sofia eine Postkarte gedruckt, auf der im Westen Skoplje (Uesküb), Prizrend, Dibra, im Süden Saloniki sammt der Chalkidischen Halbinsel dem Bulgarenreich zugezeichnet, den Serben und Hellenen jedes Stück der

Kriegsbeute entpinselt war. Wenn Konstantin fürchten müßte, aus diesem Bildchen Wirklichkeit werden zu sehen, bliebe er nicht eine Stunde lang neutral. England hat den Hellenenstaat geschaffen und dann, weil es ihn russischem Einfluß offen fand, in Bedrängniß gehalten: denn Rußland durfte weder in Ost noch in West starke Stützpunkte erwerben. Um die Weihnacht des Jahres 1839 spricht Metternich: „Konstantinopel darf nur griechisch, Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden." Nach dem Abschluß des Vorvertrages von San Stefano grinst Rußlands Gesandter Ignatiew: „Nur als Schwimmer können die Griechen fortan nach Konstantinopel gelangen." (Fortan: wenn das Großbulgarien wird, das Makedonien und die Saftstücke Thrakiens umfaßt und von Albanien bis nach Kawala reicht.) Zwischen solchen Willenspolen schwankt das Schicksal Griechenlands. Auf dem Berliner Kongreß wird Lord Salisbury sein kräftigster Anwalt. Gortschakow will dem Königreich keinen Vertreter gewähren. Dagegen wendet sich Englands Zweiter Bevollmächtigter; weil (sagt Salisbury) das große Rußland hier Bulgariens Anspruch vertheidige, müsse den Griechen, für die kein Volk gleichen Stammes fechte, wenigstens erlaubt sein, selbst ihre Sache zu führen. „Die Slawen, die sich einst vor dem griechischen Patriarchen beugten, stehen unter kirchlicher Sonderorganisation, seit ihre Liturgieform sich von der im Patriarchat giltigen abgespalten hat. Das Recht auf Kirchen und Schulen ist auch da, wo Griechen die Mehrheit haben, streitig geworden. Nicht ohne Grund fürchtet der Hellene, Kirche, Sprache, Selbständigkeit seiner Rasse zu verlieren, wenn Bulgarien in Vormacht aufgerückt ist." Noch heute fürchtet ers; preist noch heute Salisbury als den Erben byronischer Hellenenfreundschaft, der das papierne Großbulgarien von San Stefano zerfetzt, Makedonien und Thrakien griechisches Land geheißen hat; und murrt wider England (das er, als Seehändler mit schutzlosen Küsten und Inseln, nicht reizen darf), seit Lansdowne und Grey den Löwentheil von Makedonien den Bulgaren zusprachen. Weil Herr Venizelos, der Noth gehorchend, sich diesem Spruch fügen, gar noch Kawala, Drama, Seres dem Urfeind hingeben wollte, schien er manchem Landsmann allzu englisch: und wurde dem Groll des Königs erreichbar. Im Herbst wie im Lenz; denn er begünstigte jetzt noch die Streitschlichtung, die Bulgariens Bereich tief

in Makedonenland hinein dehnen würde. Die Neutralität Rumäniens wäre, nach der versäumten Gelegenheit, wohl schon durch die Verbürgung der Grenze Turtukaja-Baltschik zu sichern. Wenn Oesterreich-Ungarn ihm das russische Bessarabien als Preis hinschöbe, müßte Habsburg erst recht um das Banat, Siebenbürgen und die Bukowina bangen. Der bukarester Ferdinand muß wissen, daß zu seinem Großonkel Anton von Hohenzollern einst Bismarck gesagt hat: „Rumänien ist das Belgien des Südostens; es muß neutral scheinen, mit Allen gut stehen, warten, bis ihm die Früchte, die es nicht selbst pflücken darf, in den Schoß fallen, und erst, wenn Alles zusammenbricht, im letzten Augenblick sich der Macht anschließen, von deren Sieg es überzeugt ist." Griechenlands Neutralität wird theurer sein. Bürgschaft für den eigenen Besitzstand und gegen die Wiederkunft des Großbulgariens, das im Juni 1878, als Rußlands Säugling, im berliner Reichskanzlerhaus erwürgt worden ist. Ein größerer Theil von Albanien, als der Balkanfriede ihm gab? Goethe, der in Neuhellas einen revolutionären Staat sah, hätte dem Feldherrn Konstantin mehr Erfolgsmöglichkeit zugetraut als dem „Kabinetsmann" aus Kreta. Capo d'Istrias, sprach er zu Eckermann, „wird sich auf die Dauer als Erster nicht behaupten. Mit dem Säbel in der Faust, an der Spitze einer Armee, mag man befehlen und Gesetze geben und sicher sein, daß gehorcht werde; ohne Dieses ist es ein mißliches Ding."

... Ein Lostag brach an: unter dem Himmelszeichen der Wage der Herbsttag des Heiligen Gallus, an dessen Klosterpforte Franken und Burgunder, Alemannen und Kelten Rath erflehten. Schon der Tag, der unseres Krieges Schicksal offenbaren kann? Ein auf solche Hoffnung gebautes Haus stünde auf schwankem Grund. Doch aus der Einsiedelei des Hirnes fällt schlankes Licht auf den Weg, der hinter, der vor uns liegt. Die Feinde haben die Fehler gebündelt: nicht im Kielwasser der „Goeben" die Dardanellen durchdampft und, vor dem Ausbruch des Türkenkrieges, die Straße ins Schwarze Meer, also nach Rußland, gesichert; in der Zeit russischen Vordranges weder Griechenlands Bedingungen (Besitzstand des Bukarester Friedens, Truppenschutz vor bulgarischem Angriff) noch Bulgariens angenommen (Besetzung von Serbo-Makedonien, Ostgrenze Enos-Midia, Zusage der Kawala-Zone für den Fall, daß der Bezirk von Smyrna den Hellenen zu-

erkannt wird); Serbien nicht früh in Verzicht auf den Ertrag des zweiten Balkankrieges noch Rumänien, als Nikolai in Czernowitz befahl, in unwiderrufliche Entscheidung gezwungen; leichtsinnig, wie Hans Lüderlich das Getechtel mit einer Kuhmagd, das Gallipoli-Abenteuer begonnen; und nicht erkannt, daß Italiens Eingriff die auf ihrem Schachbrett wichtigsten Figuren verschieben mußte: weil Griechen, Serben, Bulgaren die Savoyerflagge sehr ungern auf der Ostküste der Adria sehen und Hellas den Römern weder Kypros, die Kupferinseln der Dorer und Jonier, mit der Nationaltrauerstätte Salamis noch das kleinasiatische Kilikerland gönnt. Wenn England nicht die Bulgaren begünstigt und den Italern, außer den „unerlösten Ländern“, Albaniens Mittelstück, Dalmatien, Cypern, Kilikien, also Slawen- und Griechenbezirke, als Kampfpreis zugesagt hätte, wäre Herrn Venizelos im Frühling und im Herbst nicht das Spiel mißlungen und die Hellenenstellung nie streitig geworden. Der vorletzte Fehler des Vierbundes war: daß er mit dem deutschen Orientkriegsplan (Hemmung des Verkehrs von Saloniki nach Nisch und Rußland, Wacht am Bosporus) nicht gerechnet hatte. Der letzte wäre: die Höllenfahrt frankobritischer Truppen auf dem Gleis der Wardarbahn. Daran aber kann ich nicht glauben. Landung und Abschub würde Wochen dauern; Geräth und Menschen führen zum Teufel der Boches. Undenkbar. England macht düster hallenden Lärm, um die Stimmung für allgemeine Wehrpflicht zu bereiten. Das Ultimatum sollte Bulgarien (dessen bewaffnete Neutralität zur Zersplitterung des kleinen Serbenheeres genügen würde) in Angreifbarkeit vorlocken; Rumänen und Griechen ins Bündnißgelübde an Serbien schmieden. Wird die Gallipoli-Mannschaft (italische Mitkämpfer, lieber Genosse Hervé, hat Serbien abgelehnt) verfrachtet, dann nicht ans Kap Kara, sondern nach Enos oder Dedeagatsch (vielleicht auch ein Russencorps nach Burgas). Rascher Friede mit Serbien, das sein makedonisches Lendenstück verlöre, Nordalbanien mit Adriahäfen gewönne, rachsuchtloser mit Italien, dessen Zusammenbruch nicht unser, nicht Oesterreichs Vortheil wäre, Klarheit über Belgiens Zukunft: dann wären die Zipfel des Riesenknotens gelöst. Noch liegt auf der Wagschale unseres Himmelsstriches das schwerere Gewicht. Verzauberte Schicksalstage kehren nicht wieder.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Oktober 1915.

Oktoberrennen.

Der Götterfreund.

Weil er das Abenteuer am Kap Kara, bei Saloniki, nicht verantworten, den Landsleuten nicht vorgaukeln wollte, ein dort ausgeschifftes franko-britisches Corps könne, ohne die Mitwirkung griechischer oder rumänischer Truppen, die Serben aus dem Gedräng dreier feindlichen Heere retten, ist Herr Theophile Delcassé vom höchsten Sitz des Auswärtigen Amtes gestiegen. Der Machtgeber, Präsident der Republik, und die Kabinetsgenossen haben ihn nicht zärtlich gebeten, im Amt zu bleiben. Der regirende Lothringer liebte ihn, er Herrn Poincaré, den Mann der polirten Sätze und des schönen, vor dem Spiegel eingeübten Gestus, niemals (deshalb zog Theophil in der stürmischen Maienzeit dieses Präsidiums den petrograder Botschafterposten einem Ministerplatz vor); nur in dem Haßgeheul des räudigen Tigers Clemenceau und in der Abwehr seiner Wuth wurden sie, immer wieder, vereint. Und die sozialistischen Minister Viviani, Millerand, Sembat, Guesde, denen der weiße Igel nicht behagte, nahmen ihn nur in ihren Kahn auf, weil sie in der Noth der Republik einen Zunftkundigen, einen in England, Rußland, Italien als vollgewichtig Geltenden haben mußten. Schon im Sommer hatte, während des Russenrückzuges, der Ministerpräsident Viviani (der seinen Vornamen René unter alle Erlasse schreibt und mit der heiter scheinenden Würde des alten guten Königs René thront) Besuchern, die ihm schroffe Worte Theophils meldeten, spöttelnd zugerufen: „Herr Delcassé ist schließlich doch nicht Frankreich!“ Ihm ist die

Trennung gewiß nicht schwer geworden. Delcassés Anhang war in der Presse größer als in der Kammer der Abgeordneten und im Senat. Der kleine Mann war ja selbst Zeitungschreiber gewesen. Saß im schmalen Vorhöfchen der Heiligen Hallen, in denen Ranc und dessen Gefährten Gambettas „La République Française“ redigirten, und fühlte sich begnadet, wenn ein in Ruhm Wachsender ihn, der dicht an der Eingangsthür hockte, huldvoll auf die Schulter schlug und mit dem Gruß ehrte: „Bon jour, petit!“ Im Gambettistenhaus fiel nur Kleinarbeit für ihn ab. Mittags kletterte der arme Teufel in den Reporterkäfig des Bourbonenpalastes, um (nicht etwa für Ranc: nur für ein Provinzblättchen) über die Parlamentssitzung berichten zu können. Sein Sehnen langt auf die Höhen der Politik. Er bietet sich einem Wahlbezirk an, könnte in die Stichwahl kommen, verzichtet aber, dem Gegner zu Gunst. Der stirbt bald: und Herr Delcassé heirathet die Witwe; wird Hausbesitzer und ein wohlhabender Mann. Von „maßvollen“ Wählern ins Hohe Haus der Republik abgeordnet. Schon vier Jahre danach, als Vierzigjähriger, Unterstaatssekretär, ein paar Monate später gar Minister für die Kolonien. In diesem Amt ergrübelt er, was das Ueberseereich der Republik braucht und über welche Austauschwerthe es verfügt. Da Herr Gabriel Hanotaux, weil ihn das Dreyfusvolk haßt und weil er, der die Eroberezüge der Majore Monteil (1895) und Marchand (1896) in den Sudan gewollt hat, das Staatsschiff in Zwist mit England steuert, nicht mehr haltbar ist, folgt ihm Herr Delcassé in die von Geheimniß umwitterten Räume am Quai D'Orsay. Sechsundvierzig: und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten; auf dem Sitz der Richelieu und Talleyrand, Gramont und Decazes. Nicht wenig für den Knirps, dem Ranc (der, Zola zu stetem Aerger, als Heilsbringer Gepriesene) höchstens den „Schlußdienst“, Depeschenflickerei und Verständigung mit dem Umbrecher (metteur en pages) anvertraut hatte. Erste Klugheitprobe: der Wechsel des Gesellschaftklimas erwirkt weder Gehirnentzündung noch Erkältung der Haut. Seine Excellenz bleibt (oder scheint mindestens) bescheiden; giebt sich den Kameraden als den schlichten Mann von gestern. Nur gegen die Nichtsalsparlamentarier und Kammermächler, die, ohne Kenntniß und Ahnung, ins internationale Geschäft dreinschwatzen, sträubt er manchmal die spitzen Borsten. Im Verkehr mit der Presse protzt er niemals mit

Wohlstand und Amtsrang; zeigt er sich immer als den der Gilde zugehörigen guten, zu Auskunft, Rath, Hilfe bereiten netten Kerl. Noch, als er ausplaudern oder andeuten kann, was ihm beim Frühstück King Edward, im Elysion der Zar ins Ohr zu raunen geruht hat. „Un bon bougre“: nennt ihn die Schreiberschaar. Und hat ihm die vernünftige Bescheidung bis in diesen Herbst hinein gedankt.

Juni 1898. Der diplomatische Verkehr zwischen England und Frankreich ist schwierig geworden. Trotzdem schon Sir Edward Grey, im März 1895, gesagt hat, jeden Versuch fremden Vordranges in den alten Egyptersudan werde England, dessen Recht auf diese Provinzen längst bekannt sei, als eine unfreundliche Handlung auffassen, und trotzdem Lord Lansdowne, der dem stillen Idealisten ins Auswärtige Amt gefolgt ist, die Warnung in heftigerem Ton wiederholt hat, steht Major Marchand, als Kommissar für den Ober-Ubangi, dicht vor der Sudanesenstadt Faschoda, wo ein von Frankreichs Vertreter in Abessinien, Herrn Lagarde, gerüstetes Corps sich ihm gesellen soll. Italien ist, seit der Niederlage bei Adua, weit vom Nil weggescheucht; will Frankreich nun Britaniens Herrschaft über das Nilthal bestreiten? General Kitchener wird mit einem Heer gegen Dongola, das Nest des aufsässigen Mahdi, vorgeschickt; und das Parlament bewilligt die hohen Feldzugskosten, als der Versuch, sie der Dette Égyptienne aufzupacken, an dem Widerstand französischer Mitglieder und an dem Spruch des Gerichtshofes von Alexandria gescheitert ist. Fritz von Holstein kennt, aus Briefen seines Freundes Paul Hatzfeldt, des Deutschen Botschafters in London, den Groll der Aermelanrainer und möchte das schlechte Wetter im Pas de Calais zu einem Fang nützen, durch den der Lieblingwunsch seines Kaisers erfüllt, ein freundlicheres Verhältniß zu Frankreich gesichert würde. Der Botschafter Fürst Münster soll die Republik für ein neues Abkommen über Ostasien födern und in einen Vertrag überreden, der den Kolonien des fast in den Rang eines englischen Lehnstaates gesunkenen Königreiches Portugal die Tatze des Britenlöwen abwehrt. Herr Hanotaux ließe sich vielleicht in einen Plausch über solche Versippungmöglichkeit ein. Darf die eisige Tugend des Ministerpräsidenten Brisson sich dem Mann gesellen, auf den Salisbury scheel blickt, der mit Deutschland äugelt und allen Dreyfusleuten (im Februar war der Prozeß gegen Zola) ein Gräuel

ist, obwohl er sich in den Jahren des Jugendsturmes, am Tisch der Brüder Goncourt, als Gottlosen, also nicht der Priesterschaft Unterthanen, bekannt hat? Nein. Gabriel geht und Theophilos kommt. Vierzehn Tage danach ist Marchand in Faschoda; sechs Wochen später Kitchener (der den Feldzug als Ingenieur geführt, sich selbst den Eisenstrang durch den Sudan gelegt, von Uadi Halfa bis an den Oberen Nil zwei Jahre gebraucht hat und deshalb ein träger Zauderer schien) in Karthum, der Hauptstadt des Sudan. Am Sedantag vernichtet er, bei Omdurman, den Schwarm des Mahdi; stößt von dort geschwind nach Faschoda vor und hat es am neunzehnten September eingeringt. Salisbury fordert den Abzug des Corps Marchand; und hört aus Courcels, des Franzosenbotschafters, Mund die Frage, mit welchem Recht er im Namen Egyptens, das dem Sultan-Khalifen untersteht, rede und Kitchener einen egyptischen General nenne. Fruchtloser Eifer. Die Häupter der Republik, die in Nordafrika Algerien und Tunis besitzt, fügen sich in endgiltigen Verzicht auf die Nilländer und rufen, am vierten November, Marchand heim (den Kitchener jetzt, als in der Franzosenfront Schwerverwundeten, wiedergesehen hat). Die Kolonialpartei knirscht; die nur auf Europens Wochenstube starrenden Politiker sind zufrieden. Am sechsten November antwortet ein weitsichtiger Botschafter Frankreichs auf die Frage des italischen Zunftbruders, ob die Erinnerung an den erzwungenen Rückzug aus dem Sudan nicht Gift in die Hoffnung auf franko-britische Eintracht träufeln werde: „Sicher nicht; da der Nilstreit nun geschlichtet ist, wird rasche Verständigung über alles noch Unausgeglichene wahrscheinlich.“ Und am selben Tag spricht, zu dem gescheiten Orientkenner Herrn Victor Bérard, Minister Delcassé: „Ich will nicht aus diesem Haus gehen, nicht von dem Stuhl, auf dem Sie mich hier, vor dem Schreibtisch, finden, aufstehen, ehe Frankreich und England in ungetrübte Eintracht zurückgekehrt sind, die dem Erdtheil unentbehrlich ist.“ Die Durchführung dieses Vorsatzes ist dem zähen Männlein gelungen.

Nicht immer auf glatt gewalzter Landstraße. Mancher Weg war ihm gesperrt; und dem Ibykus der Republik dräute, wie dem gen Korinth wandernden Götterliebling Schillers, Mördergier. Noch im November läßt er den in London unbequem gewordenen Herrn De Courcel von dem Herrn Paul Cambon ablösen, der seit

seiner konstantinopler Botschafterleistung als Frankreichs stärkster Diplomat gilt. In der Französischen Handelskammer betont der Römmling kräftig seinen Willen zu unverschrammter Einigung mit Britanien (dessen damals noch rauhe und schlecht vermummte Selbsucht Herr Delcassé, da er im Parlament den Faschodazwist einscharren muß, mit so zager Schonung behandelt, daß er nur dünnen Beifall wirbt). Aus dem londoner Nebel funkelt das erste Wetterlicht nahender Gefahr. Dem mächtigen Kolonialminister Joseph Chamberlain wird eine Neigung zu Deutschland nachgesagt, mit dem er sich über Mozambique und, durch die berliner Unterhandlung seines Freundes Cecil Rhodes, über Portugals afrikanische Kolonien, die Eisenbahn- und Telegraphenlinie Kap-Kairo und Aehnliches verständigt habe; verständigen konnte, weil Frankreich die deutsche Anfühlung vom Juni 1898 nicht beachtet, Delcassé die Verbalnote Münsters, die Herr Hanotaux ihm hinterließ, nie beantwortet hat und England jetzt, wie diese Note voraussah, im Transvaalkrieg (der im Oktober 1899 begonnen hat) über Mozambique und Lourenço-Marquez für seinen Nachschub selbstherrisch verfügt. Im November ist der Deutsche Kaiser mit dem Grafen Bülow Gast seiner Großmutter Victoria. Beide haben Gespräche mit den Staatsmännern Salisbury, Balfour, Chamberlain. Deuteten sie dem verwegenen Joseph, deutete er ihnen eine Bündnißmöglichkeit an? Am ersten Dezembertag spricht er in Leicester: „Das Gefühl, das uns in Freundschaft mit den Vereinigten Staaten stimmt, muß uns auch in ein inniges Verhältniß zum Deutschen Reich bringen. Anglo-amerikanisches Einvernehmen ist ein wichtiges Friedenspfand; noch fester wäre aber der Weltfriede für die Zukunft geschützt, wenn ein neuer Dreibund den zwei angelsächsischen Zweigen auch den teutonischen verknüpfte." Frankreich horcht auf. Ein Germanenbündniß, dem Schweden wohl nicht lange fern bliebe, könnte den franko-russischen Planstrang zerstören. Die Narbe von Faschoda brennt wieder. Oberst Marchand wird, jetzt erst, Volksheld; der Burengesandte Leyds, gar der alte Ohm Krüger von den Parisern umjauchzt; die greise Queen auf allen Witzblättern, in allen beuglants mit Pöbelschimpf besudelt; die wölfische Bretonenwuth gegen Albion, la perfide, so ungestüm aufgepeitscht, daß der Fürst von Wales sich, fürs Erste, nicht mehr in die geliebte Hauptstadt seiner Freuden wagen darf.

In solchem Ungewitter hat Herr Delcassé einen schweren Stand. Er verstummt; bleibt aber stehen. Die Rede von Leicester weckt weder an der Spree noch an der Themse langwierigen Nachhall. Auch die Deutschen nehmen, hitziger noch als der händelsüchtigste Franzos, für die Buren Partei; und wirbeln mit ihrem Gestampf und Gefuchtel den Staub auf, der sich über Wilhelms Depesche und Helferantrag an Krüger geschichtet hat. Das innere Verhältniß der Nordseevettern wird schlechter, als es seit dem Zank um die Elbherzogthümer je war. Der Franzosenfreund Lord Lansdowne tritt aus dem Kriegsamt in das Auswärtige über (wo noch der mürrisch müde Salisbury sich nie zu schroffer Abkehr vom Land Bismarcks entschlossen hätte). Lord Rosebery, noch Liberalenanwärter auf das Foreign Office, nennt Chamberlains Rede „ungeschickt" und spöttelt, die dringlichen Bündnißangebote der regirenden Tories und Ueberläufer seien wohl in Washington und Berlin überhört worden. Bülow und Chamberlain aber straucheln in heftige Wortfehde, die von dem Novembergetändel nichts mehr ahnen läßt. Fühlt der Deutsche sich von einer Hoffnung enttäuscht, der Brite sich vor den Landsleuten, zum ersten Mal, ins Geflimmer unernsten Schwatzes geschoben? In seinem Buch über „Deutsche Politik" hat Fürst Bülow gesagt: „Die Gefahr lag nah, daß einem mit England verbündeten Deutschland gegen Rußland die Rolle zufallen würde, die später Japan allein übernahm. Der Krieg gegen Deutschland wäre unter solchen Umständen in Rußland nicht unpopulär gewesen und mit dem nationalen Elan geführt worden, wie er dem Russen in der Vertheidigung seines heimathlichen Bodens eigen ist. Für Frankreich hätte der Bündnißfall vorgelegen und es hätte seinen Revanchekrieg unter nicht ungünstigen Bedingungen zu führen vermocht. Wir Deutsche hätten einen schweren Landkrieg auf zwei Fronten zu tragen gehabt, während England die leichtere Aufgabe zugefallen wäre, sein Kolonialreich ohne große Mühe weiter zu dehnen und von der Schwächung der Festlandsmächte zu profitiren. Endlich (und nicht zuletzt) hätten wir während einer kriegerischen Verwickelung auf dem Festland und geraume Zeit danach in keinem Fall Kraft, Mittel und Muße gefunden, den Aufbau unserer Kriegsflotte so zu fördern, wie wir es gekonnt haben." Ob die Verpflichtung, Britaniens Schwert gegen Rußland zu werden, nicht auch in engem Bündnißgurt ab-

zuwehren, ob der Aufbau einer England gefährdenden Schlachtflotte ersprießlicher war als die Weltrichtergemeinschaft des Meerbeherrschers mit der gewaltigsten Landmacht, brauchen wir heute nicht zu erörtern. Daß die Gunst der Stunde verpaßt, keine der beiden Verbündungmöglichkeiten genützt und so die Einung der von uns Abgestoßenen erleichtert, die Knüpfung neuen Dreibundes gefördert wurde, erkennt jeder Wache jetzt als einen Lotsenfehler.

Die Straße von Calais nach Dower ist wieder entnebelt: und Herr Delcassé säumt nicht, sie zu befahren. Die blutigen Schatten der Jungfrau von Orleans und Bonapartes schrecken ihn nicht; auch den Landsleuten will er sie aus dem Gedächtniß tilgen. Noch im Frühjahr 1899 hatte er den Vertrag unterzeichnet, der unter den Sudanstreit den Schlußstrich zog, Englands Recht auf das ganze Nilbecken anerkannte und Frankreichs mittelafrikanische Besitzgrenze um fünfzehn Grad weiter nach Westen zurückschob. Sechs Jahre bleibt er danach Minister: und hat in dieser nicht langen Frist die Entente Cordiale mit England, Italien, Spanien erlangt und die wichtigste, Britaniens mit Rußland, wirksamer als Herr Iswolskij selbst vorbereitet. Herzliche Verständigung, der kühle Wägung von Gewinn und Verlust vorangegangen war. Unsere Einigung, sagt Herr Paul Cambon in London, „ist ein Geschäftsabschluß“. In Paris Herr Delcassé: „Wir dürfen uns des Stimmungwandels freuen, der den Abschluß des anglo-französischen Vertrages ermöglicht hat und der noch vor kurzer Zeit unerreichbar schien. Doch die Erkenntniß, daß England und Frankreich sich selbst und einander durch Hader politisch und wirthschaftlich schwächen, ist so klar geworden, daß sie fortan die Beantwortung aller etwa zwischen den beiden Ländern noch auftauchenden Fragen bestimmen wird.“ Das gefährlichste Hinderniß auf Delcassés Weg wurde der von England angezettelte Japanerkrieg gegen Rußland. Sein größter Glückszufall: daß die nüchtern würdige Königin Victoria starb und Eduard endlich den Thron bestieg. Der spricht in der pariser Englischen Handelskammer: „Frankreich und Britanien sind die Vorkämpfer und Pioniere bürgerlicher Gesittung und friedlichen Fortschrittes. Auf der weiten Welt erblicke ich nirgends zwei andere Länder, die, um zu gedeihen, so deutlich auf einander angewiesen sind. Ihre Freundschaft noch fester einzuwurzeln, ist ein Ziel meines steten Mühens.“ Ihm (und dem

Zaren) paßt Theophilos in den Staatskram. Trotz dem fast zwerghaften Rumpf. Der bon bougre wird ein Liebling der Erdengötter.

Feind Deutschlands? So sah der geräuschlos Fleißige, dem aller Schwulst und panache des Franzosen fehlt, während seines Ministerseptennates nicht aus. Auch Eduard, sein kluger, jedes Lebensdranges kundiger Patron, war uns nicht feind und wollte nicht Krieg. Da ich als Erster von der Absicht auf Einkesselung, Einkreisung des Deutschen Reiches sprach, als Erster auf das Verhältniß der Westmächte zu uns diese Wörter anwandte, muß ich wissen, welcher Sinn aus ihnen warnen sollte. Eduard fürchtete, das Reich des Neffen, mit dem er nie in Empfindenseinklang kam, wolle sich in Vorherrschaft über Europa recken, seine Flotte, der eine andere lohnende Aufgabe nicht erdenklich schien, und seine Macht über den Islam einst zum Vorstoß gegen Englands Seegewalt, gegen Egypten und Indien nützen; er kannte es, aus Vickys, Hirschs, Cassels Berichten und aus hurtiger Beobachtung, gut genug, um zu ahnen, daß es zur Ausführung solchen Planes bald fähig, von den Heeren Frankreichs und Rußlands nicht zu hemmen sein werde, und erstrebte drum einen Staatenpool, eine kräftige Abwehrgemeinschaft, deren Dasein schon Deutschland einschüchtern, zum Verzicht auf ungestümen Vordrang zwingen könne. In den Grenzen von 1900 wollte der Einkreiser das Deutsche Reich halten (das darin, ohne Krieg, nach dreißig Jahren das reichste Land der Alten Welt geworden wäre); nicht es kleinern (was ja heute noch Briten, Russen, neun Zehntel aller Franzosen nicht ernstlich wollen); und vor dem Kriegswagniß hätte er, dessen kluger Blick den Sitz reizbarer Schwachheit am Leibe Britaniens erfühlt hatte, sich immer scheu geduckt. Er wollte Lebensversicherung, Schutz: und kam (auch, weil der Blutsgroll gegen den ihm im Wesen urfremden Sohn Vickys sein Handeln und mehr noch sein Reden färbte) in den Verdacht, Trutz und Machtvernichtung zu wollen. Ungefähr eben so ists dem pariser Schützling geschehen. Herr Delcassé gehört zu den Franzosen, denen keine Gewalt des Himmels und der Erde je auszureden vermochte, was Gortschakow und später der Dänenhof des dritten Alexander ihnen eingeredet hatte: daß Deutschland nach der Gelegenheit lechze, noch einmal den Körper Frankreichs zu zerstücken. Schon bevor der Pyrenäenbezirk Ariège ihn in die Kammer schickte, hatte er sich dem Wort Gam-

bettas verlobt: „Unser Herz schlägt nicht für das Ideal blutiger Abenteuer, sondern für die Pflicht, Das, was von Frankreich geblieben ist, zu erhalten.“ Auch Theophil ersehnte nur Sicherung, Assekuranz gegen neue Vereinsamung, Auskelterung Frankreichs; in meinem Gedächtniß haftet nicht ein Wort des Kleinen, das über die Vogesen hin winkte. Ihn hat Fritz von Holstein in den Geruch des Deutschenhassers gebracht. Der glaubte, mit Hanotaux und, unter Vermittelung Sardanapauls Hatzfeldt, mit Courcel arbeiten zu können, wurde ärgerlich, als Beide gingen, und pfauchte, als Delcassé die von Münster überreichte Verbalnote ohne Antwort ließ. Unhöflich wars; und der mißtrauischste aller Sterblichen stand auf der Ueberzeugung, daß dahinter der Wille zu Kränkung laure. Ich habs nie geglaubt. Der Minister war in seinem Haus noch nicht heimisch, dicht vor der Faschodaklemme, also Englands durchaus nicht gewiß: und sollte sich ohne jeglichen Grund die Berliner verfeinden? Er hatte sich den schlechten Verkehrsitten der Meinungfarmer noch nicht ganz entwöhnt. „Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgesandt.“ Das da? Vielleicht hats Hanotaux noch erledigt; vielleicht wars nur diesem Günstling der Wilhelmstraße zugedacht. Sonst wird Münster ja mahnen. Dann ist Zeit, ihm zu antworten, Erkundung habe gelehrt, daß man in Lissabon von dem an die Spree gemeldeten Trachten Englands nichts wisse, an neuen Vertrag über Afrika nicht denke, der Gegenstand der gewünschten Aussprache also ungreifbar sei. Der geschulte Diplomat wäre diese Antwort schon deshalb nicht schuldig geblieben, weil sie die Möglichkeit bot, zu erhorchen, wohin der Frager eigentlich steure. Daß Delcassé stumm saß, schwellte Holsteins Zornader; galt ihm als Beweis bösen Sinnes und hochfahrender Geringschätzung. „Der Kerl will uns schneiden. Dem müssen wir auf die Finger passen.“

Im ersten Marokkojahr flackert die Erinnerung an den Taktfehler vom Sommer 1898 wieder auf. Fürst Bülow sagt in seinem Buch: „Dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcassé, einem eben so begabten wie thatkräftigen Staatsmann, der aber, wo Deutschland in Frage kam, sich zu sehr von Gefühlsmomenten bestimmen ließ, schwebte der Gedanke vor, uns in Marokko vor ein fait accompli zu stellen. Er wußte, daß er damit unserem Ansehen in der Welt einen empfindlichen Stoß versetzen würde. Die Ignorirung der madrider Signatarmächte bei Abschluß des fran-

zösisch-englischen Marokko-Abkommens bedeutete eine Brüskirung des Deutschen Reiches. Ließen wir uns einmal ungestraft (soll heißen: ohne zu strafen) auf die Füße treten, so wäre dem ersten Versuch, uns schlecht zu behandeln, bald der zweite und dritte gefolgt." Den Liebenswürdigen, der diese Zeilen schrieb, hatte Holstein, wie er so gern und so gut that, „gründlich aufgeputscht". Ich höre ihn. „Nun haben Sie wieder eine Folge Ihrer sanftmüthigen Weichheit, lieber Bülow! Für den frechen Kerl sind wir Luft. Hätten Sie nicht, als junger Staatssekretär, die Münsterpille 'runtergeschluckt, er würde jetzt wedeln. Lassen Sie sich aber die zweite Unverschämtheit gefallen, dann lachen die Expedienten Sie aus und der gräuliche Harden macht Sie zum Kinderspott. Mir kanns ja einerlei sein; aber Sie sind schief gewickelt, wenn Sie meinen, daß mit Ihrem Hammann allein ..." Der Thatbestand war nicht, wie Holstein ihn dem Kanzler darstellte. Seit, 1880, Bismarck den zur Madrider Konferenz Bevollmächtigten verpflichtete, jeden französischen Antrag, ohne Ausnahme jeden, mit der deutschen Stimme zu stützen, durfte die Republik glauben, daß Deutschland sich selbst von Marokko enthalten und ihr lieber als den Briten die Schutzherrschaft über das Scherifenreich gönnen wolle. Die frankobritische Déclaration vom achten April 1904 (Marokko-Egypten) ist weder von England noch von Frankreich irgendeiner Signatarmacht vorgelegt worden (auch, zwei Jahre zuvor, das frankoitalische Protokol über Marokko und Tripolitanien nicht). Fünfzehn Tage vor der Veröffentlichung aber hat Delcassé sie dem Deutschen Botschafter gezeigt und erläutert (Fürst Radolin fand sie „durchaus natürlich und berechtigt" und dankte dem Minister für den Vertrauensbeweis und die stets angenehme Form seines Verkehrs mit der Botschaft); dann Herrn Bihourd, den berliner Vertreter der Republik, ersucht, im Auswärtigen Amt zu wiederholen, daß Frankreich in Marokko jedes giltige Recht einer anderen Macht unter allen Umständen gewissenhaft achten werde. Und in den Reden, die der Kanzler am zwölften und am vierzehnten April, vier und sechs Tage nach der Verbreitung des Wortlautes, im Reichstag hielt, rügte er weder den Inhalt noch die Entstehung des Abkommens, wehrte lächelnd die Zumuthung ab, „Marokkos wegen vom Leder zu ziehen", und deutete nicht mit einem Hauch an, daß Deutschland schlecht, ungebührlich, verächtlich behandelt

worden sei. (Im Reichstag: „In Marokko sind wir im Wesentlichen wirthschaftlich interessirt. Wir haben keinen Grund, zu fürchten, daß diese Interessen von irgendeiner Macht mißachtet oder verletzt werden könnten." Im Buch, neun Jahre später: „Wir hatten in Marokko bedeutende und zukunftreiche wirthschaftliche Interessen, die durch das französische Vorgehen schwer geschädigt wurden." So tüncht Verstimmtheit das Urtheil.) War „uns auf die Füße getreten", dann von Lansdowne so derb wie von Delcassé. War Ansehensschmälerung gewollt worden, dann gegen uns nicht ärgere als gegen jede andere Signatarmacht des Madrider Vertrages.

Was danach kam, ist hier oft geschildert worden. Das uns Schädlichste war: der Schein, daß die russiche Niederlage auf der Liauhalbinsel und bei Mukden unsere Politik gewandelt, zu offener Bedrohung Frankreichs ermuthigt habe. Zuvor hat, in den privaten und öffentlichen Worten Radolins, Richthofens, Bülows, kein Laut verrathen, daß der Mangel offizieller Anzeige als „Brüskirung Deutschlands" empfunden werde. Nun soll er unverzeihlicher Schimpf, nun soll Delcassés Angebot, jedes „Mißverständniß" durch Aufhellung und Aussprache zu entgiften, zu spät gekommen, auch in der Ceremonialform einer (von Bihourd überbrachten) Denkschrift belanglos sein. Nicht ein Zwiegespräch will Deutschland, sondern eine Konferenz. Eduard tröstet: „Den Versuch, Frankreich zu demüthigen, wird England nicht dulden." Minister Tittoni, eine Leuchte des Dreibundes, stiebt Funken nach Paris: „Wenn Ihr englische Hilfe habt, wagt Deutschland nicht, Euch anzugreifen; ein franko-britisches Schutzbündniß ist die sicherste Friedensbürgschaft." Dreimal wird es von Lansdowne (der fürchtete, die Jakobinerrepublik werde sich aus dem Schmollwinkel an Deutschlands Seite schrecken lassen) angeboten; zweimal von Delcassé abgelehnt. Das dritte Angebot (Mobilmachung der Britenflotte und eines Heeres von hunderttausend Mann: Jaurès hats in seiner Zeitung „L'Humanité" entschleiert) platzt in die Tage, die der junge Spanierkönig in Paris verschwelgt und die Roms Warnruf vor deutschem Ueberfall der Regirung umflort. Schon hat Theophil gesagt: „Gilt die berliner Wuth meiner Person, dann sänftige ich sie gern durch meinen Rücktritt." Präsident Loubet, der ihn noch höher schätzt als der König und der Zar, seine Freunde Bourgeois, Brisson, Sarrien, die Botschafter Barrère und Cam-

bon haben ihn beschworen, im Amt auszuharren. Abgemacht. Zweiter Juniabend: Prunkvorstellung in der Comédie-Française. Während der Pause liest er dem Ministerpräsidenten Rouvier und den Kollegen Depeschen aus Rom und London vor. England ist jetzt sogar zur Unterzeichnung eines Vertrages (traité écrit) bereit, der seiner Wehrmacht, zu See und zu Land, die Pflicht zu Beistand gegen deutschen Angriff aufbürdet. Wenn Alfonso der Dreizehnte abgereist ist, soll Antwort nach Downingstreet blitzen. Noch heute aber, auf dem Umweg über Rom, Berlin beruhigt werden: weder sei nach Fez ein Ultimatum noch an das algerische Corps ein Marschbefehl gegangen, sondern Frankreichs Vertreter beim Maghzen ermahnt worden, Vorsicht walten zu lassen und „zu stoppen". Sechster Juni: Ministerrath. Dem stämmigen Geldmacher und Bankregenten Rouvier, der sich nie völlig vom Panamaschlemm säubern konnte, war der unantastbare, selbstbewußt schweigsame Theophilos, der Liebling Eduards, Nikolais, Loubets, immer ein Gräuel gewesen. Dieses Mißgefühl hatte sich vertieft, seit der kleine Tugendprotz Rouviers Bagdadbahnwünschen widersprochen, die Unvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht früh genug erkannt, den petersburger Meldungen geglaubt und dadurch den Ministerpräsidenten um Spekulantengewinn und, in der höchsten Finanzschicht, um den Prophetenruf gebracht hat. Der Knirps handelt, als gebe es keinen Premier; schweigt, als sei dem Inhaber dieses Amtes der Vorsatz zuzutrauen, jedes Staatsgeheimniß im Börsensaal auszumünzen. Verschweigt gar, daß ihm Japans Botschafter Kurino eine Note überreicht hat, die sich heftig gegen den langen Aufenthalt der Russenflotte in indochinesischen Häfen wendet. Rouviers Südfranzosenblut brüllt auf; und ahnt, da der erste Zorn verraucht ist, die Gelegenheit, das unheimliche Borstenthier, Loubets Spion im Kabinet, loszuwerden und sich selbst als den Retter des theuren Vaterlandes zu bestrahlen. Dazu ist nur nöthig, die Franzosen zu überzeugen, daß ihrer Republik eine Lebensgefahr drohe, die der seit sieben Jahren fast selbstherrisch schaltende Minister für internationale Politik verschuldet habe. Hat nicht Herr von Miquel, ein deutscher Botschaftrath, dem Ministerpräsidenten erzählt, Fürst Bülow werde auf den Konferenzplan verzichten und sich in freundliche Zwiesprache bequemen, wenn er sicher sei, nicht den ekligen Theophil am Plaudertisch zu finden? Der spricht nun

(ungefähr): „Da das Staatsoberhaupt und andere Männer von Rang meinen Rücktritt der Republik schädlich finden, muß ich auf der Politik stehen, die Erfahrung mir befiehlt. Deutschlands Drohgestus wird sich in Höflichkeit runden, wenn wir den von England angebotenen Schutzvertrag unterschrieben und, zugleich mit dem Tripolis-Protokol, das Italiens Neutralität bedingt, veröffentlicht haben. Bedenken Sie, daß Deutschland, dem Oesterreich-Ungarn nur für den Fall russischen Angriffes verbündet ist, den Krieg gegen die Westmächte allein führen müßte und seine Ostgrenze nicht ganz von Truppen entblößen könnte. Bleiben wir fest, dann siegt unser Recht; und das Sehnen, Frankreich zu demüthigen, wird kläglich vereitelt.“ Und wir hätten, schreit Rouvier, „morgen den Krieg. Fürst Donnersmarck sagt es Jedem, ders hören will. Die Sozialistenpartei zeiht uns schon der Friedensgefährdung. Jaurès will interpelliren. Meine Hand soll verdorren, ehe sie den englischen Pakt unterschreibt!“ „Der, Herr Rouvier, tritt ja niemals in Kraft. König Eduard bürgt dafür, daß Berlin wider kräftig Entschlossene „nicht das Aeußerste wagt.“ Die Mehrheit ist für Rouvier. Nur im Schweigen ist Größe, lehrt Vignys Flügelwort. Der beinahe Vereinsamte hebt die Achseln, neigt stumm das Haupt; und geht: von dem Freunde Loubet den Abschied zu erbitten. Moritzchen Rouvier röstet sich an den Freudenfeuern der radikal Rothen. Nicht lange. Schon am nächsten Mittag bringt ihm, der geprahlt hat, die Konferenz sei nun Spuk aus der vorigen Woche, Herr von Flotow eine Note, die noch einmal die Nothwendigkeit solcher Mächtetagung betont. Er sucht Ausflucht. Hört am zehnten Juni von Radolins Lippe: „Wenn Sie unseren Vorschlag ablehnen, finden Sie uns hinter dem Sultan von Marokko.“ (Trotzdem der Kaiser zu dem General De La Croix, den die Republik zur Hochzeit des Kronprinzen abgeordnet hat, am Siebenten sprach: „Er ist weg; jetzt hindere ich Euch nicht länger.“) Der arg enttäuschte Bankregent erwinselt aus London die Zusage, sich an den Inhalt des Vertrages, vor dem er schauderte, noch bis ans Ende der Algesiraszeit zu binden; und ist dem Deutschen Reich fortan feindlicher, als Delcassé in seinen finstersten Stunden gewesen war.

Der ist bei uns so laut und so grob geschimpft worden, daß er mit unholderem Gefühl, als er ins Amt mitbrachte, ins Dunkel scheidet. Deutschlands Wille, heißts auf dem ganzen Erdrund,

hat ihm die Laufbahn gesperrt, auf der er noch manches Ruhmreis erstreiten konnte. Die Seele verknittert sich ihm wie das Antlitz. Schade. Er, den selbst der Patriotenbund nicht als feigen Deutschenknecht verdächtigen durfte, wäre der Mann gewesen, Europa von dem Vogesengeschwür zu befreien. Frankreichs Flamme der deutschen Wucht zu vermählen. Götterliebling? Loubets Zeit war um, Fallières nicht sein Mann, Poincaré von ihm (der, als Marineminister, den Präsidenten und Pfuschdiplomaten wie einen Neuling von Mittelwuchs behandelte) noch unfreundlicher abgekehrt; Eduard starb ihm zu früh und Wilhelm, dem er, der ihm vielleicht gefallen hätte, traf ihn nirgends auf seinen Wegen. (Als Herr Delcassé, im Januar 1914, aus Petrograd heimfuhr, besprach ich mit pariser Politikern die Ermöglichung solcher Bekanntschaft, die beiden Ländern fruchtbar werden konnte; schon aber war, nach der Armeemilliarde und dem Gezänk über die Fremdenlegion, Gewitterschwüle über dem Wasgenwald.) Sechs Jahre lang hat Theophil geduldig auf der Kammerbank gesessen; neuen Anhang geworben, Clemenceau vom Ministerplatz gescheucht und sich, als Ausschußvorsitzender, emsig ins Marinegeschäft eingearbeitet. Dessen Leiter war er in den Ministerien Monis, Caillaux, Poincaré; drückte den neuen Flottenplan durch. Am Zarenhof wollte er für regeren Wirthschaftverkehr der befreundeten Reiche, für Heeresstärkung und raschen Ausbau der strategisch wichtigsten Bahnen, für Rumäniens Aufnahme in den latino-slawischen Bund wirken. Nach Nikolais Besuch in Konstanza, Sasonows Fahrt an die siebenbürgische Grenze, nach bündiger Abrede mit den Ministern Bark und Suchomlinow wähnt er Alles auf blankem Gleis und sputet sich, der Mission ledig zu werden, die ihn sonst wohl gar zwingen konnte, der Weisung irgendeines Doumergue nachzutölpeln oder im Zarenschloß, als ein wackerer Dienstmann, im Schatten des Herrn Poincaré und des besternten Ministerpräsidenten zu stehen. Deren Wallfahrt ins Newaheiligthum ist schon angesagt; höchste Zeit drum, daß der Selbstbewußte den Heimathwimpel hißt. Presse und Parlament, Kolonien und Marine, Diplomatie und Hofgekribbel hat er nun durchaus studirt. Gilt zu Haus aber, in der république des camarades, der überall doch die zu Führung tauglichen Männer fehlen, nicht als verwendbar. Dem Klüngel der Radikalen und Sozialisten graut vor ihm. Seine Rückkehr

ins Auswärtige Amt könnte die Berliner Herausforderung dünken. Und der alte Wortwüstling Clemenceau lallt in jeder Woche mindestens einmal, nie habe die Republik auf hoher Wacht solchen Stümper gehabt. Woher die Tobsucht? Delcassé kam aus der Schule Gambettas, den Clemenceau, wie jeden Schöpferkopf und Thatmenschen, haßte; war weder in die Boulange noch, wie der kindisch eitle George auch, in den Sumpf des Panamisten Cornelius Herz abgerutscht; hatte Das gerade erlangt, wonach des Tigers Machthunger heulte; und dem Totfeind endlich den lange umlauerten Premierstuhl unter dem hageren Steiß weggezogen. Clemenceau war gegen Ferrys kluge Kolonialpolitik, ingrimmig gegen das Russenbündniß, eben so hitzig für enge Befreundung mit Britanien, wurde, als England hörig, von den Wählern geächtet: und mußte erleben, daß Eduard seiner berühmten Stichelzunge, seinem aus allen Literaturen getrüffelten Witz den trockenen Theophil vorzog, der nie ein mot gemacht, doch den ungleich gezackten Willen dreier Weltreiche leis und fest in Triple-Entente gebunden hatte. Grund genug, den Kleinen anzuspeien. „Er wollte uns, 1905, ehe wir bereit waren, in Krieg gegen Deutschland zerren“ (das der Herr Senator, der auf deutsche Hofbühnen zugelassene Stückschreiber Clemenceau niederträchtiger schmäht als ein im Krieg verwaister Zeitungjunge). Er wollte nicht; und: war Frankreich jemals bereit? Noch jetzt, nach einem Jahrzehnt ungeheurer Geldhingabe ans Heer, stöhnt es ja alltäglich: „Wir friedlichen Lämmer waren schutzlos, als uns der Wolf aus dem Barbarenurwald überfiel.“ Wohin sind die Milliarden gesickert, da bis in den Kriegslenz neues Schwergeschütz nicht zu haben war und tausend poilus heute noch auf papierdünnen Sohlen, in rothen, um Bauch und Knöchel mit Fädchen gebündelten Hosen herumlaufen? Herr Delcassé hat gewiß nicht am Trog schmarotzt. Dessen „Genie“ hat der rüde Homme Enchaîné unter jeder Sonne verhöhnt. Sah es sogar noch aus der Rede qualmen, mit der Herr Viviani am zwölften Oktober die Kammermenagerie zu bändigen trachtete. An der aber hatte der von Ariège Abgeordnete nicht mehr mitgearbeitet; für die hätte er die Verantwortung nicht auf sich genommen. Drei Wochen nach dem Kriegsausbruch holten die von Deutschlands Vorsprung entsetzten Radiko-Sozialisten ihn ins Ministerium; ungern und der Noth nur gehorsam: weil kein an-

deres Kammermitglied das internationale Geschäft bis in die Winkel kannte und die Bundesgenossen nicht mehr mit Lehrlingen verhandeln wollten. Daß er damals, in sternloser Finsterniß, vor dem Aufgang der Marnesonne, statt auf besseres Wetter, auf die Wiedergeburt des Friedens zu warten, sich mit der Last belud, war immerhin muthig. (Acht Tage danach konnte unser Heer in Paris einziehen). Nun soll der Götterliebling in die Wüste wandern; Frankreichs Sündenbock werden. In seinem Leben zum zweiten Mal.

Hat ers diesmal verschuldet? Daß die Vierbundesdiplomatie nicht ohne Fehl war, habe ich vor acht Tagen gezeigt. Wer die Geschichte und Gemüthsart der Balkanvölker kennt, mußte wissen, daß sie der traurige Hingang des Gallipoli-Abenteuers (Churchill-Augagneur) der Ehrfurcht vor den Großmächten des Westens entbinden werde. Rußlands Rückzug, nach tief fortwirkenden Erfolgen, hätte sie, denen das Zarenreich nicht ein ferner Fremdling ist, nur sacht aus dem Vertrauen gelockert. Daß England und Frankreich, die angestaunten Befreier und Schützer, wider die Türkei, die 1912 drei Balkanheeren weichen mußte, nichts Rechtes vermochten, schuf in Athen, Bukarest, Sofia eine neue Weltanschauung. Konnte Delcassé nicht die englische „Bulgaromanie“ hemmen, das Gefühlsbleibsel aus der Zeit absicheln, da Stambulows Staat die Südostschanze der Briten gegen die Russen war? Sie nicht überreden, nach blindem Haß nun auch blinde Liebe zu opfern und die Frist nicht an eine Unterhandlung zu vertrödeln, deren Preis, wenn sie gelang, Griechen, Rumänen, Serben erbittern mußte? Hatte er als Marineminister übersehen, daß Bulgarien seine Verfassung flickte und einen Artikel 3 einsäumte, der den Ministern das Recht giebt, alle Staatsverträge, wenn die Sorge für die Landessicherheit dazu räth, der Sobranje zu verheimlichen? Seine Rechnung war einfach. „Die Walachen sind Wahlfranzosen und begehren Habsburgs Rumänenbezirke. Eleuterios Venizelos ist unser Mann und zwischen Adria und Schwarzem Meer das stärkste Hirn. Bulgarien bleibt, im schlimmsten Fall, nach der Belehnung mit Altserbien (das es Makedonien nennt), neutral; hebt unter keinen Umständen aber das Schwert gegen den Enkel des Zar-Erlösers.“ Allzu einfach? Wenn der Wille des weitsichtigen Venizelos nicht, im Januar und im März, gelähmt worden wäre, hätte die Rechnung kein Loch gehabt; wäre Griechenland nach

Enos, Rumänien über die transsylvanischen Alpen marschirt, Konstantinopel gefallen, Ungarn überrannt, Rußland zu Ein- und Ausfuhr frei, Marmara und Schwarzes Meer ein Doppelbecken für anglo-französische Kriegsschiffe, die Vereinung der Heere aus West und Ost mühelos möglich geworden. Diese Gelegenheit, seufzte der Kreter, kehrt uns niemals wieder. Bedachte seitdem aber kein Staatsmann oder Stratege des Vierbundes, nicht einer, die Nothwendigkeit, die Wardarbahn, die Linie von Saloniki nach Nisch und Kischinew, so auszubauen, daß sie Armeen, Geschütze, Train ungefährdet tragen kann, Rußlands letzte Zuflußader in Europa gegen Bandeneinbruch nicht nur, nein, auch gegen den Ansturm eines modernen Heeres zu sichern? Nicht einer. Dazu ist jetzt nicht mehr Muße. Das Stränglein, das sich, manchmal dicht an der bulgarischen Grenze, krumm nordwärts schlängelt, können zwei Dutzend verwegener Komitatschi zerstücken. Das wird von einer Brigade, mit allem Zubehör und Geschoßbedarf von heute, so verstopft, daß der Abschub auf den Kriegsschauplatz wohl eine Woche, den Zeitraum der Bibelweltschöpfung, füllen würde. Und was nützen zwei, drei Regimenter, selbst wenn sie schneller hingelangten als Fausts Schüler an der Weisheit Brüste, den armen serbischen Helden gegen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens Armeen? Den Plan, der ans Licht kam, hat Frau Henne erbrütet. Klein-Gallipoli; ohne Wasserdekoration.

Solchen Unfug schwindliger Gewissen wollte Herr Delcassé nicht mitmachen; nicht dem Mob dreier Weltreiche Etwas bieten, das den ungeheuren Kaufschilling, edles Männerblut, nicht mit dem winzigsten Werthzuwachs verzinst. Durch den Klemmer, an den auch sein inneres Auge sich gewöhnt hat, sah er wohl die Stätten seiner Paragraphensiege: Rom und Madrid, London und Petrograd, Fez und Kairo, den ausgespülten Kabylenstrand und Libyens Wüste. Welche Ernte reift aus all den mit Tinte gedüngten Schollen dem Vaterland, dem Nancys Scheerenlehrling den Auszug aller seinen Kräfte geweiht hat? „Bon jour, petit!" Ein deutsches Heer am Bosporus; vor ihm Odessa und die Krim, der von Lesseps ersonnene, von Britenbusineß ausgebeutete Kanal, Egypten, Marchands Etapenstraße, Kleinasien und, wenn Persien, morgen wohl schon, die anglo-russische Zweiherrschaft abgeschüttelt hat, Afghanistan, Indien ... Herr Viviani hat das Wort. „Der Kraftauf-

wand, der das heroische Serbenland erretten soll, muß so gewaltig sein wie die Anstrengung unserer Feinde, die, weil sie im Westen unterliegen, im Osten auf ihrem Wege gehemmt sind, versuchen, auf einer neuen Front, mit Bulgariens Beistand, den Erfolg an sich zu reißen, der ihnen in Frankreich und in Rußland fortan unerreichbar ist.“ So gaukelts weiter; ohne Wirkung, sogar ohne „Effekt“. Umwölkte Blicke im Saal. Reglos ruhen die Hände. Nicht einmal der vernützte Kniff, fadenscheinige Stellen mit Joffres Namen zu polstern, wird noch gelöhnt. „Gerade die Sätze, die Zustimmung herauslocken sollten, versteinten die Horcherschaft. Sie hörte nur, was sie schon wußte. Nicht eine neue Antwort auf all die Fragen, die aus der Volksleidenschaft aufsteigen. Die Kälte der Kammer war nur zu begreiflich.“ Genosse Rouanet hat im Parteiblatt „L'Humanité“ dieses Urtheil gefällt. Der gute René! Jetzt leitet er das internationale Geschäft. Für den Entschluß, Ost und Südost sich selbst zu überlassen und alles Mark an den Westsieg zu setzen, der auch Serbien befreien, auch Rußlands Athem entknebeln müßte, wäre Delcassé, wenns, nach unsühnbarer Versäumniß, sein mußte, zu haben gewesen. Nicht für albernen Trug, der den in hartem Dienst erarbeiteten Ruf schänden, den Ernsten ins Schellenkleid des vor Pöbel dienernden Schalkes zwängen würde. Er ist krank, ohne Amt, ohne Hoffnung auf Frühjahrssaat in die vom Feind verengte, ihrer Industriekraft beraubte Heimath; der Sohn gefangen, gröblicher Ungebühr wegen zu achtzehn Kerkermonaten verurtheilt. Dennoch: er war nicht Minister, als dieser Krieg wurde; und ist von der Zinne gestiegen, weil er nicht bleiben, nicht Frankreich plump belügen durfte. Liebling der Götter?

Zügelt die Freude!

Noch wird, als Losung für Alle, verkündet: Kampf auf Leben und Tod. An die Liberalen der Grafschaft Fife schreibt Premierminister Asquith, nie habe in Großbritanien, seit Pflicht es zu den Waffen rief, der Entschluß geschwankt, erst nach dem Sieg sie niederzulegen. „Nie wird die Größe der zu bringenden Opfer, nie eine zeitlich begrenzte Schwierigkeit diesen Entschluß auch nur eine Minute lang erschüttern.“ An den Munition-Ausschuß des Parlamentes schreiben die Arbeiter, die mit dem Unterstaatssekretär Bruce (aus dem Ministerium des Inneren) die Fronten

in Flandern und Frankreich besucht haben, die Entscheidung hänge an der Gewißheit, über ungeheure Geschoßmengen zu verfügen; deshalb sei jede Hemmung der Industriearbeit zu verdammen und jeder Arbeiter, ohne Ausnahme, verpflichtet, für die nationale Sache seine ganze Kraft einzusetzen. „Uns fehlen die Worte, die richtig ausspräche, mit welcher Bewunderung wir auf den Geist und auf die Leistung unserer Soldaten blicken. Von unserer Reise bringen wir den gebieterischen Wunsch heim, alle Kräfte zur Sicherung überreichlicher Geschoßlieferung aufzubieten, die der heldischen Anstrengung unserer Kämpfer den Erfolg bescheren muß.“ Die Vertreter aller mit der Herstellung von Waffen und Munition beschäftigten Gewerbe haben den Bericht an den Parlamentsausschuß unterschrieben. Die Dritte Verkündung der zweiten Oktoberwoche stand, unter dem Titel „Wir werden siegen“, im „Temps“. „Die Enttäuschung, die wir im Balkan erleben, trübt nicht im Geringsten die Seele unseres Volkes und kränkelt nicht mit dem kleinsten Zweifel ihren Entschluß an, den Krieg bis an das Ende zu führen, das die Logik fordert. Einmüthiger als je zuvor befiehlt die Oeffentliche Meinung, deren Vertrauen auf den Sieg des Vierbundes nicht wankt, daß alles Nothwendige geschehe und kein unvermeidliches Opfer gescheut noch verzaudert werde. Nur in Geschichtzeiten, deren Betrachtung uns im Tiefsten ergreift, ward so feste Seelenstimmung Ereigniß. Vor der schlichten Helle des Bildes zerrinnt die häßliche Mär von Frankreichs Verfall. Wir galten als leichtfertig, als unbekümmert von den wichtigsten Fragen des nationalen Lebens, wir schwärzten selbst unser Thun und Politikerleidenschaft schuf Haß und klaffenden Spalt. Das ist, Alles, geschwunden, da, in der Stunde der Gefahr, Pflichtbewußtsein die edelsten Kräfte der Rasse in neues Leben erweckte. Das Recht kann nicht sterben; die Liebe zur Freiheit nie aus den Menschenherzen weichen. Aus dieser Gewißheit erwächst unser Wille zum Sieg. Unser Gestus wird das Schicksal Europas gestalten und die Zukunft der Völker so sein, wie sie unter den Waffen unserer Krieger wird. Im Angesicht eines Feindes, der sich vierzig Jahre lang auf den Krieg vorbereitet hat und uns zwar überrumpeln, doch nicht überwältigen konnte, empfinden wir deutlich, daß jede Ermattung Verbrechen, jede Nachgiebigkeit Abdankung wäre. Der uralte Kriegsruf ‚Sieg oder Tod‘ ist heute eine Wirklichkeit, über die selbst unsere Kinder sich nicht täuschen. Alle

Kriege, die vor diesem Krieg waren, gestatteten politische Schlichtung, die, mehr oder minder aufrichtig, nach dem Kampf die Volkskräfte einander wieder versöhnte. Irgendwie Aehnliches ist undenkbar, wenn sichs, wie diesmal, darum handelt, die Menschheit vor dem Zugriff beutesüchtiger Völker zu retten, die allein in der Staatengesellschaft zu herrschen begehren. Weil wir nicht sterben wollen, weil all unser Enthusiasmus, unsere ganze Lebenslust sich an diesem Kampf, dessen Preis wir kennen, entflammt: deshalb sind wir unbeugsam entschlossen, ihn bis ans Ende zu führen. Keine Ueberraschung, auf militärischem oder diplomatischem Gebiet, kann uns in Zweifel oder Zaudern reißen. Wir wiegen uns nicht in die Hoffnung, daß der Feind schon erschöpft sei, kümmern uns nicht um die Frage, ob er zu ermüden beginnt, Gewissensbiß spürt oder durch Doppelzüngigkeit neue Mitschuldige wirbt. Wir wissen, daß wir ihn niederwerfen müssen und daß, um ihn sicher niederwerfen zu können, unsere Ausdauer länger als seine währen muß. Wir sind unserer Ausdauer gewiß; sind, nach der geleisteten, zu neuer Anstrengung fähig, zu jedem noch nöthigen Opfer bereit. Was der Sieg, an Zeit und an Blut, fordert, werden wir hingeben. Aber wir werden siegen." Und über welche Schänder hehrsten Menschheitgutes! Horchet noch auf die Stimme des Chronos-Temps! „Die Erfindungskraft der Deutschen ist verblüffend. Eine Telegraphenagentur hat gemeldet, daß die Offiziere des Kaisers türkische Truppen im Thal von Samaria exerziren lassen und auf Golgatha einen Schießstand eingerichtet haben. Wo einst das gewaltigste Drama der Menschheitgeschichte, das Millionen heute noch im Herzen heiligste, sich vollendet hat, wo der Menschensohn von der Erde schied und ein Weltschicksal wurde, geben die Teutonen geknechteten Türken Instruktionstunde; Golgatha ist für einen Schießstand gerade gut genug. Da haben wir unverwässerten Germanismus und vollkommene ,Kultur'. Selbst der frommem Empfinden Ferne steht erschüttert vor solchem aus Unverstand und Selbstverhimmelung geborenen Kynismus. Der Gedanke, der Schönheit und Größe schafft, die Geberde beseelt und zum Ausdruck reinsten Herzenssehnens läutert, ist diesen Leuten unbekannt. Sittliche Kraft taugt ihnen nur, wenn sie zur Stillung von Gier und Ehrgeiz mitwirken kann, also greifbaren Nutzen bringt; sonst ist sie verächtliche Schwachheit. Der Türkenphanta-

sie sagt Golgatha nichts; der Berg ist das Sinnbild einer vom Islam befeindeten Civilisation. Also darf der Deutsche mit ihm wie mit jedem Erdwinkel schalten. Eine Zufallsbildung des Geländes, die zu einem bestimmten Zweck nützlich verwendbar ist. Das Deutschland Wilhelms des Zweiten rühmt sich, alle Religionen zu schützen, jede da, wo sie ihm dienen kann. Sein ‚alter Gott' behauptet, über allen Christenbekenntnissen, aber auch über Juden und Mohammedanern zu walten. Und sicher wird im dunkelsten Afrika der Germane den Nomadenvölkern einreden, daß auch die von grober Hand geschnitzten Götzenbilder, die Einfalt in Urwäldern anbetet, den Deutschengott darstellen. Warum sollen es die Wilden nicht glauben? Man braucht ihnen ja nur ein Standbild Hindenburgs zu zeigen, das von deutscher Inbrunst mit Nägeln gespickt worden ist." (Und vor der Victoria von 1870 ragt.)

In dem selben Blatt spricht Herr Charpentier grimmig über die „Germanolatrie in der philologischen Wissenschaft". Auch ein gelehrter Herr. Er citirt Goethes Wort über die Mitarbeiter an der Zeitschrift „Le Globe" (1826): „Sie sind Leute von Welt, heiter, klar, kühn bis zum höchsten Grad, doch in ihrem Tadel fein und höflich. Unsere deutschen Gelehrten meinen immer, daß sie Den hassen müssen, der nicht so denkt wie sie." Schon damals, sagt Herr Charpentier, „sah Goethe in den deutschen Denkern, was sie von Tag zu Tag mehr werden sollten: hochmüthige Doktrinäre, die von Jedermann den Glauben an die Ueberlegenheit ihres nationalen und, insbesondere, persönlichen Genies heischten. Der Ueberlegenheit gebührt die Vorherrschaft, die sich Gehorsam erzwingen kann. Irgendwer begehrt Freiheit? Ein Sünder; weigert sich, die Wahrheit der Grundsätze und Thatsachen zu erkennen. Zorn, Haß, Strafe, Vernichtung solchem Rebellen! So sieht das Dogma, so die Sittenlehre aus. Daß diese Germanolatrie entstehen und lange gedeihen konnte, wird durch das Wesen der Rasse nicht völlig erklärt. Denn sind die Deutschen germanischen Ursprunges, so die Preußen nur wendo-slawisches Mischlingvolk. Leider haben andere Völker diesen Stammeshochmuth begünstigt; und wir, Franzosen, waren die Hauptschuldigen, ehe wir die Hauptopfer wurden. Wie viele unter uns haben gesagt, Frankreich sei der deutschen Philologie Dank schuldig! Nur der nicht gründlich Gebildete kann aber leugnen, daß die deutsche Gelehrsamkeit kleinlich ist, Winziges und Be-

deutendes mit gleicher Geduld wägt und erörtert und sehr oft pomphaft ausstellt, was zuvor Andere erdacht oder entdeckt haben. Ein Beispiel bietet uns die berühmte ‚Historische Schule', deren Begründer Wolf 1785 war und die durch das ganze neunzehnte Jahrhundert fortwährte. Ihr Wissen war ungeheuer; ihr Hauptrecht auf Ruhm sah sie in der Thatsache, daß sie entdeckt und erwiesen habe, die Philologie müsse, als die Wissenschaft vom geistigen Leben der Völker, Geschichte, Mythologie, Grammatik, Literatur, Archaeologie, Palaeographie, Epigraphie und alles Verwandte umfassen. Diese Schule zeigte uns Gottfried Hermann Niebuhr, Welcker, Boeckh, Bopp, Ottfried Müller, Curtius Mommsen, Herzberg und hundert Andere. Aber zweihundert' Jahre vor ihrer Gründung hatte, im sechzehnten Jahrhundert und in der ganzen Zeit der Renaissance, Frankreich seine ruhmreiche Polyhistorische Schule; sie formte und entwickelte schon die Auffassung, die Spätere ausbeuten sollten. Boeckh selbst hat geschrieben: ‚Die Werke der französischen Periode bleiben für alle Zeit ein wahrer thesaurus eruditionis.' Wir, Franzosen, habens nur vergessen und die Allwissenheit der Nebenbuhler gepriesen. Wer wagt heute, in unseren Schulen zu lehren, daß Cujas, der 1590 starb, das Römische Recht richtiger deutete, als Mommsen 1858 in Berlin vermochte? Unser achtzehntes Jahrhundert hatte einen Mann, dessen philologisches Wissen fast größer war, als ein Menschenhirn bergen zu können scheint. Er wurde 1698 geboren und durchschritt in langem Leben alle Bezirke der Gelehrsamkeit. Besser als irgendwer nach ihm kannte er die Denkmale unserer alten Literatur. Aus Bleibseln ehrwürdiger Handschriften schuf er, in dreizehn Bänden, ein Wörterbuch der französischen Alterthümer und schrieb noch hundert andere Bücher. Er hieß La Curne de Sainte-Palaye. Stellet Euch vor: dieses Wörterbuch, ein Denkmal unserer Philologie, und diese hundert Bände sind aus dem Staub der Oeffentlichen Bibliotheken noch nicht ans Licht gelangt! Wenn Sainte-Palaye ein Deutscher gewesen, für Deutsche geschrieben hätte, dann gäbe es von seinem im edelsten Sinn kolossalen Werk drüben längst eine Nationalausgabe. Unser Gewissen darf nie vergessen, daß wir uns selbst zu gering geschätzt haben. Wie oft ist uns im Forschen klar geworden, daß gefeierte Entdeckungen deutscher Philologen nur als geschickte Ausbeutung französischer Grundsätze und Voraussetzungen zu werthen waren! Nehmen

wir den Fall Niebuhr, weil er typisch ist. Niebuhrs Weltruhm, als des Schreibers altrömischer Geschichte, kommt aus der Thatsache, daß er eine vor ihm entstandene Hypothese zu entwickeln und geschäftig zu verbreiten wußte. Die Urzeiten der Ewigen Stadt sind unbekannt. Der Bericht, den die Historiker darüber gaben, stammte, sagt Niebuhr, aus epischen Gedichten, die verschwanden, den Römern fremd waren, deren Bruchstücke aber in den Legenden des Titus Livius zu erkennen sind. Um diese Hypothese zu begründen, schrieb Niebuhr seine Römische Geschichte, deren erster Band 1811 veröffentlicht wurde. Alldeutschland kündete den Ruhm des Mannes, der das große Rom zum zweiten Mal geschaffen habe. Der Widerhall dieser Huldigung tönte durchs ganze neunzehnte Jahrhundert hin und auch wir klatschten laut Beifall. Erst als dem Fünften in einer Reihe aber gebührt Niebuhr das Verdienst, die Wahrheit, daß die Wahrheit unfindbar ist, erwiesen zu haben. Der Holländer Woorbroek, genannt Pengonius, hat 1685, De Pouilly, Bennfort (1738), Charles Levesque (1807) den Gedanken ausgesprochen, den Niebuhr vertiefte und aus dem er den Sockel seines Ruhmes machte. Lobet immerhin also Niebuhr, Mommsen, Schwegler, Drumann und Andere; schärfet Euch aber ein, daß alle fremden Römergeschichten stolz das großartige Werk von Victor Duruy überragt, der, leider, nur unser Landsmann war. Das helle Licht der Thatsachen weist in das Bewußtsein unseres Werthes zurück. Auf dem Gebiet der Philologie war Frankreich der Führer. Die unvergleichlichen Werke unserer Ahnen trotzen den Barbarenwaffen, dem Hochmuth deutscher Zunftgenossen, dem Zahn der Zeit und überdauern sogar den Undank mancher Franzosen.“ Der Mann hat Allerlei gelernt; ahnt aber nicht, was gerade der Deutsche durch Schweißung und Nützung der Gedanken, die sonst zersplittert, verrostet, stumpf geworden wären, dem Menschheithort gerettet hat. Nicht auch geschaffen? Mag er an ragenden Urgedanken ärmer gewesen sein als ein Nachbar: was sein geworden war, trug nicht ihm allein Frucht.

Der auch in Deutschland geachtete Historiker Herr Ernest Lavisse, der, neben dem General Pau, dem Franzosenbund (Ligue Française) vorsitzt, veröffentlicht im „Temps“ einen Aufsatz über „den Frieden, den Deutschland machen möchte“. Frankreich, sagt er sei besser gerüstet und nicht weniger zuversichtlich als in irgendeiner früheren Stunde des Krieges und die begonnene Offensive

gestatte die herrlichste Hoffnung; auch der Feind aber, dem freilich die Urkraft und manche Wahnvorstellung geschwunden sei, bleibe stark und entschlossen. Deshalb müsse Frankreich sich in Geduld fassen und in den Gedanken an lange Kriegsdauer gewöhnen. Das werde durch die Betrachtung der Pläne erleichtert, die Deutschland für den Tag des Friedensschlusses nähre. Dem Franzosenbund müsse man dankbar dafür sein, daß er die Denkschriften verbreite, die von Verbänden und Gruppen an den Kanzler des Deutschen Reiches gerichtet, in Frankreich aber noch nicht so aufmerksam geprüft worden sind, wie sie verdienen. Nur eine davon sei leidlich verständig (also undeutsch und belanglos); ihr Wortlaut:

„Deutschland ist in den Krieg nicht mit der Absicht auf Eroberung gegangen, sondern zur Erhaltung seines von der feindlichen Koalition bedrohten Daseins, seiner nationalen Einheit und seiner fortschreitenden Entwickelung. Nur, was diesen Zielen dient, darf Deutschland auch bei einem Friedensschluß verfolgen. Eingaben, welche Eurer Excellenz zugegangen sind, verstoßen gegen diese Ziele. Wir halten es daher für unsere Pflicht, diesen Bestrebungen mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und offen auszusprechen, daß wir in deren Verwirklichung einen folgenschweren politischen Fehler und nicht eine Stärkung, sondern eine verhängnißvolle Schwächung des Deutschen Reiches sehen würden. In rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist. Das Deutsche Reich ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit. Es hat national fremde Elemente nur langsam und noch unvollkommen mit sich verschmolzen; und wir wollen uns weder durch Ereignisse noch durch Personen noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen lassen, die leitenden Grundlinien der Reichsschöpfung aufzugeben und zu verändern und den Charakter des Nationalstaates zu zerstören. Es ist ganz selbstverständlich, daß die von uns nach Maßgabe unserer Friedensbedingungen zu räumenden Gebiete nicht zu einem Bollwerk für unsere Gegner werden dürfen; daß kein Rival Deutschlands sich dort festsetzen darf. Die Möglichkeit darf nicht bestehen, daß feindsälige Gefühle der Bewohner sich in feindliche Handlungen umsetzen, die den Frieden und die Sicherheit unserer Grenzen bedrohen könnten. Solchen Gefahren kann vor-

gebeugt werden; und wir vertrauen darauf, daß es gelingen wird, geeignete und wirksame Mittel auszuwählen und zu verwirklichen. Dazu vermögen wir aber wiederum solche Mittel nicht zu rechnen, die uns auf Umwegen schließlich doch zur Annexion hinleiten würden. Wir Alle sind, mit dem ganzen Volk, fest überzeugt, daß dieser Krieg mit einem vollen Sieg Deutschlands enden wird. Nach so bewunderungwürdigen Heldenthaten, nach so unendlichen Opfern und Mühen, nach so viel Ruhm und nach so viel still und mit Seelengröße getragenem Leid wird das deutsche Volk einen Siegespreis beanspruchen dürfen, der (so viel Das überhaupt möglich ist) Dem, was es hingegeben hat, entspricht. Der höchste Siegespreis wird immer in der stolz errungenen Gewißheit bestehen, daß Deutschland auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten braucht, und in dem beispiellosen Kraftbeweis, den unser Volk den anderen Völkern der Erde und den kommenden Generationen gegeben hat. Das deutsche Volk kann aber nur einen Frieden schließen, der den strategischen Bedürfnissen, den politischen und wirthschaftlichen Interessen des Landes und der ungehemmten Bethätigung seiner Kraft und seines Unternehmungsgeistes in der Heimath und auf dem freien Meer gesicherte Grundlagen giebt. Wir hegen das Vertrauen, daß es Eurer Excellenz mit den verfassungmäßig berufenen Instanzen gelingen wird, unbeirrt, zu gegebener Zeit, auf der Höhe unserer militärischen Erfolge einen solchen Frieden zu schaffen.“ Die Unklarheit des Zieles, die Kluft zwischen den ersten und den letzten Sätzen erwähnt Herr Lavisse natürlich nicht. Er meint, die Zahl der halbwegs Verständigen sei sehr klein und dieses Häuflein werde von den Alldeutschen bespien, denen gelungen sei, die Leitung der deutschen Politik an sich zu reißen und mit ihrem Haß, ihrer Gier die Menge anzustecken. Davon zeuge die Denkschrift sechs großer gewerblichen und agrarischen Verbände. Schaudert!

„Die nothwendige Weitung des deutschen Landwirthschaftgebietes werde einen neuen Industrieaufschwung ermöglichen. Weil Deutschland mehr Eisenerz und mehr Kohle brauche und diese Stoffe in den Bezirken von Briey, Meurthe-et-Moselle, Nord, Pas-de-Calais und in Belgien zu finden seien, ‚deshalb‘ müsse es sich diese Bezirke eingliedern. Allen großen und mittleren Betrieben sei, in Ackerbau und Gewerbe, auf Frankreichs, Rußlands, Belgiens Boden, das Besitzrecht zu nehmen und von den besiegten Staaten eine angemessene Entschädigung zu gewähren. Ueber den

seelenruhigen Kynismus der Begründung dürften wir staunen, wenn er uns nicht schon bekannt wäre. Genau so philosophiren Räuber, die nach ihrer Willkür leben, selbst bestimmen wollen, was sie, für Nothdurft und Behagen, brauchen, und gegen unbequeme, also verwerfliche Gesetze stolz die Waffen des Räubers und Mörders anwenden. Daß auch ‚christliche' Verbände und ein theologischer Hochschullehrer solche Denkschriften unterzeichnet haben, darf Der nicht übersehen, der sich an die Aufgabe macht, von dem germanischen Christenthum und der Seele des wilhelminischen ‚alten Gottes' den Schleier zu ziehen. Rußland soll zurückgeworfen, den Briten die Seeherrschaft, uns die Kolonialmacht geraubt, Belgien einfach ins Deutsche Reich eingefügt werden, unsere Heimath alles Gebiet bis an die Somme nebst dem nöthigen Hinterland und im Osten die Hauptfestungen, besonders Verdun und Belfort, verlieren: weil sie ‚Deutschland bedrohen'. Vor solchen Sätzen steht man starr; glaubt, Tollhäusler zu hören. Die deutschen Festungen, strategischen Linien, Gewaltmittelhäufungen bedrohen unsere Grenze nicht; Toul, Verdun, Belfort aber bedrohen Deutschland. Schön; die Deutschen mögen zu uns reden, wie in der Fabel der Wolf zum Lamm spricht. Daß wir nicht Lämmer sind, haben wir ihnen bewiesen. Trotzdem wollen sie uns im Osten die Bezirke der Ardennen, der Maas, Meurthe=et=Moselle, der Vogesen, den Kreis von Belfort nehmen und eine Geldsumme abzwingen, deren Höhe sie noch nicht anzudeuten wagen, die in Deutschland aber auf zwanzig, dreißig, sogar auf vierzig Millionen beziffert wird. Daß diese Denkschriften übersetzt wurden, ist für uns ein Glückszufall. Auch bei uns leben Leute, die sich in die Süße ruhigen Lebens zurücksehnen und hoffen, ein annehmbarer Friede werde bald möglich sein. So harmlose Gemüther werden von ihrem Wahn nun gründlich enttäuscht. Was uns angedroht wird, bedeutet, daß nach dem Friedensschluß von kleiner Einkunft die Hälfte, von größerer zwei Drittel oder drei Viertel an den Fiskus abzugeben wären. Und wie den Zins der Staatsrente, den Alterssold zahlen und die heilige Pflicht gegen Invaliden und gegen die Familien der Gefallenen erfüllen? Wovon die zerstörten Dörfer und Städte wieder aufbauen, dem Gewerbe in neue Blüthe, den Arbeitern in Lebensunterhalt helfen? Deutschlands Sieg wäre für die Besiegten der Bankerot, das unheilbare Massenelend. Und obendrein: die tiefste Schmach. Das Kolonialreich, auf das wir, weils

mit dem Blut unserer Krieger erobert, vom Geist unserer Verwalter organisirt und den Eingeborenen zu einer echten Mutter gemacht wurde, mit Recht stolz sind, sollen wir verlieren und in Europa von Maas und Somme begrenzt werden, den Flüssen, die uns 843, als die Enkel das Reich Karls des Großen theilten, als Grenzen gegeben wurden! Bis an die Somme und an die Maas zurückweichen, hieße: um tausendzweiundsiebenzig Jahre zurückweichen. Und dieses verstümmelte, erschöpfte Frankreich würde, mit leeren Adern, sein erbärmliches Lebensbleibsel unter der Oberhoheit Deutschlands hinschleppen, das sich anmaßt, es arbeiten, es ‚denken' zu lehren. Wir wären dem Kaiser tributpflichtig; wir, Frankreich, wären dem Kaiser nicht nur unterthan, sondern hörig! Dünkt irgendeinen Franzosen, im Vergleich mit solcher Zukunft, nicht selbst der Tod sehr süß? Doch wir werden nicht sterben. Denn Deutschland wird nicht siegen. Wohl ists noch sehr stark und Größenwahn mehrt die Wucht seines Dranges; hat es aber auch in Forderungen getrieben, deren Erfüllung einer zehnmal stärkeren Macht unerlangbar wäre. Deutschland hat Siege zu verzeichnen und kann neue erringen; seiner Vorbereitung war die der Gegner nicht zu vergleichen. Endgiltigen Sieg aber hindert der wachsende, an Waffnung und Entschlußkraft zunehmende Widerstand der verbündeten Großmächte; hindert der Abscheu der Welt, sich von einem Volk beherrschen zu lassen, das sie durch seinen Hochmuth, seine blöde Verachtung, seine ewige Drohung beleidigt und in den entkräftenden Zustand bewaffneten, stets dem Krieg nahen Friedens gezwungen hat. Waffnen wir, hinter der Front, uns also mit Geduld! Die ungeheure Mehrheit unseres Volkes fühlt, um was es in diesem Kriege geht; daß mit Deutschland ein Kompromiß nicht mehr möglich ist, der Kampf über Leben und Tod entscheiden muß. Die Nation ist geduldig und fest im Entschluß: weil sie von Frankreichs Unsterblichkeit überzeugt ist."

Der Abgeordnete Venizelos hat, acht Tage nach seinem Rücktritt aus dem Ministerpräsidium, in der Griechenkammer gesprochen. „Seit sieben Monaten zeigt die Entwickelung unseres politischen Lebens, daß wir uns von der Grundlage des Parlamentarismus gelöst haben. Auf dem Gebiet innerer Politik wird der mündige Wille des Volkes noch anerkannt; wenn wir aber auf die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten, auf die Richtung der nationalen Politik blicken, merken wir, wie völlig der Wahlspruch des Volkes

und die Stimme der von ihm Erwählten verkannt wird. Doch bei dieser Betrachtung will ich nicht länger weilen. Seit Griechenland aus dem Schutt seines Staatswesens erstand, hat es wohl nie eine so ernste Krisis erlebt, wie die von heute ist. Die Regirung hat den Vertrag, der uns an Serbien bindet, nicht erwähnt; und auf mir lastet die Pflicht, diesem Gegenstand auszubiegen. Doch wenn nie ein Vertrag dieser Art abgeschlossen worden wäre: dürfte man auch nur eine Minute lang zweifeln, daß wir das im Bukarester Frieden gesicherte Gleichgewicht um jeden Preis wahren müssen? Dürften wir den Bulgaren gestatten, Serbien zu vernichten und sich danach in Vormacht zu strecken? Sollen wir warten, bis Serbien zerschmettert ist und unser Hauptgegner, Bulgarien, das unsere reichen Makedonenbezirke für sich heischt, uns ohne Genossen und Freunde findet und auch dem Hellenenstaat das Schicksal Serbiens zu bereiten sucht? Auf der Höhe unseres Heerwesens herrscht der Glaube an Deutschlands Sieg; besonders im Kopf der Männer, die im Bereich der deutschen Armee erzogen wurden. Um die Entscheidungfrage zu beantworten, braucht man nicht Soldat zu sein. Da noch jetzt, trotz der bewundernswerthen Organisation der Deutschen, nirgends ein zerschmetternder Streich gefallen ist, bin ich durchaus nicht sicher, ob die Gruppe des deutschen Kolossos siegen wird. Der Born, aus dem die andere Gruppe ihre Kraft, Menschen und Wirthschaftgüter schöpft, ist ums Doppelte größer. Und für Deutschlands Feinde arbeitet die Zeit, die ihnen erlaubt, die unzulängliche Anfangsvorbereitung zu ergänzen. Unbestreitbar ist, daß uns nationale Pflicht an die Seite des Vierbundes weist. Bulgariens Drang in Vorherrschaft auf dem Balkan wäre für immer gebrochen, wenn die Partei, der es zugehört, unterläge; Griechenland könnte sich dehnen und auf Kleinasien hinübergreifen. Deutschland soll uns einen winzigen Landzuwachs in Mittelalbanien zugesagt und den Reichsumfang von heute verbürgt haben. Unverantwortliche erzählen mir, Monastir, der Dodekanes und Kypros seien uns sicher. Kinder mögen glauben, gegen den Willen der Seebeherrscher sei ein Wandel im Insularbesitzstand möglich. Der Krieg, den wir jetzt scheuen, wird uns später aufgezwungen werden: und dann werden wir einsam sein. Bedenket, wie das Reich aussah, als die Liberale Partei die Regirung übernahm, und in welche Maße sie es vergrößert hat. Hütet Euch, es durch blinde Politik wieder zu verkleinern!“

Auch durch Rußland tönt manchmal noch der Ruf: Wir werden siegen! Ihn aus der Kehle zu lassen, scheint nun sogar Baron Rosen bereit, der den Zaren in Belgrad, Tokio, Washington, Portsmouth vertrat und aus dessen geheimer Denkschrift (vom Lenz 1913) ich neulich, in den Nikolai-Heften, Einiges erzählte. Rückkehr nach Asien, Verzicht auf den Balkan, Konstantinopel, die Meerengen den Panslawismus und die Befreiung unterjochter Bruderstämme: Das rieth der verrußte Balte den Reichssteuerleuten. Der Krieg, den er, fast so, wie er geworden, voraussah, hat auch ihn, als wäre er ein deutscher Professor, Dichter oder Trachter, „umdenken“ gelehrt. Was ihn abscheulich dünkte, ist ihm nun heilig; und frommer Ehrfurcht werth, was gestern Gräuel war. Ein Dreibund mit Deutschen und Oesterreichern? In seiner heißesten Hölle soll Satanas dieses Pack seinen Küchenjungen in die Pfanne verleihen. Rußland, sagt er (im Reichsrath), ist stolz und, trotz allem Leid, selig, weil es in einer Front mit den zwei großen Demokratien des Westens ficht. Für Freiheit und Kultur. „In dem Kampf, der Rußland den civilisirtesten Völkern der Erde gesellt, kann es sich die Freundschaft der Kulturmenschheit nur dadurch wahren, daß es selbst sich auf die Höhe westlicher Gesittung hebt. Zwei Systeme ringen um Tod und Leben. Daß wir uns in das deutsche System einfangen ließen, ward uns zu Unheil. Nur das Gesetz darf herrschen; Knechtung niemals wieder geduldet werden. Rußland kämpft für Freiheit und Menschenrecht gegen den deutschen Militarismus.“ Und wird, versteht sich, siegen. Dem reuigen Sünder, der niedersteigt, klettert von unten einer entgegen: Plechanow, der grimmig gescheite Sozialdemokrat. Der schreibt aus Genf: „Seit den unruhigen Anfängen des siebenzehnten Jahrhunderts drohte unserer russischen Erde nie mehr solche Gefahr. Sie muß alle Kräfte zur Vertheidigung raffen; und unsere Parteigenossen würden schlecht handeln, wenn sie durch unbedachte Politik diese Vertheidigung lähmten. Wirft Deutschland uns seinen Lasso um den Hals, dann hat unser russisches Proletariat, hat die ganze Arbeiterklasse darunter zu seufzen. Deshalb müssen die Sozialdemokraten in der Reichsduma unter allen Umständen für die Kriegskredite stimmen. Wer sie weigert, verräth das Volk; wer nicht mitstimmt, ist ein Feigling. Stimmet dafür! Wenn es wahr ist, daß Genosse Tschkeidze in den Ausschuß für die Reichsvertheidigung eintreten will, so saget ihm, daß ich mich seines Entschlusses von ganzem

Herzen freue und ihm große Folgschaft wünsche. Bedenket, Genossen, daß jetzt Jeder für die Reichsvertheidigung sein muß.“ Reinere Inbrunst loderte nicht aus der Seele der Ritter, die hinter der Kreuzfahne ins Heilige Land zogen. Revolution?

...Zügelt die Freude an Siegesposten; und wecket, Euch selbst und den Nachbarn, das Gewissen. Unsere Heere sind weit vornan: und der Krieg kann, dennoch, über den Winter hinaus währen. Wir wollen nicht Brüller: die das Maul aufreißen und, ungewaffnet, ungefährdet, von den Brüdern draußen, ehe denn Ruhe werden darf, die Eroberung neuer Welten fordern. Das ist spottbillig, trägt von Rindvieh Dankgebrumm ein; und ist den Kriegern der ekle Aussatz am Leib der Volkheit. Traget Euer Gebein durchs Mordfeuer, da Ihr, Gaudiebe oder Grafen, so schlachtlustig seid. Wir wollen nicht Ermahnung in Patriotismus von gefahrlos Lungernden, denen der Krieg den Beutel füllt, den Sold doppelt, das Ansehen und den Machtbereich weitet, Frucht, Schachtgewächs, Waare hoch überzahlt. Die müßten still sein; und redlich prüfen, ob ihre Wonne an der Heldenzeit nicht irgendwo an einem Schnürchen des Wunsches hängt, das Kriegsgeschäft noch hübsch gedeihlich zu verlängern. Wer Bescheidung räth, wird meist mürrisch angeschaut; läßt er sich davon nicht schrecken, so soll auch der anders Wollende den Tapferen loben. Wer aus blutrothem Flußbett Gold wäscht, braucht sich nicht immer zu schämen; soll Darbenden aber nicht Martyrhingebung ans Vaterland, auch nicht Heldenvergottung predigen. Wir wollen nicht Wucherer: die dem Massennothstand für schlichten, unentbehrlichen Nährstoff mehr abmelken, als zur Deckung der Kosten, zum Leben des Händlers und der ihm Nächsten, zu Pfennigzuschlag langt. Nährmittelwucher ist jetzt Todsünde. Wer heute Fleisch-, Korn-, Gemüse-, Kartoffel-„Konjunktur“ münzt, ist ein Schuft. Wer Butter speichert, damit der Preis noch höher springe, gehört an den Galgen; der Schaffner, der fastet, weil er den Jungen was Fettes ins Feld geschickt hat, dürfte ihn henken. Wir wollen anständig, andächtig sein; nicht Götzen zimmern noch uns brüsten, weil Andere froh für uns bluten. Des Römers wollen wir denken, der, wenn Mars auf goldenem Wagen durchs Gefild donnerte, das schnellste Roß mit Broten kränzte und dem gewaltigen Gott, daß er der Aussaat und Ernte nicht tückisch sei, als Opfer auf den Altar legte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz am 30. Juni 1915.

Debet.	M.	pf
Grundstücke	399 374	17
Gebäude	1 275 381	10
Arbeiter-Wohnhäuser . . .	169 203	50
Anschluss- u. Werkst.-Gleise	188 124	49
Licht-, Heiz- u. Wasserl.-Anl.	158 184	—
Kraftanlage	1	—
Werkzeugmaschinen	1	—
Inventar	1	—
Werkzeuge	1	—
Mobilien und Utensilien . .	1	—
Zeichnungen und Modelle .	1	—
Pferde, Wagen u. Automobile	1	—
Materialien sowie halbfertige Wagen und Flugzeuge . .	1 419 002	25
Kassabestand	16 222	27
Effekten	9 609	50
Debitoren	1 468 488	80
Kautionen	243 302	95
	5 337 900	03

Kredit.	M.	pf
Vorzugs-Aktien	2 000 000	—
Reservefonds	347 447	26
Spezial-Reservefonds . . .	66 550	62
4½% Anleihe von 1899 . . .	288 500	—
4½% Schuldverschr. v. 1907	717 500	—
4½% Schuldverschr. v. 1912	679 500	—
Hypoth. auf Arbeiter-Wohnh.	100 000	—
4½% Anleihe-Tilgung v. 1899	1 500	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1907	5 000	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1912	24 500	—
4½% Anleihe-Zinsen von 1899	2 171	25
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1907	8 578	10
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1912	7 987	50
Dividende-Konto	2 160	—
Kreditoren	327 879	01
Aval-Konto	243 302	95
Talonsteuer-Reserve	14 500	—
Gewinn- und Verlust-Konto .	500 823	31
	5 337 900	03

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Debet.	M.	pf
Unkosten	335 807	61
Abgaben	32 897	20
Reparaturen	58 982	72
Zinsen, Skonto u. Provisionen	64 635	69
Abschreibungen	382 478	51
Reingewinn	500 823	31
	1 475 625	04

Kredit.	M.	pf
Vortrag	47 892	24
Waren-Konto	1 427 732	80
	1 475 625	04

Gotha, den 3. September 1915.

Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft.

A. Kandt.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Oktober 1915.

Aller Seelen.

Heilige Eintracht.

Am siebenundzwanzigsten August haben die drei pariser Kammerausschüsse für Auswärtige Politik, für das Heer und für die Flotte den Präsidenten der Republik und des Ministeriums den hier folgenden Antrag vorgelegt: „Die Ansammlung deutscher und österreichischer Truppen an Serbiens Grenze deutet nicht nur auf die Absicht, dieses Königreich anzugreifen, sondern auch auf den Wunsch, die Verbindung mit der Türkei zu sichern und die Meerengen von der Blockade zu befreien. Gelingt dem Feind (der von Bulgarien kaum Widerstand zu fürchten hat), die Bahnlinie Sofia-Philippopel zu erreichen, so ist die politische Wirkung gefährlich. Da thatloses Zögern diese Gefahr mehren müßte, fordern wir die Regirung auf, geschwind alles von den Umständen Gebotene anzuordnen und durch Truppensendung den nahen Fall von Konstantinopel zu verbürgen." Die Regirung „beräth"; verhandelt mit London, Petrograd, Rom und den Balkankabineten; hofft noch, daß Bulgarien mindestens neutral bleiben und den Durchzug fremder Heere hindern werde. Schließt sichs, wider Erwarten, den Kaiserreichen und der Türkei an, gegen die es sich 1912 zum Kreuzzug erhob, dann wird der Eingriff schwierig. Oberst Repington sagt in den „Times": „Sollen wir in Saloniki etwa das Dardanellenabenteuer wiederholen? Wenn Rußland, Rumänien, Griechenland den Serben beistehen, können wir in Saloniki die Mannschaft landen, die auf unseren Hauptkriegsschauplätzen entbehrlich ist; aber nicht mehr. Die Heere Rumäniens und Griechen-

lands würden gegen die Mackensens und Ferdinands genügen; und die Mittelmeermächte könnten die türkischen Streitkräfte in Schach halten. In diesem Fall, nur in diesem Fall könnte das Unternehmen gelingen; und wir wären unseren serbischen Verbündeten den Versuch schuldig. Greifen Rumänen und Griechen nicht ein, dann ist die Aussicht auf Erfolg so schmal, daß uns das Abenteuer nicht verlocken darf." Im Oktober, als Herr Viviani von Radikalen und Sozialisten gefragt wird, warum er noch nichts gethan habe und was er jetzt thun wolle, antwortet er: „Wir haben nicht nur mit den Kammerausschüssen, sondern auch mit den Regirungen der verbündeten Staaten zu arbeiten; und wo diese Arbeit öffentlich erörtert wird, hats Einer, der Fragen stellt, leichter als Einer, der antworten soll. Fragen nach diplomatischen und militärischen Vereinbarungen kann ich weder hier noch anderswo, weder in öffentlicher noch in geheimer Parlamentssitzung beantworten. Ehre und Eigennutz gebieten uns, zu hindern, daß, von vorn oder von hinten (starker Beifall), das edle Serbenvolk, das seit drei Jahren in schweren Kämpfen steht, niedergeschlagen und uns der Weg zu den verbündeten Freunden abgeschnitten werde. Weil wir auf die Gemeinschaft mit anderen Regirungen angewiesen und für die allgemeine Kriegslage mitverantwortlich sind, konnten wir nicht früher handeln. Unsere wichtigste Pflicht ist, die Schwächung der französischen Front zu meiden. Wir durften nicht nach dem Balkan gehen, ehe die Heeresleitungen, die Generalstäbe ihre sachverständige Zustimmung gegeben hatten. Was auch geschehen möge: hier, wo wir mit heldischen Gefährten kämpfen, wird, durch unsere Kraft, die endgiltige Entscheidung fallen; daß sie von einem anderen Schauplatz her kommen könne, haben wir nicht eine Minute lang geglaubt. Der Plan des Marsches nach Serbien ist, für Heer und Flotte, von den Verbündeten mit vorsichtigster Sorgfalt ausgearbeitet, alles Nothwendige ist vorbereitet worden und die Regirung bürgt dafür, daß die Ausführung wirksam sein wird, wenn die Dinge so sind, wie wir sie sehen. Da ich mehr auch in geheimer Sitzung nicht sagen, weder Ziffern nennen noch Mittheilungen fremder Kabinete weitergeben könnte, werde ich nur in öffentlicher Sitzung sprechen. Sie haben eine Regirung. Der können Sie Ihr Vertrauen gewähren oder weigern. Zwischen Vertrauen und Mißtrauen leben, ausgefragt werden und danach hören, die Antwort

genüge nicht und deshalb müsse die Frage, in anderer Form, am nächsten Tag wiederholt werden: in solche Lage darf die Regirung sich nicht herabdrücken lassen. Ich stelle nur eine Frage; aufrichtig, klar, vor dem Land und vor Ihrem Gewissen: Haben wir noch Ihr Vertrauen? Wird diese Frage bejaht, dann wächst das Ansehen, das die Regirung in ihrer schwierigen Stellung braucht." Sie wird bejaht: 372 (gegen 9) Stimmen stützen den Satz: „Die Kammer vertraut der Regirung, billigt das von ihr Ausgesprochene und geht zur Tagesordnung über." Triumph? Ein Drittel der Abgeordneten (ihr röthestes) hat sich der Abstimmung enthalten.

Zum ersten Mal seit fünfzehn Monaten, seit der Verkündung heiliger Eintracht gellt wieder wüster Zank durch das Bourbonenschloß. Republikaner schelten Herrn Viviani einen Selbstherrscher; Monarchisten zählen die Sünden der Republik auf; in langwierigen Dialogen wird erörtert, wer sich vom Wehrdienst gedrückt habe oder zu drücken suche. Wir dürfen, stöhnt der Ministerpräsident, nicht den Glauben nähren, daß hier ein Faustkampf um Portefeuilles tobe. Herr Hervé sagt in „La Guerre Sociale": „Trauriger noch als das Gezeter und Gegeifer, das die Sitzung durchheulte, war das von der Mehrheit unserer Freunde mit alberner Hartnäckigkeit wiederholte Verlangen nach genauen Angaben, die jede Regirung weigern müßte. Eine, die sich zu solchen Angaben entschlossen hätte, müßte man, ihrer Dummheit oder Verrätherei wegen, am Tag danach stürzen. Eine Woche nach der Mittheilung des Ministers hätte die ganze Hauptstadt gewußt, was wir auf dem Balkan vorhaben. Ists nicht schon schlimm genug, daß beklagenswerthe Schwatzhaftigkeit ihr, acht oder vierzehn Tage zuvor, enthüllt hatte, wann unsere Offensive in der Champagne beginnen werde? Statt einen an Verrath streifenden Vertrauensbruch zu fordern, mußten unsere Freunde im Parlament zu offenem Ausdruck bringen, was wir, Alle, über die Führung unseres internationalen Geschäftes auf dem Herzen haben. Unsere auswärtige Politik war seit langen Jahren im Schlepptau. Weil wir die Besiegten von 1870 waren und, um uns vor neuer Verstümmelung zu schützen, Bündnisse suchen mußten, machten wir uns ganz klein und sagten zu Allem Ja, was unser Bundesgenosse wünschte. Seit einem Jahr aber sind wir nicht mehr die Besiegten von 1870, sondern sind, dank dem Heldenmuth unserer Krieger, die Sieger von der Marne. Wer dem

preußischen Militarismus das Kreuz gebrochen, vier bis sechs Millionen Männer auf die Beine gestellt und, nach manchem Mißgriff, Munition und Wehrgeräth in Massen aus der Erde gestampft hat, Der darf wohl, bei aller Freundschaft und Dankbarkeit für Rußlands Volk, den Gefährten trüber Tage, über die Pflichten internationaler Politik seine eigene Meinung haben und zu dem Verbündeten als Gleichberechtigter reden, sogar im rauhen Ton des Freundes, der dem Freunde die Wahrheit nicht schminkt. Weil wir uns zu tief gedemüthigt haben, sind wir auf dem Balkan in so üble Lage gerathen." Herr Delcassé habe, Rußland zu Liebe, Hellas besser als Italien behandelt. Zum ersten Mal wird jetzt, am Ende des Vierteljahrhunderts, das seit Bismarcks Entlassung verstrichen ist, in Frankreich öffentlich gesagt: Rußland hat uns in Verlegenheit gebracht. Auch der Akademiker Barrès beseufzt die Sitzung; im „L'Écho de Paris" spricht er: „Die Kammer war furchtbar erregt. Fünf Stunden lang hielt ich die Feder in der Hand, um aus all dieser Leidenschaft etwas der Landesvertheidigung Nützliche aufzuzeichnen: fand aber nichts. Ich habe gegen die geheime Sitzung und für die Regirung gestimmt. Ich will sie nicht stürzen. Sie ist unvollkommen; zu meinem Bedauern fehlt ihr Mancher, den Thatkraft und geleisteter Dienst in ihre Reihe weisen. Doch welche Zusammensetzung bereitet Ihr vor? Würdet Ihr Millerand und Ribot behalten, denen die Nation, das Heer, die Bundesgenossen und die Neutralen vertrauen? Der Mannschaft von morgen würde die Kenntniß der Dinge, der nicht belichteten Vorgänge fehlen; die Mannschaft von heute hat diese Kenntniß im Amt erworben. Und zu Versuchen ist jetzt nicht Zeit. ‚Was hätten wir vermocht, wenn die Regirung auf der Höhe ihrer Aufgabe gewesen wäre!' Herr Chaumet hats in den Saal gerufen. Ein schönes, großes, zu Trauer stimmendes Wort. Er hat gefragt: ‚Wo ist die Regirung? Wo der Lotse? Auf der Ministerbank sehe ich ihn nicht.' Ist er anderswo? Aller Blicke suchten die Bänke ab. Einer schaute den Anderen an. Die Kammer leidet unter dem Gefühl, daß die Regirung nicht genug Willen und Entschlußkraft habe, und möchte deshalb, natürlich, selbst die Geschäftsleitung erlangen. Das wäre denkbar, wenn unseres Heeres Führer Generale von gestern, ohne gründliche Erziehung in der Technik ihres Berufes, wären. Unsere Heereshäupter sträuben sich aber, mit

gutem Recht, gegen die Zumuthung, die Handlanger von Stubenstrategen zu werden. In den Heldentagen des Wohlfahrtausschusses (hinter dem große Techniker standen) führte das Heer einen langsamen Krieg, einen Lagerkrieg, der den ungeheuren Aufgaben von heute gar nicht zu vergleichen ist. Jeder durch Kenntnißmangel bewirkte Fehler unserer Stubenstrategen würde jetzt zu ernster Gefahr: denn wir kämpfen gegen das gewaltigste, von der höchsten Wissenschaft geleitete Heer, dessen Ansturm unser Vaterland je zu erdulden hatte. Schließlich ist der betrübende Tag ohne ernste Schädigung vorübergegangen. Am Ende der peinvollen Sitzung sprach der allgemein geschätze Oberst Driant edle Worte. Wer aber wünscht nicht mit ihm, daß heute kein offizieller Sitzungbericht erscheine!"

Der Lothringer Barrès (der am Tag von Jena so düstere Weise ins Land blasen mußte) hat seine Kümmerniß bald geborgen. „Weil die Deutschen unsere Front nicht brechen und zwar russische Festungen und Provinzen besetzen, nicht aber Rußlands Heer umfassen, vernichten und so den Friedensschluß erzwingen konnten, weil sie wissen, daß Rußland im Frühjahr mit neuen Menschenmillionen den Kampf wieder aufnehmen wird, wollen sie in Südost ein Loch in den Reif stoßen, der sie einzwängt. Auf die Märsche nach Paris, Calais-London, Moskau-Petrograd läßt ihr Traum den Marsch nach Konstantinopel-Kairo folgen. Sie hoffen, in Asiens ungeheurer Fülle neue Soldaten und Pfänder, die Britanien auslösen müßte, zu finden. Sie glaubten, durch gewaltige Befestigung, durch die sorgsame Organisation ihrer Vertheidigung den Menschenverbrauch gemindert und sich die Möglichkeit gesichert zu haben, Massen auf den Weg nach Konstantinopel zu werfen. Nun aber ist, in der Champagne und im Artois, erwiesen worden, daß wir ihre Sperre brechen, ihrer Grabenmannschaft Herr werden können und daß uns der Angriff nicht mehr kostet als sie die Abwehr. Dieser Beweis ist ungemein wichtig. Deutschland hegt noch kühne Pläne und bleibt furchtbar; ist aber hart getroffen. Weil es zwischen seinen Feinden steht, kann es bequem auf seinen inneren Linien manövriren. Dazu braucht man nicht Genie; die kluge Ausnützung der geographischen Lage genügt. Aber Deutschlands Kraftquell ist nicht unerschöpflich; und wenn ein reiflich besonnener und kräftig ausgeführter Vorstoß der Verbündeten die Schwierigkeit wegschafft, die ihnen die Entfernung vom Balkan bereitet,

wird das Ungethüm, nach der letzten Zuckung, seinen Hingang zu bejammern anfangen. Die Mittwochssitzung der Kammer war traurig und ich bedaure, daß der Präsident und die Fraktionvorstände uns nicht wenigstens für die Kriegsdauer dieses Haßgeheul ersparen können, das die Sitzungen verpestet und die Seelen verzwergt. Wir wollen ehrliche Eintracht, nicht Dolchstöße in den Rücken. Daß die Deutschen, die achtzig Kilometer vor Paris stehen, das Bedürfniß nach anderer Marschrichtung empfinden, ist ein Schwächezeichen. Unter der Maske des Stolzes wird die Strategie der Verzweiflung sichtbar. Der Vierbund hat die Uebermacht und braucht nur Zeit, um zu siegen. Kommen die Deutschen nach Konstantinopel, dann ist unsere Sache nicht etwa verloren (weder dort noch in Kairo kann die Entscheidung fallen); aber der Krieg wird verlängert. Griechenland und Rumänien können durch Begünstigung die Niederlage Germaniens nicht hindern, durch ihren Beitritt aber den Sieg des Vierbundes, also die Sicherung des Weltfriedens beschleunigen. Der Vierbund kann, nach der Kopfzahl seiner Völker, noch zehn Millionen Mann ins Feld stellen; der germano-türkische Bund nur zwei Millionen und eine halbe. Mit dieser Reserve ist, wenn wir sie bis in Rußlands Tiefen hinein waffnen können, der Sieg gewiß und wir haben keinen Grund, einer diplomatischen Schlappe oder militärischen Verspätung wegen zu bangen. Selbst der übertreibende Glaube, aus Bulgarien, Griechenland, Rumänien könne dem feindlichen Heer ein Ersatz von vierzenhunderttausend Mann zuwachsen, braucht uns nicht zu ängsten: uns bliebe ja die Ueberzahl von mehr als sechs Millionen; bliebe, auch nach einem vollen Balkanerfolg der Deutschen, die Freiheit der Meere und, als gewaltiges Pfand, die Herrschaft über die deutschen Kolonien und die Sperre des ganzen deutschen Ueberseehandels. Wer diese Kampfbedingungen durchdacht hat, kann an dem Endergebniß nicht zweifeln. Serbien (dessen Helden ich nicht einmal mitgezählt habe) giebt uns das herrlichste Beispiel zäher Ausdauer. Deutschland klammert sich an die Hoffnung auf Sonderfrieden. Fester als je aber sind die vier Völker entschlossen, bis ans Ende zu gehen. In der Stunde, da Napoleon von Spanien bis nach Moskau gebot, schien er stärker als jemals zuvor: und dennoch begann diese Stunde den Tag, der ihn als den Schwächsten erweisen sollte.“ (Er war allein und die Welt wider ihn.)

Auch Herr Hervé bläst längst wieder frohere Lieder. Die Mütter, Frauen, Schwestern der nach Serbien geschickten Krieger sollen nicht jammern. „Ist ja gar nicht weit. Vier Tage von Marseille nach Saloniki. Frankreichs, Englands, Italiens Torpedoboote schützen die Ueberfahrt; der Soldat kann sich ruhig aufs Ohr legen. Klima? Auf dem Balkan wie in Südfrankreich; nicht gerade wie in Nizza und an der Azurküste, doch wie in Albi und Rodez. In Griechenland wird, außer in einer dünnen Regirungschicht, der Franzose als Freund und Erlöser begrüßt; und die serbischen Bauerhelden, denen wir beistehen wollen, werden sich ihm nicht so als Hund und als Ratte zeigen wie mancher französische Bauer in unserer Kriegszone. Ein prächtiger Führer: Sarrail. Der wird seine Leute nicht als werthloses Kanonenfleisch behandeln, sondern als Bürger, deren Haut kostbar ist und die man nur da dem Feuer aussetzt, wo Nutzen und Ehre des Volkes in Waffen solches Opfer fordert. Langweilig wirds nicht da unten; nicht wie im Grabenkrieg. Und Eure Söhne, Männer, Brüder gehen nicht etwa nur hin, um Serbien zu vertheidigen, sondern, um den Deutschen den Weg nach Konstantinopel zu verriegeln und um den Krieg ein Halbjahr früher zu enden. Nach Eurer Meinung dürfte man nur Freiwillige hinschicken? Der Freiwilligenaufruf brächte Euch nicht weiter: denn alle Haarigen würden sich für Serbien melden! Oberst Repington ist gegen die Landung in Saloniki. Er meint, wir könnten nicht genug Truppen hinwerfen, um ohne Rumänien und Griechenland Wirksames gegen Deutsche, Austro-Ungarn, Bulgaren und Türken zu erreichen, und sollten deshalb lieber alle Kräfte auf der Westfront zu entscheidendem Schlag ballen. Ziehen aber die Deutschen in Konstantinopel ein, dann ist nicht nur die Hoffnung auf Rumänien zu begraben, sondern Wilhelm kann sich eine Million Türken holen, sie waffnen und entweder an unsere Grenze oder nach Egypten werfen. Putzig ist, daß erst wir einem englischen Oberst sagen müssen: In Serbien soll Egypten und der Suezkanal vertheidigt werden. Hauptfront! Die wechselt mit den Umständen. Jetzt ist sie in Serbien. Ein sicherer Durchgang in die Türkei schafft den Deutschen Getreide, Vieh, Kupfer, Soldaten. Der Balkansieger gewinnt eine Million Gewehre: der Feind von den Türken, der Vierbund von Rumänen und Griechen. Und wir sollten zögern, eine halbe Million Menschen auf die Balkanhalbinsel zu

schicken? Rußland allein müßte, selbst wenns seine Front dadurch unvorsichtig entblößte, so viel nach Bulgarien werfen. Sind wir solchen Kraftaufwandes nicht fähig, dann werden die in den vier Staaten Regirenden nach ein paar Wochen ein schönes Konzert von Seufzern und Flüchen hören! Wir dürfen nicht eine Stunde mehr vertrödeln. Aus jeder Verspätung der Truppentransporte kann ein Zusammenbruch des ganzen Unternehmens werden."

Senator Clemenceau will den Tigerzahn nicht stumpfen. L'Homme Enchaîné pfaucht: „Wenn die Verbündeten einen Plan haben, wie sie einen (sogar zwei) für die Dardanellen hatten, kann das Ereigniß ihn uns kennen lehren. Nur möchte ich anmerken, daß wir nicht blind dem Glück vertrauen dürfen; erstens: weil die Deutschen seit einem Jahr in Noyon sind; zweitens: weil das heldische Belgien und das heldische Frankreich für uns am Ende eben so wichtig ist wie das heldische Serbien. Wer bürgt uns, vor einem Abenteuer, an dem Frankreichs Leben hängt, für gute Vorbereitung und Organisation, wer dafür, daß die Mittel, über die wir verfügen, den Vorbedingungen des Erfolges genügen? Diese Frage, die einzige, die sie stellen mußte, hat die Kammer nicht gestellt. Die Deutschen, die unter Menschenmangel zu leiden anfangen, weiten ihre Front über alles ahnbare Maß hinaus, weil sie hoffen, uns schließlich noch den Islam entgegenschleudern zu können. Sollen wir ihnen blind dahin folgen, wo ihnen, unter den günstigsten Bedingungen, zu schlagen beliebt, oder sollen wir auf unserer verkleinten Front die Kraft zu entscheidendem Keulenschlag sammeln? Das will überlegt sein. Wir haben Denkorgane; und ich fordere nur, daß sie in der Stunde vaterländischer Gefahr nicht den Dienst versagen. Die allzu einfache Auffassung der Regirenden wähnt, daß wir nur in Serbien den Serben helfen können. Schicken wir kleine Packete, eins nach dem anderen, dann entsteht die Gefahr, daß wir, ohne Gesammtvorbereitung, über den Punkt, bis zu dem wir gehen wollten, hinaus gerissen werden. Jeder Brite oder Franzose, der nach Saloniki oder Gallipoli geht, fehlt auf unserem Boden. Handelt sichs um eine Ehrenfrage? Dann begreife ich nicht, daß Rußland, das für Serbien den Krieg begonnen hat, sich um das serbische Heer, das ohne den Entschluß des Zaren den Feldzug nicht gewagt hätte, nicht mehr kümmert. Gilts einer Nutzensfrage? Italien ist dem Balkanschicksal fester

als wir verknüpft. Kleine Packete: Das wäre zu viel und doch nicht genug. Zu viel für die Sicherung unserer Front; nicht genug, um die Deutschen auf dem Weg nach Konstantinopel zu hemmen. Während der Kaiser über die Türkei, der wir die zum Krieg nöthigen Millionen geliehen hatten, wie über seine Sache verfügte, während er sich die Neutralität Griechenlands und Rumäniens, gegen Völker, denen diese Länder ihre Befreiung danken, sicherte und Bulgarien für den Angriff auf uns kaufte, war unsere poincarirte Diplomatie ängstlich besorgt, die Staatshäupter zu hätscheln, die sie mit Wortzuckerwerk bewirtheten; die Warner zu Haus ließ sie das Joch der Censur fühlen. Viele Engländer fürchten, wie viele Franzosen, daß der Zug nach Saloniki den großen Interessen des Vierbundes nicht nützen, sondern schaden werde. Wer England auffordert, im Hinblick auf einen mindestens ungewissen Erfolg die französische Front zu schwächen, scheint mir recht leichtsinnig zu handeln. So schwere Verantwortlichkeit würde ich nicht auf mich nehmen; denn ich bin überzeugt, daß die Entscheidung, auch für Serbien, Rußland, England, für Europas Civilisation und für den Orient, auf unserem Boden ausgefochten werden wird. Der Heldenmuth des Serbenvolkes muß uns mit höchster Bewunderung erfüllen. Auch Leonidas war, mit seinen dreihundert Spartanern (und ein paar tausend Helfern), in den Thermopylen herrlich: dennoch gelang dem Xerxes der Durchbruch. Unsere Aufgabe ist nicht, den Plutarchen der Zukunft Stoff zu bereiten, sondern, uns Erfolg zu schaffen. Unser Helfercorps wird, überall, von dem unglücklichen Volk, dem es Rettung bringen möchte, mit Jubel empfangen werden. Das ist gewiß. Ungewiß bleibt nur Eins: das Ergebniß. Und da bin ich zu der Erinnerung genöthigt, daß nicht Ueskueb oder Monastir unser Ziel ist, sondern Konstantinopel. Unseren russischen Freunden, die bewunderswerth sind, will ich keinen Vorwurf machen; nicht einmal aus dem Versteck. Wer ihre Lage nicht bedenkt, ist ein Narr. Da sie uns aber, für den Vormarsch nach Konstantinopel, den doch ihr Interesse empfahl, nicht die Truppen liefern konnten, die sie versprochen hatten: was könnten sie jetzt leisten, da ihre strategische Lage noch nicht viel besser ist? Sie sind unschuldig; schuldig die Leute, die zwar genau wußten, wie es in Rußland stehe, aber glaubten, ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie uns mit schönen Worten fütterten.

‚Wir führen einen Krieg und erstreben, für Alle, einen Ausgang, wo auch immer gefochten werde.‘ Das hat Sir Edward Grey im Parlament gesagt. Anders spreche auch ich nicht; nur ist mir gewiß, daß in Frankreich, von Frankreichs Kriegern, die Entscheidung bestimmt werden wird. Uns aber wurde stets erzählt, England wolle, daß wir nach Saloniki gehen. Greys Worte zeugen nicht von solchem Streben. Wer entwirrt uns den Knäuel all dieser Fragen, die einstweilen noch nicht beantwortbar scheinen?“

Die Stimmen, die den Eingriff in den Balkankrieg empfehlen, sind stärker. „Wir sind des Sieges gewiß, können aber noch nicht wissen, wann und wo wir ihn erringen werden. In welche Umwege wird er uns nöthigen, ehe er sich greifen und halten läßt? Wenn eines Tages erwiesen würde, daß wir, um ihn zu packen, nur die Hand ins serbische Gebirg auszustrecken brauchten: könnten wir dann den Biß des Gewissens ertragen? Keine Methode ist unfehlbar, kein Wagniß ohne Gefahr; jeder Schritt kann an einen Abgrund führen. Plötzlich wird aus dem wirren Geknäuel des Handelns der Sieg hervorblitzen. Gewichtige oder spitzige Gründe für und gegen den Zug nach Serbien zu suchen, ist nutzlos. Jede Begründung kann entkräftet werden. Sicher ist nur: die Nothwendigkeit, überall zu kämpfen, wo ein Deutscher steht. Die Vorbereitung des Kampfes ist die Sache der Führer, die unser Schicksal gestalten. Aus dem Munde der ersten Landsleute, die im Orient verwundet wurden, hören wir nicht Klage, sondern den Rath, in Geduld und Verzicht uns an das Vaterland hinzugeben. Die großen, dramatisch wirkenden Schläge der Deutschen bieten uns immer ein Doppelschauspiel. Eins, von wilder Schönheit, zeigt die kräftige Organisation, die gründliche Vorbereitung, die Zusammenfassung aller Kräfte zur Sicherung des größten Ertrages. Das andere Schauspiel ist rein theatralisch, langt nach der Bühne, will durch Verblüffung und jähen Donner auf die Phantasie wirken und den Feind in Angst oder Lähmung schrecken. Dabei hilft die deutsche Presse. Man hört Triumphgeheul und ist für eines Augesblickes Dauer getäubt. Die Neutralen beben; in Frankreich, England, Italien schwankt die Oeffentliche Meinung; Furchtsame werden von Unruhe gepackt. Ein paar Tage lang scheint Deutschland der Sieger und Weltbeherrscher. Die Versuche, England durch Unterseeboote zu blockiren und Rußlands Heer zu ver-

nichten, boten dem Auge dieses Doppelschauspiel. Die starken, nur durch theatralischen Ueberschwang geschädigten Pläne hatten zunächst, nach gründlicher Vorbereitung, Erfolg; scheiterten aber schließlich an ihrer Künstlichkeit, ihrer merkbaren Absicht auf dekorative Wirkung; Bluff kann der Ueberlegung, der Erfahrung, der Zeit nicht widerstehen. Große Theaterschläge müssen schnell ausgeführt werden; sonst werden die hohlen und morschen Stellen des Werkzeuges fühlbar und der Schlag trifft Den, der durch ihn schrecken wollte. England hat den Anfall der Unterseeboote grimmig gerächt und Rußland ist wieder aufrecht. Auch der Plan des Zuges nach Konstantinopel hat, neben der düsteren, durchaus ernst zu nehmenden Drohung, Etwas vom Kunststück, das uns nicht blenden darf. Nach Konstantinopel kommt Egypten, kommt Indien. Wir sehen eine bewundernswerthe Maschine, deren Bau, deren Hebel und Räder ein furchtbares Bild ihrer Kraft geben. Was aber ist ihr Zweck? Der Aufstieg in den Mond. Dann wollen wir unsere Bewunderung sparen. Der Mond ist zu hoch; keine Menschenmaschine trägt bis zu ihm empor. Auch in dieser wird, vor dem Unmöglichen, eines Tages das Räderwerk versagen." (Akademiker Capus in Le Figaro.) In der selben Zeitung sagt Herr Reinach: „Abermals bewähren die Serben solche Heldentugend, daß die ihnen verbündeten Großmächte, wenn sie ihnen nicht hülfen, mit unauslöschlicher Schmach befleckt würden. Anfangserfolge der Deutschen, Oesterreicher, Bulgaren sind denkbar. Auch Rußland schien völlig geschlagen: und nun steckt der deutsche Angriff im gefrorenen Schlamm Kurlands und des Pripet; und am Saum Galiziens und der Bukowina zeigen sich starke russische Armeen. Wars nicht richtig, noch in den dunkelsten Stunden auf die Rückkehr des russischen Glückes zu bauen? Freilich: von selbst kommt auch die Gerechtigkeit, die in den Dingen lebt, nicht in Bewegung. Die Ausschweifung auf den Balkan kann Katastrophe oder Triumph werden: je nach dem Aufwand von Kraft und Entschlossenheit, der den Verbündeten erreichbar ist. Mit wahrem Köhlerglauben, dem letzten Bleibsel der einst von Frau von Staël gepriesenen Sentimentalität, nimmt Deutschland seit fünfzehn Monaten alle Verheißungen und Träume seines Kaisers hin. Am Sedantag, hörte es, ist Einzug in Paris; am Neujahrstag Fall von Calais und Einbruch in England, das durch Unterseeboote

ausgehungert, durch Luftbomben der Zeppelins eingeschüchtert wird; Rußland auf die Knie gezwungen, sein Heer bei Wilna eingekreist, gefangen und Petrograd in Lebensgefahr. Nach mancher Enttäuschung mag leiser Zweifel in die deutsche Seele geschlichen sein. Doch der Kaiser und Wolffs Telegraphen-Bureau arbeiten weiter. Zermalmung der Serben. Einzug in Konstantinopel. Die Meerengen frei. Spazirgang durch Kleinasien und Syrien. Eroberung Egyptens. Gut. Wir müssen handeln. Daß zwischen Belgrad und dem Bosporus achthundert Kilometer liegen, entbindet uns nicht der Pflicht, rasch zu handeln. Die serbische Decke darf nicht platzen. Noch geht der Kampf über das dem deutschen Einbrecher günstigste Gelände; morgen wirds der Vertheidigung günstiger sein. Gebirg, Wälder, Schluchten: für die Serben, die mit gewohnter Tapferkeit kämpfen, der beste Kriegsschauplatz. Dennoch müssen wir unseren Vormarsch beschleunigen. Der deutsche Größentraum? Leset im Erschrecklichen Leben des großen Gargantua (von Rabelais) das dreiunddreißigste Kapitel. ‚Wenn Spanien sich Euch, allergnädigster Herr Pikrocholus, ergeben hat, fahret Ihr durch die Sibyllische Enge und richtet da zwei Säulen auf, viel stattlicher als die des Herkules. Dann wird Barbarossa Euer Sklave sein. Im Sturm erobert Ihr die Königreiche Tunis, Hippo, Algerien, Bona, Corona, kühnlich die ganze Berberei. Eure Hand umklammert Majorka, Minorka, Sardinien, Korsika und andere Inseln. Ihr kehret Euch linkwärts und nehmet das ganze narbonische Gallien, die Provence und Allobrogien, Genua, Lucca, Florenz. Dann sei Gott Dir gnädig, Rom! Schon schlottert der arme Junker Papst von Angst. Neapel, Kalabrien, Apulien, Sizilien: das ganze Welschland habt Ihr nun in der Tasche; und Malta gleich mit. Loretto kommt auf dem Rückweg. Zuvor Kandia, Cypern, Rhodus; von dort werfen wir uns auf Morea. Gott schütze Jerusalem! Aber mit dem Aufbau des salomonischen Tempels müsset Ihr noch warten. Nicht zu plötzlich in Eurem Unternehmen sein! Eile mit Weile, rieth Kaiser Oktavian. Erst müsset Ihr Kleinasien, Karien, Lykien, Pamphylien, Lydien, Phrygien, Mysien, Alles bis an den Euphrat haben. Inzwischen hat Euer zweites Heer die Bretagne und Normandie, Flandern, Brabant, Hennegau, Artois, Holland, Seeland Euch erobert; ist, über den Bauch der Schweizer, bis an den Rhein geklettert; Luxemburg,

Lothringen, die Champagne und Savoyen sind in seiner Hand; nun ward Norwegen und Schweden, England, Schottland, Irland unterjocht; von da gings durch die Ostsee nach Preußen; unser ists, sammt Polen, Litauen, Rußland, der Walachei, Siebenbürgen, der Bulgarei und Türkei; Eure Leute stehen schon in Konstantinopel. Ein alter Edelmann sprach, da er solches Reden hörte, aus Erfahrung: All dieser Anschlag wird, fürchte ich, einst ausgehen wie der Schwank von dem Milchtopf, aus dem der Schuster im Traum schwelgte, der dann aber in Scherben brach. Unsinn, schrie Pikrocholus; vorwärts! Angst habe ich nur vor den verteufelten Legionen Großmauls; was machen wir, wenn sie uns, während wir in Mesopotamien festsitzen, auf den Schwanz treten?' Diese Legionen sind die Heere der Joffre und Kitchener, Russkij und Jwanow. Nur sie fürchtet der Kaiser. Deshalb schwächen wir sie nicht im Geringsten. Nicht in ‚Mesopotamien' ist unser Hauptkriegsschauplatz." Der Vergleich ist nicht ganz witzlos. Fast Todsünde aber, Joffre & Co. mit dem Namen des Großmauls (Grandgosier) zu züchtigen. Und warum verschweigt Herr Reinach die Antwort, die dem rabelaisischen Helden wird? Zwickt Euch die Teufellegion, dann, spricht Hauptmann Diarrhöe, „sendet Ihr ein Depeschlein an die Moskowiter: und flugs stellen sie Euch vierhundertfünfzigtausend Mann, erlesenes Kriegsvolk, auf die Beine". Frankreichs Hoffnung auf Rußland nistet heute nicht fester. Alles wiederholt sich nur im Leben; und im Völkerlos.

Noch eine Stimme; Le Temps: „Seit mindestens drei Monaten mußte jede Staatskanzlei und jeder Generalstab sich auf das Ereigniß von heute vorbereiten. Außer dem höchster Bewunderung würdigen Widerstand der Serben war Alles vorauszusehen. Die Schnelle des Entschlusses und der Ausführung muß den Beweis erbringen, daß die Entente nicht überrumpelt wurde und daß ihre Leiter nicht kleiner sind als ihre Pflichten. Allzu viel Zeit ist versäumt worden. Jetzt ist Eile das höchste Gebot. Wenn in jedem der verbündeten Staaten das Bewußtsein der Verantwortlichkeit und der Aufgabe lebt, kann die gemeinsame Kraftleistung die Balkanvölker überzeugen, daß der Krieg mit dem Sieg des Rechtes und der Gesittung, mit der Niederlage barbarischer Knechter enden muß. Trotzdem es auf allen Fronten gesiegt zu haben behauptet, lechzt Deutschland nach Frieden. In ihrer Gesammtheit sind die

Deutschen des Krieges müde. Das Balkanabenteuer gefällt ihnen, weil sie von ihm eine Beschleunigung des Friedensschlusses erhoffen. Sie fürchten den zweiten Winterfeldzug; denn ihnen war vorgeredet worden, der Krieg werde kurz sein und schnell einen Feind nach dem anderen zerschmettern. Nun ist, nach vierzehn Monaten, nicht eine Armee Frankreichs, Rußlands, Englands, Italiens, Belgiens gefechtsunfähig; und um nur mit Serbiens Heldenmuth fertig zu werden, mußten die Kaiserreiche die verbrecherische Treulosigkeit der Bulgaren erkaufen. Ein Schimmer dieser Wirklichkeit ist ins Auge des deutschen Volkes gedrungen. Der Traum von Weltherrschaft ist verflogen; man denkt nur noch daran, die durch die Besetzung russischen, französischen, belgischen Bodens erworbenen Pfänder zu gutem Preis einlösen zu lassen. Da droht die letzte Enttäuschung. In keinem Fall werden die Verbündeten Frieden schließen, ehe ihr Sieg unbestreitbar ist und Deutschland sich als geschlagen bekennt. Auf der einen Seite Ehrgeiz und erbärmliche Gier; auf der anderen ein hohes Ideal. Der Friede wird und muß den preußischen Militarismus töten; überlebt er, dann bleibt das Leben der Völker unsicher und unsere Kinder lernen das Unheil kennen, das wir erleben. Den Menschen unseres Tages hat das Schicksal die edle Pflicht aufgebürdet, die Freiheit der Völker zu sichern. Sie werden der Pflicht nicht fehlen; werden die Ehrenlast bis ans Ende tragen. Die verbündeten Mächte werden nie anderen Frieden schließen als den von ihrem Waffensieg empfohlenen. An diesem Entschluß kann ein ortlich begrenzter Vorgang, ein Erfolg auf dem Balkan oder sonstwo, nicht rütteln. Auf der breiten Gesammtstrecke des europäischen Kriegsschauplatzes werden wir Entscheidung erlangen; auf dem Festland und auf dem Meer, wo unsere Herrschaft unbeschränkt und von dem Deutschlands Flagge seit einem Jahr verjagt worden ist."

Auf dem selben Blatt wird, in der Nachbarspalte, den Neutralen vor deutschem Landhunger und Größenwahn Angst gemacht. „Herr Professor Martin Spahn, der seinen Lehrstuhl kaiserlicher Gunst, nicht persönlichem Verdienst, dankt, hat jüngst Franz Joseph ermahnt, Italien zu plündern und schnell das lombardo-venetische Königreich wiederherzustellen, von dessen Gräuelwirthschaft die Bleidächer von Venedig und die Galgen von Belfiore zeugen. Jetzt räth der selbe Professor seinem huldvollen Herrn, Frankreich

in die Grenzen zurückzudrängen, die es im Mittelalter hatte. In welchem Mittelalter? Will der beflissene Höfling, den Hohenzollern zu Gunst, die verscharrten Königreiche der Caribert und Guntram, Childebert und Chilperich ausgraben? Unsere Wissenschaft könnte antworten, daß diese Königreiche in die französische Reichseinheit eingeschmolzen, mit der Zustimmung all ihrer Bewohner dem Königreich Frankreich eingefügt worden sind. Auch gab es ‚im Mittelalter‘ (genauer: am vierzehnten Februar 842) einen Vertrag, der als ‚Eid von Straßburg‘ bekannt ist. Die Handschriftensammlung unserer Nationalbibliothek hat uns den Wortlaut erhalten; die Deutschen müssen ihn kennen, da der greifswalder Professor Koschwitz ihn in seinem Kommentar zu den ältesten französischen Sprachdenkmälern anführt. Und dieser Eid von Straßburg, dieses zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen ausgetauschte Gelöbniß scheidet die zwei Sprachen, zwei Völker durch die Rheingrenze. Wozu aber mit Herrn Spahn streiten? Er leugnet, daß die Völker das Recht zur Selbstbestimmung haben, und meint, wie 1912 ein Doktor Frymann, Frankreich müsse niedergeworfen und gezwungen werden, zu Haus und in den Kolonien so viel Land (das zuvor von den Einwohnern geräumt wird) abzutreten, wie Deutschland brauche. An solche Forderung hat uns deutscher Massenwahnsinn gewöhnt. Die Sonderheit des Herrn Martin Spahn beruht nur in der Thatsache, daß er, kurz vor dem Krieg, auf dem heidelberger Friedenskongreß als Redner viel Beifall fand. Das Beispiel lehrt uns wiederum, daß der Pazifismus eine der Masken ist, die das deutsche Barbarenthum vorbindet, um wildes Trachten und rohe Gier zu verbergen.“ Abgemacht. Was aber, redlicher Temps, ist in Deutschland nun stärker: Gier oder Müdheit, Landhunger oder Sehnsucht in Frieden? Herrscht Größenwahn oder ward die letzte Hoffnung enttäuscht? Der Spähne Bündel soll ja dick sein wie ein Wanst.

Diagnose.

Ich ließ die Stimmen sprechen, die beträchtlicher Gruppenmeinung Ausdruck zu geben scheinen. Wer in dieses Geschwirr hineingehorcht hat, muß merken: daß von tief überwiegender Mehrheit das Balkanabenteuer als unbequem, gefährlich, doch unvermeidbar empfunden wird; daß die ernstesten Geister sich mühsam

in den Glauben an den Erfolg des Unternehmens peitschen, das, selbst wenn nicht unerwartetes Hinderniß sich ihm entgegenstemmt, Wochen braucht, um auch nur ein Armeecorps auf den Kampfplatz zu fördern; daß die Union Sacrée rostig geworden, die Republik im Urtheil und Alltagswunsch nicht mehr einig ist. Noch aber, ganz und gar, im Willen zum Sieg. Ob der nicht unfähige, doch unwahrhaftige Herr Viviani noch ein Weilchen weitergaukelt oder bald stürzt (und dadurch Herrn Delcassé, dem immerhin Sachverständigsten, die Rückkehr ins Amt ermöglicht), ob er, unter dem Firmenschild des siechen, halb blinden Blenders Bourgeois, das internationale Geschäft fortführt, Hanotaux, Pichon ausurnt oder es Herrn Briand anvertraut, der sich lautlos in Bereitschaft hält, ist für uns ohne gewichtigen Belang. Daß für das Heerwesen (Millerand-Thomas), für Finanzen (Ribot, Méline und Genossen) gut gesorgt wird, scheint durch die Ruhe des Landes erwiesen, dessen Hochöfen, Eisen- und Erzwerke zum weitaus größten Theil (bis zu drei Vierteln) in deutschem Besitz sind und das dennoch kräftig athmet und kämpft. Unzufrieden ists nur mit dem Balkanrennen der Vierbundsdiplomatie und, im Innersten, auch mit den Sozien. Die Britenfront, die den Küstenschutz ins Unüberbietbare getrieben hat, wird noch immer zu kurz gefunden. England, heißts, müßte für seinen Orientruf und für Egypten, Rußland für Serbien und den Bosporus viel mehr wagen; Italien, da es im Trento und am Isonzo nicht schnell genug vorwärts kommt, die Heere Joffres und Sarrails wuchtig stärken. Auf Japans Eingriff in den Europäerkrieg wird fürs Erste nicht mehr gerechnet. Baron Kato, der das Auswärtige Amt des Tenno geleitet hat, sagte im Herbst, dieser Eingriff werde von einigen Politikern gefordert, sei aber unmöglich. „Mit Schiffraum könnten die Verbündeten uns aushelfen. Aber die Beförderung und Ernährung der nöthigen Heeresmassen würde viele Milliarden Yen kosten. Sie uns von Anderen bezahlen zu lassen, würde das Ansehen, die Ehre des Vaterlandes niemals gestatten. Anleihen sind jetzt nicht zu haben; wir könnten sie auch nicht tilgen. Waffen und Munition aber können wir in großen Mengen liefern; und werden es gern thun. Einzelne Japaner übertreiben Deutschlands Macht; fürchten, es werde siegen und dann einen Rachekrieg gegen uns führen. Man braucht weder Augur noch Prophet zu sein, um die Haltlosigkeit solchen Glaubens

zu erkennen und einzusehen, daß Deutschlands Niederlage unvermeidlich ist." Der neue Minister, der aus der pariser Botschaft kommt, soll dem Eingriffsplan freundlicher sein. Indochina wäre ein hoher Kampfpreis; Mongolenland zulänglicher Lohn für den (billigeren) Truppenvorschub nach Rußland. Durchschnittsglaube der Westpolitiker: „Wenn Japan an unserem Sieg zu zweifeln begönne, würde es eingreifen. Sicher wäre es zum Schutz Indiens zu haben; wahrscheinlich schon für Egypten. Heute liefert es den Russen Geschütze, Munition, Unterseeboote; morgen vielleicht Offiziere. Wenn es auf einem Kriegsschauplatze zur Entscheidung mitwirkt, leuchtet sein Nimbus über Asien hin und seine Geltung schwillt auch in Amerika. Hätten wir die Balkangefahr früher erkannt, dann könnten im November Japaner in Kleinasien, in Saloniki, Kawala, Dedeagatsch landen und den Kampf gegen die Türkei aufnehmen. Zu spät!" Durch alles Gespräch stiehlt sich dieser Seufzer. Nikolais Aufruf an die Russen, der Bulgarien als abtrünnigen Glaubensgenossen, als undankbares Kind russischer Blutströme, als Brudermörder und Verräther der Slawensache mit Himmelsstrafe bedroht, hat dem Franzengaumen geschmeckt. Nur: zu spät! Und mußte Rußland, um wirrem Volksdrang zu schmeicheln, Konstantinopel, das doch Freie Stadt werden soll, öffentlich für sich fordern? Konnte es nicht dem sofioter Koburg die Statthalterschaft, dem bukarester Hohenzollern ein bessarabisches Rippenstück anbieten? Ueberall versäumte Gelegenheit.

Wahrscheinlich ist der Versuch, einen Kriegsrath zu schaffen, der über alle Armeen des Vierbundes nach freiem Ermessen und nach dem Bedürfniß des Tages verfügt. Heilmittel oder neue Reibungfläche? Die Bestimmung des auf ihrer Front Nothwendigen werden die Feldherren sich nicht entwinden lassen. Insbesondere sind die Generale Joffre und French, die in der Marneschlacht siegten, ein Jahr lang nicht wichen und so den zur Waffnung und Geschoßlieferung unentbehrlichen Zeitraum sicherten, zu mächtig, um einem Kriegsrath unterthan zu werden. Dessen Wink brächte auch weder Russen noch Italer in Trab. Wieder zeigt sich, wie schnell im Wirbel des Krieges der Werth einer Bundesgenossenschaft schmilzt, deren Streitkräfte sich nicht, im Nothfall, flink auf einen Kampfplatz sammeln können. Was hätte uns die Leitungeinheit genützt, wenn der deutsche Vorstoß nach Ga-

lizien und in die Karpathen nicht möglich gewesen wäre? Ueber Krakau, Brünn, Prag wären die Russen vielleicht in Deutschland eingebrochen. Und hätte eine Million Russen, nicht einmal bester Sorte, vom ersten Tag an auf der Westfront mitgekämpft, dann wäre der Krieg wohl noch 1914 beendet worden. Ueber die Unmöglichkeit der Truppensammlung hülfe kein Oberkriegsrath hinweg. Auch der Genius nicht. Selbst der Tyrannenfeind Clemenceau ersehnt, für die Kriegszeit, jetzt einen Bonaparte. Und ein anderer Senator, Herr Chéron, hat eine Interview mit dem Korsen erschwitzt. Was läßt er ihn sprechen? Quark. Er trifft ihn, natürlich, im Paradies, zwischen Alexander, der über Makedonien redet, Caesar, der den Isonzo dem Rubikon vergleicht, und Hannibal, der Joffre in seinen Himmel hebt und an den Zauderer Fabius erinnert, dem Geduld und vorsichtige Abnützungtaktik den Sieg bereitete. Napoleon ist in Eden klein geworden. „Hätte ich England und Rußland für mich gehabt, dann wären Preußen und Oesterreicher nicht weit gekommen. Auch jetzt aber sind sie verloren. Sie scheinen nicht zu ahnen, was eine zum Sieg entschlossene Koalition ist. Früh oder spät erliegt ihr Jeder. Neulich erst hat mich der alte Blücher daran gemahnt; er ist außer sich, weil Deutschland jetzt von so schlechten Händen geleitet wird. Das freute mich. Das ist meine Rache. Die Entscheidung kann nur auf Eurer Front fallen. Doch die Staatslenker müssen Männer sein, nicht blasse Schatten. Wer nichts kann, muß weg." Ueber die Balkandiplomatie des Vierbundes lacht Bonaparte, wie der Senator nie Einen lachen hörte. Uns kanns ergötzen; kann auch erfreuen, daß ein Franzos den Archi-Boche Blücher im Paradies schwelgen läßt. Seltsam dünkt uns nur, daß Bonaparte gegen die Wehrgemeinschaft mit England nicht ein Wörtchen sprach. Haben Sie, Herr Senator und Totfeind, Lust, ein paar Minuten lang dem Napoleon zu lauschen, der uns Wilden gelebt hat und heute noch lebt?

„Ist Euch, Franzosen, das Hirnschmalz eingetrocknet oder habt Ihr, trotz aller Lobhudelei, das Ziel meines Kometenmarsches nie erblickt? Britaniens Politik begreife ich. Kalt wie Wellington, klug wie Pitt. Werdet Ihr geschlagen und wird, was Euch Belgien heißt, deutsch, dann bleibt an der Kanalküste ein deutsch-englischer Ausgleich möglich und der Sieger wird froh sein, wenn er Calais anglisiren und Euch dadurch von Eduards Erben trennen

kann. Wird gar Rußland zerstückt: weitsichtige Briten müssen die Freude dämpfen. Ruhe in Asien; kein Russenschiff im Mittelmeer; keine Landgroßmacht, der sich hier Deutschland, drüben Japan zu wirksamem Angriff verbünden kann; auf Jahrzehnte hinaus Kriegszustand in Osteuropa und keine Möglichkeit russo-amerikanischer Wirthschaft-Kumpanei, der Japan Brücke und Agent, China Hauptmarkt ist. Wie der Krieg ende: die wichtigste Britenwaffe, die Flotte, das eigentliche Heer der Insel bleibt im Kern unangetastet und ist, wenn alle Armeen abgenützt, alle anderen Kreuzer versunken oder lahm sind, noch viel mächtiger als je zuvor. Wer weiß, ob Deutschland die Insulaner nicht auch dadurch in Freundschaft ködert, daß es ihnen alle Dreadnoughts, die es selbst nicht braucht, zu stattlichem Preis verkauft? Pitt ist nicht tot. So muß man Politik machen: vorsorgen, daß jeder Fall, noch der im Augenblick ungünstigste, Korn auf die Tenne liefert. Ihr, Kindsköpfe, mahnet die Engländer, an ihre Kolonien zu denken? Indien ist weit; und daß Egypten weder leicht zu erobern noch ohne Seeherrschaft zu halten ist, weiß der ausgepichte Kitchener so gut wie ich Wüstenbummler und Pyramidenschwärmer. Die strampeln sich nicht aus der warmen Decke. Worauf aber hoffet Ihr? Alle Grabenlinien, in Belgien, Lothringen, Elsaß, zu stürmen und bis an die Mosel, den Rhein vorzudringen? Nicht mehr. Der alte Joffre ist ein tüchtiger Kerl. Bin ich aber so ganz verschollen, daß Ihr Einen anbetet, der vierzehn Monate lang den Feind in Frankreichs wichtigsten Bezirken duldet? Hundertneun Jahre ists heute, seit ich in Berlin einritt. Der Staat Friedrichs lag zerfetzt unter meinem Stiefelabsatze. Das war doch wohl ein Bischen mehr, als das abgeleierte Lied von der Marne meldet. Neun Jahre danach saß ich auf Sankt Helena. Wer hat mich hingeschleppt und zu Tod gemartert? Der Sieger von Azincourt und Waterloo. Der auch die Jungfrau von Orleans gemordet hat. Euer Herzensfreund. England. Dem werdet Ihr leibeigen, wenn, im Euch günstigsten Fall, das Spiel unentschieden bleibt. Deutschlands Menschenzahl ist bald ums Doppelte größer als Eure. Ehe es so weit ist, hat es, sicher, erkannt, daß es ihm auf die Länge Nützliches nur von den jetzt ihm Verbündeten erlangen kann: deutsches Land und nahe, ohne lange Seefahrt erreichbare Kolonien. Was wird aus Euch? Vasallen Kriegsknechte, Belustiger Englands. Wer holt Euch das in den Ori-

ent verliehene Geld zurück? Wer hilft Rußland wieder in Zinskraft? Wer hindert Deutschland, nach drei, fünf, zehn Jahren Euch das Erz und die Kohle auszubrechen und in Toulon sich ein Gibraltar zu schaffen? Wird aus Eurer unbedachten Balkanjagd gar ein Abenteuer, wie mein ewig verträumter Herr Neffe (der meinen Namen in Verruf gebracht hat) es in Mexiko fand, kommt Ihr zu spät, seid zu schwach, werdet eingekeilt, in den Hals einer Haemusflasche eingepfropft, glückt Eurem Feind, was mir nicht beschieden war, dröhnt, zum ersten Mal, der Marschtritt eines deutschen Heeres durch Stambul, weit in den Erdosten hinaus, dann steht Eure Sache schon heute höllisch schlecht und ich weiß nicht, wie Ihr dem Deutschen das Pfand, das er von Euch hat, je ablösen könntet. Er bliebe, wo er ist, behielte Euer Erzbecken und die hundertzwanzig Hochöfen; würde Eure Industrie nützen und von Eurer Scholle ernten. Zu dem alten Einfallsthor käme Belgien als neues. Er bliebe, bis Ihr die siebenzig Milliarden draufgelegt hättet, die zwanzig Kriegsmonate sammt den Renten für Hinterbliebene und Invalide verschlingen. Dürft Ihr in solche Lebensgefahr tölpeln, die von keiner Hoffnung auf triumphalen Sieg, auf die Eroberung von Straßburg, Koblenz, Köln aufgewogen wird? All in meinem wüthenden Ehrgeiz war ich niemals so toll; und hatte doch, sagt man, ein Gehirn, das sich Luxus leisten durfte. Machet, ehe es wieder zu spät wird, Frieden! Lasset Euch den Besitzstand von gestern verbürgen, Egypten (das Ihr stets begehrtet, das Ihr, in Freundschaft mit Deutschland, halten könntet) und Tripolitanien verheißen: mit Marokko, Algerien, Tunis wärs das herrlichste Afrikanerreich, das zu erträumen ist; und Ihr könntet, Ihr müßtet, um nicht überlastet zu sein, auf alles Kongoland verzichten. Soll auch durch den Zuwachs von Europäererde bescheinigt werden, daß Ihr nicht mehr ‚die Besiegten von 1870‘ seid: fordert die Wallonenbezirke und lasset den Deutschen die Vlamen. Die Theilung zöge sie aus peinlicher Klemme, Ihr erhieltet altes Franzosengebiet und die zwei Völker, die auch unter dem Deckblatt des Belgiernamens nicht aneinanderwuchsen, würden das Trennungweh verwinden, wie die Jungfer den berüchtigtsten Einbruch, wenn er in Wohlstand hilft und Frucht trägt. Solches Brot esset Ihr nicht? Müßtet Euch schämen, mit einem Theil des edlen Belgiens die Kriegswunde pflastern zu lassen? Schwatz. Den Wallonen bliebe

Deutschenherrschaft erspart, sie wären den Vlamenzank los und kämen aus einem engen, verdünsteten Reich in ein großes mit reiner Athemluft. Dankbar müßten sie Euch sein. War ja fast der einzige kluge Einfall, der dem holländischen Sohn der heißblütigen Hortense kam. Gehts drüben ohne Briey nicht: lasset Euch im Oberelsaß, bei dem geliebten, weil wiedergewonnenen Thann, entschädigen (Deutschland wird die Theobaldkirche nicht vermissen) und schlaget vor, aus Elsaß, Lothringen, Vlamland (das den Belgierkongo als Mitgift bringt) einen selbständigen Bundesstaat (wenns irgend möglich ist, unter Albert und der Bayerin) zu machen. Ihr dürftet zwei Drittel der Wehrausgaben abzwicken und ruhig leben; wäret von England unabhängig; könntet mit Spanien und Portugal einen Verein, für Wirthschaft, Zoll, Eisenbahn, Heer und Flotte, gründen; und die Scheu vor dem Landnachbar bestatten, der Euch eines Tages doch überwachsen muß. Ehre? Die, Kindsköpfe, ist gewahrt, wenn Ihr die Heimath stärker, als Ihr sie empfinget, den Söhnen vererbet. War ich ehrlos, weil ich, meine Vision Wirklichkeit werden zu lassen, Josephine aus unsauberen Laken nahm? York, weil er, sein Vaterland zu retten, von mir zum Zaren überging? Solchen Entschluß muthe ich Eurem verschnupften Gewissen nicht erst zu. Das Gescheiteste wäre freilich, das Volk, das Azincourt, den Feuertod der Jeanne d'Arc, zwei Feindeseinzüge in Paris, Hudson Lowe und Faschoda auf dem Kerbholz hat und Euch Kanada, Egypten, den Lessepskanal wegschnappte, aus Gibraltar, Suez und Aden zu jagen. Das thäte ich. Hätte noch in Moskau gern mit Alexander Pawlowitsch paktirt, der, leider, nur allzu fest auf seine Generale November, Dezember, Januar, Februar vertraute, vor deren Unüberwindlichkeit Talleyrand, das parfumirte Schwein, im Frühjahr gewarnt hatte. Ihr sollt nur Frieden schließen, so lange er zu haben ist; ehe Ihr so tief im Pfeffer lieget, wie ich am ersten Novembertag in Smolensk, als die Russen sich im Gubernatorium Minsk zu siegreicher Offensive aufgerafft hatten und mir nachts dreihundert Mann erfroren. Dann wärs wieder zu spät."

Der Senator lächelt. „Le Napoléon des Boches! Nie hätte Frankreichs Herrlichster so geredet. Unser Sieg steht über jedem Zweifel."

Amen. Lernet mindestens, Deutsche, glauben, daß der Feind noch daran glaubt. Wenn der Sturz eines Ministers, ganzer Kabinete gemeldet wird: die Excellenzen fielen nicht, weil sie zu kriege-

risch, fielen nur, weil sie zu friedlich schienen. Die in Frankreich regirenden Sozialisten, der sanfte Herr Sasonow, in England die Herren Asquith, Haldane, Lloyd George und (besonders) Grey waren rosige Hoffnungen aller Friedenskongresse. Das wird ihnen jetzt dick angekreidet. „Zum Teufel mit Pazifizisten, die den Krieg nicht gründlich vorbereiteten! Sie könnten rückfällig werden." Sir Edward Grey, von dem Deutschland ein Trugbild hat, wird, in drei Hauptstädten, härter noch als andere Gildehäupter gerüffelt. Er hat vor der Kriegserklärung gezaudert; rückhaltlos ausgesprochen, daß er sie ohne den deutschen Eindrang in Belgien nicht empfohlen hätte; dem Botschafter Fürsten Lichnowsky (der weder geprellt worden noch an dem Unheil mitschuldig ist) gesagt, daß er stets gern vermitteln werde und die Zertrümmerung Deutschlands nicht wünsche. Er hat dem Uebergang zweier deutschen Kreuzer in den Türkenbesitz nicht widerstrebt, nur die Bedingung gestellt, daß die deutsche Mannschaft, nach Kriegsbrauch, sofort nach England geschickt werde; und den Wunsch der Hohen Pforte erfüllt, die englische Marinemission in Konstantinopel zu lassen (wo sie drei Tage danach dem Amt enthoben wurde). Er wollte den Kriegsschauplatz nicht vergrößern, nicht gegen die Türkei kämpfen und hörte nicht auf den Botschafter, der ihm, am neunzehnten August 1914, dringlich rieth, zur Abwehr möglichen Staatsstreiches schnell die Britenflotte in die Dardanellen zu senden. In seiner Weigerung wird jetzt unverzeihliche Sünde erblickt. Kein Wunder. „Längst wäre der Krieg aus, wenn unsere Kriegsschiffe damals durch die Meerenge in die Marmara vorgedrungen wären und Rußlands Seeweg geöffnet hätten." Noch am vierundzwanzigsten Oktober 1914 telegraphirte er, fast arglos, an den Botschafter: „Sie müssen dem Großwesir die feindlichen Handlungen, über die wir zu klagen haben, aufzählen und ihm ins Bewußtsein rufen, daß die Türkei, wenn deutscher Einfluß sie zur Gefährdung Egyptens und des internationalen, unserem Schutz anvertrauten Suezkanales treibt, den status quo, den wir achten, durch ihren Angriff umstößt." Statt den Bulgarenhaß der Griechen, Rumänen, Serben als Deichsel der Troika zu nützen, wollte er alle Balkanvölker in haltbaren Frieden einen. Und jetzt ist er für die Truppenlandung lau und mit ganzem Herzen wider den Zwang zu allgemeinem Waffendienst. Jedem Inselwüthrich wäre Lansdowne lieber,

Curzon der Liebste. Sir Edward wird als redlicher, seiner Sache kundiger Mann ringsum sehr hoch geschätzt, aber zu weich gefunden. Geht er, einem Percy, der morgens und abends Deutsche frißt, den Platz zu räumen, heißen die neuen Geschäftsinhaber Bonar Law, Carson, Chamberlain, Curzon, Lloyd George: dann wollen wir nicht wieder, wie nach dem Fall Delcassés, einen Sieg buchen. Die Feinde sind von dem Balkanfehlschlag verstimmt, von einander und von mancher Führerleistung unbefriedigt, doch weitab von der Sehnsucht nach Laodikaierfrieden. Noch hat der Bund nirgends ein unflickbares Loch; nur dünne Stellen, die unser Grimm allzu schnell stopft. Und ich möchte nicht für den Massenglauben verantwortlich werden, daß der grause Krieg ins letzte Viertel neigen wird, wenn das deutsche Heer durch das Thor, an dessen Pfeiler der letzte Palaeologe fiel, in Konstantins Stadt einzieht.

Friedhof der Krieger.

Ein guter Ruf ist besser denn gute Salbe und der Tag des Todes besser denn der Tag der Geburt. Trauer ist besser denn Lachen; weil Trauer das Herz bessert. Das Herz des Weisen ist im Klaghaus, im Haus der Lust nur der Narren Herz. Muß nicht der Mensch hienieden immer in Streit sein und ist sein Leben nicht wie eines Taglöhners? Mein Fleisch ist um und um wurmig und kothig, meine Haut verschrumpft und meine Tage sind schneller dahingeflogen denn eine Weberspule. Was ist ein Mensch, daß Du, Herr, ihn groß achtest und bekümmerst Dich um ihn? Er stirbt, ist dahin; wo ist er? Wird ein toter Mensch wieder leben? Du lässest ihn sterben und sprichst: Komm wieder, Menschenkind! ...

Unabsehlich ist die Schaar, die über dieses Nebelmonats düster umbraute Schwelle ins Gedächtniß zurückschreitet. Vom Menschenauge unermeßlich der Märtyrerzug, der von dem Fest aller Heiligen sich zu dem Gruftgedräng schlichter Seelen wendet. Jünglinge, ergrauende Männer; Heilige, Helden. Zwei Feierklänge vermählen sich; zwei Feste kittet kirchenfern fromme Trauer in eins. Von jedem Grab blüht es bunt, aus jedem winkt ein Lichtlein Trost. In ihrem hellsten, saubersten Kleid harrt Trübsal; und hört, hundertmal in Augenblicksraum, aus reiner Kehle: „Fürs Vaterland starben wir; gern. Bleibet, auch Ihr, seiner würdig."

Anzeigen.

Der Springbrunnen. R. Piper & Co. in München. **Die Nehrungbilder.** Deutschherren-Verlag in Königsberg. **Kriegsgedichte und Feldpostbriefe.** Georg Müller in München.

Walther Heymann, der am achten Januar bei Soissons gefallen ist und auf dessen drei Gedichtbände hier hingewiesen wird, nahm die Sprache nicht als etwas Vorhandenes; sie war ihm das Material, das er bildete. Er bewährte an ihr Kraft und Fleiß des Werkmeisters. Beim Einzelwort setzte er an, ging ihm mit Pflug und Egge zu Leibe, hieb von ihm die Kruste ab, die Zeit und Menschen darum gelegt hatten, bohrte in die tiefsten Windungen des Wortes ein: und förderte Offenbarungen seines Wesens herauf. Wesensausdruck war ihm das Wort. In diesem Sinn war er stets ein Expressionist, noch ehe er sich der Betrachtung dieser Kunstart kritisch zuwandte. Er löste aus dem Wort das Organische, das, oft unsichtbar, im Keim liegt, und vermittelte neue Anschauungen. Dann nahm er das Einzelwort und verband es mit einem anderen zu einer neuen Einheit, das Wesen des Grundwortes erhöhend. Und dann verband er Einzelwort und Wortkombination zu einem ihm ganz eigenen Satzbau, zu ganz eigener Klangformation, ohne jede Manier. Heymann war kein „Neutöner" im gewöhnlichen Sinn. Davor bewahrte ihn sein Gefühl für das Organische und Wesentliche. In heißem Ringen, vergleichbar der Schaffensart altdeutscher Meister, führte er die Sprache durch alle Möglichkeiten, selbst durch Querstände, zur reinsten Form. Die Sprache war ihm das Organ, mit dem er die sichtbare Welt ergriff und verkündete. Dinge und Worte befruchten einander: die Anschauung giebt seiner Sprache die Bildkraft, diese aber giebt den Dingen wieder, was sie ihnen nahm, und läßt sie neu erstehen. Auch die Erscheinungen der sichtbaren Welt nahm er nicht als etwas Vorhandenes: auch sie waren ihm das Material, das er bildete. „Ich Dichter male" heißt es in seinem Gedicht „Bildniß". Es ist das Bekenntniß des Dichters zum Sichtbaren. Die ganze Welt der Schöpfung lebt in seiner, neu, wie am erestn Tag: Erde, Bäume, Acker, Felder, Meer, Dünen, Wind, Licht und Luft, der Odem des Menschen und seine Urbewegungen. Und selbst das Leblose erweckte er zum Leben. Besonders den Bäumen, dem Meer und den Dünen wandte er seine große Liebe zu.

Wie von der Sprache, so hieb er auch von den Dingen die Kruste ab, die Zeit und Menschen um sie gelegt hatten. „Dem Wiederkommenden, Erneuten, Jungen, Unerhörten, das zum ersten Mal erschaut wird, bin ich hold." („Wirkender Geist" aus dem Band „Die Tanne", der bei S. Fischer erscheint.) Er ging in den Urgrund der Dinge hinein mit einem tiefen Gefühl für das Organische. So gab er das Werdende: den Keim, der in der Erde liegt, die Sonne, die

ihn wachsen läßt, die Tanne, „wenn sie im Lenz mit Stäuben und Seim ihr Blühen betreibt"; und auch die Erscheinung des Menschen giebt er, in seinem Gedicht „Bildniß", werdend in der Hand des Schöpfers. Selbst das Gewordene giebt er noch als ein Werdendes: die in den Himmel ragenden Bäume wachsen aus den Wurzeln der Erde, „Adern ihrer Kraft, die sich in das Klare zweigen". Er giebt die Erscheinungen nicht nur für sich, sondern in ihrem Verhältniß zum Raum und in ihrem Wirken auf andere Dinge. Man fühlt den Raum, in dem die Dinge stehen, athmet Luft und Wind, der um die Bäume geht, sieht die Wolken, die über ihnen ziehen, sieht die Spiegelungen der Dinge im Wasser und durch Schatten und hört den ganz eigenen Klang, der jedes Ding umgiebt. Er empfindet, daß der Raum klingt. Das giebt seinen Bildern die weite Resonanz. Alles war ihm tönende Bewegung. Er hörte den Klang des Weltalls, fühlte alle Organe in ihm sich einen. Und dann vertiefte er sich wieder in die einzelnen Dinge der sichtbaren Welt und offenbarte, als wenn er einen Vorhang wegrisse, ihr Unsichtbares. Er war ein Seher im ursprünglicheſtn Sinn: er sah nicht nur in die Dinge hinein, er schaute über sie hinaus. Der Anblick des schlichten Apfelbaumes, den er mit seinen rothen Früchten gegen den herbstklaren Himmel sah, gab ihm die Vorstellung von Korallenklippen im Ozean; die Dünen sah er als „Riesen-Wüstenthiere" („Mammuth-Dünen"). Die einfachsten Dinge wußte er zu erhöhen. Ihm war jedes Ding heilig. Hierin liegt das Ethische seines Wesens: die Erhebung der sichtbaren Welt.

Durch sein keusches, selbstloses Verbergen in den Dingen befreite er die Lyrik von ihrem oft allzu stark betonten egocentrischen Wesen. Sein Wirken hat eine reinigende Kraft. Und doch war es sein eigenstes, wehendes Leben, mit dem er die Dinge ergriff, das an ihnen litt und sich von ihnen befreite. Von der Sonne, die über der Abendhaide glänzt, sagt er: „Die wirft von Feuern letzten Glanz: Rothgold aus Tiegeln, blauende Schlacken." Von dem Baum heißt es: „Steil auf schießt der Schaft, schaumweiß, in Sturzhaare." Selbst durch Rhythmen, die wie in Ketten geschmiedet erscheinen, geht oft ein Taumeln. Diese Bewegtheit der Dinge von Grund auf gemahnt an die Kunst des Malers Van Gogh. Nicht auf den Vergleich mit dem Maler ist das entscheidende Gewicht zu legen. Heymann empfand die Grenze der Sprache und ihre Unbegrenztheit. Seine Darstellung malerischer Vorwürfe ist ihm nicht Selbstzweck. Aehnlich war seine Stellung zur Musik. Er hat die musikalischen Elemente in ihren Tiefen erfaßt. Es giebt in seinen Dichtungen Pausen und Fermaten, Steigerungen und Auflösungen, die im Musikalischen wurzeln. Er hat selbst Formen der Musik, Kanon, Fuge, symphonischen Satz, in die Dichtkunst übersetzt. All Das war nicht artistische Spielerei; es entstammte der tiefsten Sehnsucht des Dichters, den Gesammtorganismus alles Seins in den Grenzen seiner Kunst zu vereinen.

Und so war es auch mit den Erscheinungen der sichtbaren Welt.

Auch sie waren bestimmt, ihre Auflösung in der Sprache zu finden. Oft sind in seinen Gedichten die Dinge wie schwere Steine, gegen die sein starker Rhythmus ankämpfte, die ihm fast den Athem zu rauben schienen und die dennoch seine Sprachkraft bezwang und mit sich fortriß. Und dann wieder gingen die Dinge sanft in seine Sprache ein. Sprache und Dinge waren ihm das Material der Dichtkunst; das Höchste ihrer Vereinigung ist: die Entmaterialisirung der Sprache.

Da er Worte und Dinge in ihrer ganzen Bildkraft erschaute, vermochte er das Unbestimmte, Unaussprechliche zu geben und uns über den Raum hinwegzuheben. Die Dinge wurden ihm Sphäre; das Wort wird zum Laut; Wortkunst leitet über zur Klangkunst. Das Malerische und Musikalische löste sich in der Sprache auf: er gab ihr Farbe und Klang durch seine hohe Kunst in der Behandlung der Vokale und Konsonanten. Er hat, aus Farb- und Klangsinn, ganze Gedichte auf einen oder nur wenige Vokale gesetzt, architektonisch gehalten durch das Gerüst der Konsonanten. So ist die höchste Kunstentfaltung des Dichters zugleich die Vollendung des Organischen in seinem Werk. Aus den Elementen der Sprache schuf er Sprachkunst.

Bernhard Blau.

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Delphinverlag in München.

Dieses Buch haben unsere Feinde selbst geschrieben. Ich darf also kein Wort der Empfehlung hinzufügen. Höchstens könnte ich mich rechtfertigen, wenn man tadeln wollte, daß die zusammengetragenen Citate sich jetzt ganz anders ausnehmen als in dem Zusammenhang, wo ich sie fand. Wer gar kein Bischen Humor aufzubringen vermag, soll die Finger von dem Buch lassen. Wer aber den Sinn versteht, erlebt wohl das selbe Vergnügen beim Lesen, das mir die Herstellung bereitet hat. Die Karikaturen, die der Verlag beigesteuert hat, streuen Pfeffer über das Salz. Meine Freunde sagen, ich habe allerlei englische und französische Stellen übersetzt, die ihnen entgangen waren. Die Hauptsache war, daß ich auch einen Japaner erwischte; an Russen und Engländern war kein Mangel und Franzosen kamen mehr, als meinem Verleger lieb war. Ihre „Peur du ridicule“ ist ja besonders groß; drum mußte ich sie tüchtig rupfen. Das meinte ich, als ich im Vorwort sagte: „Für Deutsche, die sich mit uns freuen wollen, stellten wir einige Urtheile zusammen, welche Franzosen über Belgier, Belgier über Engländer, Engländer über Russen (und so fort im bunten Reihen) fällten; und wenn wir bei dieser Uebersicht ein paar Urtheile überblättert haben sollten, die vielleicht die zusammengetragenen Aeußerungen mildern würden, so soll mans uns nachsehen. Das Buch will nichts sein als ein Beitrag zur Zeitgeschichte, als ein Stück Völkerpsychologie, gesehen durch ein Temperament im Kriegsjahr 1914. Und da wir Barbaren gern in den alten Werken blättern, da wir verständnißlose Deutsche gallischen Witz, englischen Sarkasmus schätzen, halfen französische, englische, russische, japanische Karikaturen

uns illustriren, was uns an Texten werth schien, in den Literaturen der feindlichen Völker mit einem ‚Nota bene' angekreidet zu werden."

München. Dr. Werner Klette.

Stell den Strauß von rothen Rosen ..... Verlag von Heinrich Minden in Dresden. 2 Mark.

Das ist doch jetzt die ungeeignetste Zeit für so ein Buch. Warum keine Kriegsliteratur?

Von 72 Seiten gehen noch Titelblatt und Schmutztitel ab. Die Widmung an einen österreichischen Volksdichter nimmt eine ganze Seite in Anspruch. Dafür sind die anderen Seiten aber auch nur halbbedruckt. Und Das nennt sich Buch!

Die Gedanken sind zu lyrisch. Die Gedichte zu reflexiös.

Dresden. Martin Minden.

Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden. Duncker & Humblot in Leipzig. 2,80 Mark.

Die Sorge um unsere Krieger draußen an der Front, um unsere Verwundeten in den Lazareten steht im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Unsere Verwundeten können erst wirklich zu ihrem Recht kommen, wenn die Krankenpflegefrage richtig beantwortet ist. Heute werden die deutschen Krieger vielfach von jungen, ungeschulten Helferinnen gepflegt, während erfahrene Pflegerinnen fern gehalten werden. Die deutsche Krankenpflegerin hat schon seit Jahren einen schweren Kampf geführt. Seit wir im Weltkrieg stehen, kämpft sie heißer denn je um einen Platz in ihrem Vaterland. Hunderte von deutschen Krankenpfgerinnen mußten bei Kriegsausbruch nach Oesterreich gehen, weil man sie in ihrem eigenen Vaterland nicht brauchte. Deutschland kennt nur die Barmherzige Schwester; die Krankenpflegerin von Beruf muß es erst kennen lernen. Möge mein kleines Buch diesen tapferen deutschen Frauen endlich Vertrauen werben!

Charlotte von Caemmerer.

S. S. S.

Viele Engländer wünschen, daß die Handelspolitik der neutralen Länder nach britischen Grundsätzen geführt werde. Nicht nur aus den am Meer liegenden Staaten, sondern auch aus der Schweiz hätten sie am Liebsten eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung gemacht, deren Antheile in der City von London untergebracht worden wären. Der berner Bundesrath hat sich zu einem Kompromiß ent-

schlossen, der den Schweizern die Handelsfreiheit in gewissen Grenzen läßt. Was geschaffen wurde, ist ein Novum in der Geschichte der Handelspolitik: ein Einfuhrtrust, der für die Organisation des Außenhandels zu sorgen hat. Das Unternehmen heißt Société Suisse de Surveillance Economique, abgekürzt S. S. S. Diese Privatgesellschaft führt Rohstoffe, Halbfabrikate und Fabrikate für Rechnung Dritter ein und giebt sie den Leuten, die sie in der Schweiz verarbeiten oder verkaufen wollen. Das Ziel war, zu verhindern, daß Deutschland und Oesterreich=Ungarn sich mit schweizer Hilfe wirthschaftlichen Ersatz schaffen könne. Die Einfuhrgesellschaft sollte, nach dem Willen des Bundesrathes, unter der Bürgschaft der Regirung arbeiten. Das genügte in London nicht. Der Vierbund möchte das Recht haben, in jedem Vierteljahr die für die Schweiz bestimmten Höchstmengen festzusetzen. Das sollte natürlich auch für die Ausfuhr nach Deutschland und Oesterreich=Ungarn gelten. Man konnte sie nicht ganz verbieten, aber in enge Schranken einzwängen. Dafür sollte der Großmächtebund sorgen.

Die Wünsche der Engländer sind nicht erfüllt worden; aber der Einfuhrtrust wurde auch nicht ganz in die Form gebracht, die sich die schweizerische Regirung für ihn ersehnt hatte. Die Schweiz leidet unter den Kriegslasten nicht weniger als die kämpfenden Staaten. Die bewaffnete Neutralität kostet Geld; und manche sonst ergiebige Einnahmequelle, wie der Fremdenverkehr, tröpfelt nur noch. Kein Wunder also, daß der Schutz der eigenen Industrie zur wichtigsten Aufgabe wurde. Der Vorsprung, der dem Kurs des Schweizergeldes in der ersten Zeit des Krieges glückte, war ein Produkt von Zufall und Spekulation. Die Schweiz konnte anfangs unbehindert liefern und erzielte damit eine gute Zahlungbilanz, die in großen Umsätzen schweizerischer Devisen zum Ausdruck kam. Da die schweizerischen Banken bei Beginn des Krieges beträchtliche Guthaben in Deutschland stehen hatten, wurde die deutsche Markdevise in der Schweiz gedrückt. Jetzt haben die Dinge ein anderes Aussehen bekommen; und die deutsche Volkswirthschaft hat sich über alle Vorurtheile erhoben, die anfangs vielleicht aus reinen Aeußerlichkeiten emporgewuchert waren. Die Eidgenossen haben, trotz den großen Schwierigkeiten, in die ihre Volkswirthschaft verstrickt wurde, keine Einbuße an Kredit erlitten. Eine amerikanische Anleihe beugte schädlichen Schwankungen des Wechselkurses vor. Die Darlehenskasse, die insgesammt 100 Millionen Francs in Geldscheinen ausgeben darf, wurde nicht sehr in Anspruch genommen; und die eidgenössische Staatsschuld (mit den Anleihen der Bundesbahnen von 1500 Millionen) hat die Grenze von 2000 Millionen noch nicht erreicht. Unerfreulich für das Kapital der Schweiz war der Verkauf schweizerischer Papiere aus Deutschland und Frankreich. Gegen diesen Strom, der sich über die Börsen in Genf und Basel (Zürich hat den amtlichen Werthpapierhandel noch nicht wieder aufgenommen) ergoß, suchte man durch Proteste einen Damm aufzurichten. Der leb=

hafte Widerspruch war erklärlich; auch das Mißfallen, das Aufrufe zum wahllosen Verkauf ausländischer Effekten bewirkte. Aber schließlich bleibt eine von Vorsicht und politischer Erwägung bestimmte Taktik nicht ohne gute Folgen. Kauft ein Land fremde Anleihen und Aktien, so schafft es sich damit eine Reserve für Kriegszeiten. Das ist stets gesagt worden, wenn über Nutzen oder Schaden eines Besitzes oder einer Betheiligung an ausländischen Papiererzeugnissen gesprochen wurde. „Wir brauchen einen Stock fremdländischer Werthpapiere, besonders solcher neutraler Herkunft, damit wir im Kriegsfall Effekten haben, die sofort zu Geld gemacht werden können.“ Das hörte man in allen Tonarten, als im Februar 1911 (lang ists her) die konservative Frage nach der Anlage deutschen Geldes im Ausland und nach der Zulassung fremder Emissionen im Reichstag beantwortet wurde. Die Verkäufe nach der Schweiz beruhten also auf Grundsätzen, die einst weithin anerkannt wurden.

Die besten Werthe des schweizerischen Kurszettels, die Anleihen der Bundesbahnen und der Bundesregirung, haben Kursverluste erlitten, die natürlich zum Theil durch die Abgaben des Auslandes entstanden. Die guten Eigenschaften der betroffenen Effekten werden dadurch nicht gemindert. An der Vermittelung des Verkaufes amerikanischer Papiere aus Deutschland ist reichlich verdient worden; die Ausnützung des für die Schweiz günstigen deutschen Wechselkurses hat manchen Nutzen gebracht. Die Anlage von Geld in deutschen Industriepapieren lohnte sich; denn der Züricher oder Basler strich beim Einkauf die Preisdifferenz im Wechselkurs ein. Die Fähigkeit einer gut geleiteten Wirthschaft, sich den Lebensbedingungen des Krieges anzupassen, ist durch die Gestaltung der verschiedenen Geldkurse gefördert worden. Die Schweiz hat viele Beziehungen zur deutschen Großindustrie. Man denke an die Drähte, die im Bereich der Elektroconcerns zwischen den deutschen Stammhäusern und den schweizerischen Trustgesellschaften hin und her laufen. Der Großkaufmann in Basel und Zürich sieht weit über die Grenzen seines Landes hinaus. Er kennt die Kräfte und Möglichkeiten, die das Ausland bietet, und hat seine Geschäftsfreunde so gut in Berlin und Hamburg, in Frankfurt und Leipzig wie in London, Paris und Mailand. Deshalb war er fähig, über die Gefahren, die der einzelnen kämpfenden Nation drohen, selbst richtig zu urtheilen, und ließ sich nicht von einem Kunden in London oder Manchester einreden, die deutsche Industrie stehe vor dem Todeskampf. Was er an der Industrie Deutschlands gesehen hatte, erblickte er nun ja, im Kleinen, zu Haus: die Zeichen rastlosen Vorwärtsdrängens.

Ob die S. S. S. nützen kann, wird sich bald zeigen. Sie soll der Schweiz die industrielle Leistungfähigkeit erhalten. Daher die Bestimmung, daß die nach der Schweiz eingeführten Rohstoffe und Halbfabrikate dort verarbeitet und verwendet werden. Dafür soll strenge Aufsicht sorgen. Eine gewisse Aehnlichkeit besteht mit den

deutschen Kriegsgesellschaften, die Landwirthschaft und Industrie mit den Bedürfnissen des Staates in engen Zusammenhang bringen sollen. Im Deutschen Reich wird zunächst an die Versorgung des Heeres gedacht. Nur das Reichsgetreidemonopol ist von allumfassender Wirksamkeit. Das Stickstoffhandelsmonopol wird ein ähnliches Format haben. In der Schweiz begann die Uebertragung des Staatsgedankens auf die Volkswirthschaft auch beim Getreide. Hier wurde ein Einfuhrmonopol geschaffen, dessen erweiterte Fortsetzung der allgemeine Einfuhrtrust ist. Um die Aufsicht über die Einfuhr zu erleichtern, werden in den verschiedenen Industriezweigen Syndikate errichtet, die die Form von Genossenschaften haben sollen. In ihrem Verwaltungsrath sitzt je ein vom Bundesrath ernanntes Mitglied. Auch hier war das Vorbild unsere Reichsgetreidestelle, die alle selbständig arbeitenden Kommunalverbände beaufsichtigt. Die Syndikate (in der Metall-, Chemischen, Textil- und Nahrungmittelindustrie) sind verpflichtet, alles Material, das auf ihrer Liste steht und in die Schweiz eingeführt werden soll, an die S. S. S. adressiren zu lassen. Jeder Genossenschafter muß die vom Ausland bezogenen Stoffe oder die Vorräthe, die er auf Lager hat, in der Schweiz verwenden oder in der eigenen Fabrikation verbrauchen. Damit diese Vorschrift nicht umgangen werde, haben die Aufsichtorgane Zutritt in die Fabriken, Magazine und Arbeiträume und Einblick in alle Bücher und Belege. Das ist eine nicht gerade bequeme, einfache Verpflichtung; denn das Geschäftsgeheimniß entschleiert man nicht gern. Solche Bedenken mußten aber schweigen. Der Export von Waaren aus der Schweiz ist eng eingeschränkt. Frei ist die Rückausfuhr von Rohstoffen und Erzeugnissen in die Länder, aus denen sie eingeführt wurden; auch in neutrale Länder, wenn der Verbrauch in ihrem Bereich verbürgt ist. Die Wiederausfuhr nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist natürlich verboten. Ausnahmen werden nur für Fabrikate gemacht, die durch die Vermittelung der S. S. S. eingeführte Rohstoffe in kleinen Mengen enthalten; ferner für Maschinen und Apparate, die kein Kupfer (oder nur einen geringen Prozentsatz) und kein Rohmaterial bergen, das von England, Frankreich oder Italien geliefert wurde. Zu den Ausnahmeartikeln schweizerischer Herkunft gehören außerdem: Chokolade, Rohseide, Seidenstoffe, Uhren, Stickereien, Baumwollgarne (außer den englischen), Kondensirte Milch, Geflechte.

Die Schweiz wird sehen, ob sie mit dem neuen Programm der S. S. S. ihren Handelsverkehr fördern kann. Auch für ihre Industrie ist die Versorgung mit Rohstoffen eine Lebensfrage. Manche Gewerbe, besonders solche, die Nahrungmittel für das Heer liefern, haben über Mangel an Bestellungen nicht zu klagen. Auch die Maschinenfabriken, die Spinnereien und Webereien sind gut beschäftigt. Schlimm ist es nur den Luxusindustrien, den Hotelunternehmungen im Gebirge und den Gebirgsbahnen ergangen; die Einnahmen der Bundesbahnen blieben im Krieg auf ansehnlicher Höhe. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.
Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. November 1915.

Im Nebelmonat.

Starke Männer.

Wenn der Sturz eines Ministers, ganzer Kabinete gemeldet wird: die Excellenzen fielen nicht, weil sie zu kriegerisch, fielen nur, weil sie zu friedlich schienen." Vor acht Tagen stands hier. Seitdem sind in Rußland und in Frankreich Minister gegangen, gekommen. Ist aus dem Wechsel der Geschäftsführer eine Wendung zum Frieden, die sachteste, zu erdeuteln? Der in seinem Fach tüchtige Herr Kriwoschein, der würdige Verständigung mit Deutschland wünschte, ist aus dem Ministerium für Landwirthschaft geschieden. Aus dem fürs internationale Geschäft der sanfte, kränkliche Herr Sasonow, dessen Entschlußkraft von Mond zu Mond ärger hinkte und den der selbst lahm gewordene Herr Iswolskij nicht mehr zu stützen vermochte. Der alte Aushelfer Goremykin, heißts, wird mit dem Titel des Reichskanzlers geputzt (nach dem Wittes Ehrgeiz langte): damit er nicht als Opfer des Reichsdumazornes falle, der Feuerlinie entrückt sei und doch fähig bleibe, mit seiner Erfahrung, Bauersschlauheit, Personalkenntniß und in wachen Stunden noch behenden Mächlerkunst dem Aufsichtrath vorzusitzen, die neuen Männer behutsame Umgehung drohenden Hindernisses zu lehren, zwischen den Verbündeten und dem Hauptquartier, zwischen den Volksvertretern (Reichsrath, Duma, Semstwos) und dem Hof zu vermitteln. Als Gehilfen fürs Auswärtige Amt hat er den Botschafter Schebeko gewählt. Weil dieser Diplomat aus Bukarest, als Gesandter, Erfolg geerntet hat? Nur den Schein des Erfolges. König Carol von Rumänien wurde, ein Bischen spät

nach Plewna, russischer Feldmarschall, empfing in Konstanza den Zaren; wollte aber (wie Herr Filipesku neulich wieder bestätigt hat) im August 1914 mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn gehen und verzichtete auf dieses Wunsches Erfüllung nur, weil im Kronrath von Sinaia alle Parteienhäupter (außer Herrn Peter Carp) widersprachen und sich in den Beschluß einigten, der nur vom König, hinter dem Rücken der Regirung, abgeschlossene Geheimvertrag sei ohne Rechtskraft und dürfe die Politik des Landes nicht binden. (Da dem König die Absicht Berlins und Wiens nicht angedeutet worden war, fehlte ihm die Frist zu sachter Einwirkung auf den Willen seiner Minister und des Parlamentes; und als der Greis die Krone abthun wollte, ward ihm öffentlich gesagt, daß er sich dem Drang der Nation zu fügen, nicht durch seinen Rücktritt die Wirrniß der Zeit zu mehren habe.) Rumänien hat dann dem Vierbund Helferdienst versprochen, doch die Wahl der Eingriffsstunde vorbehalten. Münzbarer Erfolg sieht anders aus. Immerhin kennt Herr Schebeko den Balkan leidlich und hat das Vertrauen der walachischen Politiker und Professoren (achtundvierzig fordern jetzt schleunigen Vormarsch gegen die Bulgaren), die hitzig wünschen, daß dem Verlöbniß Rumäniens Hochzeit mit dem Vierbund folge. Während der Vorbereitung des Bukarester Friedens hat er, wie das Grünbuch erkennen ließ, in enger Gemeinschaft mit dem Franzosen Blondel gut gearbeitet. In Wien wurde er nicht erst warm; war kaum sichtbar; galt nicht als ein bequemer, ernstlich um Eintracht bemühter Herr. Seine im Orangebuch veröffentlichten Berichte an Sasonow sind farblos; doch schon der erste (Herr Schebeko kam am dreizehnten Juli vom Urlaub zurück) sucht den Deutschen Botschafter als Brandstifter zu verrufen. Rußlands Diplomatenzunft hat tiefe Altersrunzeln. Wenn der Neuling nicht kräftiger als der Abgehalfterte, nicht zu trotziger Kriegsführung entschlossen schiene, hätte sich ihn nicht der Mann gesellt, der des Kabinets Haupt werden soll, werden will: Herr Chwostow. Den muß, unbefangen, anschauen, wer Rußlands Absicht auf Krieg und Frieden erkennen möchte. Der sieht anders aus als irgendein russischer Minister seit den Tagen des (in anderen Himmel strebenden) jungen Speranskij. Der wird, bis auch ihm Nikolais Sonne untergeht, männisch regiren. Wer ist Chwostow?

Grundbesitzer im Gubernatorium Orel. Studirt die Rechts-

wissenschaft; geht aus der moskauer Staatsanwaltschaft in die Verwaltung über; „macht“ in Nishnij-Nowgorod, als Statthalter, die Wahlen; wird in der Presse gescholten; streift die Amtsfessel ab und läßt sich in Orel, von den Popen und den Bauern der Ebene, in die Gossudarstwennaja Duma wählen. Da hält er sich ruhig; wird früh aber als das Hirn der Konservativen erkennbar. Nicht das ins Land hinaus klingende Wort ist zunächst sein wichtigstes Werkzeug. Er redet noch seltener als der (bedächtigere) Führer der preußisch Konservativen. Schon die zweite Rede des Einundvierzigjährigen wirkt aber, im April 1913, mit Blitzes Zündkraft. „Im alten Rußland galt der Satz: ‚Wo nicht geschmiert worden ist, gehts nicht glatt.‘ Das wissen Sie, Alle; und meinen wohl, nach 1905, seit wir eine Verfassung haben, sei es anders geworden? Nein. Noch immer giebts in unserer Hauptstadt Kanzleien, wo hohe Beamte mit Schachermachern verhandeln. Spitzen der Behörden versteigern ihre Macht, ihren Einfluß und erhalten Vorschuß auf Fabriken, die noch nicht gebaut sind, in die sie einst aber als Nutznießer eintreten werden.“ (Beifallssturm auf der linken Seite.) „Die Trusts sind hier viel gefährlicher als in Amerika, als irgendwo sonst in Europa. Wer soll in unserer Regirung denn den Ansturm der Gier abschlagen? Der Handelsminister (Timaschew) hat uns eine höchst harmlose Rede gehalten. Ist seine Naivetät aufrichtig oder, auf Befehl des Verwaltungrathes der Petroleumquellen von Baku, für den besonderen Zweck ausgeborgt? Die Offiziösen sagen uns, wir dürften uns nicht mehr Monarchisten nennen. Warum nicht? Weil wir gegen die Finanzpolitik des Handelsministers und des Ministerpräsidenten (Kokowzew) sprechen. Das ist sinnlos. Wir Konservativen sind nicht hier, um Blumen vor den Wagen eines Ministers zu werfen, sondern, um die beste Ueberlieferung des Reiches zu vertheidigen und um unserem Kaiser, dem Selbstherrscher aller Reussen, zu dienen.“ (Beifallssturm auf der rechten Seite.) „Wir fordern, daß die Trustfrage vom Senat oder von den Gerichten bis in die Untergründe geprüft werde.“ Herr Kokowzew geht. Herr Bark wird Finanzminister. Der Krieg beginnt. Putsch und Plünderung in Moskau. Der Abgeordnete Chwostow spricht: „Die Behörde hat dieser Schmach weder vorgebeugt noch sie rasch getilgt. Vielleicht wünscht sie die Fortdauer. In dem Schwanken zwischen den Interessen Rußlands und denen

der Banken zeigt sich ein unerträglicher Kynismus. Und wir haben einen Finanzminister, den die Bankinteressen höheren Werthes dünken. Betrachten Sie einmal den Zwiespalt der Auffassung, der Seelenkunde, der in unserer Heimath klafft. Wenn in Petrograd, nach einer üppigen Mahlzeit, im vornehmen Englischen Klub oder anderswo die Leute von Politik zu reden anfangen, ist das Ziel des Gespräches, Wortpfeilchen zu spitzen. Einer sagt: ‚Von dem Minister des Inneren war ein vernünftiger Gesetzentwurf nicht zu erwarten. Der Mann wird doch nicht ernst genommen.‘ Der Zweite: ‚Was ist denn von dieser Regirung zu hoffen?‘ Deren bequemer Gleichmuth wird heute wieder sichtbar: wir berathen über die Mittel zur Abwehr des deutschen Wirthschaftdruckes und nicht ein Minister sitzt auf seinem Platz!“ (Beifallssturm im ganzen Haus.) „In einem anderen petrograder Klub können Sie Fragen von der folgenden Sorte hören: ‚Herr Bark? Der soll was leisten? Wo ist Der denn zum Staatsmann ausgebildet worden? Ein Bankbeamter; in der Bankwelt geboren, aufgesäugt, aufgeschossen, nur ihrer Gedanken voll.‘ Das Volk sieht aber solche Dinge nicht aus unserem Auge. Das Volk stöhnt in seinem Leid, des Volkes Herz blutet, das Volk grollt (nicht mit Recht, wie ich hoffen möchte): ‚Sie haben sich verkauft! Sie verrathen das Vaterland!‘ Im Reichsrath ist gestern (von Durnowo) gesagt worden, die wichtigste Gabe sei jetzt die dor Befehlskraft. Ich antworte ihm: Das heute Wichtigste ist das Vermögen, im Inneren den deutschen Druck, den wir als Schimpf empfinden, abzuschütteln und für das Volk mehr als für die Bankiers zu sorgen; das heute Wichtigste ist die Erlangung eines Staatszustandes, in dem die Regirung nicht immer wieder Fehler zu machen, sich selbst immer ins Unrecht zu setzen scheint. Ist dieser Schein geschwunden: dann mag die Vollzugsgewalt befehlen; dann wird ihr das Volk gern gehorchen.“ Der Mann, der so zu sprechen wagte, ist vor ein paar Wochen Minister des Inneren geworden. Und sitzt nun dem Ministerium vor.

Dem Herr Bark noch angehört. Thut nichts. So lange Krieg ist, spricht Kanzler Goremykin, „beschäftigen wir uns nur mit dem Krieg und aller Streit, der Parteien und der Personen, über Fragen innerer Politik muß ruhen.“ Und Herr Chwostow, der im Amt nicht abschäumen, als Hohe Excellenz nicht schal werden will, hat zu den Vertretern der russischen Presse gesagt: „Erst seit dem Kriegs-

anfang kennen wir die ungeheure Gewalt der Strömung, die aus Deutschland zu uns eingeflossen ist. Wir sitzen in einem dichten Spinnengewebe. Ohne Erbarmen werde ich alle Einfangsversuche, offene und heimliche, des Feindes bekämpfen und jedem Begünstiger Deutschlands mit unerbittlicher Strenge entgegentreten. Reaktion? Quatsch. Wer in den Zustand, den wir vor der Verfassung hatten, zurück will, ist ein Narr. Ich bin nicht für Gewaltherrschaft im Inneren, nicht für Ausnahmegesetze und Knebelung der Presse noch gar für den Wahnsinn der Präventivcensur. Alle Berufsgenossenschaften, besonders die der Arbeiter, werde ich mit vollem Nachdruck fördern. Bisher wurden die ‚Gelben' begünstigt und die freien Gewerkschaften unterdrückt. Die gerade will ich schützen. Wir müssen die Wirthschaftzukunft des Reiches vorbereiten. Nach dem Krieg muß mit doppelter Kraft gearbeitet werden. Antisemit bin ich nicht; die Juden müssen auf breiterem Rechtsboden stehen. Gegen das Programm der Blockparteien habe ich kein grundsätzliches Bedenken. Den Vordergrund meines Gesichtskreises beherrscht aber der Wille, die Preissteigerung und den deutschen Einfluß zu mindern. Wir können und müssen auf allen Gebieten ohne die Deutschen auskommen. Für diesen Kampf erhoffe ich die Hilfe der Semstwos, der Stadtgemeinden, der Gesellschaft; mir graut bei dem Gedanken, auf die Beamtenschaft angewiesen zu sein. Die Thätigkeit der moskauer Kongresse war mir höchst willkommen; nur drangen ihre Beschlüsse nicht stets in den Kern der Fragen. Zu viel Poesie; wir brauchen nüchterne Prosa. Die Regirung steht vor der Pflicht, die innere Einheit der ersten Kriegsmonate zu erneuen. Läppisch wäre, auch nur zu erörtern, daß sie alles irgendwie Erdenkliche thun muß, um das Vertrauen, die Liebe des Volkes zu gewinnen." Der so spricht, ist nicht ein zweiter Plehwe. Ein Blender? Noch scheint er ein Mann. Nie hat, im Amt, vor ihm Einer so laut den Willen zur Ausmistung des russischen Beamtenstalles bekannt. Und er bleibt Abgeordneter; ist stolz darauf, der Reichsduma, als vom Volk Erwählter, anzugehören; und kann die Zelle sein, aus der eine Parlamentarische Regirung wird. Sieg der Reaktion? Da Rußlands Wildeste, Krapotkin, Plechanow und Genossen, zu williger Arbeit mit jedem Ministerium aufgerufen haben, das die Landesvertheidigung wirksam organisire und Deutschland niederringen wolle, müßte unsere Presse abge-

nützte Redensart ausscheiden. Keine irgendwie beachtenswerthe Gruppe, sagt der in den süßen Frieden der Kriegskanzlerwürde gehobene Greis, „will in Rußland raschen Friedensschluß; jede fordert, daß wir rastlos, aber ruhig arbeiten, damit wir im Frühjahr neue Millionen gut gerüsteter Krieger ins Feld stellen und den Feind, dessen Ersatzmöglichkeit viel geringer ist, zerreiben können. In diesem Entschluß stimmen wir mit den Heerführern (Alexejew, Iwanow, Russkij) überein". Und Herr Chwostow, der fast wie der Bismarck von 1848 spricht, soll im Reich die Ordnung sichern, den Arbeitwillen flügeln, den Tshin entseuchen, slawische Nebelseelen in Klarheit und Fleiß erziehen, dem wimmelnden Volk der starke Vertrauenshort werden. Ist er der Herakles, dem solches Werk gelingen kann? Ihm scheint der Krieg die grausig beglückende Himmelsschickung, hinter deren Ausgang Rußland dem Jerusalem der Offenbarung Johannis gleichen müsse. „Wie eine geschmückte Braut prangt die Heilige Stadt. Auf Saphir, Smaragd, Amethyst, Topas und anderem Edelgestein ruhen ihre Jaspismauern; und ihre Häuser, die Hütten sogar sind aus reinem, leuchtendem Gold. Im Feuerpfuhl erstickt der Tod und die Hölle, der Gottlose und der Mörder, Zauberer und Hurer. Die aber in der Stadt wohnen, werden sein wie in Gottes Hut und Gottes im Innersten einiges Volk." Wer solchen Glaubens voll ist, darf vor den sieben Plagen, vor Hunger und Pest, vor Gog und Magog nicht bangen. Nikolais neuem Günstling ist der Krieg Glücksverhängniß, das, endlich, Rußland lüften, säubern, mit Entsetzenswucht aufrütteln, in Willen und Seele einigen, rasch in helles Schicksal reifen werde. Drum heischt er: Krieg bis aufs Messer.

Auch der im Oktober hier angedeutete Glaube, Herr Viviani werde aus dem grellsten Rampenlicht zurücktreten und Herr Briand das Auswärtige Amt übernehmen, ist an der Monatschwelle bestätigt worden. Das neue Kabinet ist Arbeitausschuß und zugleich Rath der Alten. Acht Herren, die einst Ministerpräsidenten waren, sitzen darin. Fünf Männer ohne Amtsbezirk; die nur Staatsminister, Berather und Wächter, sind. Der vorgestern dem Volksempfinden Nächste, Herr Millerand, ist gegangen. Weil er, trotz der Augustmahnung der Kammerausschüsse, die tapferen Serben schutzlos gelassen hat oder weil er in den von gewichtigen Stimmen verlangten Bundeskriegsrath abgeordnet wer-

den soll? Daß Herr Augagneur, der für das bittere Dardanellenabenteuer mitverantwortlich ist, nicht haltbar sein werde, war längst gewiß. Ein Admiral löst ihn ab (wahrscheinlich Delcassés Marinekabinetschef Lacaze). Die Wahl des Kriegsministers beweist, daß die neue Regirung dem Generalissimus Joffre nicht Allmacht gewähren will und daß ihr Paris nicht mehr gefährdet scheint. Sonst hätte sie den General Gallieni nicht von seinem Posten, des Hauptstadtschützers, gewinkt. Der hat in Afrika, als Offizier-Diplomat, gedient, war Statthalter auf Madagaskar, Corpsführer, Mitglied des Hohen Kriegsrathes und ist, im siebenundsechzigsten Lebensjahr, eine Hoffnung der Republik, seit er durch hurtigen Ausfall die Zurückdrängung des Feindes und den Sieg an der Marne ermöglichte und Paris, wie seine Verehrer posaunen, „uneinnehmbar machte“. Sein Ansehen wirkt heute weiter als irgendeines bürgerlichen Kriegsministers; und seiner Weisung hat, nach dem Staatsgrundrecht, auch der höchste Heerführer zu gehorchen (dem Herrn Millerand Manchen zu unterwürfig, zu blind ergeben dünkte). Ueber das Nothwendige und das Mögliche schienen die Herren Joffre und Gallieni, der Vorsichtige und der Verwegene, nicht immer gleicher Meinung: also ist zu erwarten, daß der Minister die erste Gelegenheit zum Lob des Feldherrn nützen wird. Noch (während ich schreibe) hat das Kabinet nicht die Kammerweihe empfangen. Doch besser als das auf Chwostows Namen getaufte kennen wirs; kennen seit zehn Jahren sein Haupt und sein Herz. Wecket flink das Gedächtniß!

Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die Zwingburg der Reaktion in ihren Grundmauern lockern, das Volk aus den Fesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Aufruf zum Generalstrike. Die Entwickelung der Wirthschaft fordert diese Machtprobe; wer siegen will, darf ihr nicht ausweichen, und wer sie auch nur aufschiebt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Erfolges. Ist die Mehrheit der Hörigen noch zu schlaff, läßt sie sich von Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung schlottern, dann muß wieder, wie so oft schon in unserer Geschichte, eine entschlossene Minderheit den Haufen mitreißen. Wähnet Ihr,

der gute Wille der behaglich im Ausbeuterecht Wohnenden werde, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage bessern? Selbst die winzigste Reform wird nur durch Einschüchterung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtsein inniger Solidarität wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild dehnen. Jeder Hafenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die amorphe Masse, die ängstliche Hammelheerde muß überall von muthigen Männern zur That getrieben werden. Die Organisirung solcher Gruppen, in denen der Wille zu schonunglosem Kampf lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern? Vor den Flinten unserer in den Soldatenrock geknuteten Brüder? Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus millionen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando ertönt, auf ausständige Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bis ans Lebensende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa gar noch zujauchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes erreichbare Mittel vorbeugen muß. Wir sind fest entschlossen, die Kriegserklärung mit dem Generalstrike zu beantworten; und der Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen zur Revolution. Also spricht, vor Allgalliens Ohr, Aristide Briand; in hundert Versammlungen: Ein Demagoge von besonderem Schlag. Der Troß machts wie die Schranzen, die dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gekribbel der Unterthanen; sagt der Masse nie, was sie nicht hören will, und rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht folgen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch Aufrichtigkeit, die auch Unwillkommenes nicht verschweigt. Singt das Lob der Minoritäten. Die Losung: Ni dieu ni maître! Das Feldgeschrei: Furchtlose, erbarmunglose Propaganda der That!

Noch sind nicht zehn Jahre verstrichen, seit Frankreich seinen Aristeides so sah. Als den Unerbittlichen, der an der äußersten Konsequenz einmal gefundener Erkenntniß nie scheu vorüberschlich. Der dem Unrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben will und den Genossen, die ihren Jaurès zu sanft, fast schon zahnlos finden, zuruft: „Nur wer, wie ich, für den Generalstrike eintritt, darf sich einen Revolutionär nennen!“ Als Hervés Vertheidiger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Minister; und erklärt auf der Tribüne, daß er keinen seiner Grundsätze jemals dem Machtkitzel opfern werde. Ringsum ein Nicken und Lächeln. Waldeck-Rousseau war der Anwalt der größten Ausbeuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann, ohne sich je in Hitze bringen zu lassen, die neuen Jakobiner zum Sieg. Combes küßte die Kutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, saß auf der Ministerbank dann neben Galliffet, dem „Meuchler der Geiseln“, und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen Krippe sitzt, greift nicht nach der Axt, die sie zertrümmern könnte. Warum solls mit Briand nicht gehen? Ging auch. Sehr gut sogar. Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kopf; ein Staatsmann, der sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl schon bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem Feind von heute sich zu befreunden. Die Aechtung der Kongregationen ist an seinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe und niedere Geistlichkeit von ihm im Ton sympathischer Achtung. Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verkohlte Pfosten nützliche Fädchen zu knüpfen vermag und heimlich die durch Clemenceaus fahrige Effektpolitik entstandenen Knitterfalten ausbügelt. Er wird Ministerpräsident. Der Sozialdemokrat; der Führer des groupe antimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das Fürchten? Sie freut sich; erwartet sich das lustigste Fest. Ein himmlisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Paradetag sitzt Briand neben dem Präsidenten der Republik, drechselt den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als das unentbehrlichste Gut der Nation. Und jeder Uniformirte weiß: Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt, im Straßenkampf die Waffe gegen unsere Offiziere zu kehren, und

feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewegung, durch Generalstrike und Massenaufstand uns an der Erfüllung der Dienstpflicht zu hindern. Der ist jetzt unser höchster Chef. Ein Schauspiel für Götter; und für Pariser, die ihre Institutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politicien Ueberzeugung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programmrede warnt er, in Périgueux, vor neuer Zerklüftung; nennt die Sehnsucht nach innerem Frieden den Herzenswunsch der Nation; fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen und sich zu gemeinsamer Arbeit fürs Vaterland zu schaaren. Und ist vom nächsten Tag an der Vertrauensmann aller ruhigen Rentner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrichtigen Freiheitfreunde, die der Stank eines unduldsamen Sektenregimentes längst widert. Naht wirklich das Ende der Jakobinerherrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk der Priesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge staatlich patronisirter Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei athmen? Nur Denen um Guesde, um Jaurès, um Combes furcht sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der sozialistisch-radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an Briands Agitatorenarbeit und Rebellenreden erinnert. Dem zuckt keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende Augen beschatten, spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt, bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksvertheidiger focht; nur jetzt eben président du conseil, der verantwortliche Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan. Antwort und Abwehr? Der lässige Gestus Eines, der eine Mücke wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch das Gesumm stört ihn in der Arbeit. In jeder Rede fast wiederholt ers: Ich bin unverändert; aber das Land will Ruhe und braucht die Mitarbeit Aller, denen das Gedeihen der Republik der Leitstern ist, und ich bleibe auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstrike. Ein aus bewußtem Willen zur Revolution geborenes Handeln. Die Lohnwünsche der Arbeiter sind schon erfüllt oder der Erfüllung nah; die Regirung ver=

handelt mit den Ausständigen und erklärt sich bereit, jede ausreichend begründete Forderung bei den Bahngesellschaften zu vertreten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden; ihm kommts auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bodenwucher, die erpreßte Rente mästet, sollen in ihrer Fronfeste alle Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken wird, in Ost und West, die Rückkehr in die bewährte Mode des sabotage empfohlen, die zwar die unnöthige Zerstörung des Industriematerials verbietet, es aber für die Dauer der Ausstandszeit unbrauchbar machen will. Eine feine Unterscheidung. Warum eine Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich demontiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man ihrem Bauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden die zum Strikebruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht einzuschüchternden mit Hieben und Püffen in die Pferche heimgetrieben, aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. Ist Frankreich von der Nachbarschaft abgesperrt, ohne die Möglichkeit zu Einfuhr und Ausfuhr, sieht es seine Ostflanke wehrlos der Invasion ausgesetzt und stockt der Puls seiner Wirthschaft, dann muß es merken, wo die Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Laune Leben und Tod abhängt. Das ist kein Ausstand, der bessere Arbeitbedingungen erwirken, ist einer, der auf ungebahntem Weg zu neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolution. Briand fühlts; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um ihre Politizerzukunft, ihre einträglichen Mandate bangen Kabinetsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristeides wird Drakon. Die Hauptheßer, die beim sabotage Abgefaßten werden verhaftet, die Strikebrecher mit der Waffe geschützt, die von der Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einberufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu der Arbeit gezwungen, die sie, als dem Syndikat gehorsame Civilisten, eingestellt hatten. Wüthend heult die Demagogenschaar auf. Gerade solchen Strike hat ja Briand stets gefordert; wenns nach ihm ginge, müßten in allen Gruben, Hütten, Fabriken jetzt die Arbeiter sich den Eisenbahnern anschließen; dann hätten wir den Generalstrike, den

er ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briands Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. „Déclarations de M. le Président du Conseil.“ Nur Drohung und Einschüchterung sichert dem Lohnarbeitervolk Erfolge. Der Befehl zur Mobilmachung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen, die ihm ausständige Arbeiter als Kugelziel zeigen. Die ganze Leier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt die Plakate kleben. Kann, wie der Weltenschöpfer, am siebenten Tag ausruhen: Frankreich ist wieder in Ordnung und ringsum Alles gut. Und da er in der Kammer mit Interpellationen und von der neuen Montagne her mit Schmähung überschüttet wird, spricht er, am neunundzwanzigsten Oktobertag, der Sozialdemokrat, der Revolutionär, das tollkühne Wort: „Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußersten Linken, Etwas sagen, das Ihren Unwillen vielleicht bis zum Siedepunkt erhitzen wird. Wenn im Angesicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätte, die Grenzen des Landes zu schützen und dadurch das Leben der Nation zu verbürgen, dann wäre die Regirung, um sich das Verfügungrecht im Bereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesvertheidigung, zu wahren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätte sie gethan; hie Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt.“ (Zwischenspiel: Kaum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichem Reichsschutz bekennt, dem Mund entfahren: da brüllt der stämmige Genosse Colly auf: „Lasset mich den Diktator erwürgen!“ Genosse Jaurès hält, mit Anderer Hilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: „Wenn Du ihn prügelst, ist er gerettet!“ Ein Musterbeispiel jakobinischer Geistesart. Der Streckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eisenbahnmaterial für eine von seiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos bleiben; denn das Gesetz giebt ihm das Recht zu Koalition und Ausstand und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwendenden Mittel. Der Abgeordnete darf dem Minister, dessen Rede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens, nicht die Pflicht zu legalem Handeln, darf von solchem Ueberfall abhalten. Das Regirunghaupt, in dem auch nur der Gedanke keimt, im äußersten Nothfall könne die Stimme

des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maßregel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.)

Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem knirschenden, heulenden, fuchtelnden Haufen, auf der Tribüne. Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm erspart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangenheit, Alles, wofür er Jahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem Geifermund entfremdeter Kampfgenossen Verachtung ins Antlitz, Und ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun fragen, ob das unpopuläre Trutzwort nicht auch die Gruppen von ihm wegsprengen könne, ohne die seine Mehrheit unhaltbar ist. Briand bleibt ruhig. Er weiß, daß er wider die Bereiter der Anarchie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktirt er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Stenographen den Schluß seiner Rede. Dann geht er unbesorgt, unbehütet heimwärts und sagt heiter zu den Reportern, die einen Verstörten erwarten: „Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst reiten lernen; morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen.“ Die nächste Sitzung bringt die Anklage in den ehrwürdigen Formen französischer Gerichtssprache. Die fünfundsiebenzig Sozialdemokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster Rechtsbeugung, schamlosen Gesinnungschachers und erklären, sein Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Zuvor schon nannte Jaurès ihn einen nach der Caesarenrolle lüsternen Hanswurst, den das Votum der Mehrheit flink in den Kehricht fegen werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen. Mehr im Ton des Melodramas als sonst. „Betrachtet meine Hände: kein Tröpfchen Blut hat sie befleckt. Ihre Stimmzettel können das Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres Vertrauens: und machtlos tritt er vom Schauplatz. Die Regirung, die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände. Nur Eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem Kellerloch sterben.“ Das Wort, das gestern den Sturm entfesselte, war der unkluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese; „une imprudence“. Keiner glaubts. Jeder möchte beschwören, daß Briand auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch die Bescheidenheit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; 94 gegen Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie der Retter der Repu-

blik. Allen, die Etwas zu verlieren haben, der Messias im Bürgergewand, der Frankreich aus der Gefahr schleuniger Desorganisation riß und den widernatürlichen Bund mit den Sozialisten löste. Die Hoffnung, der Hort, das fleckloſe Panier aller guten Franzosen.

Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat, glaubt er, wie in jedem Bezirk mancher Andere, die Sache zu kennen. Spät erst entschleiert sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht, zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer; und nur straffe Mannszucht, die blind gehorchen lehrt, kann die zur Landesvertheidigung taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben klug geleiteten Industriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und unheilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus sinken. Nur eine kommunistische Gesellschaftordnung aber, die dem Untüchtigen den Kampf ums Dasein erspart und an Besitz, Rang und Recht ihm das Selbe beschert wie dem Tüchtigsten, vermag dem Massenwunsch, dem Trachten der Mehrheit, die nie auserlesen sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben Waldscholle ein gesunder Baum starke Aeste himmelan streckt, ein Krüppelchen kaum übers Kindermaß hinauswuchs? Nicht Gleichheit: Ungleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in jedem Bezirk die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern? Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampfts von Fieberschweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt der Arm nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet werden soll. Die Bourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat die Bourgeosie prellen. Wir können, heißts hüben und drüben, eine weite Strecke zusammengehen. Doch der wohlhabende Bürger fängt zu fühlen an, daß der Weggenosse ihm, Stück vor Stück, die Besitzrechte entwindet; das Syndikat, die Confédération Générale du Travail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Verachtung des Vaterlandes aufzieht. Das Proletariat? Daß Monarchisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine schwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben.

Kleine Bissen sättigen nicht. Und wenn Ausgehungerte sich auf volle Schüsseln stürzen, verhallt der Mahnruf zu weiser Mäßigung. Was ist bis heute denn das Ergebniß der Blockpolitik, die in der Wirrniß des Dreyfushaders einer gefährdeten Partei das Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt im Stamm des nationalen Lebens. Die Willkürherrschaft der Horden, die von schlauen Beutejägern gedrillt wurden. Die Anwendung der Saboteurmethode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade anhängigen Besitzrechtsstreites unbrauchbar gemacht. Währt dieser Zustand fort, dann wird Frankreich wehrlos; verliert seine Kolonien, seine Land- und Seemacht, seinen Welthandel, den Ertrag der Luxus- und Fremdenindustrie. Wird reif für die Sociale, den täglich nach der Melodie des Lampionliedes besungenen Umsturz. Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister wollen. Katholisch oder gottlos, liberal oder radikal: das Vaterland heischt die Kraft aller Söhne, die das Interesse an seine Erhaltung band. Die „trunkenen Sklaven", die Gambetta in ihre Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unter uns. Und Babeuf geht wieder um ... Ein Erleben, das aus dem Kneipenkonvent an die Spitze des Reichsdirektoriums führt, kann auch den Redlichen zweifeln lehren, ob Allen der selbe Rechtsanspruch zieme.

Für Babeuf war Carnot, für Jaurès und Genossen ist Briand der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ists Jeder, den die Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner Wehrkraft wichtiger dünkt als die Bescheinigung zäher Prinzipientreue; Jeder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an lohnende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn, den die Sucht nach Besitz und Geltung dem Ermattenden eindrückt, die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehrliche Arbeit leisten wird. „Die Revolution ist ein Block, von dem man nichts abbröckeln darf": so sprach Herr Clemenceau einst; und befahl als Regent dann, auf rebellische Arbeiter zu schießen. Schon ahnt Frankreichs Genius den nahen Wechsel der Mode. Deshalb hat er den neuen Aristeides, noch am Schandpfahl, gekränzt und den Versuch, ihn vor dem Staatsgerichtshof des Verfassungbruches anzuklagen, lächelnd durchkreuzt. Mit dem Wortbesen der Wuth war „der Strikebrecher" (so hieß ihn Tobsucht) nicht vom

Platze zu fegen. Aber er hat, durch das Eingeständniß des Willens, das Reichswohl auch mit ungesetzlichen Mitteln, in Nothwehr, zu wahren, den Rechtshüter gekränkt: seinen Justizminister Barthou, der im Senat den Eisenbahnern selbst das Strikerecht zuerkannt hatte; und war deren höchstem Chef unbequem geworden: dem Verkehrsminister Millerand, der auch den Staatsarbeitern das Recht auf Koalition nicht weigern wollte. Sippte den zwei Verstimmten sich noch der rothe Arbeitminister Viviani, dann wurde die Diele des Kabinets morsch. Darauf mochte Herr Briand nicht warten. Er erbat von dem Präsidenten Fallières die Entlassung aus dem Amt: und erlangte den Auftrag zu neuer Gefährtenwahl. Heer und Flotte ließ er Zünftigen (dem General Brun und dem Viceadmiral De Lapeyrère); die Barthou, Millerand, Viviani und andere schwierige Genossen verschwanden. Am vierten November 1910 war das zweite Ministerium Briand fertig. Vier Monate hats gelebt. Sein Haupt war kaum wiederzuerkennen. Schien aus Traum ins Leben zu schauen und ungern, nur mit halber Willenskraft, sich ins Alltagsgeschäft zu erniedern. Strikerecht der Staatsarbeiter? Unhaltbar; wer in sicherem Lohn sitzt und Ruhegehalt fordern darf, muß sich in engere Schranken fügen als der auf dem Arbeitermarkt von Angebot und Nachfrage Abhängige. Das hat Briand im Oktober gesagt. Im Dezember will er, statt des süßsauren Strikerechtes, einen Vermittlerausschuß und ein Schiedsgericht gewähren, dessen Spruch, in wichtigen Fällen, erst durch die Billigung des Parlamentes in Rechtskraft reift. Die Sache langweilt ihn schon. Sind nun Alle zufrieden? Alle vergrollt. Die Sozialisten: weil den Staatsarbeitern der Ausstand verboten wird; die Bürgerlichen: weil Politiker in letzter Instanz die Arbeitordnung in den Eisenbahngesellschaften bestimmen sollen. Was ist aus dem strong man vom vorigen Herbst geworden? Nicht gegen die CGT (Confédération Générale du Travail), nicht für die RP (Représentation Proportionelle) geht er kräftig ins Treffen. Räuchert den Stank der Kolonialgesellschaft N'Goko-Sangha nicht aus. Ist er furchtsam geworden? Sanft, sagen die Freunde, war er stets; nicht Fechter, sondern versöhnlicher Friedensstifter; nicht zu Pathos, sondern zu milder Ironie gestimmt; im Geist dem Ekklesiastes ähnlich, den alles Menschenstreben eitel dünkt. Clemenceaus böses Maul hat von ihm gesagt: „Er mimt

den Heiland, Caillaux den Napoleon; was sollte ich mit solchen Arbeitgenossen leisten?“ Aristeides enttäuscht die Liberalen und ist den Sozialisten und Radikalen der Erzfeind. Deren Sturmangriff bereitet Herr Berteaux vor; einst Börsenmakler, dann Kriegsminister und morgen wohl Präsident der Republik. Am fünfundzwanzigsten Februar 1900 fragen die Abgeordneten Malvy und Meunier, ob das Ministerium die Jesuiten begünstige und die Entstehung neuer Priesterschulen dulde. Mit lässiger Geberde wehrt Briand den Vorwurf ab. Das Vertrauensvotum, das er fordert, zeigt, daß seine Mehrheit auf sechzehn Stimmen geschmolzen ist. Ihm zu wenig. Er geht. Wird der Wahlmacher des Herrn Poincaré und führt ihn, durch Feuer und Dreck, aus Versailles ins Elysion. Fristet noch einmal, als blasses Kabinetshaupt, ein ruhmloses Leben. Geht wieder. Und bleibt den Röthesten der Verräther; Hanswurst, der den Caesar spielen möchte.

Als Justizminister Vivianis hielt er sich tief im Schatten. Jetzt ruft der Volkswille, dem die Fraktionen sich beugen, ihn ins Licht; das nationale Sehnen nach einem kräftigen, klar denkenden, zu raschem Entschluß und kühner That muthigen Mann. Der Ruf solcher Wesensart ist ihm nicht verjährt. Daß er, als Vicepräsident und Rechtsordnungschützer, in Paris blieb, als die Regirung ins sichere Bordeaux übersiedelte, war, natürlich, einfache und bequeme Pflichterfüllung; nicht etwa die Folge persönlicher Tapferkeit, sondern freundschaftlicher Abrede mit dem Staatsoberhaupt. Keiner hat sich darüber gewundert; Keiner den Mann bewundert, der nicht feiger war als zwei Millionen Pariser. In dieser Zeit, der Bangniß, dann erwachender Hoffnung, ist er, als allein anwesender Minister, dem Stadtkommandanten General Gallieni innerlich nah geworden. Er gilt als sauber, nicht als schillernde Stütze der (von Jouvenels Stachelwitz entschleierten) République des Camarades und ist vom Amtssitz nie in den Sumpf der Bezirksschacherer und Stimmenklüngler gekrochen. Aus einem Sektenhäuptling hat er sich, ohne Zwang, wider den Strom der Pöbelgunst, in einen Staatsmann gewandelt. Hat, nach hundert Zerschnitzlern, Zersplitterern der Volkskraft, zu Eintracht gemahnt; niemals die Möglichkeit einer Versöhnung, die aus zwei willigen Herzen keimen könnte, verschüttet; war Montesquieus Schülern ein Jahrzehnt lang der wandelnde Beweis, daß auch Frank-

reich, wie Athen, in den Stunden tiefster Selbsterniederung nicht geringere Kraft als auf der Sonnenhöhe des Schicksals im Schoß trägt. Niemand sah ihn, seit er dem Kneipendunst entwuchs, nach Beifall geil, Niemand den Starken wie einen Messenherkules schnauben und fuchteln. Freundlich wollte er stets, nirgends gefährlich scheinen; unfähig, einen Landsmann zu hassen, immer bereit, sich mit ihm, auch mit dem Kothklumpenwerfer von gestern, zu verständigen. War nicht 1909 schon seine erste Rede, in Périgueux, die alle redlichen Republikaner aus Verfeindung und Zerklüftung in Arbeitgemeinschaft fürs Vaterland lud, der erste, der einzige Vorklang der Union Sacrée? Den Werth, die Unersetzlichkeit solcher Eintracht hat der Krieg Jeden erkennen gelehrt. Briand fühlte sie früher als irgendein Zunftgenosse. Die Pflichtarbeit grauen Alltags spornte ihn nicht in ganzen Kraftaufwand; mit der Aufgabe ist er immer gewachsen. Wohl nicht ein Gambetta, der eine Genieader, Manches, geistig und sinnlich, vom Lüdrian und, in seinen Gipfeltagen, die Hellsicht des Feldherrn hatte. (Beispiel: Im Februar 1878 spricht er, als Abgeordneter, sachkundig über die gewandelten Formen des Seekrieges und sagt: „Seit ein Torpedo das größte Panzerschiff zerstören kann, liegt Englands Uebermacht im Sterben; vermag es nicht mehr, mit sicher entscheidender Gewalt in Kriege einzugreifen.“ 1878.) Auch der Feuerathem des großen Patrioten aus Cahors fehlt unserem Aristeides; doch er ist unser bester Mann und paßt just in das Bedürfniß dieser Erdbebenstunde. Weil er an Frankreich glaubt, an Frankreichs gesunder Zukunft nicht zweifelt, gehorcht er, der sich nicht an Kleinkram vergeuden will, dem Drang der Nation. Weil er Hofart mied, sich bescheiden gab, weil sein Stern noch wirkt und kaum Einer die Gefahr scheut, mit diesem Führer zu fallen, gelingt ihm leicht, ein Geschmeide erlauchter Namen zu raffen. Nur er hat, nach Saloniki, solches Wunder vermocht.

Aus Irrthum kam der Glaube, er werde das internationale Geschäft Herrn Jules Cambon überlassen, der schon eine Weile am Quai D'Orsay mitarbeitet und nun den Titel des Generalsekretärs tragen soll. Der Mann ist Siebenzig; ging erst vor achtzehn Jahren, als alternder Verwaltungbeamter, in den Diplomatendienst über; vertrat die Republik in Washington, Madrid, Berlin; ist nur als geschickter Unterhändler, als Beobachter und Werkzeug, nicht als

Pfadfinder und Staatsmann bewährt. Den späten Ruhm dankt er nur den Berichten, die er im Juli und im November 1913 seinem Minister Pichon einsandte und die Delcassé als bestätigte Prophetie ins Gelbbuch von 1914 aufnahm. „Der Vorgang von 1911 hat die Deutschen enttäuscht. Der Vertrag vom vierten November (Marokko-Kongo) gilt als ein Beweis unzulänglicher Diplomatie. Man sieht ein neues Frankreich, einig, tapfer, entschlossen, sich fortan nicht mehr einschüchtern zu lassen: so hat es das Haupt aus dem Schweißtuch gehoben, das sein Bahrtuch werden zu sollen schien. Aus ihrer Presse, die der deutschen Regirung Unfähigkeit und zage Schwachheit vorwarf, erfuhr die Menge, mit zornigem Staunen, daß die 1870 Besiegten des Kampfes für den Ruhm der Heimath nicht müde geworden waren; daß sie in Asien und Afrika ihre Flagge gezeigt und das Ansehen ihrer Waffen gebreitet hatten. Hier hatte man, wenn Frankreich sein Kolonialreich dehnte, die Oeffentliche Meinung mit dem Spruch getröstet: „Recht hübsch; hemmt aber nicht den Verfall, die Zuchtlosigkeit und innere Zersetzung Frankreichs." Man trog zuerst sich selbst, dann die Oeffentliche Meinung. Die ist nun überzeugt, daß wir Krieg wollen. Auch hier wünschen beträchtliche Kräfte die Erhaltung des Friedens; aber sie sind nicht organisirt und ohne beliebte Führer. Nach ihrer Meinung würde der Krieg die soziale Zukunft des Reiches gefährden, den Kastenhochmuth und Preußens Zwingmacht steigern und außer den Fabrikanten von Geschütz und Panzerplatten nur den Engländern Nutzen bringen. Doch diesen Leuten fehlt das breite Einflußgebiet; sie sind still, geduldig, ohne Schutz gegen die Seuche kriegerischer Stimmung. Die hundertzehn sozialdemokratischen Abgeordneten sind für den Frieden, können den Krieg aber, da er nicht von einem Reichstagsbeschluß abhängt, nicht hindern; und die Mehrheit ihres Anhanges würde in den Massenchor der Wuth oder Begeisterung einstimmen. Oft hört man von einer deutschen Militärpartei. Der Ausdruck dringt nicht in den Kern der Sache; selbst wenn er nur erwähnen will, daß in Deutschland die Militärgewalt der bürgerlichen, die in Frankreich vorherrscht, überlegen ist, bleibt er ungenau. Eine Kriegspartei giebts. Sie hat Führer, Truppen, eine Presse, die, aus aufrichtigem Glauben oder gegen Entgelt, Meinungen macht, und allerlei gefährliche Mittel zur Einschüchterung der Regirenden. Mit durchsichtigen

Gedanken, heißen Gefühlen, in Hochspannung beben dem Willen wirkt diese Partei auf das Land. Manche sind für den Krieg, weil er ihnen unter den heute herrschenden Verhältnissen ‚unvermeidbar‘ scheint und weil sie meinen, Deutschland könne ihn früh besser als spät führen. Andere sehen in ihm eine Wirthschaftnothwendigkeit; Uebervölkerung, Ueberproduktion, Drang auf größere Märkte und Absatzgebiete. Oder die Rettung aus sozialer Noth; nur die Ableitung in fremde Länder könne die Willensfluth hemmen oder verlangsamen, die sonst den Demokraten und Sozialisten die politische Macht zuschwemmen muß. Wieder Andere bangen um die Zukunft des Reiches, meinen, daß die Zeit für Frankreich arbeite, und möchten das Ereigniß beschleunigen; im Wirrwarr der Gespräche und patriotischen Schriften spürt man nicht selten die unklare, doch tief eingewurzelte Empfindung, neben einem auferstandenen Frankreich könne ein freies Deutschland nicht leben. Manche sind aus ‚Bismarckismus‘ (wenn mans so nennen darf) kriegerisch; sie empfinden als Demüthigung, daß sie mit Franzosen verhandeln, über Recht und Vernunft reden müssen und daß ihnen, die doch durch Gewalt günstige Entscheidung erzwingen könnten, in solcher Verhandlung der Sieg nicht immer leicht wird. Aus naher Vergangenheit ist ihnen ein Dünkel ersproßt, den Selbsterlebniß, mündliche Ueberlieferung und Bücher alltäglich nähren und der sich durch die Vorgänge der letzten Jahre gekränkt fühlt. Diese Reizbarkeit Verstimmter färbt das Wesen der Wehrvereine und anderer jungdeutschen Genossenschaften. Man findet auch Menschen, die Frankreich, als das Gebild der Revolution, mit mystischem Haß verfolgen. Geschichtschreiber, Philosophen, Publizisten und andere Verherrlicher der ‚deutschen Kultur‘ möchten der Welt eine rein deutsche Denkart, Empfindensart aufzwingen; im Reich des Intellektes die Oberherrschaft erobern, die, nach dem Urtheil heller Geister, den Franzosen geblieben ist. Die gefährlichsten Wortkrieger sind die Groller, die Verärgerten. Ihr Heer rekrutirt sich auch aus der Diplomatie, die von der Oeffentlichen Meinung nicht zärtlich behandelt wird. Besonders grimmig sind die Herren, die seit 1905 mit uns zu verhandeln hatten. Sie behaupten, überlistet, geprellt worden zu sein, und lechzen nach Rache; während der Berathung der Wehrvorlage hat Einer von ihnen gesagt, mit Frankreich könne Deutschland ernsthaft erst reden,

wenn es seine ganze felddienstfähige Mannschaft gewaffnet habe. Müssen auch wir nun den Krieg für unvermeidbar halten? Deutschland wird das Abenteuer kaum wagen, wenn wir es in die Gewißheit eingewöhnen, daß unsere Bündnisse und Freundschaften nicht nur in Diplomateneinbildung, sondern in der Wirklichkeitwelt leben und, sobald die Stunde schlägt, wirksam werden. Die Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein; aber man weiß, daß ein Seesieg Alles in der Schwebe ließe und das Festland der Schauplatz entscheidender Abrechnung wäre. Rußland wird ein Bischen höher eingeschätzt als vor drei, vier Jahren; Politiker und Offiziere glauben aber nicht, daß Rußland rasch und kräftig genug eingreifen werde, um den Ausgang des Kampfes bestimmen zu können. Die Geister nisten sich also in die Vorstellung, daß der nächste Krieg ein franko-deutscher Zweikampf sein werde. Der Kaiser selbst, der so lange der Friedenshort war, scheint in den Glauben an die Unvermeidbarkeit dieses Kampfes zu neigen. Er ist, natürlich, der zerschmetternden Uebermacht des deutschen Heeres und seines Sieges sicher. Im Lauf der Jahre hat die Familientradition, die rückständige Weltanschauung des Hofes und besonders die Ungeduld der Offiziere über seinen Geist Gewalt bekommen. Vielleicht verdrießt ihn auch, daß sein Sohn, weil er den Leidenschaften der Alldeutschen schmeichelt und die Geltung des Reiches nicht auf der Höhe seiner Macht findet, so populär geworden ist. Vielleicht hat ihn Frankreichs Antwort auf die letzte deutsche Heeresmehrung, die Germaniens Uebermacht aus allen Zweifeln heben sollte, verbittert; denn man fühlt hier, trotz allem Gerede, daß man viel weiter kaum noch gehen kann. Wenn ich aus Alledem einen Schluß ziehen darf, so empfehle ich die Beachtung der neuen Thatsache, daß der Kaiser sich in eine Gedankenbahn einrichtet, die ihm zuvor widrig war, und rathe, mit seinem Sprachgebrauch entlehnten Worten, unser Pulver trocken zu halten.“ Das ist der (halb entgiftete) Auszug der beiden Berichte, die Herrn Cambon Weissageruhm eintrugen (und nach deren Durchleuchtung die Frage, ob dieser frohe Botschafter Deutschland aus freundlichem Auge sah, wohl nicht mehr der Antwort bedarf). Er ist Pauls, des Bündnißknüpfers, Bruder, kann den heiklen Verkehr mit London erleichtern und schnellern, hat in Amerika, Spanien, Italien (wo er das Erbe des kranken Barrère um[illegible]) gute Späher

und darf sich vornan in die Kleinmeister des Handwerkes reihen. Daß Herr Briand, der sogar den Duzbruder Pichon fest am dünnen Schnürchen hielt, dem alten Neuling die Geschäftsleitung anvertrauen, ihn nicht nur als Nachschlagebuch für Diplomatik und als kundigen Notenschreiber benutzen werde, mag wähnen, wer Aristeides nie als Archon der Republik sah. Jules ist der Bürge für Pauls wendigen Eifer und nicht launischen, nicht verknurrten Gehorsam. Daß der glatte Lächler hart und steif sein könne, ward den Herren von Kiderlen (Agadir) und von Jagow (Nancy) offenbar. Und die Erzählung seiner Heimfahrt über Kopenhagen schmeckt nach Salpeter und läßt ahnen, welche Zündstoffmengen seitdem in ihm gespeichert sind. Auch deshalb ward er erkürt. Nicht zum Leiter des Auswärtigen Amtes. Das war, unter der Firma Caprivi-Marschall, nicht einmal Holstein. Briand will wollen.

Diesmal gehts um endgiltigen Vermögensruf; um alles Wachsthum in Zukunft. Entmummt der Caesar sich als Hanswurst, der Heiland als Gaukler? Noch ist erst der Menschenfischer zu schauen, dem Alles ins Netz geht. Der kranke, von ungesättigter Eitelkeit spröde Herr Bourgeois, der sich mit gedoppeltem Stolz heute Senator der Marne nennt. Der Achtziger Combes, der drei Jahre lang Ministerpräsident war und die Kongregationen wie Wanzen vertilgte. Der urkatholische Monarchist und Akademiker Baron Denys Cochin. Die Greise Méline (Siebenundsiebenzig) und Charles de Freycinet (Siebenundachtzig), die noch unter Thiers, Gambetta, Ferry gearbeitet haben. Der Britenfeind Freycinet, der dem Inselreich Egypten weigerte, Gambettas Liebling, der beste Kriegsminister der jungen Republik und mit Chlodwig Hohenlohe intim war, als ehrwürdiger Pfeiler der aus Frankreichs Verzicht auf Egypten und den Sudan entstandenen Entente Cordiale; Combes neben Cochin; der Marxist Guesde neben dem von der Commune abtrünnigen Schutzzöllner und Erzreaktionär, dessen Gemeinde Jahrzehnte lang als „méliniste“ verschrien wurde; der feuerrothe Millionär Sembat, der den Landsleuten rieth, einen Dauerfrieden zu machen oder wieder einen König zu wählen, als Nachbar Ribots; über all dem seltsamen Gesprenkel Briand: wenn neben Lazare Carnot, den Organisator des Rebellensieges, der zum Tod verurtheilte Gleichmacher und Verschwörer Gracchus Babeuf sich ins Reichsdirektorium gesetzt hätte, wäre nicht mehr Grund zum Staunen gewesen. Die Noth des Vaterlan-

des sammelt alle Tauglichen oder durch Anhang Mächtigen in heilige Eintracht. Bourgeois, Combes, Freycinet: da ist der Senat, der leitende Radikalenausschuß, die Kommission für das Heerwesen. Cochin und Méline: Hochkonservative und Centrum. Guesde, Sembat, Viviani: Sozialisten. Malvy, der Meuchler von 1911, jetzt Minister des Inneren: Nachwuchs der Radikalen. Wer soll noch schimpfen? Herr Painlevé, der, als Sprecher der Kammerausschüsse für Auswärtige Politik, Heer und Flotte, im Oktober Herrn Viviani rüffelte, thront im Ministerium für öffentlichen Unterricht und für dem Kriegszweck nützliche Erfindungen. Bleibt beinahe nur der Gewohnheitschimpfer Clemenceau, der dem Land kaum noch schaden kann. Weisheit und Verwalterkunst fehlt dem neuen Kabinet nicht; nur: ein Sieg. Der Silberglanz gerechten Sinnes hätte dem athenischen Aristeides nicht in Unsterblichkeit geleuchtet; daß er in der Perserkriegszeit zu den Siegen bei Marathon, Salamis, Plataeae mitwirken konnte, löste ihn für Menschenewigkeit aus dem Scherbendamm. Harret in Geduld. Noch riechts nirgends nach Frieden. Die Ministermacht der Chwostow und Briand ward dem Volkswillen zu heftigerer Kriegführung entbunden.

Starke Männer? Auch England ersehnt sie. Findet, weil die Dardanerstraße nicht erstürmt, der Landweg nach Konstantinopel nicht gesperrt, weder Brüssel noch Belgrad geschirmt worden ist, die Gladstoneschüler Asquith und Grey allzu schwächlich. Und will lieber sterben als schweigend sich, wie ein stummer Hund dem Zügel des Karrenkutschers, willkürlichem Menschenbefehl fügen. Sind die Männer stark, die mit Muskelgebirg prahlen, im Krieg, weil Kritik schweigt und Gesinde den Knirps andächtig begafft, Fett ansetzen und denen nach Mitternacht noch frohes Augenleuchten und sonnig heiteres Wesen bescheinigt wird? Als Bismarck in Nikolsburg einem Heer, das, nach unerschaut schnellem Sieg, in Oesterreichs Hauptstadt vordrängte, allein sich entgegenstemmte und den besten aller denkbaren Friedensverträge erzwang, einen, der nach fünfzig Jahren inniger gepriesen wird als in der Abschlußstunde, bebte jeder Nerv in dem Riesenleib und Weinkrampf schüttelte ihn wie Wirbelsturm, wenn Lenz oder Herbst naht, den Wipfel der Eiche. In der versailler Mondnacht sitzt er auf Mauerrand und plaudert mit dem Wachtposten. Der durfte ihn, schon auf der Leiter, erschießen. Hat aber die Kürassiermütze erkannt. „Glauben Sie, daß wir Paris bald haben werden?“ Sicher. Der gemeine Mann

glaubts. Der Kanzler findet endlich wieder Schlaf. Er hat Wörth, Gravelotte, Sedan erlebt. Fühlt sich aber noch jedem Deutschen, den Proviantpackern und der Tagelöhnersfrau, im Gewissen verantwortlich; und ächzt, da dem Hirn die Leitung des Armes genommen ist, der Feldherr ohne Staatsmannswinke handeln darf. Der schlaflose, von Nervenschmerz „aller Töne und Farben“ gepeinigte Mann war stark. Nicht, weil er im Feuer von Königgraetz, rittlings auf einem Feldstuhl, ein dickes Aktenstück durchlesen und glossiren konnte. Weil er den Muth zu der Pflicht hatte, der Schlacht, der Kriegsentwickelung vorzudenken und ihr mit dem Einsatz des Lebens, des Ruhmes zu wehren, wo Unheilsverhängniß aus ihr drohte. Zu der Pflicht, den Krieg nutzbar zu begrenzen.

Satyrspiel.

Ist Boche ein Schimpfwort? Im Namen der Republik hat ein französischer Gerichtshof verkündet: Nein; „wenn ein dem deutschen Staatsverband Angehöriger mit dem Wort bezeichnet wird, ist weder Beleidigung noch üble Nachrede darin zu finden.“ Die Rechtsfrage war knifflich. Ein Franzos hatte einen Elsässer Boche genannt. Strafantrag. Der Vertreter der Anklagebehörde fordert die Freisprechung des Beklagten. Denn: „Franzosen konnten die Elsässer nur werden, wenn sie in der Zeit, wo sich die Möglichkeit bot, sich darum bemühten; und das Gefühl des Franzosen kann Der nicht erwerben, der seinen ganzen Wehrdienst im deutschen Heer geleistet hat. Das Recht zur Klage über die Bezeichnung als Boche muß Dem vorbehalten bleiben, der mit Fug auf Frankreichs rühmliche Rolle in diesem Krieg stolz ist.“ Die von Deutschland innerlich abtrünnigen (und erst recht die nach Frankreich ausgewanderten) Elsasser und Lothringer murrten laut über das Urtheil, das sie der grausen Gefahr aussetzte, in der Wahlheimath Boches genannt zu werden. Und ihr Wortführer, Herr Daniel Blumenthal, einst Mitglied des Deutschen Reichstages, Bügermeister von Colmar, Abgeordneter für die Zweite, dann für die Erste Kammer von Elsaß-Lothringen, hat ihrem Groll in Pichons Zeitung „Le Petit Journal“ heftigen Ausdruck gegeben. Das Urtheil, sagt er, „verräth einen gefährlichen Geisteszustand und man muß bedauern, daß der Gerichtshof in der Zugehörigkeit zum deutschen Staatsverband ausreichenden Grund zur Gleichstellung der Elsaß-Lothringer mit Boches sah. Dieser Name (der, wie man ihn

auch ableite, doch wohl nichts einer Schmeichelei Aehnliches ausdrücken soll) gebührt nur Leuten, die ihr altes Vaterland verleugnen und ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches verknüpft, also auch die ihm sichere Strafe zu erwarten haben. Alle Anderen dürfen sich mit der stärksten Entschiedenheit gegen den Versuch wenden, sie mit den Boches auf eine Stufe zu stellen. Wers thut, häuft Schimpf auf ihr Unglück. Die von Frankreich unter dem Druck der Waffen Aufgegebenen haben, trotz deutscher Staatszugehörigkeit und Wehrpflicht, ihres Empfindens unauslöschliche Flamme der Republik bewahrt und sich dadurch um das französische Vaterland höheres Verdienst erworben als mancher unserer in Frankreich lebenden Brüder, die in Frankreichs Heer dienen konnten und nicht von Verfolgung bedroht waren. Der Staatsanwalt war im Unrecht und that unseren muthigen Landsmännern Unrecht, da er annahm, weil sie nicht zu rechter Zeit und in giltiger Form für Frankreich optirt haben, sei auch ihr Herz deutsch geworden. Die Regirung hat sich darüber nicht getäuscht: sie hat beschlossen, den Elsaß-Lothringern, die nicht nur ihrer Wehrpflicht in Deutschland genügt, sondern auch der harten Nothwendigkeit gehorcht haben, gegen Frankreich zu kämpfen, als Gefangenen besonders freundliche Behandlung zu gewähren. Viele von ihnen sind inzwischen in das französische Heer übergetreten; trotzdem sie wissen, daß sie als Landesverräther erschossen würden, wenn die Deutschen sie fingen. Die werden über den Prozeßbericht grinsen. Wenn französische Behörden die Erfüllung deutscher Wehrpflicht als Beweis deutschen Fühlens nehmen, dürfen die Boches behaupten, der ganze Elsaß, das ganze Lothringen habe sich der Germanensache angeschlossen. Man wirft den Deutschen vor, daß sie französische Provinzen, gegen den feierlich verkündeten Willen der Einwohner, ihrem Reich eingegliedert haben. Können sie erweisen (was sie bisher nur, immer wieder, erlogen), daß die Elsaß-Lothringer durch ihr Handeln den Frankfurter Frieden bestätigt und deutsche Gesinnung erworben haben, dann wird der Friedensvertrag für Frankreich sehr schwierig werden. Die Regirung muß der falschen und gefährlichen Meinung des Staatsanwaltes mit unzweideutiger Klarheit widersprechen. Das fordert nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch Frankreichs Interesse, das fortan von dem Elsaß-Lothringens untrennbar ist." Der Urfranzos Blumenthal aus Thann wird, als mächtiger Mann, wohl erreichen, daß ein der Republik so gefähr-

liches Urtheil aufgehoben und die Staatsanwaltschaft vom Justizminister Viviani sanft gerüffelt wird. Düfte aus Blumenthal...

Inzwischen haben die kämpfenden Boches sich die Achtung des Feindes errungen. „In den Tagen der Champagne-Schlacht haben beide Gegner die höchsten Kriegereigenschaften, Muth und Todesverachtung, gezeigt. Wir haben hundertzwanzig Kanonen erobert; fast alle feuerten noch und die Mannschaft ließ sich am Geschütz töten. Die zähe Ausdauer der Deutschen wird durch die Größe ihrer Verluste bewiesen; auch die umzingelten Gruppen zogen meist den Tod der Ergebung vor. Ihre Tapferkeit verdient Bewunderung. Unsere Mannschaft war noch tapferer und hat gesiegt; froh sprang sie zum Sturm aus den Gräben und Reiter und Artilleristen gönnten dem Fußvolk nicht die Ehre, allein den Kampf auszufechten.“ Das stand im „Temps“. Daß er Franzosenmuth über jeden anderen stellt, fordert ehrwürdige Ueberlieferung. Daß aber, in solcher Zeitung, die deutschen Krieger étonnamment braves genannt wurden, ist nicht der winzigste Ertrag dieser fünfzehn harten Monate. Am nächsten Tag sprach, freilich, an der selben Stelle, General De La Croix, nach einem Rundblick auf die Fronten, das Urtheil: Die deutsche Angriffskraft läßt nach. Da der General (der beim Hochzeitfest des Kronprinzen in Berlin den Präsidenten der Republik vertrat) in seiner Heimath als sachkundig gilt, lohnts, seiner Meinung zu lauschen. „Auf dem Riesenschachbrett halten die Deutschen die Mitte besetzt und können deshalb, nach Bedarf und Belieben, auf der inneren Linie spielen; die Truppen so vertheilen, hin und her werfen, wie die Nothwendigkeit des Kampfes gerade verlangt. Sie gebieten über ein sehr dichtes Eisenbahnnetz und über viele Landwege. Mit bewundernswerther Geschicklichkeit haben sie die Gunst der Umstände ausgenützt. Den gegen sie Verbündeten fehlen solche Vortheile; sie sind auf Außenlinien angewiesen und müssen, wenn sie Truppen verschieben oder, wie jetzt, von einem Kriegsschauplatz auf einen anderen werfen wollen, der Seefahrt mit all ihren Zufällen trotzen. Die Entfernungmaße sind größer und die Zeit wird dadurch zur wichtigsten Zahl in der Rechnung. Auch kann die deutsche Heeresleitung, die das Gehirn, der allwaltende Wille auf der Seite unserer Feinde ist, ihre Entschlüsse schneller fassen, als da möglich wird, wo die Häupter zwar in einträchtiges Handeln streben, die Oberbefehlsmacht aber getheilt ist. Auf der Westfront hat der Angriff vom fünfundzwanzigsten September

uns den Besitz der vordersten deutschen Stellung eingebracht. Hinter der ersten Grabenlinie fanden wir neue starke Vertheidigungwerke, an die wir uns vielleicht zu früh, ohne zulängliche Vorbereitung durch Artillerie, gewagt haben und die wir deshalb nicht im ganzen Umfang zu erobern vermochten. Den Deutschen ist nicht gelungen, uns die erkämpften Stellungen, unter denen einzelne taktisch sehr wichtig sind, wieder zu nehmen; sie können Stützpunkte der Offensive sein, die wir, wenn die Stunde schlägt, sicher erneuen werden." (Einer der wichtigsten Stützpunkte, der Hügel von Tahure, ist seitdem von den Deutschen besetzt worden.) „Man redet jetzt immer von unbrechbarer Front. Die giebt es, im eigentlichen Wortsinn, nach meiner Ueberzeugung nicht. Stimmung und Waffe der Truppe entscheidet; wer darin überlegen ist, siegt über alle Hindernisse. Und daß wir diese Ueberlegenheit haben, ist durch die Angriffe in der Champagne und im Artois erwiesen worden. Der Feind ist nicht etwa erschöpft; unbestreitbar aber seine Schwächung. Alle aus der Front Heimkehrenden erzählen, die Wucht der deutschen Angriffe nehme ab. Weil ich unsere Kampfkraft heute höher als die des Feindes einschätze, vermag ich in Geduld auf die Verwirklichung unseres Hoffens zu warten. Auf der Ostfront haben die Russen sich aufgerafft. Bei Dünaburg (Dwinsk) ist ihr Widerstand, trotz allem deutschen Aufgebot Schwerer Geschütze, noch nicht gebrochen worden. Der Feind hat die ganze Dünafront, deren Werth er kennt, abgetastet, doch, auch mit seinem Stickgas, nichts erreicht." Der General behauptet, daß die deutschen Armeen auf dem Weg nach Minsk und, in Galizien, bei Tarnopol gewichen seien; sogar ernste Schlappen erlitten. „Gerade in Galizien wenden die Russen alle Kraft auf, weil sie von dort an Rumäniens Grenzen zu gelangen und die Deutschen von hinten zu bedrohen hoffen. Diese Gefahr droht den in Serbien kämpfenden Deutschen nicht aus der Nähe; kann aber wirksam werden. Die Gesammtlage auf der Balkanfront ist beängstigend, doch nicht hoffnunglos. Wir müssen warten. Daß die Angriffskraft der Deutschen gemindert ist, scheint mir auch durch die Langsamkeit ihres Vorrückens über Donau und Save bestätigt. Auf der serbischen Nordfront kämpft nicht mehr Mackensens Phalanx aus den galizischen Schlachten. Nur der Führer ists noch. Das genügt aber nicht."

Die Deutschen behaupten, das Schießpulver erfunden zu haben? Freche Lüge! In einem Offenen Brief an den Leiter des

„Temps“ erweist Herr Hanotaux aus einem alten, dem Landgrafen Moritz von Hessen gewidmeten Artillerielehrbuch, daß nicht ein deutscher Mönch (der Schwarze Berthold), sondern, lange zuvor, irgendein Chinese das Schießpulver erfunden habe. „Ists nicht lustig, daß ein Bürger des Heiligen Reiches, ein Schützling des Landgrafen von Hessen, Deutschland dieses Erfinderruhmes beraubt?“ Noch lustiger, daß jeder deutsche Klippschüler lernt: Schießpulver wurde schon im alten China, in Arabien, vielleicht noch anderswo in Asien angewandt. Am Lustigsten, daß wir, Herr Akademiker, Historiker, Exminister, Ihre Frage und Antwort, unverstümmelt, nur in anderer Tonart, wiederholen können. Die Deutschen behaupten, das Schießpulver erfunden zu haben? Freche Lüge! Noch einmal der „Temps“. „Oft haben wir gezeigt, daß Deutschland schnellen Friedensschluß wünscht. Der Versuch, ihn zu erlangen, wird jetzt mit drängender Hast wiederholt. Der preußische Militarismus spielt auf dem Balkan seine letzte Karte aus; die Stadtbehörden leugnen nicht länger die elende Lage des Volkes; aus Sozialistenblättern rufen Riesenlettern ins Land, das deutsche Volk wolle essen. In dieser Stunde sollen die Völker, denen der Krieg aufgezwungen wurde, an andere Verhandlung denken als an eine, die für immer die civilisirte Menschheit vor der preußischen Bedrohung rettet? In Berlin soll man hören, daß der Krieg erst enden wird, wenn der preußische Militarismus selbst seine Niederlage eingesteht.“ Herr Barrès in L'Écho de Paris: „Heerführer, die ihr Wort wägen und denen ihr Rang einen Rundblick gestattet, sagen uns, Deutschland, das am Anfang des Krieges seine Mittel verschwendete, müsse jetzt knausern. Dieser Wirklichkeit will der Kaiser nach Asien entlaufen. In Anatolien möchte er Rekruten ausheben, um in seinen Regimentern die Lücken zu füllen. Wird er hinkommen? Vielleicht. Zurück? Das ist eine andere Frage. Um den Zug wagen zu können, muß er seine drei Fronten so verdünnen, daß uns der Durchbruch erleichtert wird. Wir sind voran; uns sprudeln neue Quellen; für uns steht es viel günstiger als im August 1914.“ Le Matin: „Der Ausschuß für öffentliche Gesundheitpflege will, daß der Jahrgang 1917 nicht schon im November, sondern erst im März 1916 ins Heer eingestellt werde. Der Wehrausschuß der Kammer hat den Einstellungplan des Kriegsministers erörtert, den Beschluß aber noch vertagt.“

Wechsel.

Amerika will der Dollardevise die Welt erobern. Was die Wechsel auf London waren, sollen künftig die Tratten auf Morgan & Co. sein. Helfen nun aber amerikanische Geldleute dem Pfund Sterling in die Höhe, so handeln sie gegen ihre Zukunftpolitik. Ihnen müßte daran liegen, das Ansehen des englischen Wechsels zu verringern. Denn die Erinnerung an das Disagio des Kriegsjahres wirkt weiter. Der Goldreichthum Britaniens scheint nicht zum Ausgleich der erzwungenen Abhängigkeit von amerikanischen Rohstoffen und Granaten zu genügen. England muß die Störungen der Handelsbilanz ungemildert auf seine Finanzen wirken lassen. Das hat nichts mit dem Wohlstand des Inselreiches zu thun; viel aber mit dem Kredit, den Britanien im Ausland genießt. Die Amerikaner haben dem anglofranzösischen Syndikat nach umständlicher Verhandlung 500 Millionen Dollars zu 5 Prozent geliehen. Das ist eine Folge der Wechselkursschwäche. Der Glaube an die Unerschöpflichkeit ihrer Mittel hat die englische Regirung verblendet. In den südamerikanischen Republiken herrschte vor Ausbruch des Krieges der Sterlingwechsel als scheinbar unbezwinglicher Konkurrent des Dollars. Diese Vormacht dankte er zum Theil auch den deutschen Banken, die drüben arbeiteten. Sie setzten ihre Unterschrift auf Wechsel, die in London fällig waren. Das hat aufgehört. Keine englische Firma darf ihren Namen auf einen Wechsel schreiben, der das Indossament einer deutschen Bank trägt. Solche Papiere dürfen auch nicht einkassirt oder honorirt werden. Seitdem haben die deutschen Ueberseebanken sich mit Dollarwechseln versorgt und arbeiten, statt mit London, mit New York. Ob es so bleiben wird, ist fraglich. Unsere Banken müssen für die Verbreitung der Reichsmark sorgen. So lange der Krieg dauert, können sie es nicht. Nach dem Friedensschluß wird der Dollar sich mit der Mark auseinanderzusetzen haben.

Während das britische Zahlungmittel noch Rückfälle in Schwachheit hat, bessert sich das Verhältniß der fremdländischen Devisen zur Reichsmark. Die Devisen New York, Holland, Skandinavien kletterten in Berlin von ihrer Höhe herunter. Vielleicht hat der Verkauf ausländischer Werthpapiere, durch den sich Deutschland draußen Guthaben schaffte, zur Verbilligung der fremden Wechsel beigetragen. Der Kurs dieser Papiere hängt von Nachfrage und Angebot ab. Die Gestaltung des Preises muß also stets in ihrem Zusammenhang mit der Marktlage untersucht werden. Daß England vielfach Dollarwechsel aufkaufte, um an Amerika zahlen zu können, ist wahrscheinlich. Solche Käufe sind, über das neutrale Ausland, auch in Berlin erfolgt und haben die Kursbewegung beeinflußt. Ein Beispiel dafür, wie die Verlegenheiten eines Landes, mag es auch so stark sein wie Großbritanien, auf das Schicksal anderer Geldplätze einwirken können. Berlin hat mit den Geschäften, die England in Amerika macht, nicht das Mindeste zu thun. Trotzdem stiegen hier die ausländischen Wechsel. Die Lebens=

verhältnisse der Reichsmark werden dadurch nicht gestört. Deutschland hat keine großen Zahlungen ans Ausland zu leisten. Beweis: das Steigen des Goldvorrathes der Reichsbank, obwohl die Rimessen an die Lieferanten in Ländern außerhalb der Kriegszone in Gold erfolgen. Die deutsche Centralbank verfügt über einen Goldschatz von 2415 Millionen. Und der große Erfolg der dritten Kriegsanleihe muß die Achtung vor der deutschen Zahlkraft steigern und den Kredit der Reichsmark fördern. Im Deutschen Reich ist die Ueberleitung des Geldes in den Armeebereich bequem. England und Frankreich verfügen über einen sehr stattlichen Besitz nationaler Güter; trotzdem ist die Erledigung des Finanzgeschäftes schwierig. Besonders in Frankreich, wo genug Geld da ist, nur nicht für Herrn Ribot, der acht Milliarden braucht und zaudert, ehe ers noch einmal mit der „nationalen Vertheidigung" wagt. Die Banque de France ist mit ihrem Notenumlauf bei 13 300 Millionen Francs (gegen 7000 Millionen Francs der Deutschen Reichsbank) angelangt und hat ungefähr 4500 Millionen Gold. Jeder neue Vorschuß, den das Institut dem Finanzminister giebt (er schuldet der Bank schon 6800 Millionen), verbreitert die Grenzen des Ozeans von Papiergeld. Die französische Banknote erfreut sich wieder der metallischen Drittelbeckung; nimmt aber der Staat nur noch 2000 Millionen als neuen Vorschuß, dann wird der Goldstreifen schmal. Frankreich hat bis Ende 1915 mit einer Gesammtausgabe von 28 400 Millionen Francs (seit dem ersten August 1914) zu rechnen. Eingenommen wurden bis ersten September 1915: 3580 Millionen ordentlicher Erträge, 7870 Millionen aus der Begebung von Nationalvertheidigungwechseln, 2240 Millionen aus dem Verkauf oder Umtausch von Obligationen. Zusammen: 13 690 Millionen. Mit den 6800 Millionen Vorschuß von der Bank ergiebt es 20 490 Millionen. Fehlen: rund 8000 Millionen. Der Kurs der dreiprozentigen Rente hat sich so tief gesenkt wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Bei 72 Prozent hatte die Staatsgewalt eingesetzt und Halt geboten. Die öffentlichen Institute, auch Sparkassen und Versicherungsgesellschaften, wurden aufgefordert, ihren Rentenbestand zu ergänzen. So gelang es, die rente perpétuelle salonfähig zu erhalten. Bis das Publikum sich gegen den künstlich hergestellten Kurs auflehnte und ihn unterbot. In den letzten Septembertagen war die Rente bis auf 67 Prozent gefallen.

Anleihekurse lassen sich eben so wenig kommandiren wie Devisenpreise. Alles geht da „natürlich" zu. Wenn die Italiener heute für 100 Francs 112 Lire bezahlen müssen, so geschieht Das nicht aus besonderer Hochachtung für die „lateinische Schwester", sondern in Folge der für Italien ungünstigen Verrechnung im Waarenverkehr. Die Römer haben sich arg verrechnet. Sie vergaßen, sich in ihre Handelsbilanz zu vertiefen, aus der sie merken konnten, daß sie ohne ausländische Kohle nicht warm werden können. Sie haben im Ausgleich gegen die theuren Rohstoffe, die ihnen England und Frankreich liefern, nichts zu bieten. Und sie brauchen obendrein das Geld der Bundesgenossen, deren Hände nicht stets offen sind. Von der anglo-

französischen Anleihe in New York wurde Italien ausgeschlossen. Zwei innere Anleihen im Lauf eines Jahres; im besten Fall brachten sie 1800 Millionen Lire. 750 Millionen hatte England als Vorschuß gegeben. Im Juni wurden Schatzscheine in London untergebracht. Angeblich für 1 Milliarde Lire. Italienische Blätter bestritten, daß die Summe so groß gewesen sei; und die City interessirt sich nicht mehr für die Italians. Sehr bitter; denn Italien braucht noch viel. Die Summe des Zettelgeldes wurde verdreifacht. Direkte und indirekte Steuern wurden erhöht. Die Amerikaner haben keine Neigung, italienische Schatzwechsel zu kaufen. Sie sind den Italienern nicht grün, weil die Arbeiter jährlich 500 Millionen Lire und mehr an Ersparnissen aus der Union nach Haus schickten. Sie nahmen Dollars und gaben Cents aus. Der Yankee liebt aber nicht, daß der Verdienst, den er Fremden giebt, aus dem Land geschleppt wird. Die Forestieri, die Wohlthäter der italienischen Zahlungbilanz, fehlen. Sie wogen eine Milliarde. Daß der italienische Wechselkurs zitterig geworden ist, begreift Jeder. Wundern würde man sich nur, wenn sich irgendein Morgan fände, der Geld in den italienischen Beutel thut. Ladon.

Die anglo-französische Geldaufnahme in New York, die in Deutschland allzu oft als ein Schwächezeichen, eine Blamage verspottet wurde, galt in Britanien weder als eine große Aktion noch als Anleihe im eigentlichen Wortsinn: als ein Mittel, sich zur Deckung künftiger Ausgaben Geld zu schaffen. Die Frage, ob sofort 1000 oder zunächst nur 500 Millionen Dollars zu geben seien, war niemals wichtig. England wollte, was es, für sich selbst und für seine Verbündeten, in den Vereinigten Staaten zu zahlen hat, nicht in Gold zahlen und hat deshalb Morgan, seinen amerikanischen Bankier, ersucht, mit den ihm befreundeten Firmen diese Zahlung einstweilen auf sich zu nehmen. Ist nach ein paar Monaten ein neuer Betrag fällig, dann wird die selbe (oder eine größere) Gruppe die technische Vermittlerhandlung wiederholen. Ob dabei für die Verzinsung ein Dutzend Millionen mehr oder weniger aufzubringen sind, ist unbeträchtlich in einer Zeit, wo in jeder Tagesstunde der Krieg ein großes Reich ungefähr drei Millionen Mark kostet. Der Hauptzweck, die Vermeidung der Goldzahlung und die Hebung des Sterlingskurses, ist erreicht worden. Englands Bankier bezahlt direkt, was England für sich und seine Freunde in der Heimath dieses Bankiers gekauft hat. Von englischer Blamage und Bettelei zu reden, ist (burgfriedlich ausgedrückt) unklug. Jedes Volk führt sein Kriegsfinanzgeschäft je nach seiner Wesensart, Neigung, Tradition und nach den bestimmenden Umständen. Wo von außen nichts zu holen und der Export vom Feind gesperrt ist, hilft man sich durch innere Anleihen in den Sonderformen der deutschen. Wo man für die nicht dem Krieg dienstbare Industrie und den Außenhandel Geld braucht, macht mans anders. In England (das als erster Staat die durch den Krieg geschaffene Steuerlast auf sich genommen hat) ist, auch im Ladengeschäft, leider überall noch Gold in Umlauf; noch im August wurde der

Ausreisende nicht gefragt, ob er Gold über die Grenze mitnehme. Auch Britanien fühlt Schmerz. Wer aber erzählt, Englands Vermögen oder gar Kredit sei erschöpft, Der schwatzt seine Mitbürger in gefährlichen Wahn.

Ein Brief.

Verehrter Herr Harden, in der Betrachtung über den Neuhumanismus und das Christenthum (im letzten Septemberheft) sagte ich, ein weiser Rathgeber auf dem Päpstlichen Stuhl könnte der Christenheit in kritischen Zeiten gute Dienste leisten, aber in allen großen weltgeschichtlichen Wendungen habe die römische Kurie, habe der Papst versagt. Ich möchte doch nachtragen, daß diese Unfähigkeit des Papstthums nicht seiner Natur, sondern geschichtlichen Umständen entsprungen ist. Als Centrum einer Weltkirche durch einen ununterbrochenen Nachrichtenstrom aus allen fünf Erdtheilen informirt, kennt die römische Kurie besser als irgendeine weltliche Regirung die Lage und die Zustände aller Staaten, ebenso gut die Fortschritte der Wissenschaft; und die pflichtgemäße christliche Welt- und Lebensanschauung kann der Bildung eines gesunden Urtheils nur förderlich sein. Die Umstände nun, welche die Kurie bei großen Entscheidungen irrgeführt haben, sind jetzt so ziemlich beseitigt. Die beschämenden Niederlagen, die sie sich mit der Hexenbulle und mit der Verurtheilung Galileis zuzog, haben sie nicht nur in solchen Dingen vorsichtig gemacht, sondern haben auch in der ganzen katholischen Theologenwelt die Erkenntniß gezeitigt (die freilich noch nicht öffentlich zugestanden wird), daß dogmatische Befangenheit leicht Aberglauben erzeugt und daß das Oberhaupt der Kirche von solcher Schwäche nicht immer ausgenommen ist. Und mit der Erlösung des Papstes von der Last, einen Staat zu regiren, einer Last, die zu dem Wesen seines geistlichen Amtes in unlösbarem Widerspruch steht, fällt die Hauptursache aller der Fehlgriffe hinweg, durch welche die Päpste von Bonifazius dem Achten bis zu Pius dem Neunten die Christenheit in Verwirrung gestürzt und sich selbst kompromittirt haben. Die jedes Lobes würdige Haltung des jetzt regirenden Papstes im Weltkriege, die echt apostolische Gesinnung, verbunden mit politischer Weisheit, offenbart, glaube ich als eine Wendung zum Besseren, zum wahrhaft Guten und Heilsamen begrüßen zu dürfen. Schon der vierzehnte Benedikt, als dessen Jünger sich der Nachfolger des zehnten Pius durch die Wahl des Namens bekennt, hatte versucht, die richtige Bahn zu beschreiten. Als ich den Artikel schrieb, war der Charakter des neuen Pontifikates noch nicht deutlich erkennbar.

Dr. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. November 1915.

Wilson und der Bindestrich.

Die Empörung des Nichts-als-Amerikaners gegen den Bindestrich-Amerikaner ist nicht unbegreiflich. Wer das Bürgerrecht erwirbt, sollte einsehen, daß er mit diesem Schritt endgiltig aus der alten Gemeinschaft ausscheidet und in eine neue eintritt. Sobald die Interessen dieser beiden Gemeinschaften einander so widersprechen, daß ein Ausgleich unmöglich ist, muß er sich für die neue entscheiden. Man kann nicht zween Herren dienen. Und wir müssen zugeben, daß viele Deutsche (und nicht minder viele anderen Nationen Angehörige) das amerikanische Bürgerrecht gleichsam mechanisch oder in bewußt eigennütziger Absicht erwerben, ohne sich über die Folgen dieses Schrittes klar zu werden. Sie sagen sich nicht, daß er eine tiefgehende individuelle Aenderung, beinahe eine Neugeburt voraussetzt. Wer Amerikaner wird oder zu werden versucht, sollte wissen, daß dieser Werdeprozeß, der sich nicht von heute auf morgen vollziehen kann, eine Abkehr von vielen deutschen Ueberlieferungen bedeutet. Wer Amerikaner wird, muß zu glauben bereit sein, daß die republikanische Staatsform der monarchischen überlegen, daß die Herrschaft der Majorität der einer Minorität vorzuziehen ist; daß die Oeffentliche Meinung oder der „Wille der Nation" untrüglich festgestellt werden kann und daß ihm Weisheit innewohnt; daß die Menschen mit annähernd gleichen Qualitäten und völlig gleichen „Rechten" geboren werden; daß die Frauen das sittlich höher stehende Geschlecht sind; daß die Menschheit fortschreitet und Amerika an der Spitze der Civilisation marschirt; daß Kasten- und Klassengeist schädlich, Sonderrechte verderblich wirken; daß die Jugend „unabhängig", also zuchtlos aufwachsen müsse; daß das Alter meist

auf der Seite des Vorurtheils, die Jugend auf der Seite der Wahrheit stehe; daß Krieg und Kriegbereitschaft ein Unrecht und ein Uebel, Friede und Friedensliebe ein Segen und ein Verdienst seien; daß „success“ jedem Tüchtigen das einzig erstrebenswerthe Ziel sei und daß er sich in „cash“ ausdrücke; daß das Leben des Handelnden dem des Betrachtenden vorgezogen werden müsse; daß dem Leben das Tempo den Reiz verleihe; daß Versenkung in jenseitige Möglichkeiten ein Zeitverlust, Kirchenbesuch aber respektabel sei und schon hienieden, nicht drüben nur, Zins trage.

Ein solcher Katalog, der amerikanischen Theorie oder Praxis entnommen, könnte Seiten lang fortgesetzt werden und würde gewiß manche merkenswerthe Antinomie ergeben. Doch das Angeführte genügt, um die These zu erhärten, daß der Erwerbung des Bürgerrechtes eine Umwandlung vorangehen oder folgen sollte. Denn die erwähnten Ideen sind, wie mir scheint, Grundthatsachen der amerikanischen Seele geworden, und wer sie nicht theilt, mag wohl Amerikaner heißen, wird aber kein Amerikaner (des Jahres 1915) sein. Die zeitliche Einschränkung ist nothwendig, weil alle diese Ideen sich wandeln werden: der Amerikaner von 2015 wird von dem unserer Zeit viel mehr abweichen als der von heute von dem des Jahres 1815 (wenn mein Auge nicht trügt).

Wünschenswerth also ist, darin müssen wir den Nativisten Recht geben, daß der Deutsche, der das amerikanische Bürgerrecht erwirbt, hierin nicht nur eine Maßregel äußerer Konvenienz sieht, sondern diesen Nationalitätwechsel genau so ernst nimmt, wie er den Glaubenswechsel nähme. Ist es nicht seltsam, daß Menschen, die den Wechsel der Religion lange und reiflich bedenken würden, sich so leicht, so bedenkenlos zu einem Nationalitätwechsel entschließen? Und doch ist die Thatsache, daß Jemand Katholik oder Protestant ist, ihm gewiß nur in seltenen Fällen so wichtig wie sein Deutschthum oder sein Amerikanismus.

Trotz diesem Zugeständniß aber darf Niemand behaupten, daß Deutsch-Amerikaner ihre Pflicht gegen das Adoptivland verletzt oder vernachlässigt haben. Diese Behauptung ist auch von ernst zu nehmenden Amerikanern früher niemals aufgestellt worden und bedurfte bis jetzt keiner Erörterung. Wie kommt es nun, daß der (deutsche) Bindestrich-Amerikaner sich plötzlich in einen Konflikt der Pflichten verstrickt fühlt und daß er sich schroff gegen das offizielle Amerika wendet? Wir Deutsche behaupten, daß die Regirung, daß vor allen Anderen der Präsident die Schuld trägt. Die Meisten von uns meinen, daß Mr. Wilson die Ausfuhr von Munition und Waffen verbieten lassen mußte. Ich

glaube Das nicht, bekenne mich vielmehr zu der Ansicht, daß Staatssekretär Lansing die Berechtigung der Munition-Ausfuhr in seiner Note an Oesterreich-Ungarn überzeugend nachgewiesen hat. Ich glaube aber, daß nicht ein einziger denkender Deutsch-Amerikaner in diesem Lande lebt, der den Präsidenten nicht der Schwäche gegenüber England ziehe. Vielleicht wäre es möglich gewesen, zu einem Kompromiß zu gelangen, die englische Blockade zu mildern und den deutschen Unterseekrieg zu vermeiden, wenn nicht Mr. Wilson von vorn herein darauf verzichtet hätte, irgendwie auf England zu drücken. Dabei beharrte er doktrinär auf seiner Meinung, daß jeder Amerikaner das Recht habe, auf einem beliebigen Schiff, sei es auch bis an den Rand mit Mordwaffen gefüllt, durch die Kriegszone zu fahren; er geißelte Deutschlands Taktik als „gesetzwidrig“ und „unmenschlich“ und bezeichnete die inzidentelle Vernichtung amerikanischen Lebens als Kriegsgrund („decidedly unfriendly action“). Alles, um die Situation zwischen beiden Ländern bedrohlich zu gestalten. (Zuvor hatte er, in Philadelphia, gesagt, es gebe Fälle, in denen ein Mann „zu stolz sei, zu fechten“.) Nebenbei wurde manchmal offiziös die Nachricht aufgetischt, der Präsident arbeite an einer energischen Note an England. Bisher ist sie noch nicht aus dem Haupt dieses Jupiter hervorgegangen; und kommt sie, so wird sie schwerlich der gepanzerten Athene gleichen. (Der November hat sie, endlich, gebracht; sie soll ziemlich scharf sein, ist aber im Wortlaut noch nicht von Deutschen nachprüfbar.)

Die Nichts-als-Amerikaner haben gegen diese Haltung nicht protestirt. Sie haben nur immer wieder, ganz undemokratisch, ganz unamerikanisch, erklärt, sie würden zum Präsidenten stehen. Dies Schauspiel, schon in einer Monarchie kläglich, wirkt in diesem Lande des „government by the people“, in der Periode des Referendums und der Richterabsetzung durch das Volk, geradezu grotesk. Wenn unsere hervorragendsten Bürger in der ernstesten Lage, die seit sechzig Jahren war, keine eigene Meinung haben und sich der Entscheidung des Präsidenten submissest beugen, noch bevor sie wissen, in welchem Sinn er sich entschließen werde, so ist die Demokratie, wie Rabelais sagt, „nicht einen Zwiebelschelff werth“. Der Präsident, dem Mancher hier die ganze Unbelehrbarkeit eines seit Jahren im Amt sitzenden Ordinarius von Quarta zuschreibt, ist klug genug, sich als den Diener der Oeffentlichen Meinung zu geberden; und die Oeffentliche Meinung winselt zurück: „Wie Du befiehlst, mein hoher Herr!“

Von dieser Seite also, Das sahen wir, hatten wir nichts zu

erwarten. Was Anderes sollte, konnte nun geschehen, als daß die Deutschen versuchten, sich zu organisiren, auf die Presse einzuwirken, Redner und Abgeordnete zu gewinnen? Was jeder Trust thut, was jede Geschäftsgruppe in kleinerem oder größerem Umfang zu thun versucht: Das soll uns, im klassischen Lande des „pull" und des „lobbying", als Verbrechen angerechnet werden? Es wäre doch mehr als seltsam, wollte man versuchen, die Propaganda der Deutschen mit anderem Maß zu messen als die der Engländer. Ist es etwa antiamerikanisch, zu glauben, daß gutes Einvernehmen mit Deutschland den Vereinigten Staaten nur nützen könne? Antiamerikanisch wäre es freilich, wollten die Deutschen versuchen, die Vereinigten Staaten in den Krieg zu verwickeln; aber ein solcher Versuch müßte doch erst, und zwar als ein Versuch mit tauglichen Mitteln, nachgewiesen werden. Kein Ernster hat daran gedacht. Fanatikergeschwätz beweist nichts.

Die Nichts-als-Amerikaner haben die ihnen unbequeme Entwickelung lediglich sich selbst zuzuschreiben. Hätten die Zeitungen und Zeitschriften eine unparteiische Haltung bewahrt oder nur nach einer solchen getrachtet, so wäre die Erbitterung der Deutschen nicht auf diesen Grad gestiegen. Aber gerade die „vornehmen" Zeitschriften, wie „Atlantic Monthly" und „North American Review" haben sich so unvornehm wie möglich benommen, wenn Vornehmheit Gesinnungfreiheit und Billigkeit des Urtheils bedeutet. Und so sagte sich jeder Deutsch-Amerikaner, daß stummes Zuschauen frevelhaft sei und daß man sich zusammenschaaren müsse. Wir haben eben so viel Recht, unser Wesen hier zur Geltung zu bringen, wie der Engländer oder irgendeine andere Nationalität. Kein Deutscher, der das amerikanische Bürgerrecht erwirbt, verpflichtet sich durch diesen Entschluß, Anglomane zu werden und so faszinirt nach England hinüber zu starren, wie die Aristokratie Bostons und die Hohe Finanz New Yorks thut. Die Erfahrungen des letzten Jahres müssen jeden Deutsch-Amerikaner darüber belehrt haben, daß Organisation das erste und letzte Wort ist. Nur, freilich, sollte diese Organisation so gehalten sein, daß sie es jedem wirklich unabhängig denkenden Amerikaner ermöglicht, ihr mit gutem Gewissen beizutreten. Weder dürften Deutschlands kontinentale Interessen zum Angelpunkt des Wollens gemacht noch dürfte in ihr Haß und Feindschaft gegen andere Völker gepredigt werden. Sonst kann diese Neue Welt sie nicht ertragen.

Die Deutsch-Amerikaner müssen aussprechen: „Wir wollen Frieden und Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland erhalten und fördern. Wir wollen jede Regirung unterstützen, die

nach diesen Grundsätzen handelt, jede Regirung bekämpfen, die sich von ihnen entfernt. Wir wollen versuchen, zutreffende Anschauungen über deutsches Wesen und deutsche Ziele zu verbreiten, ohne deshalb zu verkennen, was wir anderen Nationen schuldig sind, und uns störrisch und überheblich von ihnen abzuschließen. Wenn wirklich deutsche und amerikanische Interessen unversöhnlich zusammenprallen, so sind wir entschlossen, uns als gute Amerikaner zu bewähren; aber einer dahin neigenden Entwickelung werden wir, gerade weil wir zu so schwerem Opfer bereit sind, mit allen gesetzlichen Mitteln vorzubeugen suchen. Wir könnten nicht zugeben, daß wir in Abwesenheit des Kongresses vom Präsidenten festgelegt und in einen Krieg hineingetrieben werden, der für beide Länder ein furchtbares Unglück wäre." Durch seine mexikanische Politik hat Präsident Wilson das Recht verwirkt, in seiner Behandlung auswärtiger Fragen auf willige Nachfolge zu rechnen. Er ist ein Meister in der schlimmen Kunst, das Land zu binden und die Nachfolger zu bebürden. Die „moralischen Eroberungen", die er jetzt wieder durch Einbeziehung der südamerikanischen Staaten in die Mexiko-Aktion gemacht hat, werden sich in nicht ferner Zeit in Verluste umwandeln, wenn die Vereinigten Staaten genöthigt sind, zur Realpolitik überzugehen und ihre Vorzugsstellung in Mexiko geltend zu machen. Die Intervention ist unvermeidlich und eine „idealistische" Intervention ist unmöglich. Ein Präsident hat nicht das Recht, das Blut auch nur eines amerikanischen Soldaten für andere als nationale Zwecke zu opfern, mag auch sein Herz noch so warm für den mexikanischen Hörigen schlagen. Er opfere sein Herzblut, nicht das des Volkes.

Dies nebenbei; doch war die Abschweifung zur Charakterisirung des Präsidenten nothwendig. Niemand kann verlangen, daß die Deutsch-Amerikaner blindlings einem Mann folgen, der einen Mangel an politischem Instinkt so deutlich bekundet hat. Die Deutsch-Amerikaner wollen nichts als gleiches Recht für Alle. Freilich aber auch das Recht zur Opposition, das Recht, zu rufen: „Fort mit Wilson!" Nicht, weil seine Administration für Deutschland, sondern, weil sie für Amerika gefährlich ist.

Evanston, Ill. Eduard Goldbeck.

*

Der Schreiber dieses von deutschem Zorn diktirten Artikels lebt in den Vereinigten Staaten, ist aber nicht ihr Bürger. Er wird gewiß gern hören, daß aus seiner Heimath noch nicht die Hoffnung gewichen

ist, auch mit Herrn Wilson leidlich auszukommen (dessen Willen zu würdiger Verständigung wir einstweilen nicht anzweifeln dürfen und dessen Wiederwahl drüben Viele wahrscheinlich dünkt). Daß sich diese Hoffnung erfülle, wünschen wir auch, damit den Deutsch-Amerikanern ein Pflichtenzwist oder, mindestens, ein Gefühlszwiespalt erspart bleibe, der sie dem Land ihrer Geburt oder dem ihrer Wohnsitzwahl allmählich entfremden müßte. Gehts nach dem Wunsch redlicher Deutschen und kluger Amerikaner, so verblaßt der Bindestrich nicht.

Geschlechtliche Aufklärung.*)

Unsere Zeit hält die geschlechtliche Aufklärung für nöthig. Was sie aber unter diesem Deckmantel bietet, ist geschlechtliche Verwirrung. Die Wünsche kommen von mißvergnügter Seite und begünstigen daher die körperlich und seelisch irgendwie nicht ganz Vollwerthigen. Sie wollen das junge Mädchen nicht mit der verschiedenen Geschlechtsnatur von Mann und Weib bekannt machen, was vielleicht heilsam wäre; im Gegentheil: sie suchen vor dem Auge des Mädchens diesen Unterschied zu verwischen und es mit falscher Voreingenommenheit in das Leben zu stellen. Daher heute die furchtbaren Enttäuschungen und unmöglichen Ansprüche der Frau in der Ehe.

Die Scheidung der Frauen in Welt und Halbwelt entspricht durchaus nicht einem verdorbenen oder überfeinerten Empfinden, sondern stammt aus der tiefsten Ursprünglichkeit männlicher Werthung. Daß den selben Mann draußen ein Verhalten flüchtig locken kann, vor dem ihn innerhalb seines Hauses ekeln würde, wird und soll den meisten Frauen unverständlich bleiben. Es ist aber das rein Natürliche; und nur Heuchelei läßt es heute viele, besonders „moderne" Männer übersehen. Der Bauer, der in der Stadt den Lockungen eines Dirnchens unterlegen ist, würde seine

*) Dieser Aufsatz wurde vor dem Krieg geschrieben. Der hat auch die Frau schnell geläutert und auf den Posten gestellt. Um den Rückfall in die alten Irrthümer zu hindern, dürfte ihre logische Widerlegung dennoch zeitgemäß sein.

Bäuerin aus dem Ehebett werfen, wenn sie ihm ähnliche Freuden anböte. Genau so zwiefach ist das Empfinden des Seemannes in der Hafenstadt und daheim. Darin liegt nichts „Lebemännisches".

So lange die Welt steht, hat es Frauen gegeben, die ihr Triebleben dem Sittengebot der Einehe nicht unterzuordnen vermochten. Nie sind sie für ganz vollwerthig genommen worden; daß man sie aber als den Auswurf betrachtet und oft dazu macht, ist die Folge einer widernatürlichen, heuchlerischen Entwickelung der letzten Jahrhunderte. Dagegen wird jetzt von verschiedenen Seiten angekämpft; und es wäre zu begrüßen, wenn hier wahrhaft aufklärend, nicht verwirrend gewirkt würde. Statt das Hetärenthum als eine menschliche Nothwendigkeit zu betrachten, will man es als soziale Erscheinung beseitigen, während es in Wirklichkeit eine unvermeidliche psychologische Spielart ist. Gewiß wird die einzelne Hetäre oft aus ihrer unnöthig qualvollen Lage auf die Gasse getrieben. Aber fast niemals haben sich Mädchen aus Noth zum Dirnenthum entschlossen, vielmehr sind es immer ihre Triebe, die sie dorthin führen und deren Wahllosigkeit ihnen nachher ohne Schwierigkeit erlaubt, sich so ziemlich Jedem hinzugeben, der zahlt. Frauen, die dagegen einen triebhaften Widerwillen haben, verhungern lieber mit ihrem Kind, als daß sie auf die Gasse gehen, oder es bleibt bei fruchtlosen Versuchen.

Nun könnte das natürliche Hetärenthum der dazu Veranlagten bei richtiger Einordnung nicht nur fast gefahrlos sein, sondern es ist sogar nothwendig zur Erfüllung der Begierden des noch nicht ehereifen Mannes. Er wird dadurch verhindert, aus bloßer Brunst zu früh eine Lebensgefährtin zu nehmen und vermuthlich die falsche; die für die Ehe geeigneten Mädchen aber werden durch die Hetären vor den Angriffen der jungen Männer geschützt. Wo ein allzu entwürdigtes Hetärenthum den feiner empfindenden Mann abstößt, ist er gezwungen, seine Begierden in die Familie zu tragen; dort entsteht dann jene heimliche Verderbtheit, die man in angelsächsischen Ländern beobachten kann. Eine noch wenig beachtete Bedeutung des Hetärenthums liegt auch darin, daß es für nicht wenige Männer mit hohen Zielen (Schopenhauer) die Zwischenstufe zur völligen Enthaltsamkeit bildet. Es schützt sie vor störenden Weibergeschichten und Eheverwicklungen, ohne sie Brunst leiden zu lassen. Darum wird ja auch das anerkannte, käufliche Hetärenthum so sehr von der Frauenbewegung angegriffen. So lange sich noch „Strikebrecherinnen" finden, die dem Mann erlauben, sich von dem Drang seiner Triebe zu befreien, ohne dafür die Frau in sein eigentliches Leben eindringen

zu lassen, ist die Frauenherrschaft noch nicht vollkommen. In den angelsächsischen Ländern, wo das Hetärenthum besonders entwürdigt ist, liefert daher den Mann sein stets unbefriedigter Trieb den Bedingungen der kühl berechnenden Weibchen aus. Darum ist Amerika das Paradies der Frauen.

Schwarzseher behaupten, in jeder Frau schlafe die Dirne. Es dürfte richtig sein, daß die anständige Frau, also eine, bei der die Triebe erst durch Liebe geweckt werden, durch die Gesittung gezüchtet worden ist. Wird ein Mädchen aufsichtlos schlechten Einflüssen preisgegeben, so mögen in ihr vielleicht wirklich dirnenhafte Züge entwickelt werden können. Das besorgt heute in England der Flirt. Die jungen Mädchen suchen dort auf Dirnenart möglichst viele junge Männer anzuziehen; viele unter ihnen benutzen die Wirkung ihrer Reize auch zum Erzielen wirthschaftlicher Vortheile, und wäre es nur die Bezahlung von Schulden im Bridgespiel. Manche dieser jungen Damen unterscheiden sich von den wirklichen Dirnen nur dadurch, daß sie weniger geben als nehmen. Wer fein zu unterscheiden weiß, wird diese Art des heimlichen Hetärenthums für viel unsittlicher und auch viel mehr zersetzend halten, obwohl oder gerade weil es unter dem Deckmantel der Familie geschieht. Auch das Hetärenthum der genußsüchtigen verheiratheten Frau gehört hierher, die sich der anerkannten Dirne für überlegen glaubt, weil sie von ihren Liebhabern kein Geld annimmt. Welch eine Selbstbelügung! Sie ist viel schlimmer als die wirkliche Hetäre, die von dem selben Mann, dem sie sich giebt, ihren Unterhalt oder Theile ihres Unterhalts empfängt. Die treulose Ehefrau dagegen empfängt meist den Unterhalt von einem Anderen, dem ahnunglosen Gatten, und dieser Betrug ist gewiß mehr zu verurtheilen als das offene Handeln der wirklichen Hetäre. Am Allerschlimmsten aber ist das Hetärenthum, welches heute frech mit Weltanschauungforderungen, „neue Ethik“ genannt, in die Oeffentlichkeit tritt und für ein ungeregeltes Triebleben die Rechtfertigung durch eine neue Sittlichkeit verlangt.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß von allen Formen des Hetärenthums die heute ausschließlich dazu gerechnete, die Dirne, die harmloseste ist. Aus diesem Grund wäre allerdings eine Erneuerung der sittlichen Werthung erwünscht. Die wirkliche Dirne heuchelt weder Reinheit wie das flirtende Mädchen der Gesellschaft, noch rühmt sie sich der „völligen Uninteressirtheit“ ihrer Hingabe, noch verlangt sie um ihres Handwerks willen eine Umwerthung der Werthe; im Gegentheil: ihre sittlichen Urtheile sind oft sehr gerade und natürlich. Sie hält ihr eigenes Handeln im

Grund für schlecht, doch für entschuldbar, weil sie ja Keinem zur Rechenschaft verpflichtet ist; für den „unlauteren Wettbewerb“ aber, den ihr das Flirtmädchen, die Ehebrecherin und die Weltanschauunghure machen, findet sie meist treffende Bezeichnungen. Sie ist in ihrem Gefühl viel weniger entartet als Jene und hat in viel höherem Maß ein Recht auf unsere Theilnahme und unser Mitgefühl. Was sie hoch über die Anderen stellt, ist diese Thatsache: sie weiß, daß sie eine Dirne ist, und im Augenblick, wo ihr eine echte Liebe von einem ihr auch Eindruck machenden Mann entgegengebracht wird, steigt Alles, was in ihr gut ist, empor; sie wird dann ihr Dirnenthum hassen, in besonderen Fällen sogar endgiltig überwinden, niemals aber grundsätzlich ein Recht auf ihr Dirnenthum gegenüber der Geschlechtsfreiheit des Mannes behaupten, wie es die von der Gleichheit der Geschlechter überzeugte Dame, die sich auslebt, oder die Weltanschauunghure zu thun pflegen. Wer wagt, durch eine große Liebe eine reuige Magdalena zu erlösen, hat ein feierliches Schicksal, das ihn zu den tiefsten Schauern führen kann. Man denke an Dostojewskijs „Raskolnikow“ oder an Tolstois „Auferstehung“. Wer aber die Halbjungfrau, die bewußte Erotikerin oder die neue Ethikerin an sich kettet, ist einfach der dumme Kerl, der höchstens Mitleid erweckt, weil er Alles, seine Persönlichkeit, seinen Namen und sein Gut, für Die einsetzte, die ein Anderer für nichts haben konnte. Man beobachte ihn, wie er, die neue Weltanschauung seiner Frau mit saurem Gesicht vertretend, in den Ecken der Ballsäle herumsteht, während sie im Meer ihres läppischen Vergnügens plätschert. Wer die Dirne erlöst, bekommt Etwas von ihr, was kein Anderer besessen hat, ihre tief verborgene Reinheit; jene andere Frauen aber sind der Reinheit überhaupt unfähig, weil sie ja in ihrer Selbstverblendung nicht begreifen, daß sie Dirnen sind. Sie tragen das Dirnenthum mit in die Ehe. Sie können nicht büßen, da ihre Frechheit sie verhindert, eine Schuld zu sehen. Sie sind ewig unerlösbar, weil ihr Herz von falschen Lehrsätzen umstrickt ist.

Geschlechtliche Aufklärung sollte deshalb zu dem Entschluß führen, das Hetärenthum nicht zu unterdrücken oder wegzuleugnen, sondern es als Thatsache anzuerkennen, ihm aber seine Grenzen anzuweisen. Unsittliche Wirkung hat es nur dann, wenn es in die Familie eindringt. Daß die Familie hetärisch veranlagte Mädchen und Frauen mit Grausamkeit ausstößt, ist vollkommen berechtigt. Zu beklagen ist nur, daß diese Grausamkeit heute nachgelassen hat. Warum aber diese Frauen dann, nachdem sie von der Familie gelöst sind, weiter gequält und verfolgt werden sollen,

ist nicht einzusehen. In dem Augenblick, wo sie ihre wahre Stellung gefunden haben, erfüllen sie eine soziale Nothwendigkeit. Das muß anerkannt werden, ohne daß man sie darum den anständigen Frauen gleich achten soll, wie die Mutterschützlerinnen verlangen. Dafür, daß sie nicht die Würde der tugendhaften Frau besitzen, haben sie das Glück des Sinnenlebens, das sie ja selbst über Alles begehren; dafür, daß die frei herumschweifenden unter ihnen der körperlichen Untersuchung unterworfen sein müssen, sollte man ihnen auch einen besonderen Schutz angedeihen lassen. Nicht die Dirne ist heute das Uebel, sondern, daß sie so tief entwürdigt ist. Diese Entwürdigung aber liegt nicht in der Aufsicht, der sie ihrer Gefährlichkeit wegen unterliegt, sondern in der Ausbeutung durch den Geschäftsgeist, der die einzelne Dirne zwingt, sich zehnmal öfter preiszugeben, als sie eigentlich möchte. Sie ist Wirthen und Geschäftsleuten aller Art so wehrlos ausgeliefert und verschuldet, daß sie sich meist nicht helfen kann und sich in ihrem Gewerbe aufreibt, das, in natürlichem, also ihren Trieben entsprechendem Umfang ausgeübt, sie nicht zu schädigen brauchte. Daß sie dadurch viel leichter erkrankt und in einen Zustand der Verzweiflung geräth, wo ihr die eigene Gesundheit gleichgiltig wird, ist klar. Die sittliche Verwirrung, die heute überall, besonders auch bei den Behörden, in der Beurtheilung des Dirnenwesens besteht, nützt nur den Wirthen. Man verbietet den Frauen das natürliche Beisammenwohnen in abgegrenzten Vierteln, innerhalb derer sie eine ziemlich vollständige Freiheit genießen könnten, erlaubt aber in allen Gegenden der Stadt Nachtlokale, die ungeheures Geld einbringen, wo aber das letzte Ziel des geschlechtlichen Zusammenseins nicht erreicht werden kann. Ehe Dies möglich ist, müssen erst noch Kraftwagenunternehmer, Vermiether, allerlei Schmarotzer und Eckensteher verdienen, so daß nur ein geringer Theil des Verausgabten wirklich in die Hände des gehetzten Mädchens gelangt, von dessen Reizen ganze Schichten leben.

Dadurch, daß alle diese Lokale, Bars, Kabarets und Tanzhäuser mitten in die Städte verstreut sind, werden sie oft auch von Ehefrauen besucht, die „Das“ doch auch einmal sehen wollen. Selten begnügen sie sich mit einem Mal (was harmlos wäre), und so sieht man denn heute, besonders in den Samstagnächten, diese Orte mit Frauen angefüllt, die in Gesellschaft ihrer Männer im Verhalten den Dirnen nachzuahmen trachten, während sie sich im Grund ihrer Seele für anständige Frauen halten, welche die Dirne verachten. Was sie als Gattinnen und Mütter sein mögen, kann der Kenner aus jeder ihrer Bewegungen sehen. Würden all diese

dem Vergnügen dienenden Orte, auch Kabarets und Tanzhäuser, an bestimmte Viertel der Stadt gebunden, dann wäre ausgeschlossen, daß sich dort Familien einnisteten. Innerhalb jener Viertel aber könnte dann eine gewisse Freiheit herrschen und die Tänze selbst brauchten nicht von einem zu sittenstrengen Auge beurtheilt zu werden. Ob die Frauen oder Mädchen dort einzeln oder gemeinsam wohnen wollen, könnte freigestellt sein; nur müßten sie vor jeglicher Ausbeutung durch Gastwirte, Kupplerinnen, Händlerinnen und Zuhälter geschützt werden. Wenn der männliche Gast nicht länger gezwungen wäre, für nichtswürdige, gesundheitschädliche Verpflegung Wucherpreise zu zahlen, so käme auch ein solches Mädchen schneller zu Dem, was es braucht, ohne sich vorher in zweifelndem Warten zu erschöpfen, ob der „Kavalier“, nachdem er vom Wirth gerupft worden ist, auch noch Etwas für sie übrig haben wird. Die Mädchen selbst würden durch die Ungestörtheit ihrer Wohnungen nicht zu dauerndem Aufenthalt im Gasthaus veranlaßt und weniger oft dem Alkohol verfallen. Was sie heute neben der wirthschaftlichen Ausbeutung besonders entwürdigt, ist nicht die ihrem Wesen durchaus natürliche Preisgabe gegen Entgelt, sondern die schauderhafte sittliche Verwirrung, die sich in ihrer Beurtheilung äußert und die nur dem gewissenlosen Geschäftsmann Nutzen bringt; er, der durch die Ausstellung ihrer Reize wohlhabend wird, hält sich dabei nicht etwa für einen Hurenwirth. Der Besitzer eines berliner Nachtkaffeehauses, das in Sonnabendnächten mit Huren vollgepfropft ist, würde sich durch dieses Wort schwer beleidigt fühlen.

Die geschlechtliche Aufklärung, deren drittes Wort Wissenschaft ist, kümmert sich in Wirklichkeit allzu wenig um die wirklichen Ergebnisse der Forschung; sonst müßte sie die Kenntniß zu verbreiten suchen, wie grundverschieden Mann und Weib geschlechtlich veranlagt sind. Bei der Frau ist das Geschlecht der Mittelpunkt, bei dem Mann liegt es am Rand seiner Persönlichkeit. Aus diesem Grund ist das Geschlechtsleben, das sie erwählt, für die Frau entscheidend, für den Mann aber nur einer unter mehreren wichtigen Umständen. Die Blüthen des weiblichen Geschlechtes zeichnen sich durch Keuschheit, Liebesfähigkeit und Mütterlichkeit aus; aber nie waren sie geschlechtlos (was etwas Anderes ist als keusch). Dagegen sind unter den Männern von Bedeutung alle Spielarten der Geschlechtlichkeit vertreten. Der jüngere Pitt und Kant waren vollkommen ungeschlechtlich und unfähig. Das Selbe mag von manchen trefflichen Beamten und Gelehrten gelten. Caesar und Napoleon waren im höchsten Maß

„lasterhaft“. Auch von vielen bedeutenden Künstlern wird Dies gesagt. Von einer Frau zur anderen geschweift sind wohl fast alle. Die männliche Leistung ist eben nicht an das Geschlechtsleben gebunden; sie kann völlig verdichtet und beherrscht sein, wo das Geschlechtsleben flatterhaft schweifend ist und eben dadurch ein nothwendiges Ventil wird unter dem Hochdruck der Lebensaufgabe. Die Frau aber, die auf geschlechtlichem Gebiet mehrere Versuche gemacht hat, ist mindestens verbeult und befleckt. Auch erschöpft pflegt sie, wenigstens seelisch, sehr bald zu sein.

Gewiß giebt es auch Frauen, die eine geniale Veranlagung zu einer männlichen Geschlechtsfreiheit berechtigt. Man kann dabei an einzelne große Damen denken (die glänzendste war Katharina von Rußland), die durch hohe Geburt früh in die Kreise der Staatskunst kamen. Die meisten von ihnen aber haben Unheil angerichtet. Man kann von geschlechtlich genialen Frauen sprechen in den Berufen, die selbst im Grund nichts Anderes als ein erhöhtes Geschlechtsleben sind, wo die Frau aus ihrem eigenen Wesen Kapital schlägt. Das gilt besonders vom Beruf der Bühnenkünstlerin. Daß auch der Tanz eine Form der Erotik ist, beweist der Umstand, daß bei der befriedigten Frau die mädchenhafte Tanzlust abzunehmen, bei der unbefriedigten mit Gewalt hervorzubrechen pflegt.

Bei fast allen Frauen, nicht etwa bei den schwachen, sondern gerade bei den starken, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, weicht schließlich doch der Beruf vor der Mutterschaft. Es ist noch nicht ein Hundertstel der Frauen, denen man um ihrer echten Genialität willen eine Art Männersittlichkeit zugestehen darf. Ihretwegen kann man die sittlichen Forderungen nicht ändern. Bei einer Frau ist, wie gesagt, das Geschlecht Mittelpunkt und darum darf sie, wenn sie Gattin und Mutter werden will, nicht spielerisch damit umgehen. Die Frau aber, die selbst mit ihrem Geschlechtsleben spielt, wird zum Spielzeug des Mannes, zur Hetäre.

Das Spielen mit dem Geschlechtlichen muß von der Ehe so fern wie möglich gehalten werden. Der tiefste sittliche Irrthum unserer Zeit ist, in der Erotik nicht etwa ein Zugeständniß ans Menschlich-Allzumenschliche zu sehen, sondern einen eigenen Lebenswerth. So wird die Erotik heute in die Ehe getragen, der sie allen Sinn zu nehmen im Stand ist. Die Erotik ist Champagner. Eine Flasche muß auf einen Satz ausgetrunken werden; am anderen Tag ist sie abgestanden. Die erotische Ehe aber schmeckt bald wie abgestandener Sekt. Erotik gehört nicht ins Haus und kann höchstens außerhalb der gewohnten Lebenskreise

ohne Ekel genossen werden. Dafür, daß die Ehe nicht zu erotisch werden kann, sorgt ja in natürlichen Fällen die Mutterschaft; deshalb ist die gewollt kinderlose Ehe so unsittlich: die nicht genug in Anspruch genommene Frau (ein Beruf würde da nur oberflächlich helfen) ist zu sehr auf den Mann angewiesen und sucht daher das Wesen der Ehe immer mehr ins Erotische hinüber zu spielen. Statt eines Ventils wird auf diese Weise die Erotik zum Schwungrad des Zusammenlebens. Das wird heute vielfach bewußt erzielt. Es giebt Frauen, welche die Geliebte ihres Mannes zu sein und zu bleiben wünschen. In einer Ehe, die so anfängt, ist die Frau nach einem Jahr die Dirne des Mannes und nach zwei Jahren sein Brechmittel. Manchmal geht es auch noch schneller. Die Erotik ist etwas dem Wesen der Ehe vollkommen Entgegengesetztes, denn sie beruht gerade nicht auf innerer Zusammengehörigkeit, sondern auf eigenthümlichen äußeren Reizen, die durch einander innerlich Fremde erweckt werden. Sie ist weder Geschlechtlichkeit noch Liebe, vor Allem hat sie nichts mit Gefühlen zu thun. Sie ist ein kurzes Schauern, das weder durch Schönheit noch durch Gemüth hervorgerufen wird, sondern durch flüchtige Reize, denen man um keinen Preis der Welt jeden Tag ausgesetzt sein möchte. Ein fremdartiger Tonfall der Stimme, eine Uebertriebenheit in der Kleidung, eine gewisse Künstlichkeit der Ausdrucksweise, eine ausgesprochene Albernheit, Unbildung, ja, Häßlichkeit können erotische Reize vermitteln. Sichtbare Mängel werden nicht nur im Augenblick übersehen, sondern bilden zur größten Ueberraschung des Betroffenen vielleicht gerade das Anziehende. Der erotische Reiz kann allen unseren sonstigen Werthungen gerade entgegengesetzt sein; unsere Eitelkeit kann uns manchmal verbieten, ihn zuzugestehen. Aus Alledem sieht man, daß die Erotik eine prickelnde Teufelei ist, von der man sagen kann, daß sie in der Ehe sicher zur Gefahr werden muß.

Geschlechtliche Freiheit, Abweichung von dem allgemeinen Gebot ist da ungefährlich, wo sie in keinerlei Beziehung mit Ehe und Familie steht. Man muß alle Mädchen zunächst im Hinblick auf die Einehe erziehen, man soll keinerlei hetärische Gewohnheit bei ihnen aufkommen lassen und sie eben so fern halten von dem Anblick des Hetärenthums wie von dem Gift der „neuen Ethik“. Goethe sagte zu Eckermann (man nehme Dies für unsere Zeit nicht allzu wörtlich): „Und dann, was thun unsere Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster; das Theater ist nur für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren

die Mädchen im Kloster und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.“ Auch wo wirthschaftliche Gründe ein Mädchen zum Beruf zwingen, bleibe es nach Möglichkeit unter dem Schutz der Familie. Wenn sich aber ein zu unbändiger Trieb in einem Mädchen äußert, mit leichtfertiger Aufgabe alles Dessen, was ihr die Familie zu bieten hat, dann lasse man sie in Gottes Namen ihren Weg gehen. Sie soll aber darüber aufgeklärt werden, daß sie so, ob mit oder ohne Beruf, eine Hetäre wird, die in der Familie nichts mehr zu suchen hat. So würde das Hetärenthum, auf die Fälle beschränkt, wo es eine Naturnothwendigkeit ist, kenntlich und fast ungefährlich sein.

Die Männer aber sollten in ihrer Frau weder die Geliebte noch die Kameradin sehen (ein Wort, mit dem heute auch ein unerhörter Unfug getrieben wird), sondern ganz einfach ihre Frau, ihre allernächste Verwandte, die mit ihnen Freude und Leid theilt, die Mutter ihrer Kinder und das Wesen, mit dem sie auch die zweite Hälfte ihres Lebens zu theilen haben. Herz und Gemüth, Uebereinstimmung der aus ähnlicher Kinderstube stammenden Gewohnheiten werden die Hauptforderungen sein, die solche Lebensgefährten an einander stellen. Die Sittlichkeit kann in Einzelfällen oft ein Auge zudrücken; aber eben so wenig, wie es erlaubt sein darf, Leben und Eigenthum zu schädigen, darf die Reinheit der Familie praktisch oder auch nur theoretisch (in Zeitungen, Büchern oder auf der Bühne) angegriffen werden. Das hindert nicht, ihre Unreinheit zum literarischen Stoff zu wählen; nur darf der Verfasser nicht durch ungesunde Lehren verwirren.

Der Mann soll stets der Herr des Weibes bleiben; nie darf er sich an sie ganz verlieren und in den Fragen des sentimentalen und leidenschaftlichen Geschlechtslebens den Schwerpunkt des Daseins sehen wollen. Jugendthorheiten schaden nicht das Mindeste und zu bedauern ist, wer niemals geglaubt hat, eine Liebe werde ihn das Leben kosten. Etwas Anderes ist aber, auch als reifer Mensch noch solche Gefühlerschütterungen für etwas Geistiges zu halten und Sentimentalität und Erotik mit einer Frau auf weibliches Gebot hin geistige Gemeinschaft zu nennen. Habt Eure Frauen rechtschaffen lieb, aber bleibt dabei Ihr selber! Gewiß: Mancher verdankt seinem Weib, daß er die höchsten Gipfel des geistigen Lebens erstiegen hat; dafür aber war niemals Das bestimmend, was er als Gedankeninhalt von ihr übernommen hat, sondern: daß ihn ihr Herz und Gemüth mit einem Klima umgab, das seine eigenen Möglichkeiten erst zur Reife kommen ließ.

Oskar A. H. Schmitz.

Gefangen in der Heimath.

Wenn von Gefangenen, diesseits oder jenseits der Grenze weilenden, geredet wird, heftet sich unser Mitgefühl zunächst an ihre Unfreiheit, an die Einschränkung ihres trostlosen Daseins. Wie furchtbar für Menschen, die persönlich nichts verbrochen haben, sich nicht frei bewegen zu dürfen, unter Menschen zu leben und doch ausgeschaltet zu sein, in einem gesellschaftlichen Organismus nur ein totes Arbeitwerkzeug zu bedeuten und keinen der lebendigen Fäden zu fühlen, die sie in ein Ganzes einfügen! Ich aber muß dabei an Andere denken; an Die, deren Schicksal, trotzdem sie im eigenen Lande leben, in allen aufgezählten Punkten dem der Gefangenen gleicht; die, obwohl sie nichts verschuldet haben, in ihrer Bewegungfreiheit, dank einer toten Routine, die Alles gut nennt, was ist, gehemmt sind und aus den tausend lebendigen Zusammenhängen mit dem Ganzen, zu dem sie gehören, nur einen behielten: die Arbeit.

Ich meine die Tausende der „alleinstehenden" Frauen. Die Sprache bietet in einem Wort das richtige Bild. Einen alleinstehenden Mann, mag er noch so einsam und anhanglos durchs Leben gehen, giebt es nicht. Die Frau aber, der nicht ein Mann zur Seite ist, steht allein.

Unsere Gesellschaftnormen sind, von den Vorrechten der Gesetzgebung und Verwaltung bis hinunter zum Recht auf Geselligkeit und Zerstreuung, ganz auf den Mann zugeschnitten. Die Frau ist in ihnen nur als Anhängsel des Mannes gedacht. Nur durch den Mann hört sie auf, gesellschaftlich ein unwägbares Wesen zu sein; nur unter seinem „Schutz" darf sie gesellschaftliche Stellung, Bewegungfreiheit, Geselligkeit, Ansehen genießen; nur an seiner Hand kann sie sich als vollwerthiges Mitglied der Gesellschaft fühlen. Dieser Zuschnitt stammt aus einer Zeit, die, mag sie schön oder häßlich gewesen sein, längst von der kapitalistischen Fluth weggeschwemmt worden ist. Doch die Routine, die starre Säule aus Gedankenträgheit, hält mit unerschütterlicher Selbstverständlichkeit diesen grotesken Widersinn aufrecht.

Die fünfzehn Monate Krieg haben dem Sprüchlein, die Frau gehöre ins Haus, wohl Etwas von seiner überzeugenden Oberflächlichkeit genommen. Die Leute mit den tiefsten Baßtönen und den blindesten Augen haben vielleicht doch gemerkt, daß es eine stattliche Anzahl von Frauen giebt, denen das Haus, in das sie „gehören", fehlt. Und zuvor? Gab es da nicht die Armee der erwerbenden Frauen, von der Telephonistin bis hinauf zur

Lehrerin, Aerztin und Schriftstellerin, die kein Haus (gemeint ist doch immer das vom Manne bewohnte Haus) besaßen? Hat die Gesellschaft mit ihnen gerechnet? Sind sie nicht die Ausgeschalteten, die hinter Mauern Lebenden, ohne Kontakt mit dem Ganzen, zu dem sie gehören?

Der Kapitalismus hat die Frau, wie zuvor den Mann, zum Werkzeug für sich herabgedrückt. Aber auch hier fehlte den meisten Menschen der Muth des Bekennens. Statt die Frauenfrage mit all ihren Erscheinungen als eine der Logik der Dinge entsprungene Thatsache zu nehmen, mit ihr zu rechnen und aus ihr, geistig überlegen, die richtigen Schlüsse zu ziehen, wurde Jahrzehnte lang kreuz und quer herumsalbadert, ob die Frau das nöthige Gehirnquantum besitze, um, in der für den Herrn Doktor gegebenen Weise, Fräulein Doktor zu werden. (Man weiß kaum, was lächerlicher dabei überschätzt wurde: der „Doktor" oder der Mann.) Ob nicht viel nützlicher sei, daß die Frau zu Haus dem Gatten die Strümpfe stopfe, als daß sie sich in „fremden" Berufen herumtummle. Dabei wurde die Thatsache übersehen, daß dieser erträumte „Gatte" und wirkliche Mann ein paar Jahrzehnte seines Mannlebens lang auf die gestopften Strümpfe einer Gattin zu verzichten und seinen Bedarf an Weib in anderer Weise als durch eheliche Bande zu decken pflegt. Die Zweifler thaten, als wüßten sie nicht, daß die Frau, selbst die besser gestellte, die sich Studium leisten konnte, noch lange nicht in der Lage ist, sich einen passenden Gatten zu leisten. Man machte den Frauen durch billigen Hohn den Weg in Selbständigkeit sauer und schwer. Dieselben Männer, die, wegen ihres Gehirngewichtes und anderer ihnen gewichtig erscheinenden Fakta männlicher Beschaffenheit, nicht das kleinste Quäntchen ihrer bürgerlichen Vorrechte mit der bürgerlich auf sich selbst gestellten Frau zu theilen bereit waren, fragten sehr wenig nach dem Gehirngewicht der Frauen, die gegen genügende Barzahlung zu uneingeschränkten Mitgenießerinnen dieser Vorrechte wurden. Sie schmähten aber und höhnten die Frauen, die Selbstgefühl und Selbstachtung genug besaßen, aus eigener Kraft zu einer Geltung zu gelangen, oder solche Geltung forderten.

Täppisch (wie immer, wenn das gesellschaftliche Philisterthum Psychologie zu treiben beginnt) wurde das Streben der Einzelnen, die sich der toten Routine nicht beugen wollten, mit dem dehnbaren Wort Hysterie belegt. Man unterließ aber, sich wenigstens belehren zu lassen, daß Hysterie nur dort sich einstellt, wo dunkle Triebe gewaltsam unterdrückt werden, jede klare und offene Willensäußerung dagegen Gesundheit oder Gesundung be-

deutet. Man unterließ auch wohlweislich, neben der weiblichen Hysterie die männliche Neurasthenie zu nennen, die aus der selben Quelle entspringt: einer sinn- und vernunftwidrigen Unökonomie der geistig-seelischen Kräfte als Folge der sinn- und vernunftwidrigen Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen Baues. Man übersah folgerichtig auch die weite Verbreitung dieses Männerübels und seine, da es eben die Männer, die Schicksalslenker in unserer heutigen Gesellschaft, trifft, gewaltige Tragweite. Wer will ermessen, bis zu welchem Grade vielleicht eine durch Neurasthenie beeinträchtigte psychische Verfassung das Urtheil über die „Frau", wie über viele andere die Gemeinsamkeit betreffende Fragen, beeinflußt hat und den Dingen den uns leider nur zu gut bekannten, allen gesunden Empfindens, aller gesunden Logik spottenden Lauf gab?

Unter den Schäden des Verhaltens zur Frau ist der größten einer: sein Rückschlag auf die Frau selbst, die Demoralisirung ihres Fühlens und Denkens.

Unsere Zeit hat zwei ganz verschiedene Typen von Frau geschaffen, die sich innerlich kaum weniger schroff von einander unterscheiden als der Mann von der Frau. Hier die nur auf den Mann eingestellte Frau; dort die selbständige, leistende Frau, die, im Rahmen ihrer Klasse, einem naturgemäß erweiterten und erhöhten Kreis von Lebensinteressen zugewandt ist. Was sehen wir allzu oft? Die Gattin, die auf keinesfalls ungewöhnlichem Weg in die Ehe gekommen war, fühlt sich damit schon als den „besseren Menschen"; sie genießt eine Vorzugsstellung und lebt mit dem inneren Bewußtsein eines Menschen, der „es zu Etwas gebracht hat". Dieses Etwas, der Mann, und die äußeren Vortheile, die durch ihn der Gattin zufallen, läßt unbewußt oder bewußt in ihr den Rückschluß entstehen: die Andere sei, weil sie es nicht „zu Etwas zu bringen" vermocht hat, die Minderwerthige. Mag die Gattin dabei von dem ganz normalen Trieb, aus einem Minimum von Aufwand geistiger oder seelischer Güter ein Maximum von Befriedigung für sich zu erzielen, geleitet sein; die Rückfolgerung beruht auf einer verschwiegenen Unwahrheit, auf einem falschen Syllogismus, und fordert zur Abwehr auf: denn Niemand wird behaupten, daß die Frau Doktor, die ihren Titel und ihre Erhebung zur „Gattin" dem gut gehenden Bäckerladen oder dem Bankgeschäft ihres Vaters zu danken hat, mehr persönlichen Werth aufweist als das Fräulein Doktor oder die Lehrerin, die schon durch die an sie gestellten geistigen und sittlichen Anforderungen zu einer höheren Entwickelung ihrer Persönlichkeit

getrieben worden waren. Und doch giebt die beschränkte Einstellung der Gattin den Ausschlag für das allgemeine Verhalten zur Frau. Und dieses Verhalten wurde auch der Unverheiratheten aufgezwungen: sie selbst fühlt sich als die Verunglückte, die Degradirte, die Minderwerthige. Wer würde dem unverheiratheten Mann zumuthen, sich, weil ihm nicht eine vom Standesamt angetraute Gattin zur Seite steht, als minderwerthig zu empfinden? Daß die unverheirathete Frau sich so fühle, gilt als „natürlich", sie wird in dieses Gefühl gelenkt oder gestoßen. Und schon hat in Hunderttausenden dieser Auswuchs philistrischer Gesinnung die Seele plattdrückt.

Man fragt sich, wie es möglich sei, daß diese Philistergesinnung noch besteht, noch herrscht. Es ist möglich, weil der Mann gerade bei solchem Verhalten zur Frau sich als das Centrum sieht; weil sein Vorherrschaftbedürfniß hier schnell befriedigt wird, weil in ihm der Drang, mit einem Minimum von psychischem Aufwand ein Maximum von Erfolg für sich zu erzielen, genau so stark ist wie in der Frau.

Das junge Mädchen kann nicht zu einer richtigen Werthung ihres eigenen Wesens gelangen, kann gar nicht an einen Ausbau ihrer seelischen und geistigen Kräfte denken. Innere Leere, Haltlosigkeit, völlige Unkenntniß aller Dinge, die nicht auf äußere Wirkung hinzielen: da sind die Folgen der Formel „Der Lebensinhalt der Frau ist der Mann"; nicht der Interessenkreis des Mannes, nicht sein Streben, Denken, Wollen, sondern der Mann als gegebene Körperlichkeit mit einer bestimmten Anzahl physiologischer Abläufe.

„Jedes Mädel ist ja besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden!" Wie oft hörte man Männer so reden. Und ihre Gedankenträgheit hindert sie, zu sehen, durch wessen Schuld das junge Mädchen nur diesen einzigen Weg für ihr natürliches menschlich-weibliches Geltungbedürfniß sieht. Wirklich: die Mädchen sind besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden. Und die Stellung der Unverheiratheten ist Grund genug dazu. Das junge Mädchen opfert ohne Bedenken Liebe, Jugend, Glück für Ehe. Weil Ehe die einzige Sicherheit gegen völlige Entrechtung bietet; gegen Demüthigung durch die Frauen, die schon, glücklich oder unglücklich, drüben sind, und durch die selben Männer, die über „Besessenheit" spotten. Das erklärt auch, weshalb immer und überall das Geschäft der Heirathschwindler blüht. Doch man tadelt nur die Heirathschwindler, die ihre Opfer sitzen lassen, und vergißt die viel gefährlicheren, die ihre Opfer auch wirklich hei-

rathen. Ei, warum denn nicht? Die Kosten zahlt ja ein Anderer! Und die Folge ist: daß allein in Berlin dreißigtausend geschiedene Frauen leben. Aber Vernunftgründe und üble Erfahrungen Anderer kommen nicht gegen die Thatsache auf, daß es für die Frau um Sein oder Nichtsein geht.

Mencher erinnert sich wohl noch des großen Wortes, das vor ein paar Jahren ein gelassener Staatsmann von der Parlamentstribüne herab rief: „Die Ehe ist ja kein Liebesverhältniß!“ Nein, wahrhaftig, längst schon ist sies nicht mehr; sie ist auch kein Haßverhältniß, wie sie manche romantische Skeptiker nennen, und ist kein Mysterium, wie das religiöse Fühlen ihr zuweilen zuschreibt: sie ist ein Geschäft, ein „realpolitisches“ Privatunternehmen, wie fast alles Andere in unserer Zeit. Ein Geschäft aber, für das einer sehr großen Zahl von Frauen das nöthige Kapital fehlt. Diese Thatsache sollte die selbständige Frau ohne die übliche Verlogenheit nehmen lernen. Ihre erste Pflicht ist, sich von der Ideologie des Gegners zu befreien. Ihre zweite, sich persönliche Würde zu schaffen. Dann wird sich vielleicht eine Allgemeinheit gewöhnen, diese (nicht für den Mann, durch den Mann, von dem Mann erworbene) Würde zu achten.

Welche Frau von sittlichem Geschmack schaudert nicht bei der Vorstellung, daß jetzt, wo ein tragisches Weltgeschick Hunderttausende von Männerleben weggerafft hat, der tragisch-lächerliche Veitstanz um „den Mann“ mit noch wüsterer Kraft als bisher einsetzen wird? Und nach der unerbittlichen Statistik: umsonst. Nach der unerbittlichen Statistik müssen zu den bereits vorhandenen noch Hunderttausende von Frauen kommen, die sich den Gattinnenstand nicht erschwingen können.

Und alle sollen verkümmerte Existenzen sein? Sollen nach wie vor als Minderwerthige behandelt werden? Trotz persönlicher Vollwerthigkeit Unfreie sein? Sollen auf Liebe und Mutterglück verzichten? Keinen Anspruch auf soziale Stellung und Ansehen, die der Gattin durch das Geld sofort zufällt, haben? Sollen niemals die Möglichkeit erlangen, ihr Kind, ihre alternde Mutter, ohne selbst zu verhungern, genau so wie der arbeitende Mann zu stützen? Sollen in Millionenbetrieben, in denen jeder Jüngling es nach ein paar Jahren auf ein Hügelchen bringt, ihr Leben lang nur die elend entlohnten „Tippmamsells“ bleiben?

Die arbeitende Frau selbst kann diesen Mißstand abschaffen. Wenn sie eine eigenen Einstellung zu sich selbst findet und die der Gattin los wird. Wenn sie selbst ihr Geltungbedürfniß auf die Forderung persönlichen Werthes und persönlicher Leistung er-

hebt. Wenn sie Selbstachtung lernt. Wenn sie Liebe nicht mit Bund fürs Leben und dem Küchenhandtuchssprüchlein „Eigener Herd ist Goldes werth“ identifizirt, sondern sie als Erlebniß innerster Art hinnehmen lernt, wie es der unverheirathete Mann schon immer that. Wenn sie lernt, im Mutterglück das Glück der erweiterten eigenen Persönlichkeit und im Kind (ob es an der eigenen Brust genährt oder vernünftiger Anstaltpflege anvertraut wird) den künftigen Menschen und nicht das Spielpüppchen zu sehen. Dann wird sie auf den Fetischmumpitz mit den rosa und blauen Bändchen am Kinderwagen eben so schmerzlos verzichten wie auf das Küchengold des eigenen Herdes. Wenn sie die edelste Form menschlicher Beziehungen lernt: die Freundschaft. Die einzig geistige, auch vom Geschlecht unberührte Beziehung von Mensch zu Mensch.

Die Frau von heute ist noch seltener als der Mann (wie schon Nietzsche wußte) zu Freundschaft fähig. Der gewöhnliche „Freundinnen“-Kultus ist nichts Anderes als der Ausdruck des Wunsches, einander durch die bisher einzige Atmosphäre Mann zu „lanciren“. Seinetwegen werden diese Freundschaften geschlossen, seinetwegen zerfallen sie in nichts.

Wirkliche Freundschaft, die Glück und Förderung bedeutet, setzt Geist und Seele voraus. Geist aber war für die Frau bisher ein eben so unanbringbares Gut wie Wahrhaftigkeit. Denn auf dem Weg zum Mann kam sie noch immer mit „Klugheit“ und dem Gegentheil von Wahrhaftigkeit am Besten durch. War sie nicht deshalb von Einzelnen, von einem Nietzsche, einem Strindberg, verachtet? Ei, was machts! Herr Philister ists zufrieden und Frau Philister ists auch.

Es ist Zeit, daß die Frau nun die alten Waffen ablegt und neue ergreift, die ihr den Weg ins Leben, in Selbstachtung, in Selbstbehauptung erkämpfen können. Dann wird sie nicht eine Ausgeschaltete, eine Gefangene in der Heimath sein. Wird nicht allein stehen, wenn kein Gatte ihr zur Seite steht. Wird nicht selbst auf Geselligkeit, auf Zerstreuung verzichten müssen, wenn sie nicht „ausgeführt“ wird. (Welch armsäliges Wort! Und wie vielen Tausenden werden durch solches „Ausführen“ die Feierstunden und Feiertage zu Qualstunden und Qualtagen!) Dann wird die Frau auch einen Typus Mann schaffen, der nicht durch die traurige Genügsamkeit seiner Ansprüche an die Frau der höheren geistigen und sittlichen Entwickelung der Frau und damit der Menschen ein Hinderniß ist. Nadja Strasser.

Die religiöse Idee des Krieges.

Die Verehrung Jahwes im Alten Testament erweist sich zweifellos in erster Linie von einer politischen Idee des Volkes Israels getragen, der sich erst allmählich die religiöse beigesellt. Mit Jahwe siegte das „auserwählte Volk“ und die Niederlage war die Quittung für geschehene Untreue gegen den allgewaltigen Kriegesgott mit seinem Eifer und Zorn.

Mit den Propheten erst wächst der Messianismus zu einer idealreligiösen Erwartung heran, die dem unsicheren Schwanken des Kriegsglückes mit allen seinen materiellen und ideellen Folgezuständen ein Ende bereiten werde. Mit dem Messianismus stellt sich die Führerschaft des alten Judenthums auf den idealen Boden der Verheißung der Erlösung von allem irdischen Leid, aller völkischen Versklavung; und erschaut mit ihr das religiöse Gottesreich in seiner Vollendung. Mit seiner Verwirklichung hat der Krieg auf Erden in jeglicher Gestalt aufgehört und der ewige Gottesfriede seine Herschaft angetreten.

Diese Erlösung ist eine kollektive und bedarf nicht des Mittlerthums, wie es die christliche Lehre bei ihrem verwandten Idiom, dem „Reich Gottes“, das Jesus gepredigt, voraussetzt. Denn die Erlösung nach christlichen Begriffen ist eine persönliche auf Grund des stellvertretenden Leidens des Gottheilands; und erst nach dieser persönlichen Entsühnung, zu deren Vollziehung die christliche Lehre dem Einzelmenschen die sittliche Kraft abspricht, ist die Möglichkeit des allumfassenden Gottesstaates gegeben.

Sowohl der jüdische Messianismus wie das christliche „Reich Gottes“ schließen den Krieg nach ihrer Verwirklichung aus und sind beherrscht von der Idee des ewigen Friedens, der ein sittlicher Idealismus im Sinn des Alten wie des Neuen Testamentes sich nicht entäußern kann. Von diesem sittlichen Idealismus darf und muß aber auch geredet werden inmitten der Erlebnisse der brutalen Wirklichkeit. Der Glaube an den Sieg der idealen Idee über die Wirklichkeit braucht keinen Anwurf zu fürchten, als entzöge man sich den vom Augenblick oder vom rein Menschlichen gebotenen Nothwendigkeiten, sobald man nur die Gegenwart versteht als einen Punkt in der gesammten historischen Entwickelung, deren Ende eben die Verwirklichung der religiösen Idee, wie sie sich lebendig im jüdischen Prophetenthum und in der urchristlichen Anschauung offenbart, bildet.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph des „Pathos der Distanz“, hat wohl als Erster klar erkannt, daß die jüdisch-christliche Religion einem proletarischen Ursprung ihr Dasein verdankt. Nicht von Herrschenden und Besitzenden, sondern von Deklassirten und Verarmten ist der Charakter der jüdischen Religion erstmals geformt, erlebt, bestimmt worden. Max Maurenbrecher hat in seinem Buch „Das Leid“ (Jena, bei Eugen Diederichs, 1912) diesen Gedanken geistvoll beleuchtet. Nietzsche

hat wohl mit Recht auf Grund dieses verschiedenen sozialen **Ursprunges** auch die Verschiedenheit des Charakters der jüdischen von der griechischen Religion erklärt. Der Unterschied in der gedrückten Stimmung und der wirklichkeitfremden Bildung des israelitischen Tagelöhners und Sklaven des achten und siebenten Jahrhunderts im Gegensatz zu dem freien, heroischen, fröhlicher Gegenwart lebenden Athener des fünften Jahrhunderts, in dessen Denken wirthschaftliche Sorgen nicht einbrachen, ist zu Ungunsten des Ersten so deutlich, daß die Tragweite sich auf die gesammte Weltanschauung, besonders auf die religiöse Anlage, erstrecken mußte.

Das Leiden am unverstandenen Weltproblem, an ungewollter Schuld, an politischen Sorgen, dessen ergreifendsten Ausdruck die griechische Tragödienkunst in sich birgt, ist die Signatur des Griechenthums, sofern es den Grundgedanken seines philosophischen Lebenswerkes betrifft. Die Schutzlosigkeit gegenüber den herrschenden Klassen, Hunger, Krankheit, Krieg und Rechtsfragen: das zermarternde Gemengsel der sozialen Probleme ist die Lebensfrage des alten Judenthums. Aristokratie und Proletariat stehen einander hier in völkischer Abgeschiedenheit gegenüber. Diese innere und äußere Enterbtheit von dem reich besetzten Tisch nationaler Wohlhabenheit und Unabhängigkeit ist psychologisch der geeignetste Boden für das zuversichtliche Vertrauen auf die Hilfe der unsichtbaren Gottheit; nur Einer kann aus der Knechtung und Sorge des täglichen Daseins erretten: Jahwe, der Gerechte, der Rächer aller Unterdrückten; er läßt sein Volk, dem er sich durch die Propheten offenbart, nicht untergehen.

Die Wandlung dieses politischen Gottesglaubens zum religiösen Ideal ist das erhabenste Verdienst der alttestamentlichen Propheten. In diesem religiösen Glauben wuchs die engbegrenzte Volksreligion über ihren eigenen Rahmen hinaus ins Universale und in den großen Gottesstaat hinein; die Verwirklichung des Messianismus bildete die Lösung der ganzen Daseins- und Leidensfrage. Armuth und Sorge, Krieg und Fehde, Unterdrückung und Knechtsthum sollten ihr Ende finden in diesem Ideal, die Erlösung Israels durch Jahwes Güte und Gerechtigkeit wurde zum Inhalt religiöser Zuversicht erhoben.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß die Propheten wohl das Bewußtsein, aber nicht den Ausdruck ihrer Zeit verkörperten. Das Volk pflegt einer abstrakten Idee meist nur dann volles Verständniß und nachhaltige Zuversicht entgegenzubringen, wenn sie einen Träger aufweist. Die Macht der Rede läßt erst die Idee lebendig werden; man folgt dem Führer und nur mit ihm wird die Idee siegen. So ist der altjüdische Messianismus im Volk vielleicht eine mehr oder weniger verschwommene Hoffnung gewesen; im Wesentlichen aber führte die Erfüllung der messianischen Hoffnung über die Erscheinung des politischen Heros, des kriegerischen Helden. In engster Verbindung sehen wir hier religiöse Hoffnung mit kriegerischem Heldenthum, denn im Volksbewußtsein waren diese Dinge untrennbar.

Der historische Jesus hat diese Erwartung nicht erfüllt und auch nach seiner ganzen Geistesrichtung nicht erfüllen wollen. Mit äußerster Schärfe hat Paul de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" betont, es sei „Theologenlogik", zu sagen, obwohl Israel in Jesus den Messias nicht erkannte, sei Jesus doch der Messias Israels, und obwohl die eigentliche Gemeinde des Evangeliums den Paulus als Verderber haßte, sei dennoch Paulus der wahre Vertreter des Evangeliums. „Wenn irgendwelche Kirche diese Art Logik weiter treiben will, mag sie es thun: Jeder, der von Wissenschaft das Mindeste weiß, verbittet sich sie und Alle, die ihr huldigen". Der Sinn des Protestes ist klar; und die historische Entwickelung des Christenthums hat darüber keinen Zweifel gelassen, daß in dem Augenblick, wo die Ausbreitung der jesuanischen Gemeinde ihren Stifter vergottete, der tiefe, trennende Einschnitt zwischen Judenthum und Christenthum vollzogen war.

Der Jesus des Christenthums in seiner ursprünglichen Gestalt war, im Gegensatz zur jüdischen Volkserwartung, kein politischer Held, kein Kriegsheld, sondern ein sittlicher Lehrer des Einzelnen, der das Individuum für die Idee des „Reiches Gottes" zu gewinnen trachtete. Sein Sozialismus ist identisch mit addirter Individualhumanität, nicht mit „Moral der Masse". Weil sie Individualmoral ist, hat Jesu Moral ein internationales, ein distanzloses Wesen.

In Kauffmanns „Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert" wird darauf hingewiesen, daß Fichte noch 1806 den Satz drucken ließ: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?" Die Wahrheit ist eben die, daß die Menschheit sich nicht aus Einzelnen, sondern aus Völkern zusammensetzt, daß Völkermoral und Völkerinteressen nicht bloße summirte Größen sind. In der Konstitution ist das Christenthum gegenüber stärkeren profanen Mächten unterlegen; der Kommunismus der urchristlichen Gemeinde war unhaltbar gewesen. Darum darf aber nicht der regulative Werth christlicher Moral verkannt werden, die Hoheit persönlicher ethischer Ueberzeugung, Rechtlichkeit und echter Religion, zu der auch der Glaube an die Verwirklichung des Ideals gehört.

Je gründlicher man sich mit der Motivfrage der jesuanischen Lehre und ihrer kausalen Begründung beschäftigt, um so bedeutsamer tritt die Erwartung des Meisters, die „Erfüllung" des „Reiches Gottes", und zwar auf Erden, werde sich in aller Kürze vollziehen, nachdem er seine Mission, die Menschen zu dem erhofften „Reiche Gottes" „geschickt" zu machen, erfüllt hätte, als ein beherrschender Leitgedanke seines ganzen Systems entgegen. Das sittlich geläuterte irdische Reich sollte sich dem Reich des himmlischen Vaters vermählen; zu dieser Verwirklichung sollte das Erscheinen des in einzigartiger Gemeinschaft mit dem Willen und den Gedanken des Vaters sich fühlenden Reformators des jüdischen Gesetzes, als den Jesus sich ansah, den Boden bereiten. Wohl sollten die Jünger hinausgehen, um das Evangelium den Heiden zu predigen. Ihre Arbeit galt der Propaganda für eine

geistige theokratische Gemeinschaft, in die Jeder eintreten konnte, „der Ohren hat, zu hören“. Das war kein profan-politischer Gedanke. Wäre ein solcher das Ziel Jesu gewesen, so wäre gar nicht zu verstehen, daß auch nicht ein einziges Wort von ihm überliefert ist, das sich mit dem Begriff des Vaterlandes, des Patriotismus, der bürgerlichen Gemeinschaft, der Rasse und ähnlicher politischen Wendungen beschäftigt. Die Stellung des jüdischen Staates zum römischen Reich gehört gar nicht in den Bereich der Gedanken seiner empfundenen Weltmission; die kriegerische Tugend, der Muth, die Tapferkeit: sie werden nicht mit einem Worte des Lobes bedacht. Darauf hat schon Ernst Renan in seinem Brief (von 1870) an David Friedrich Strauß hingewiesen.

In allen diesen Dingen liegt das grundsätzlich Unpolitische der jesuanischen Lehre deutlich ausgeprägt. Welche Bedeutung konnte auch die Staatspolitik haben angesichts des nahenden Gottesreiches, von dem Jesus die Auflösung aller kleinlichen irdischen Konflikte, das Vergehen aller irdischen Staatengebilde erwartete? Hier herrschte nur die Liebe und die Herrlichkeit des himmlischen Vaters und ließ sich nicht an nationale Forderungen und Eigenheiten binden.

Mit diesen Feststellungen aber gewinnen wir den Schlüssel zur Erklärung der trotz aller Ableugnung nicht wegzustreitenden Weltfremdheit und geistigen Einseitigkeit der ursprünglichen jesuanischen Lehre, die um so heller hätte einleuchten müssen, wenn nicht, statt des von Jesus verheißenen Gottesstaates auf Erden, bald nach des Meisters Tode die Vergöttlichung des sittlichen Reformators unter der Obhut des philosophisch-spekulativen, mit den griechischen Logos-Ideen wohlvertrauten Paulus verlangt worden wäre.

Und doch erhob immer wieder die Profan-Politik beherrschend ihr Haupt; sie hat die Jahrhunderte des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit hindurch so tiefschürfend die Geschicke der Völker durchfurcht, daß, sollte nicht das im Urgrunde individualistisch-sittlich angelegte Christenthum untergehen, sich dessen Träger bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, der Katholizismus, für verpflichtet hielt, politische Fragen christlich zu durchsäuern, und zwar im Sinn einer kirchlich-politischen Hierarchie. Diesem Gedanken ist die Katholische Kirche, wenn sie auch im Protestantismus einen nicht zu unterschätzenden, die Weltlichkeit alles Politischen im ursprünglichen Sinn der Jesuslehre betonenden Gegner findet, niemals untreu geworden. Davon zeugt auch jetzt wieder der Befehl des Papstes, daß in allen seiner Macht unterstellten Gotteshäusern um Frieden gebetet werde. Der Krieg gilt als eine Auflehnung wider den Gedanken des „Reiches Gottes“, das, nach dem jüdischen Messianismus und nach dem Wort Jesu, mit Völkerfehden unvereinbar ist. Aus der Individualsittlichkeit des Heilands will die Katholische Kirche eine Völkerethik ableiten und sich auch dadurch als die irdische Vertreterin des Gottesstaates noch in unserer Alltagswirklichkeit erweisen.

Die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart lassen darüber keinen

Zweifel, daß die Profan-Politik stärker gewesen ist bei der Gestaltung des Weltbildes als die auf dem fernen Boden Palästinas geborene christliche Sittlichkeitlehre, die ihr auf das Individuum zunächst berechnetes Wesen nicht verleugnen kann. Vor der rohen Gewalt ist der sittliche Wille vor die Entscheidung gestellt, sich aufzuopfern und unterzugehen, gleich dem ergebenen, widerstandlosen Dulderthum der christlichen Märtyrer, die in eudämonistischem Gerechtigkeitglauben sich der blutigen Entscheidung der römischen Caesaren unterwarfen, oder mit dem Schwert in der Hand sich geltend zu machen und als Verbündeter eines die ganze sittliche Welt überschattenden Kulturgedankens aufzutreten.

Man nenne diesen thätigen Heroismus des sittlichen Willens Nothwehr und spreche ihm nicht den Idealismus ab, der im Kampf für Kultur, für Sitte und Recht liegt, man lasse dahingestellt, ob Jesus die Nothwehr des Einzelnen für sittlich erlaubt hielt; er hat dem Petrus geboten, das Schwert in die Scheide zu stecken, und hinzugefügt, wer das Schwert ergreife, werde durch das Schwert umkommen. Wir fragen heute ernster denn je: Bedarf es wirklich des Kampfes? Steht die Kultur vor der Frage des Seins oder Nichtseins?

Und wir werden die Frage in vollster Ueberzeugung bejahen. Nicht werden wir den gewaltigen Kampf der Millionen gegen Millionen als ein Glück oder gar als einen Fortschritt im Gesammtleben der Völker bezeichnen, nicht werden wir behaupten dürfen, daß unser Kampf im Programm des Stifters des Christenthums vorgesehen sei; wir werden sogar den Einzelnen von der Erfüllung der sittlichen Pflicht, nicht zu hassen und nicht zu töten, entbinden müssen. Aber von der Pflicht, als Volk den Kulturgedanken zu vertheidigen, um im blutig erkämpften Frieden die Möglichkeit der Lebensführung nach dem Sittengesetz des eigenen Gewissens zu haben, kann das Volk, dem ein Kant und ein Goethe gegeben ist, dem auf den Kathedern deutsche Ehrlichkeit, deutsche Arbeit, deutsches Recht in verschiedenster und doch einheitlicher Gestalt gepredigt wird, nicht lassen.

Auf dem Schlachtfeld entscheidet nicht, ob einen Gottentfremdeten die Noth beten lehrte, ob den Gläubigen das Vertrauen, vor allen Anderen im Schutz der Gottheit zu stehen, erfüllt, ob der Freigeist mit gleichem Muth dem wirren Fluge der Geschosse trotzt. Daß der Gedanke, aus den grausigen Gefilden steige die Erlösung vom Uebel, lebendig sei in jedem einzelnen deutschen Herzen, daß wir hinauswachsen über die Vergangenheit, auf deren idealen Gütern sich neue Werthsetzungen aufbauen, sollten sie uns selbst die Unzulänglichkeit alter, geheiligter Anschauungen offenbaren: Das sei unser heiliger Wunsch und unsere religiöse Zuversicht.

Professor Dr. Friedrich Köhler.

Selbstanzeigen.

Die Entwickelung der Diskontpolitik der Bank von England; 1780 bis 1850. Verlag von Karl Heymann in Berlin.

Die Aufgabe der Diskontpolitik.

Als Diskontpolitik einer Centralnotenbank bezeichnet man ihr bewußtes Vorgehen nach bestimmten Grundsätzen gegenüber Diskontirungsgesuchen. Diese Grundsätze ergeben sich daraus, daß der Centralnotenbank sowohl privatwirthschaftliche wie vor Allem volkswirthschaftliche Aufgaben obliegen. Ein solches Institut darf sich nicht, wie die Privatbanken, in erster Linie vom Erwerbsinteresse leiten lassen, sondern es hat daneben Pflichten für das Gemeinwohl zu erfüllen. Die privatwirthschaftliche Aufgabe einer Centralbank besteht darin, einen im Verhältniß zu ihren Verbindlichkeiten ausreichenden Barbestand zu halten, und zwar nicht allein bei ruhigem, normalem Verlauf des Erwerbslebens, sondern auch in bewegten, kritischen Zeiten. Daher muß sie einer zu großen Ausdehnung ihrer Verbindlichkeiten und Metallabflüssen in den inneren Verkehr und namentlich ins Ausland unter Umständen entgegenwirken. Die befriedigende Lösung dieser privatwirthschaftlichen Aufgabe ist insofern von erheblicher volkswirthschaftlicher Bedeutung, als die Sicherung der eigenen Zahlungfähigkeit der Centralbank, des Hauptsammelbeckens des nationalen Barschatzes, gleichbedeutend ist mit der Aufrechterhaltung der Landeswährung. Aus diesem Becken werden, wenn erforderlich, die Zahlungen an das Ausland geleistet; auf ihm ruht in letzter Linie der stattliche Bau der Kreditzahlungmittel in den modernen Kreditwirthschaften; es dient als finanzielle Kriegsreserve, wenn die Ehre der Nation auf dem Spiel steht. Zwar bildet auch das Gold im freien Verkehr eine Reserve für die Volkswirthschaft. Aber der Goldbegehr schöpft besonders gern aus dem leichter faßbaren Vorrath der Centralbank; denn eine größere Goldnachfrage läßt sich aus der Cirkulation erst nach mühevoller Sammelthätigkeit befriedigen. Selbst wenn größere Beträge dem freien Verkehr entnommen würden, müßte die hier entstandene Lücke doch wieder von der Centralbank ausgefüllt werden.

Die besonderen volkswirthschaftlichen Funktionen der Centralnotenbank bestehen in der Ueberwachung der Kreditbedürfnisse der Geschäftswelt. In Zeiten wirthschaftlichen Niederganges muß die Bank den erschlafften Unternehmungsgeist durch billige Kreditgewährung aufzurütteln suchen. In Perioden anschwellender Spekulation und überschäumenden Bethätigungdranges hat die Centralbank eine einschränkende Politik zu befolgen. In Tagen der Krisis muß sie als letzte Kreditquelle der bedrängten Geschäftswelt zu Hilfe kommen. Sie muß bald anregend, bald mäßigend in das Wirthschaftleben eingreifen.

Für eine Centralnotenbank, die nicht zur Einlösung ihrer Noten in Bargeld verpflichtet ist, bleiben die hier angedeuteten Gesichtspunkte dennoch bestehen; denn das Interesse, ihren Notenumlauf in gebühren-

den Schranken zu halten, erfordert ein ähnliches Verfahren, wie wenn die Bank für die Einlösbarkeit ihrer Noten Sorge zu tragen hätte. Soll eine Centralnotenbank mit Erfolg ihres verantwortungvollen Amtes walten, so muß sie außer ihrer eigenen Lage die der gesammten Volkswirthschaft in den Kreis ihrer Erwägungen rücken. Sie darf sich aber nicht allein damit begnügen, die jeweils vorhandene Konjunktur ihrer Diskontpolitik zu Grunde zu legen, sondern sie hat weitausschauend die Bahnen abzuwägen, in denen die einzelnen Erwerbszweige des Inlandes und auch des Auslandes (wenigstens so weit diese auf das heimische Wirthschaftleben rückwirken können) sich zu bewegen streben.

Beziehen sich die vorheregehnden Ausführungen auf den Umfang des Begriffes der Diskontpolitik, so bedarf es weiter noch einiger Erörterungen über dessen Inhalt: über die einzelnen Maßnahmen, die man unter dem Begriff Diskontpolitik zusammenfaßt.

Eine große Anzahl diskontpolitischer Maßregeln ist von den Centralnotenbanken im Lauf ihrer Entwickelung angewendet worden und wird noch heute angewendet. Aber heute giebt es unter diesen Mitteln eins, nämlich die planmäßige Regulirung des Diskontsatzes, das alle anderen an Schärfe und Schneidigkeit so weit überragt, daß man vielfach Diskontfestsetzung schlechthin mit Diskontpolitik identifizirt. Der Diskontsatz (Das heißt: der Zinsabzug, den die Bank beim Ankauf von kurzfristigen, sicheren Handelswechseln macht und nach dem sich ihr, meist höherer, Lombardzins bemißt, die Rate für kurzfristige Darlehen gegen Unterpfand) übt eine doppelte Wirkung aus. Er regelt die an die Bank herantretenden inländischen Kreditansprüche. Seine Erhöhung tritt einer übermäßigen Zunahme der Verbindlichkeiten der Bank entgegen; durch seine Herabsetzung zeigt die Bank an, daß sie ihre Mittel in größerem Umfang nutzbringend zu beschäftigen sucht. Zweitens beeinflußt er die Kapital- und Edelmetallübertragungen zwischen den Völkern. Ein erhöhter Diskontsatz bietet dem kurzfristige Anlage suchenden internationalen Geldkapital eine günstigere Verwendungsgelegenheit; in Folge einer Ermäßigung des Diskontsatzes strebt das internationale Geldkapital nach anderen Märkten, die eine höhere Verzinsung gewähren.

Zu dieser zweiten Wirkung ist freilich erforderlich, daß der Bewegung der Bankrate der Privatdiskontsatz am offenen Markt folgt: der Zinssatz für erstklassige Bankaccepte, der namentlich wegen der in ihm enthaltenen geringeren Risikoprämie meist niedriger ist als jene. Denn die internationalen Geldverschiebungen werden mit der Hilfe solcher Wechsel auf der Grundlage des Privatdiskonts vollzogen und von der Bankrate nur so weit berührt, wie diese auf den Privatdiskontsatz einzuwirken vermag. Dies geschieht erstens dadurch, daß die Centralbank durch eine Diskonterhöhung eine Anzahl Kreditsucher dem offenen Markt zutreibt. Diese an den Markt herantretende zusätzliche Nachfrage verringert dessen verfügbare Mittel; eine Erhöhung des Geldleihpreises ist die Folge. Je größer also der Antheil der Centralbank am Leihgeschäft des Landes ist, desto prompter wird

die Wirksamkeit ihrer Diskontaktion sein. Eine Annäherung des Privatdiskonts an diese erhöhte Bankrate findet auch dadurch Statt, daß nicht der beständig wechselnde Privatdiskontsatz, sondern die stetigere Bankrate die Richtschnur für die Zinssätze der vornehmsten Zweige des privaten Bankgeschäftes bildet, wie für das Depositen-, Lombard- und Kontokorrentgeschäft. Die Vergütung eines höheren Depositenzinses zwingt die privaten Geldverleiher, sich durch Berechnung höherer Diskontsätze schadlos zu halten. Weiter bietet eine Erhöhung des Zinsfußes auf Vorschüsse im Lombard- und Kontokorrentverkehr bei gleichbleibendem Privatdiskont einen Anreiz zur Benutzung des Acceptkredits, indem der Kunde auf seine Bank einen Wechsel zieht, ihn von der Bank acceptiren läßt und zum Privatdiskont begiebt. (In praxi übersteigen die Unkosten des Kunden den Privatdiskont um Acceptprovision, Wechselstempel usw.) Abgesehen davon, daß dadurch die Acceptverpflichtungen der Banken ein unliebsames Anwachsen erfahren, erhöht sich auf diese Weise das Angebot von Bankwechseln und deshalb der Privatdiskontsatz.

Das verläßlichste Mittel für ein Centralnoteninstitut, eine Divergenz zwischen Bank- und Privatdiskont zu beseitigen, ist das zuerst erörterte, nämlich die Erringung eines starken Antheils am Leihgeschäft. Eine weniger kräftige Centralbank wird sich, um eine Diskonterhöhung zu voller Geltung zu bringen, unter Umständen einer weiteren diskontpolitischen Maßnahme bedienen: sie tritt als Geldnehmer auf den offenen Markt und sucht dessen verfügbare Mittel einzuschränken, um ihn so zu zwingen, ihrer Politik zu folgen. Die übrigen, heute angewandten diskontpolitischen Maßregeln bezwecken meist die Erleichterung des Goldeinganges oder die Erschwerung des Goldausganges: die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren; die Hergabe abgenutzter Goldmünzen an die Goldexporteure; die Goldpreispolitik (die wechselnde Festsetzung der An- und Verkaufspreise von Barren und Sorten); die besonders von der Bank von Frankreich gepflegte Goldprämienpolitik, die darin besteht, daß die Bank (auf Grund des ihr zustehenden Rechtes, nach ihrem Belieben ihre Noten in silbernen Fünffrancsstücken, die wegen ihrer Unterwerthigkeit nicht exportfähig sind, statt in Goldmünzen einzulösen) bei der Herausgabe von Gold für Ausfuhrzwecke in gewissen Fällen ein Aufgeld (prime) verlangt; die Devisenpolitik (das Halten ausländischer Wechsel zur Beeinflussung der Wechselkurse); die gegenseitige Aushilfe der Centralbanken verschiedener Länder und Aehnliches. Im Vergleich mit dem wechselnden Anziehen und Nachlassen der Diskontschraube gelten diese sonstigen Bestandtheile der Diskontpolitik heute aber nur als Aushilfmittel, die dazu dienen, unter gewissen Bedingungen die Macht der Bankrate zu verstärken oder deren zu häufiges und zu weites Schwanken im Interesse möglichst gesicherter kaufmännischer Kalkulation zu vermeiden.

So einfach uns heute das Problem scheint, so hat es doch einer

langwierigen Entwickelung bedurft, um die Grundsätze zu verstehen, nach denen die Bestimmung des Diskontsatzes zu erfolgen hat. Erst nach vielen tastenden Versuchen mit Maßnahmen, die, ohne die Wirksamkeit von Diskontveränderungen zu besitzen, das Wirthschaftleben viel ärger störten, machte, seit etwa 1850, die älteste und bedeutendste der modernen Centralnotenbanken, die Bank von England (und bald ihrem Vorbilde folgend ihre kontinentalen Schwesterinstitute) von diesem Mittel bewußten Gebrauch. Dr. Peter Aretz.

Der Sachwerth. Leipzig, Duncker & Humblot.

In meinem Buch gehe ich, im Gegensatz zu Marx, davon aus, daß nicht die Gesellschaft, sondern der Einzelne, den ich Robinson nenne, die maßgebende wirthschaftliche Einheit ist. Der Einzelne ist eine Einheit, weil bei ihm Bedarf und Arbeitkraft in natürlichem Gleichgewicht stehen, und er ist maßgebend, weil sein subjektiver Bedarf über die Bewerthung irgendeines Gutes entscheidet. Hieraus ergiebt sich, daß das Werthurtheil durchaus subjektiv ist und über das selbe Gut, sei es bei verschiedener Bedarfsgröße, sei es bei verschieden großer Arbeitkraft, verschieden ausfallen muß. Aus diesen Verschiedenheiten wird dann die wahre Natur des Mehrwerthes abgeleitet: er läßt sich immer auf eine vom Konsumenten ersparte Arbeitleistung zurückführen. Daneben wird erörtert, daß der Tausch wirthschaftlich ein ganz anderes Geschäft ist als der Kauf: dort werden Bedarfsgüter ausgewechselt, hier Arbeitleistungen, woraus sich erklärt, daß der Mehrwerth erst in der kapitalistischen Gesellschaftform auftritt. Dies führt auf den Unterschied zwischen der kapitalistischen Gesellschaftform und ihren Vorgängern und erklärt auch die verschiedene Beurtheilung des Zinsnehmens. Dann wird nachgewiesen, daß die marxische Formel des Mehrwerthes falsch ist. Der Mehrwerth kann nicht auf der Seite des variablen Kapitals entstehen, sondern nur auf der Seite, wo der Gesammtbedarf gegenüber der Gesammtarbeitkraft gering ist, also beim konstanten Kapital: bei der Maschine im Gegensatz zur menschlichen Arbeitkraft, bei dem Kapital im Gegensatz zur Maschine. Ein weiteres Ergebniß der Erörterungen ist, daß nicht der Lohnarbeiter produktiv ist, sondern der Unternehmer. Jener ist überhaupt von der Produktion ausgeschlossen; seine einzige Absicht ist, seine Arbeitkraft in ihr Aequivalent, das Geld, umzusetzen, das zugleich Aequivalent seines Bedarfes ist. Da er das Geld völlig zur Deckung seines Bedarfes verbraucht, bleibt nichts übrig, was man als neu geschaffenen Werth bezeichnen könnte. Die Verkennung dieser Thatsache beruht darauf, daß Marx dem Produkt des Lohnarbeiters schon bei Diesem den selben Werth beilegt, den ihm erst der Konsument giebt, während es dort nur den Werth der darauf verwendeten Arbeitleistung oder ihres Aequivalentes in Geld hat. Und dieser Werth wird ja dem Lohnarbeiter vergütet. Doch werden die sozialen Mängel unserer Gesellschaftform in meiner Darstellung nicht verkannt. Freiherr von Ketelhodt.

Die Frau des Kommandeurs.

Es trug die warme Luft mit gleißnerischem Wehn
Vom schon gefallnen Laub Geruch der ersten Fäule.
Ich sah sie fern vor mir durchs Grün der Gärten gehn,
In Schleier schwarz und Kleid, wie eine schwarze Säule.

Septemberbläue hing im Lichte überm Teich,
Da saß sie auf der Bank im Schatten der Platane;
Zu folgen schien sie dort dem feierlichen Schwane,
Im grün und gelben Laub, im Trauerweiden-Reich.

Als nun mein Schritt erklang, erhob sie das Gesicht,
Das war nicht jung, nicht alt, von hart gewordner Schöne.
Und ich erkannte sie. Ihr lebten Mann und Söhne;
Und alle waren einst und alle waren nicht.

Die Gärten heimathlich, in einem ewigen Frieden,
Sie feierten ringsum die sanfte Sterbezeit.
Inmitten saß sie da in ihrem schwarzen Kleid;
Und sie begriff es nicht und war nicht mehr hienieden.

Der Eine bei Saint-Dié, am Hang des Wasgauwalds,
Der Andre bei Lagarde, bei Saint-Quentin der Dritte . . .
Es spreizte sich der Schwan und streckte seinen Hals,
Da las sie mir im Aug', daß Einer mit ihr litte.

Und da erkannte sie den überreifen Duft,
Den Himmel süß und blau, das schweifende Gelände.
Da neigte sie das Haupt und faltete die Hände
Und duldete voll Pein den Kuß der ewigen Luft.

Ihr Leben war vorbei, nur Sterbezeit noch blieb —
Von ferne sah ich sie, die immer Schwarze, ragen,
Ein finstrer Speer, den dort ein Gott ins Erdreich trieb,
Vom großen Baum ein Ast, der göttlich Frucht getragen.

O tiefes, stilles Land! O feierliche Zeit!
O Heimathgarten schön! O Langmuth im Engleiten!
O tiefer, tiefer Ton der goldnen Liebessaiten!
O Traum von Glanz und Tod! O Traum von Ewigkeit!

(Aus „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte“; Inselverlag.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. November 1915.

Sehnsucht nach Frieden?

Antworten.

Der russische Ministerwechsel, den, in der letzten Oktoberwoche, die Hauptblätter Europas gemeldet haben, ist noch nicht Ereigniß geworden. Wetterumschlag auf dem Reichsgipfel? Furcht, die rauhe Kruste der Duma werde die neuen Männer allzu schnell wundscheuern? Nur Herr Kriwoschein ist gegangen (heißts; mit dem Zusatz: rasche Rückkehr, sogar in ein höheres Amt, nicht ausgeschlossen.) Herr Chwostow, der stärkste und, als Minister des Inneren, der wichtigste Mann im Kabinet, hat noch nicht den alten Goremykin, Botschafter Schebeko noch nicht Herrn Sasonow abgelöst. Alt oder neu: uns einerlei. Die unerschaute Freiheit russischer Kritik ist, Herr Geheimrath, ein Zeichen der Kraft, nicht der Schwäche; daß öffentlich die Mängel und Schmutzereien der Verwaltung erörtert, die Militärärzte (besonders heftig von Menschikow) getadelt, die Vorsprünge deutscher Organisation und Technik hell bestrahlt werden, sollte uns lehren, wie fern Rußland der Weltuntergangangsstimmung ist, die ihm in unserer Wahnzone Mancher zutraut. Wer auf dem Markt seine Wunde blößt, Entstehung und Heilungmöglichkeit vor dem Ohr der Menge besprechen läßt, scheint Unbefangenen kräftiger, zimperlicher Schonung minder bedürftig als Einer, der den Verband niemals lockert und auf jede Frage antwortet: Alles in schönster Ordnung. Sonst? Nichts wesentlich Neues. Der Russe hört, daß sein Feldheer noch fast sieben Millionen Mann umfasse, acht Millionen Mann ausgehoben wurden, hinter der Front ausgebildet werden, die vom Gewimmel

der im Kriege Gefangenen erbaute Eisenbahn ans eisfreie Meer beinahe fertig sei: und hofft, in rasch nachgewachsener Zuversicht, die Kleidung, Waffnung, Beförderung der frischen Massen werde im Frühjahr vollendet sein. Stichwort: „Im März, spätestens im April beginnt die Offensive, die, mit zehn bis zwölf Millionen gut gerüsteter Truppen, mit den besten Geschützen und Geschossen aus der Heimath, aus Amerika und Japan, den Feind aus unseren Außenvorwerken wirft." Generalstabschef Alexejew sagts. General Russkij: „Wir haben, endlich, so viel Munition, wie wir gegen die Deutschen brauchen, und stempeln den Kisten den Vermerk auf: ‚Knausert nicht mit Patronen!' Unser Krieg fängt erst an." Achtzigtausend Arbeiter und Arbeiterinnen (denen das Stimmrecht zugestanden wurde) haben Vertreter in den Kriegsindustrie-Ausschuß abgeordnet. Nun muß sich Alles wenden. Zu Rußlands Glück? Da die letzte leidlich bequeme Verbindungstraße, durch Serbien, gesperrt ist, könnte die Hoffnung trügen. Einstweilen lebt sie, reckt das Haupt durch Nebel und Schnee; und Klugheit räth, sie in unsere Rechnung zu stellen. Revolution? Nicht das winzigste Wetterzeichen noch merkbar. Daß im November auch Japan sich verpflichtet hat, nicht allein, nicht ohne Einverständniß mit den Gefährten über Friedensschluß zu verhandeln, gilt der „Gesellschaft" als noch höheren Heils Verheißung. „Die gelben Schlauköpfe wollen erst mitmachen, wenns zu Ende geht. Kommen sie nicht zu uns noch, nach der Hingabe des französischen Indochina, auf die Westfront, so doch, sicher, nach Indien, Egypten, an den Persischen Golf, vielleicht gar nach Alexandrette, an die Türken-, Albaner-, Bulgarenküste; dahin, wo sie wirksam und in günstiger Beleuchtung eingreifen und weißen Streitkräften den Marsch auf andere Kriegsschauplätze ermöglichen können. Nicht nur, weil ihr Prestige, wenn sie dem Europäerkrieg Entscheidung gebracht hätten, am Stillen Ozean und in der Neuen Welt ins Ungeheure wüchse, sondern auch, weil Schwächung in Europa uns zur Umkehr nach Asien zwingen müßte und dadurch Japans Vormacht wieder, wie nach dem Frieden von Shimonoseki und vor dem Zwist um Port Arthur und den Yalu, gefährdet würde." So klingts von der Lippe der Politiker und Diplomaten. Von Schweden fürchten sie nichts; wissen, daß die Finen nicht Schweden werden, die Schweden nicht erneute Staatsgemeinschaft mit Finland

wollen. Der noch immer (nicht nur durch Winkel) spukende Glaube, Schweden werde, um sich die Läpperei der Oelandsinseln zu sichern und einem aus dunkler Zukunft dräuenden Russenangriff vorzubeugen, morgen das Schwert gegen Rußland ziehen, bliebe thöricht, selbst wenn in dem hellsten und rüstigsten Skandinavenreich unsere Feinde nicht, neben und hoch über dem Sozialistenführer Branting, mächtige Freunde hätten. Die haben die höflich harte Abwehr englischer Aufsicht und Vormundschaft nicht gehindert (zuerst wurde die französische Verhandlungsprache durchgesetzt, dann den Britensendlingen bündige Vollmacht abgedrungen, endlich die Erfüllung der londoner Wünsche geweigert); wären sofort aber die Sprecher des ganzen Landes, wenn sie sich je gegen deutsche Dreinrede wenden müßten. Laut müssen wir, in unzweideutigen Worten, den Schweden sagen: „Wir freuen uns Euren Germanenstolzes, Eures Willens zu unbeugsamer Gerechtigkeit und denken weder daran, ins Innere Eures Staatsgeschäftes einzugreifen, noch gar, Euch, weils in unseren Kram passen könnte, den Frevel eines schweren Krieges ohne großes Ziel zuzumuthen. Niemals haben wir gemeint, daß Ihr, weil die Russen Euch eines Tages bedrohen könnten, ihnen jetzt den Kampf aufzwingen werdet. Wer solche Rechnung andeutete, sprach nicht aus Deutschlands Hirn." Deutscher Sonderfriede mit Rußland? Seit Monaten habe ich vor solchem Aberglaubensgespinnst hier gewarnt. Daß die fromme Einfalt der Bauernmenschheit einen Vertragsbruch selbst dem Zaren, dem Kirchenhaupt, dem Vater niemals verziehe, daß er ihr entgottet, halb entmenscht wäre, wenn er der in seine Namensunterschrift eingegitterten Verpflichtung zu entschlüpfen strebte, weiß jeder Kenner der Russenseele. Schiede Nikolai Alexandrowitsch sich von den Genossen des Septemberpaktes, um einen dem Reich ungünstigen Frieden zu schließen: wider ihn stünden die Mushiks auf; er hätte die Revolution, nicht, wie vor zehn Jahren, nur Stadtputsche, im Reich; fände nirgends im Heer eine Stütze und könnte, auch für sein Sorgenkind Alexej, die Koffer packen. Das braucht kein Rasputin ihm zu künden. Und würden Sie in Krisenzeit mit dem Bedränger lieber allein oder in Gemeinschaft mit starken Partnern verhandeln? Also dürfen Sie auch nicht erwarten, daß ein Gossudar aller Reussen, dessen Heer geschlagen, dessen Grenzland unter fremder Verwaltung ist, aus Angst, die Valuta seines Reiches könne noch schlechter

werden, sich mit dem Feind allein an den Berathungtisch setze, an dem er England, Frankreich, Japan als Nachbarn haben könnte. Wo Vortheil die Weisung des Ehrgefühles empfiehlt, gehorcht auch der Schwächling ihr gern. Ich habe nie an Einzelfriedensschluß geglaubt; daß er mit Rußland noch unwahrscheinlicher ist als mit irgendeiner anderen Großmacht, ist dem Politiker offenbar. In die Müllkiste, endlich, den dürren Stecken, der den Vielzuvielen eine triebfähige Rebe schien. Deutschlands Volk will auch von Schreibern Wahrheit; sträubt sich zornig gegen Gaukelspiel, das in Auerbachs Keller trunkene Zecher in säuische Wonnen ergötzt hat.

Fremdwörter seien wie Ungeziefer zu tilgen? Waidmannsheil, ungnädige Frau! Mein Ehrgeiz langt nicht nach dem Ruhm des Kammerjägers. Majestät, Kaiser, Prinz, Kanzler, Minister, Regirung, Reich, Staat, Sekretär, Direktor, Präsident, Marschall, General, Stab, Major, Lieutenant, Offizier, Armee, Corps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Compagnie, Inspektion, Etape, Kommando, Mobilisirung, Kolonne, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Train, Kanone, Bombe, Granate, Shrapnell, Mine, Sape, Quartier, Ost, West, Süd, Nord, Meter, Front, Gruppe, Truppe, Feuer, Munition, Sanität, Lazaret, Admiral, Kapitän, Marine, Bord, Flotte, Kreuzer, Aviso, Pinasse, Barkasse, Torpedo, Monitor, Station, Uniform, Bayonnette, Pionier, Parade, Proviant, Rekrut, Geschwader, Chef, Marsch, Intendantur, Parole, Signal, Flagge, Pulver, Tornister, Lanze, Porteepee, Kreuz, Pour Le Mérite, Orden, Tresse, Nation, Mark, Provinz, Kirche, Pastor, Superintendent, Finanz, Justiz, Bank, Militär, Civil, Soldat, Polizei, Censur, Revier, Kriminal, Kommissar, Rektor, Professor, Doktor, Apotheker, Post, Excellenz, Reserve, Klasse, Thron, Krone, Szepter, Siegel, Ball, Vaterland, Schule, Synode, Rendant, Offiziös, Titel, Rang, Charakter, Presse... Wo begann die Birsch und wo soll sie enden? Jeder Feldpostkarte sind zehn oder zwölf Fremdwörter aufgedruckt: und Ihr Deutschthum erbebt von Zorn, wenn Sie das Wort Konfektion lesen (für das ich vor Jahren hier schon „Kleidnerei“ empfahl)? Der Konfektionär, Tailleur, Tailor, Modist heißt fortan Kleidner (Dürer schrieb „Künstner“ und der Süddeutsche spricht vom Kirchner, nicht vom Küster); das Korset Mieder oder Schnürleibchen; Frotté Knötlein; Covertcoat

Strandstoff oder Untersee (denn vom Meeresgrund lieh es die Farbe); nennet Cheviot Rauhgarn und Saison (im Kleiderreich) Trachtzeit. Weils hübscher klingt; nicht, weil unter der Fremdwortpest das Volksbewußtsein leiden könnte. Wer noch im Kriegsdrang Europäer geblieben ist und sich das Sprachgefühl nicht verhunzt hat, trifft, ohne Einpeitscher, das Richtige; wird eine Briefhülse nicht Couvert nennen noch gar über den Laden, wo Käse, Backobst, Bücklinge, Pökelfleisch, Tomaten, Zuckerfrüchte, Gänslebermus, Gurken, Hummern, Fischsalat, Perlzwiebeln, Rollmöpse feil sind, „Delikatessen" schreiben. Der Franzos, ders liest, höhnt uns mit Recht; der Inbegriff des Wortes délicatesse eint Zartheit und Anmuth; daß die leichtesten, feinsten Leckerbissen von lächelnden Lippen als délicatesses de la table gepriesen wurden, erlaubt noch nicht, Nudelgansbrust, Neunaugen, Matjeshering, Kümmelkäse und anderes Stinkige Delikatesse zu heißen. Aber auch die Schrubberbürsten der Sprachreiniger machen uns lächerlich. Und vor Annexionen und Barbarisirungen wie Leutnant, Büro, Schoföhr, Parfüm, Beu wird mein Magen knurrig. Will ein Gipfelchen sich vermessen, daß es allein der Erde nicht entsproß? Unser Staatswesen und unser Gesellschaftkörper ist von Fremdwörtern durchwachsen. Kultur und Civilisation, Monarchie und Republik, Philosophie und Medizin, Parlament und Partei, Universität und Student, Theater und Drama, Oel, Butter, Petroleum, Licht, Elektrizität, Kabel, Gas, Rose, Tulpe, Veilchen, Prozent, Bilanz, Aktie, Kredit, Börse, Roman, Szene, Lyrik, Operation, Fee: so tief Eingewurzeltes reißen Ihre Fingerchen nicht aus Deutschlands Scholle. Unkraut? Wer zwar den Professor, Ordinarius, General-Inspecteur des Kavalleriecorps nicht scheut, den Redakteur durchaus aber Schriftleiter heißen, von Reserveformationen und mobilen Kolonnen, doch nicht von Interessen reden will und drum den Hauptschriftleiter auffordert, „die deutschen Belange in Kleinasien kräftiger zu vertreten", mags thun; nur sich nicht wundern, wenn ihn draußen weder Christ (auch ein Fremdwort) noch Heide versteht. Mir sind diese Gestrengen eben so ehrwürdig wie die Choristen (Zusammensinger?), die sich weigerten, Schillers Lied an die Freude zu singen: weil ihre Zeitungweisheit meinte, im Unheilsjahr 1915 dürfe der Deutsche nicht alle Menschen Brüder nennen, nicht im großen Ring der Sympathie huldigen, Aus-

söhnung ersehnen, Millionen (Menschen) umschlingen und der ganzen Welt einen Kuß anbieten. Von so schnödem Bannbruch könne selbst Beethovens Wunderweise nicht entschuldigen. Mir wird, unwirsche Leserin, übel, wenn ich auf dem Speisenzettel das Wortungethüm Doppelrindslendenstück (gar in Kräutertunke) sehe; weh, wenn Italersalat und Maccaroni neckisch als Verräthermengsel und Banditennudeln angezeigt werden, Mädelmärkte ihr Lockschild mit dem Namen des Vaterlandes und seiner Helden putzen, Nachtschänken, in denen Pächter und Bettnerin sich zur Geberde der Paarung stärken, das Angelnwappen mit der Standarte einer deutschen Königin vertauschen. In Berlin haben die Hotels Bristol und Esplanade ihre (häßlichen) Namen behalten; das Wort Windsor (das immerhin an lustige Weiber erinnert) ist verklebt worden, manches Kaffeehaus namenlos oder ins Patriotische umgetauft. Café Hindenburg, Hindenburg-Droguerie, im Waarenhaus die Weisung: „Die Hindenburg-Artikel sind im Zweiten Stock rechts.“ Zum Speien. Soll aus dem Palais de Danse vielleicht ein Reichstanzplatz (drei Fremdwörter), aus dem Pavillon Mascotte Falkenhayns Diele werden? Da wir Kant-Lichtspiele und Kant-Chocolade haben, Bouillon (aus der nie Kraft kommt), nicht Rindssaft, sondern Kraftbrühe, Sauce, weil Kinder und Ferkel sie auftunken, Tunke heißt, ist jeder Unsinn möglich. Die Verdeutschung ist meist spottschlecht; Beamte dürften dazu jetzt weder Muße haben noch sich, weil der Staat ihnen ein Amt gab, je den Beruf zutrauen. Deutsche Mode? Auch dafür ködern Sie mich nicht. Erstens: Aus Trachtabbildern heller Jahrhunderte läßt sich Allerlei bündeln, was der Pfiffige als deutsch auf den Markt bringen kann, was aber weder im Ganzen noch in Einzelheit deutsch ist; ich sah unter dieser Winkmarke (Fremdwort) Kleider, Hüte, Schleier, Kragen, die ich von Abbildern der Kaiserin Eugenie, von Gemälden Renoirs, aber auch von neuen französischen Modeblättern im Gedächtniß hatte. (Leider, freilich, auch manches so putzig Widrige, so bunt, ohne Geschmack für Form und Farbe, Zusammengewürfelte, daß ichs als berliner Gewächs erkennen mußte.) Zweitens: Mir scheint nicht Schande, den Franzosen, denen unsere Musik, Technik, Chemie, Schwerindustrie weit voran ist, den Ruhm höherer Kleidner- und Schmuckkunst zu lassen; ehrlich zu bekennen, daß sie in der Luxusindustrie noch un-

erreichbar sind. (Wer anders urtheilt, mag danach handeln; nur seinen Hausschatz dann nicht, in Seide und Sammet, neben eine pariser Ladnerin stellen.) Wir machen besseren Stahl und stärkere Maschinen, Ihr schneidet und näht besser, macht hübschere Kleider, Hüte, Leibwäsche, Mieder, Ziergeräthe: solches Geständniß brächte uns Schmach? Drittens: Durch Nachahmung, Anähnelung wird niemals deutsche Wesenheit. Die Klüngelchen, in denen geschwind jetzt deutsche Mode erschwitzt werden soll, kommen über das im Westen, seit den Tagen Elisabeths und der Lilienlouis, Geleistete nicht hinweg; was sie zusammenstoppeln, ist oft Nothbehelf, Surrogat; erinnert an nachgekünstelten Champagner und Cognac, an allzu duftige Seifen, Parfums, Mund- und Kopfwasser, Hautsalben, die wir heute, in anglo-französischem Muster nachgeformten, nachgefärbten Schachteln, Flaschen, Büchsen, in den Schaufenstern erblicken. Das überwährt, Alles, den Krieg nicht lange. Im Frieden kaufen auch Kerndeutsche gern wieder aus der Rue de la Paix; sogar englischen Wollstoff und Christy-Hüte. Oder soll ihnen das Ausland für Milliarden abkaufen, ihr Bedarf aber nur in der Heimath Deckung suchen? Gelänge uns, die Männertracht zu enthäßlichen, das steife Plätthemd, den harten Kragen, die mürrisch stumpfen, das Auge ärgernden Kleidfarben abzuschaffen, dem Mann die Spitzenwäsche (für Brustausschnitt und Handgelenk), den ungestärkten Klappkragen oder das weiche Halslinnen zurückzuerobern: Das wäre Gewinn; und würde bald Europäermode. Die Weiblein hüllt Frau Paquin schmücklicher ein als Frau Eulalia Purzpichler. Die soll aus der pariser Kleidnerkunst lernen; doch sich dann nicht in die Behauptung brüsten, daß sie Urdeutsches verschleiße. Fremdwörter: wo sie unausrodbar, bildhaft, nicht durch ein kräftigeres, dem Verständniß nahes Wort unserer Sprache zu ersetzen sind. Lassen Sie uns die Tragoedie (Trauerspiel taugt in die Kinderstube), die Symphonie, das Parfum; und erwürgen Sie Amtsstempelbrut aus der Verwandtschaft von „Militärischerseits“. Wenn Leute, die sich Jahrzehnte lang für Denker, Forscher, Dichter, Kritiker menschlicher Erkenntniß, der Vernunft und des Wortes ausgaben, nun, ohne irgendwelche Wissenschaft von der Vorgeschichte und dem inneren Ereigniß des Krieges, in Fremdenhaß so wohlig wie Dorflümmel in einer verdreckten Pferdeschwemme plantschen, entwerthen sie ihre Bücher,

die zuvor nur der Kundigste bis auf den Grund prüfen konnte, für den Abtrittsgebrauch; und ich werde sie, morgen wie gestern, gierigen Dranges in Konjunktur und Applaus schuldig sprechen. Heischen so Strebsame gar enge Deutschthümelei, Verbannung ausländischer Mythen (nur aus Feigheit nicht auch des im Tiefsten ungermanischen Christglaubens), für eingebürgertes Fremdwort mindestens das deutsche Buchstabenkleid, dann ists Brechmittelersatz. Wer im Kriegsjahr „umdenken" lernte, hatte nie denken gelernt. Für Wort, Sitte, Brauch, Tracht gilt mir, wie für Landstücke: Was nicht, ehe Krieg ward, vom Volkssehnen als unentbehrliches Gut gefordert wurde, ist uns als Kriegsgabe nicht nothwendig; wäre kaum jemals nützlich. Zeugt davon nicht Geschichte?

Herrn Winston Churchill soll ich, da er nun aus Asquiths Kabinet geschieden ist, „noch ordentlich Eins über den Schädel geben"? Fällt mir nicht ein. Mich ekelt das Preßgeschimpf; die alltägliche Umschmeichelung der niedersten Massentriebe. Ich schäme mich Oeffentlicher Meinung, die jedem gestürzten oder freudloser Arbeit entwichenen Minister aus Kübeln Jauche nachgießt; statt zu erweisen, daß aus den Barbaren, Boches, Hunnen ein Wille zu höherer Gerechtigkeit spricht, als ihnen der Feind gewährt. Herr Winston Spencer-Churchill stammt aus dem Herzoghaus der Marlboroughs; gehört also zum alten Hochadel Englands. Sein Vater, Randolph, der Disraelit (so nenne ich ihn, weil er zu dem bunten Genie Benjamins d'Israeli, des Earl of Beaconsfield, wie zu dem Heiland Britaniens aufblickte), war vom Wesensstoff shakespearischer Menschheit. Nicht Schöpfer, nur Sprudler. Aus der nie versiechenden Schäumkraft seines Geistes stieg ein Duft wie von Wundersäften aus Märchenland. Doch Schaum und Duft zerrannen in Nebel. Randolph gründete die Vierte Partei, knüpfte den Primrose-Bund (die Primel war Benjamins Lieblingblume gewesen), war Schatzkanzler (unter Balfours Oheim Salisbury, von dem er schon nach ein paar Monaten schied), ging ins südafrikanische Goldland, focht gegen Gladstones Vorsatz zu irischer Selbstverwaltung: und hinterließ, außer einem Buch über Südafrikas Menschen, Thiere, Minen und den himmlich ungerechten Reden wider den fromm liberalen Wortzauberer Gladstone, dem Reich Victoriens nur seinen Winston. Der hat vom Vater

den Wirbel, die Einbildnerkraft, die Unstetheit; auch in seinem Hirn fehlt, wie in Randolphs, die Bremse. Er hat, unter Kitchener, im Sudan und im Transvaal gekämpft, war Feldberichterstatter und entfloh, zwischen Kohlensäcke, Kohlenabfälle der Burenbahn versteckt, der Gefangenschaft; hat die Staatssekretariate (Ministerien) des Handels und des Innern geleitet und ist 1911 Erster Lord der Admiralität geworden. Die Britenmarine dankt ihm wohl manche nützliche Leistung; und das Empire wird ihm nicht vergessen, daß die wichtigste Reichswaffe blank und tauglich war, als sie gebraucht wurde. Auch die Erfolge im Unterseekrieg fielen noch in Churchills Zeit. Seine schlimmsten Fehler werden durch drei Ortsnamen bezeichnet: Antwerpen, Dardanellen, Gallipoli. Daß er Antwerpen nicht zu entsetzen, Konstantinopel nicht zu entriegeln vermochte, ward uns zu Heil. Sind aber nicht überall, allüberall schmerzhaft nachwirkende Fehler gemacht, nur von Britenaugen die Widerstandsfähigkeiten der Küstenbefestigung unterschätzt worden? Ists nöthig, den ungemein begabten, nur, als Redner, von Beifallsucht leicht in Ueberschwang erhitzten Mann wie einen bösen Tropf, Wicht, von Eitelkeit gedunsenen Schelm zu behandeln? Mit deutscher Anstandspflicht vereinbar? Vor dem Krieg war Churchill nicht, wie Unwissende schwatzen, unser Erzfeind; gegen ein Marineabkommen mit Rußland (wie Grey), für anglo-deutsche Seewehrbegrenzung (wie Grey) und nur allzu zappelig von dem Wunsch, mit dem Admiral von Tirpitz, den er bewunderte, sich zu verständigen. Seitdem hat er oft geheult und gebrüllt; nicht schriller als Andere. Daß er, den Balfour längst in der Admiralität abgelöst hat, jetzt aus dem Kronrath scheidet, ist belanglos; aus persönlichen Gründen eher als aus sachlichen zu erklären. Der Sohn des Tory-Demokraten war, seit er mit Gladstones Erben ging und für Irland Homerule wollte, den Konservativen immer der abtrünnige Schädling. In der Enge des Kriegsausschusses wäre Reibung kaum zu vermeiden gewesen. Ohne Amtsbezirk, ohne die Möglichkeit, harte, schroffe, schleunige Kriegsführung zu erwirken: nichts für Drang und Wirbel des beweglichen Vierzigers. Im Winter bitterer Kriegsnoth will er nicht „in reichlich besoldeter Muße“ lungern. Er geht an die Front; in sein altes Regiment, nach Flandern oder Frankreich. Der Entschluß lobt den Mann. Sein Abschiedsbrief an Asquith (dem er

befreundet bleibt) war anständig; seine Abschiedsrede ans Unterhaus nicht in allen Theilen überzeugend, doch muthig und wirksam. Der Verantwortlichkeit ist er niemals entlaufen, sondern hat sie, wie Heldenehre, gesucht. Krämer? Einer, der wiederkehrt; wenn er nicht im Felde „Eins über den Schädel" erkriegt. Hier, aus sicherem Hinterhalt? Nein. Marlborough s'en va-t-en guerre...

Wie ich über die Erschießung der Miß Edith Cavell denke? Wie über Tragoedie der Irrung. Der jungen Britin, die in Belgien Pflegeschwestern ausgebildet und selbst Verwundete (auch deutsche, heißts) sorglich betreut hat, war gelungen, belgische und englische Krieger über die Grenze des von uns besetzten Landes zu schmuggeln, also die wider Deutschland kampffähige Mannschaft zu mehren. Ein aus Vaterlandliebe gezeugtes Verbrechen, das Kleist und Arndt, Schill und Yorck gepriesen hätten, das weder so unsauber noch so von Gefahr trächtig ist wie Ausspäherei, das aber mit harter Strafe geahndet werden muß. Die haager Bestimmung, daß der Rächer verletzter Neutralität niemals rechtwidrig handle, kann solches Thun nicht entschuldigen; dieses Geländer bröckelt unter der Hand unserer Feinde. Miß Cavell hat ihre That furchtlos bekannt; und ist vom brüsseler Kriegsgericht zum Tod verurtheilt worden. Vielleicht wollte es durch die Härte des Spruches andere Menschenschmuggler abschrecken; vielleicht schien ihm erschwerend, daß die Engländerin das dem Schwesternkleid anhaftende Vertrauen getrogen hatte. Dieses Gefühl dünkt mich richtig. Schwester, Arzt, Priester, Samariter sind gegen die Waffe des Feindes gefeit, weil ihr Amt ihnen Kampf und Kriegslist verbietet. Miß Cavell stand im Dienst heiliger Menschlichkeit: mußte ihm offen entsagen, seine Weihezeichen abthun oder auf heimliche, listige Förderung vaterländischer Interessen verzichten. Weil das Urtheil, trotz einem Gnadengesuch zweier Neutralenvertreter, vollstreckt worden ist, ging ein Wuthschrei durch die Welt, der alles nach dem Lusitaniatag Erhörte überdröhnte. Der Statthalter in Belgien, der Deutsche Kaiser wurden, in Wort und Bild, gröblich beschimpft; und der Schlußspruch lautete, diesseits und jenseits von der Atlantis: „Alldeutschland ist, weil keine Stimme dagegen spricht, an diesem Mädchenmord mitschuldig." Den meisten Schmähern ist wohl bekannt, daß der Statthalter der Haupt-

stadt fern war, mit der Sache nichts zu thun hatte und daß der Kaiser Gnade gewähren wollte, gewährt hat. Der Gerichtsherr, der diese Absicht nicht ahnte, ließ das Urtheil vollstrecken, ehe der Gnadenbefehl aus dem Großen Hauptquartier eintraf. Er blieb in der festen Burg seines Verfügungrechtes. Selbst der redlichste Wille kann im Krieg solche Wirrniß nicht immer meiden. Nur irre Bosheit faselt von Erinnerung an den fünften Akt der schillerischen Maria Stuart. Wer noch Vernunft bewahrt hat, muß gestehen, daß der Kaiser Menschlichkeit walten ließ, und erkennen, daß schon Klugheit den Deutschen empfahl, dem Rechtshandel anderen Ausgang zu wünschen. Wähnet Ihr, daß die Vorstellung einer vor zwölf Flintenläufe gezwungenen Jungfrau das Volk Kants und Feuerbachs, Goethes und Schopenhauers wonnig kitzle? Dann haltet es wenigstens für nüchtern genug zu kühler Wägung von rasch verklingender Rachelust und lange nachwirkendem Schaden. Selten trug in unserer Zone Abschreckungversuch nahrhafte Frucht. Eduards Witwe hat, als die Vollstreckung des Todesurtheils aus Brüssel gemeldet worden war, ein neues londoner Schwesternheim, dem ihr Name, Alexandra, zugedacht war, Edith Cavell-Haus getauft. In allen uns feindlichen Ländern wird für Cavell-Denkmale Geld gesammelt. Die Zeitung „Le Matin" hat der Stadt Paris ein großes Bronzebild Ediths angeboten; Herr Mithouard, der dem Gemeinderath vorsitzt, will es in zärtliche Obhut nehmen. Inschrift: „Ein Weib von einem Volk ermordet!" Damit das Lügengewebe nicht platze, wird erzählt, Deutschland habe die Todeskunde jubelnd begrüßt. Ob mindestens der Hergang der Strafvollstreckung wahrhaftig dargestellt wird? Fräulein Cavell sei tapfer aus dem Kerker geschritten, habe dem englischen Priester, der sie geleitete, ausgesprochen, wie froh und stolz sie für ihr Vaterland sterbe, sei dann aber in Ohnmacht hingesunken und von dem deutschen Offizier, der das Peloton führte, mit einer Revolverkugel getötet worden. Wars so (mir ist Nachprüfung unmöglich), dann muß ich den Muth und das mitleidige Herz des Offiziers rühmen (der den Franzosen „ein elender Monocle-Junker und gemeiner Mörder" ist). Hielt er sich zaghaft an den Buchstaben des Befehles, dann ließ er die Verurtheilte aus Ohnmacht ins Bewußtsein wecken und des Leibes Todesangst zum zweiten Mal durchdulden. Auf eine bewußtlos Hingesunkene konnte er seine Mannschaft

nicht feuern lassen. Hat er, in diesem Pflichtendickicht, die schwere Last der Vollstreckung selbst auf sich genommen, so war er barmherzig, nicht grausam, ein mitleidiger Mensch, nicht ein rauher Henker. Im Ganzen: Jeder Zuständige hat gehandelt, wie ihm das Gewissen befahl; und in Deutschland athmen nicht hundert Menschen, die nicht aufrichtig beklagen, daß der Gnadenstrahl von der Höhe allzu spät durch die düsteren Schleier der Oktoberdämmerung glitt. Krieg ist nicht Spiel noch Getändel; ist rohes Handwerk. Wer unserem Heer Gefahr häuft, darf auf Schonung niemals hoffen. Einig aber sind wir, Volk und Fürsten, Krieger und Bürger, in dem Entschluß, unnöthiger Grausamkeit vorzubeugen und das zarte Pflänzlein des Menschengefühles noch zwischen Graben und Wall, Haubitzen und Minen zu hegen. Helfet auch Ihr dazu, gute Feinde; und schärfet Schwestern und Aerzten, Priestern und Samaritern ein, daß ungestümer Patriotismus sie nicht verleiten dürfe, zu List und Trug ihr Weihekleid zu mißbrauchen. Wie denken Burleigh und Talbot über den Fall?

Der Frage, warum wir nicht öfter von Luftangriff auf deutsche Städte hören, fände der Laie nicht zulängliche Antwort. Dennoch erwähne ich sie: weil, was noch nicht war, morgen werden und, just nach so lange fast ungefährdeter Ruhe, schädlichen Schreck zeugen könnte. Im Army and Navy Journal stand neulich, England habe jetzt vier Luftschiffe fertig, von denen mindestens eben solche Leistung zu hoffen sei wie von den stärksten Zeppelinen. Außerdem einen Zweidecker-Dreadnought, der in sechs Minuten die Höhe von zweitausendfünfhundert Metern erklimme, in einer Stunde, wenns sein muß, zweihundertfünfzig Kilometer durchmesse. Vielleicht ists Geflunker; vielleicht wird Etwas geplant. Darfst ruhig sein, liebes Vaterland; Deine Wächter liegen nicht, wie Duncans trunkene Kämmerlinge, in frevlem Schlaf, wenn Mord naht.

Weshalb ich noch nichts über die Verletzung der griechischen Neutralität gesagt habe? Weil über Unrecht nur klagen darf, wers nicht selbst für Recht ausgab. Griechenland war den Serben, wenn sie hundertfünfzigtausend Mann stellten, zu Waffenhilfe gegen Bulgarien verpflichtet. Um den Bündnißfall vor Anfechtung zu schirmen, erbat, da das kleine Serbien von drei Mächten bedroht

war, Ministerpräsident Venizelos die Hundertfünfzigtausend von England, Frankreich, Rußland. Deren Truppenlandung war also vom Haupt der Griechenregirung gefordert worden. Neutralitätbruch sieht anders aus. England, Frankreich, Rußland sind die Gründer und Schützer Griechenlands. Sie gaben ihm Freiheit, die Grenzen, Staatsform und Verfassung, die erste und die zweite Herrscherfamilie; sie wahrten sich im Londoner Vertrag von 1830 das Recht, Truppen nach Hellas zu schicken, und beschränkten es, im Achten Artikel, nur durch den Satz: „Keine der drei Schutzmächte darf ins Gebiet des neuen Griechenstaates Truppen senden, ehe die beiden Mitunterzeichner dieses Vertrages dem Unternehmen zugestimmt haben.“ Jetzt sind die Drei einig. Herr Venizelos, der sie rief, ward aus der Macht geworfen? Dadurch würde aus Recht nicht Unrecht. Und knirschen die Nachfolger des Kreters etwa über den Einbruch? Ministerpräsident Zaimis ließ den Schutzmächten, die auch Griechenlands Geldleiher und Schatzbürgen sind, seine Freundschaft betheuern. Der neue, greise Ministerpräsident Skuludis sprach, aus dem Munde des Gesandten Romanos, in Paris: „Die neue Regirung erhält den Zustand bewaffneter Neutralität und redlichsten Wohlwollens im Verkehr mit den Reichen der Triple-Entente. Schroff widerspricht sie dem albernen Gerede von der Möglichkeit feindsäliger Handlung gegen die gelandeten Truppen. Die sind überall von gastlicher Freundschaft empfangen worden; ihre Führer sind in vertraulich engem Verkehr mit unseren Behörden und unser Volk verbrüdert sich gern und froh der fremden Mannschaft. Das Hellenenvolk hat niemals vergessen, was es Frankreich schuldet. Wie vermöchte sein Gefühl sich in der Stunde zu wandeln, die Frankreichs und Englands Krieger im Kampf gegen den Urfeind des Griechenthums sieht?“ Der Inhalt dieser Note (Unterstaatssekretär Nicolson empfing wohl eine ähnliche wie Generalsekretär Cambon) enthebt mich der Pflicht zu weitschweifiger Antwort. Die Ministerien Venizelos und Gunaris wollten für Serbien das Schwert ziehen, sobald die Schutzmächte die zureichende Truppenzahl nach Saloniki geliefert hatten. Die Ministerien Zaimis und Skuludis zogen Neutralität vor, freuen sich aber der wehrhaften Gäste und streuen Blumen auf ihren steinigen Pfad nach Makedonien und Altserbien. Zetern wir, nach solchem Spektakel, über Neutralitätbruch, dann hören wir auf,

ernsthaft zu sein, und gerathen in den (grundlosen) Verdacht, uns sei am Kap Kara ein Fell fortgeschwommen. Ist nicht. Griechenland kann sich, mit seinen langen Küsten und offenen Städten, noch weniger als Italien gegen England wenden; sein Entschluß hängt nicht an unserem Willen; und wir sind bereit, jeden geduldig zu achten, der nicht die Spitze wider das deutsche Kriegsrecht kehrt.

Pariserstimmung.

Marlborough s'en va t-en guerre,
Ne sait, quand reviendra.
Il reviendra z'à Pâques
Ou à la Trinité ...

Oder erst lange nach Pfingsten? Marlboroughs Enkel meint, erst im dritten Kriegsjahr werde endgiltiger Sieg den westöstlichen Vierbund krönen; und wird in Frankreich, an der Front und hinten, kaum noch Widerspruch hören. „Wir werden kämpfen, bis der Sieg erstritten ist, der den Feind aus allen verheerten Gebieten jagt, aus den seit Monaten von ihm besetzten und aus denen, die seit vielen Jahren in seinem Joch stöhnen. Deutschlands Vordrang in den Balkan bezeugt, daß sein Kraftaufwand auf den Hauptkriegsschauplätzen fruchtlos geblieben ist. Weil seine Angriffsgewalt auf der französischen und auf der russischen Front gebrochen wurde, schweift es ins Weite, um die Weltmeinung in Athem zu halten, die, da in langen Monaten die überlaut angekündete Siegesernte nicht sichtbar ward, unter der Scheinhülle der Stärke schon Schwachheitzeichen zu spüren beginnt. Dem Hoffen Deutschlands naht Enttäuschung. Die Kaiserreiche Mitteleuropas können ihre Niederlage hinausschieben, nicht ihr entschlüpfen. Wir werden nicht müde, nicht schwachgemuth; wir wissen jetzt, wie schwere Arbeit vor uns liegt, sind aber entschlossen, sie zu vollenden. Wir haben den Willen zum Sieg. Niemals und nirgends hat irgendein Land sich schöner und edler bewährt als unser Frankreich in der Stunde, da Angst sein Herz umklammern konnte. Man muß den Muth haben, auszusprechen, daß der Friedenstag wohl noch sehr fern ist. Wenn unser Heer siegreich, unser Boden frei, das der Republik entrissene Landstück wieder einverleibt, Belgien, das für uns ein Martyrium auf sich nahm, in Recht und Freiheit wiederhergestellt ist: dann erst kann von Frieden die Rede sein. Von welchem Frieden? Von einem, den Selbstsucht

chuf? Nein. Ich weigere den Glauben, daß unser Land sich in kleinen Ehrgeiz erniedern könne. Der Hort des Rechtes zu sein, ist Frankreichs Ehre, sei stets Frankreichs Ruhm." (Alle Abgeordneten stehen auf und spenden, mit Mund und Hand, Beifall.) „Keinem kann je gelingen, uns als streitsüchtige Beutemacher zu verschreien. Sie wissen, Alle, wo das Beutevolk zu suchen ist. So lange es seine Krallen, seinen Hackschnabel, seinen Totschlägerwillen hat, darf Niemand von Frieden sprechen. Bequemt dieses Volk sich in den Rang, der ihm zwischen anderen Völkern gebührt, lernt es der Wahrung seines Genius die Achtung anderer Volksgenien vereinen, haben wir ihm, auf Jahre hinaus, unmöglich gemacht, die Ruhe und Selbständigkeit irgendeiner Nation zu gefährden: dann werden wir von Frieden sprechen. Das wird der französische Friede sein, der den Ruhm erstrebt, der ganzen Erde wieder die Herrschaft des Rechtes beschert zu haben. Was ich hier sagte, kam aus dem Willen der Regirung. Unzweideutig mußte ichs ausdrücken, um kein Mißverständniß schweben zu lassen. Dächten Sie über den Friedensschluß anders als wir: diese Kluft wäre unüberbrückbar." So sprach Ministerpräsident Briand, im sechzehnten Kriegsmonat, zu den von Frankreichs Volk abgeordneten Männern. Fünfhundertfünfzehn Stimmen jauchzten ihm zu; ein Einziger (den plumpe Censurdummheit geärgert hatte) streckte den Arm nicht für die Regirung. Die Botschaft dieses Novembertages dürfen wir nicht mit leichtfertigem noch mit erquältem Hohn abthun. Sie ängstet uns nicht; heischt aber ernste Beachtung. Schon, weil sie von unübertrefflicher Taktikerkunst fürs Ohr der Neutralen bereitet wurde. Die sagen, auch uns freundliche, nun: „Ein fleckloses Friedensprogramm. Nicht Deutschlands Zerstückung begehrt die ehrwürdige Heimath der Menschenrechte, weder Rheinland noch Entschädigung von den Kriegslasten; nur ungeschmälertes Selbstbestimmungrecht für Belgien, Elsaß-Lothringen, Serbien und Bürgschaft gegen die Wiederkehr tyrannischer Gewalt, die kleine oder allzu friedliche Völker zu zertreten und über Leichengebirg hinweg in Weltherrschaft zu schreiten trachtet. Darf unser Urtheil noch zaudern, da auch aus Britanien und Rußland das Gelübde kam, nach dem Sieg Deutschlands Besitzstand nicht anzutasten?" Erwäget, schrankenlos Gebietende, ob Staatsvernunft empfiehlt, noch länger unser Kriegsziel in Dunkel zu schleiern; ob Deutschlands Ansehen

nicht bleichen könnte, wenn wir unsicher, unmuthig zu aufrechtem Willen schienen und den Feinden die Trümpfe sittsamer Nächstenliebe gönnten. Bismarck hat gesagt: „Eine Nation wie die deutsche würde, auch wenn sie augenblicklich einer großen Koalition unterliegen sollte, niemals zu Grunde gehen; und müßte sie zu Grunde gehen, dann wärs doch immer besser, in Ehren zu sterben, als in Schande zu leben.“ Hat aber auch jeden Krieg, als ruchlosen Frevel, verdammt, in dessen Verlauf man erst überlegen müsse, was der Sieg eintragen könne. Wir sind im sechzehnten Monat...

Der heftig laute Pariserstreit über die Eingrenzung der Censorenmacht hat in Deutschland den Glauben gezeugt, die französische Presse dürfe „nichts sagen“; dürfe den Regirenden nur Zuckerwerk anbieten. Daß diese Meinung aus Irrthum kommt, lehrt jeder Blick in pariser Blätter. Herr Clemenceau, der im schrillsten Ton über die rohe Willkür Anastasiens, der Censurbehörde, zu zetern pflegt, hat, nach dem Platzwechsel der Herren Briand und Viviani einen Artikel veröffentlicht, der nüchterne Abschätzung des republikanischen Preßrechtszustandes ermöglicht. „Wir hatten eine Wachsthumskrisis der persönlichen Herrschaft. Präsident und Vicepräsident des Ministeriums haben ihre Plätze getauscht: Das ist der Hauptinhalt dieser großen Revolution; alles Andere dient nur dekorativem Zweck. Zwei oder drei Minister gefielen nicht mehr; der selben Wesenseigenschaften wegen, die ihnen in Gunst geholfen hatten. Die Neigunglaune ist vorüber und jede Erklärung nur ein Huldgestus, der das Schamgefühl der Franzosen schonen soll. Kokette alte Weiber werden manchmal plötzlich von Angst gepackt. Seit dem Kriegsausbruch schrie die ganze offiziöse Presse den Kammern das eine Losungwort zu: ‚Nicht die Regirung stürzen!‘ Erstens, weil jeder Minister das ihm zugewiesene Geschäft mit vollkommener Meisterschaft erledige; besonders aber, weil man nicht, vor dem Späherauge Deutschlands, das Ansehen der Landesvertheidigung schmälern dürfe. Allen zu Nachdenken Unfähigen (und deren Zahl ist ziemlich groß) schien diese Begründung unerschütterlich. Den Menschen behagt ein Heldenthum, das sie nur verpflichtet, mit verschränkten Armen den Lauf des Flusses zu betrachten. Man war also einig darüber, daß die Minister jeden Fehler machen, Presse und Parlament sich aber nur zu Bewunderung aufraffen durften. Wenn Einer von uns sich in den Ver-

such erdreistet hätte, Herrn Millerand oder Herrn Delcassé zu stürzen, wäre er, unter dem Geheul der Sultanspagen aus Elysion, als Vaterlandsfeind gekreuzigt worden: denn diese vom Strahlenglanz des Herrn Poincaré umströmten Minister galten als Fetisch französischer Heimathliebe und ihr Handeln, gut oder schlecht, durfte nicht dem Urtheil gemeinen Alltages unterstellt werden. In seinen besten Tagen sagte Herr Viviani: ‚Vielleicht sind Fehler gemacht worden; sie sind oder werden getilgt. Wir können von anderen Dingen reden.‘ Und an Gesprächsstoff fehlte es wirklich nicht. Herr Millerand aber trat vor den Heeresausschuß des Senates, brachte gewissenhaft vor, was die Abtheilunghäupter ihm zugesteckt hatten, und sprach, während er in sein Automobil stieg, zu sich selbst: ‚Ich bin Kriegsminister.‘ In dieser allgemein getheilten Auffassung mußte der Gruß seiner Diener ihn bestärken. Der Heeresausschuß, dem nicht alle Zweifel genommen waren, häufte Geheimberichte, in denen der Durchstöberer einst, in künftigen Jahrhunderten, Grund zum Staunen finden wird. In ruhiger Erwartung dieser Stunde stehen die Deutschen noch in Noyon. Diese Thatsache scheinen Manche für unwichtig zu halten; denn als Hauptpflicht wurde uns bezeichnet, die Regirung, was auch geschehen möge, ungestört schalten zu lassen. Wir hielten den Athem an: und nun liegen die Spielkarten, die so hübsch aufrecht standen, zerknittert auf dem Tisch des Herrn Poincaré. Was ist geschehen? Man weiß es nicht: die Censur erlaubt nicht, es zu sagen. Die Landesvertheidigung wäre ja in Gefahr, wenn man erführe, daß Vicepräsident Briand, vor dem Rücktritt des Kabinets, dem er angehörte, Parlamentarier besucht und ihnen von Amtes wegen Sitze in einem Luftministerium angeboten habe. Wie war Das möglich? Niemals werdet Ihrs erfahren; es zu wissen, wäre beinahe ein Verbrechen. Was erst, danach zu fragen? In dem Elysischen Palast, einst dem Schloß der Pompadour, deren Reize tot sind, die aber noch im Gedächtniß lebt, schläft wohl, in einem vom Holzwurm durchnagten Schubkasten, ein von den Amtsratten beknabbertes Papier, auf dem man mit einiger Mühe noch den Titel entziffern kann: ‚Verfassung der Französischen Republik.‘ Wohl ein übermüthiges Schwänkchen zum Gebrauch für Alterthumsforscher. Nach dem Grundsatz alter Zeit betraute, wenn das Parlament ein Ministerium gestürzt hat, der Präsident der Republik einen Po-

litiker mit der Aufgabe, ein neues Kabinet zu bilden; zuvor nahm er das Rücktrittsgesuch des alten an. Das giebts nicht mehr. Das in Ruhe gewiesene Parlament muckt nicht; doch ein Wunder geschieht: und das Ministerium stürzt dennoch. Eine unsichtbare Hand schiebt behutsam die dünnen Florschleier weg und wirft die Verhängnißkugel, die, nach dem Zufall der Laune, Verwüstung in die Reihen sät. Was als Parlamentshandlung Verbrechen gewesen wäre, wird netter Zeitvertreib einer dem Blick nicht erreichbaren Macht. Unter solchem Schicksalsstreich sah ich Dich fallen, o Senator Gauthier, Großadmiral unserer Kriegsflotte; Deinen Platz mußtest Du dem Jean Bart von Lyon räumen, dem unbändigen Augagneur, den selbst nun, ehe er in voller Blüthe prangte, die Sichel geschnitten hat. Aus Staub schuf Zeus Herrn Millerand: und schleuderte ihn mit dem Donnerkeil dann wieder in Staub. Sunt lacrimae ... Gallieni selbst mag sich wahren! In der Enge zwischen vier Unterstaatssekretären und als Mitarbeiter des Herrn Besnard (Kriegsflugwesen) scheint er mir in immerhin anderer Lage als Napoleon. Die wichtigsten Ministerien, für Heer, Flotte, Auswärtiges, waren ohne Kopf. Nichts weiter. Kammer und Senat hatten nicht das Geringste dazu gethan und man gab sich alle erdenkliche Mühe, um uns zu beweisen, daß Niemand irgendwas dazu gethan habe. Herr Poincaré aber, der nur durch die weißen Stellen in den Zeitungen, die Blätterspur seiner Censur, unterrichtet wird, sah nun all die Leichen ins Kabinet geschichtet, neben seinem eigenen, wo eine Gobelin-Kleopatra eine (symbolische) Perle in den Becher des Antonius wirft. Da wandte er sich von Millerand selbst, der seinem Herzen so theuer war, ab; sprach: ‚Er stinkt schon‘; und bat Herrn Briand, ihm die Gunst anderer Gefährten zu sichern. Ein Wunder! Die von zwanzig Dolchstößen, wie Caesar am Fuß der Pompejussäule, durchbohrten Herren Millerand und Augagneur fanden noch Kraft genug zum Rücktritt; und kaum war das Wunschwort ihrer Lippe entfahren, als die Herren Dubost und Deschanel (Präsidenten des Senates und der Abgeordnetenkammer) herbeieilten, um ihre Meinung über ein Ereigniß auszudrücken, dessen Geheimniß unter allen Sterblichen nur sie zu entschleiern vermochten. Mitten in ihre Rede fiel vom Berge Thabor ein Himmelsglanz, wie man ihn an jedem Abend auf der Bühne der Folies Bergère bestaunen

kann; und Herr Poincaré, der das Keinem Begreifliche begriff, sprach zu dem unter den Tisch versteckten Briand: ‚Laß sie kommen!‘ Geschwind führte Briand ihm die Erwählten zu. Der Zug vom Athenefest wars gerade nicht; um diese Folge nicht zu schauen, war der vorsichtige Phidias aus dem Leben geschlichen. Briand, der, seit die Regirung nach Bordeaux ging, diesen großen Tag vorbereitete, hatte seine Fädchen an die richtigen Stellen geknüpft; und zuvor andere Fäden mit der Scheere des Freundes zerschnitten. Parade der neuen Männer, die ihre Geberde der Vorschrift anpassen: Bückling, Kniebeuge, Heldenlächeln auf dem Weg zum Opfer fürs Vaterland. Schatten des Schattens eines Schattens: vor Dir neigen sich die in Tod Schreitenden! Abgemacht. Wir hatten ein Ministerium Viviani-Briand. Wir haben ein Ministerium Briand-Viviani. Warum? Herr Viviani hatte die Gnade, es in einem Satz, den ich allen Klippschülern zur Beachtung empfehle, uns zu erklären. Ganz einfach: weil vor ein paar Wochen manche Abgeordnete sich der Abstimmung enthielten. Das wurde damals kaum bemerkt; die befreundeten Blätter feierten sogar ‚den Erfolg der Regirung‘. Der Ministerpräsident fand schließlich aber in der Tiefe seiner durchaus italischen Seele die Erkenntniß, daß sein Sieg eine Niederlage sei. Darauf war Herr Briand, den er den Fund sehen ließ, nicht gefaßt; und beide Männer kamen in Bewegung. Was thun? Wer die Frage stellte, hatte sie auch schon beantwortet. Steh auf, damit ich mich setzen kann! Platztausch zwischen Viviani und Briand. Nennts Altes, nennts Neues: je nach dem Geschmack des Zuschauers. Herr Briand trägt das selbe Gewicht der selben Verantwortlichkeit, ist also der vom Schicksal bestimmte Führer zu neuer Politik: denn er hat die alte stets gebilligt und sie mit seiner Beredsamkeit in all ihrem Handeln gestützt, das er nur im Privatgespräch manchmal tadelte. Wars gut: weshalb wechseln? Wars schlecht, weshalb länger auf dem selben Weg bleiben? ‚Wir haben alles Nothwendige gethan; jetzt werden wirs anders machen.‘ Hübsches Regirungprogramm. Warum haben die Hundertfünfzig, die sich der Abstimmung enthielten, zwar Viviani, doch nicht Briand zerstückt und ihm die Möglichkeit gelassen, sich den selben Viviani an die Seite zu setzen? Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Aber es ist so. Man möchte dem Herrn des Elysierhauses das Vorrecht mancher Geheimnisse lassen. Eine andere Sache. Erlöse

mich, Muse, vom Zweifel! Da gewiß ist, daß Briand-Viviani, nach dem deutlichen Meinungausdruck der Hundertfünfzig, die kein Wort gesagt haben, sicher zu leisten vermag, was Viviani-Briand nicht vermochte: könnte man mir nicht erklären, warum Herr Millerand, der Unfehlbare, der auf der Kammertribüne von Vivianis, sogar von Briands Beredsamkeit vertheidigt worden war, aufs Pflaster flog? Erst sagen, dieser Mann rette das Land, und ihm dann den Dolch in die Brust stoßen: ich fürchte, daß noch Leute leben, die sich fragen, ob der Schein da nicht auf ein Handeln deutet, dessen Ruf nicht lieblich ist. Nur der Genius des Herrn Poincaré, nicht Geringeres, hilft über den Widerspruchsflimmer hinweg. Genügt auch er nicht, dann kommt das Licht wohl von der neuen Einrichtung, dem Greisenrath der ‚Zugucker‘, der in die Regirung eingefügt wird, auf daß er, wie der antike Chor, das Drama künde, in dem die Hauptspieler vor unserem Auge all ihre Kräfte anspannen. Da man über die Theorie immer einig sein wird und da heute Alles von der Praxis, der Ausführung abhängt, werden wir gewiß herrliche Rathschläge hören, denen nur vielleicht die Handlung nicht stets entsprechen dürfte. Obendrein sind die Rathgeber nicht Träger bestimmter Verantwortlichkeit. Mit diesem Fall hat unser Parlamentarismus nicht gerechnet; er ist die große Neuheit des Tages. Während die Engländer, um schnellere und kräftigere Arbeit zu erlangen, ihren Regirungausschuß von zweiundzwanzig auf acht Mitglieder verengen, erweitern wir unseren auf vierundzwanzig und vergeuden an höheren Wortschwall die Kraft. ‚Von Ruhm und von Schlacht werden sie schwatzen, indessen da unten die Anderen ...‘ Gebe der Himmel, der mich nicht hört, daß wir nichts Anderes brauchen!“ Der Mann, der diese Sätze schrieb und, durch die Censurklippen, ins Himmelslicht brachte, sitzt, als Erbe Freycinets, jetzt dem Senatsausschuß für internationale Politik vor; hat für seine Kritik also den breitesten Schallraum; kann die Regirung verdammen und selig sprechen. Der nie ermüdende Verfolger des Staatshäuptlings Hirn und Stimme des Herrenhauses. „Total verlotterter Zustand.“ Dünket Euch dieser homme enchaîné nicht der Freiste der Freien?

Senator Charles Humbert, der im Frühjahr 1914 die Unfertigkeit der französischen Rüstung beleuchtet, dann mit Schwab in Amerika die Lieferung von Geschützen und Munition verein-

bart hat, warnt seine Landsleute (in „Le Journal“) vor einlullendem Trugwahn. „Seit dem Kriegsbeginn werden alle Nachrichten, die uns in den Glauben an Deutschlands nahe Erschöpfung überreden wollen, mit ungemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen. Schon im August 1914 sollten in Berlin die Lebensmittel knapp sein; während des ganzen Winters wurde uns erzählt, Deutschland stehe dicht vor Hungersnoth und der Mangel an Petroleum, Kupfer, Baumwolle werde, im Bund mit der Brotknappheit, den Friedensschluß vom Feind erzwingen; daß er Schüler und Greise in Uniform stecke und ins Feuer treibe, hörten wir seit dem fünften Kriegsmonat. Wer Frankreich mit solchen Lügen füttert, dient ihm schlecht. Weil uns ein mystischer Glaube an den nothwendigen, unvermeidlichen Zusammenbruch Deutschlands eingeflößt worden war, verzauderten wir die Anschaffung des Kriegswerkzeuges und ließen Monate lang unsere Industrien in Unthätigkeit verkümmern. Und in mancher (mehr oder minder inspirirten) rednerischen Offenbarung finden wir, noch immer, den selben Gedanken: Nur ‚durchhalten‘, dann ist der Triumph uns gewiß; als ob es genüge, den Dingen ihren Lauf zu lassen und, Gewehr bei Fuß, dem Todeskampf des furchtbaren Volkes zuzuschauen, das von Eroberung der Weltherrschaft geträumt hat. Die wichtigste Pflicht einer in so entsetzliches Abenteuer verstrickten Nation ist aber, ihren Feind zu kennen und mit seiner Kraft, seiner Bereitschaft, seinen Schöpfquellen zu rechnen. Ist Deutschland zu endlichem Zusammenbruch verdammt? Ich glaube: Ja. Doch wir müssen ihn durch kräftiges Handeln bewirken; und müssen der Größe und Schwierigkeit dieses Werkes bewußt werden. Der Feind stellt uns eine ungeheure Organisation entgegen, die wir, so tief uns vor seinen Schandthaten graut, ohne Vorbehalt bewundern müssen. Durch Fleiß und Zucht ist ihm gelungen, fast allen Gefahren vorzubeugen, die ihm drohten. Wir wollen einmal prüfen, worauf der durch die Seesperre bewirkte Mangel sich heute beschränkt. Fehlen den Deutschen Stahl und Kohle, die für moderne Kriegsführung unentbehrlichen Stoffe? Sicher nicht; denn ihre Produktion ist die stärkste der Erde und sie haben nicht nur die Ergiebigkeit ihrer westfälischen und schlesischen Gruben gesteigert, sondern zugleich auch die Kohlenfelder Belgiens und unsere Erzlager in Briey auszubeuten begonnen. Gut, wird man sa-

gen; aber der heute, besonders für Schwergeschütz brauchbare Stahl fordert den Zusatz nicht so leicht erlangbarer Metalle; dazu muß man Nickel, Chrom, Mangan, Tungstein und Aehnliches haben. Vielleicht leiden unsere Feinde unter dem Fehlen dieser Rohstoffe. Doch als vorsichtige Leute hatten sie schon im Frieden große Vorräthe gehäuft und haben sie in der ersten Kriegszeit ergänzt, als der Handel neutraler Nachbarn dazu noch die Gelegenheit bot. Wo sichs um Stoffe handelt, von denen man nur kleine Mengen braucht, ist übrigens ein Nachtröpfeln stets möglich. Auf die Wirkung des Kupfermangels wurde gehofft. Von dieser Hoffnung muß man viel abschreiben. Kupfer war oft durch Weißblech zu ersetzen; wo es unentbehrlich ist, genügte die vor dem Krieg gesammelte Menge. Man hat auch nicht gezögert, Küchengeräth und Thürklinken einzufordern; hat in den besetzten Gebieten die schönsten Maschinen auseinandergenommen, um Kupfer und Messing zu erhalten, und wird, im Nothfall, von Kirchthürmen und Elektrizitätleitungen das kostbare Metall holen. In Deutschland giebts sicher noch sehr große Kupfermengen, die man jetzt verwenden wird. Man wird sich in allerlei Einschränkung bequemen müssen; für Patronendillen und Granatenreife wirds aber langen. Da Deutschland in der Chemischen und Pharmazeutischen Industrie allen anderen Ländern weit voraus war, wird ihm nicht schwer geworden sein, in diesen Bezirken den Rohstoffmangel zu überwinden. Wir wissen, daß es, da ihm Nitrate fehlten, Laboratorienversuche zu unmittelbarer Erlangung des Stickstoffes aus der Luft industrialisirt hat. Für Autoreifen und undurchlässige Leinwand fehlt Kautschuk; in vielen Fällen genügt aber Surrogat. Das Bißchen, was aus neutralen Ländern kommt, soll sehr hoch, bis zu dreißig Mark für ein Kilogramm, bezahlt werden. Gummi ist nicht unentbehrlich; selbst völliger Mangel würde den Feind nicht zur Waffenstreckung zwingen. Die Baumwollfrage ist ernster; wenn die Verbündeten von Anfang an die Zufuhr von Baumwolle ganz abgeschnitten hätten, wären die deutschen Pulverfabriken in ärgste Verlegenheit gerathen. Die Zeit, die wir verloren, hat der Feind genützt. Sein Vorrath reicht wohl noch für lange Monate; und wie er ihn zu mehren versteht, lehrte neulich die Meldung, ein mit Baumwolle beladenes schwedisches Schiff sei von einem fremden Lotsen, den es (gewiß aus Versehen) an Bord nahm, so dicht an die deutsche

Küste gesteuert worden, daß es bequem einzufangen war. Haben in diesem Blatt veröffentlichte Artikel nicht bewiesen, daß Deutschland den zur Herstellung von Nitroglyzerin nothwendigen Fettstoff aus unserem Land holt? Wollen wir in die Wahnvorstellung von naher Hungersnoth des Feindes zurückfallen? Er hat wenig Getreide, Fleisch, Nährfett; ist aber, weil er vorsichtig war und mit seiner starken Organisation die Vertheilung klug regeln konnte, über die Schwierigkeit des ersten Jahres hinweggekommen. Hier und da hat auch der Widerspruch der Neutralen die Absperrung durchlöchert. Schon erlaubt der Getreidevorrath wieder, dem Einzelnen mehr Brot zu gewähren. Fleisch ist rar, aber nicht unersetzlich; und die Kartoffelernte sichert die Ernährung des Landes, das in ruhigen Jahren große Kartoffelmengen ins Ausland abgab. Wie Traum des Aberwitzes müssen wir die Vorstellung abschütteln, eine auf weitem Gebiet hausende Völkergruppe von hundertfünfzehn Millionen Menschen sei auszuhungern. Das von Lebensnothdurft Verlangte können sie unter allen Umständen ihrer Erde abringen. Deutsche und Oesterreicher werden schlecht, werden, wenns sein muß, wenig essen; doch Hunger wird sie nicht zwingen, um Frieden zu flehen. Was bleibt? Die Geld- und die Menschenfrage. Deutschlands Kostenlast ist ungeheuer; und die zur Kostendeckung aufgewandten Kunststückchen sind nur Kniffe, die aus Verlegenheit helfen sollen. Doch für die nächste Stunde genügen sie; wo der Staat alle Geister in Fesseln hält, können die Aufgaben der Wirthschaft und Finanz mit einer Tollkühnheit erledigt werden, die mindestens gestattet, ‚durchzuhalten'. Zwischen gesperrten Grenzen lebt Deutschland vom eigenen Besitz; versiecht aber nicht. Die auf den inländischen Umlaufsbedarf eingeschränkten Zahlmittel sind ganz und gar in der Hand der Regirung, die geschickt damit schaltet. Die Liquidation dieses Zustandes wird sehr schwierig werden; daß aber Geldmangel Deutschland in Friedensschluß drängen werde, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil es das Wichtigste durch eigene Arbeit erwirbt. Die Menschen? Nur von dieser Seite droht dem Feind ernste Gefahr. Menschenmangel muß ihm den Untergang bereiten. Menschenstoff hat er in entsetzlich großen Mengen verbraucht; und seine Ersatzmöglichkeit ist um mindestens die Hälfte, wahrscheinlich um zwei Drittel schmaler als die der Verbündeten. Wir müssen ihn auch fortan überall zu

steter Kraftanstrengung nöthigen: dann wird der große Schleifstein, an dem Deutschland sich abwetzt, ihm das Ende bereiten. Die Riesenfronten seiner Heere sind ungeheure Verlustflächen, über die alltäglich das Blut seiner Söhne fließt; Blutarmuth und Schwachheit wird es zwingen, die Waffen niederzulegen. Mit dieser Gewißheit konnte man in der ersten Kriegszeit rechnen; heute kann mans nicht mehr. Der vom Verrath der Bulgaren erleichterte Vorstoß nach Konstantinopel hat nur den Zweck, die einzige Lebensgefahr abzuwehren, die unseren Feinden droht. Aus dem Orient wollen sie Menschen holen; gelingt es, dann müssen wir die Hoffnung bestatten, bald mit ihnen fertig zu werden. Nur rein militärische Mittel können dann den Krieg enden; an sie immer, zuerst und zuletzt, zu denken, ist drum unsere Pflicht. Rechnen wir mit allzu großer Sicherheit auf die Abnützung deutscher Kraft, so entnerven wir unser Handeln und verlieren das Hauptziel aus dem Auge. Sturmgewalt, die alle Schanzlinien durchbricht, bleibt das sicherste Mittel, die deutschen Armeen von unserer Erde zu jagen. Um diesen Sturm in unwiderstehliche Gewalt zu steigern, brauchen wir Kriegsgeräth in Ueberfülle. Den Deutschen hat ihr Schwergeschütz ermöglicht, in die Schanzen der tapferen Russen und der Serbenhelden ein Loch zu reißen. Eines Tages muß das selbe Werk uns gelingen. Nur ein Gedanke darf in uns sein: der an den Sieg; um ihn schnell und ganz zu erlangen, müssen wir unsere Anstrengung verdoppeln. An die Arbeit! In die Fabriken! Kanonen! Munition! Schaffet die Waffen zum Sieg!“

Auch diese in Kritik strebenden Senatoren betheuern, immer wieder, im Ton der Wahrhaftigkeit, daß ihren Glauben an endgiltigen Sieg nie ein Zweifel beschlichen habe. Und den Anderen leuchtet, selbst ernsten Leuten, Hoffnung vom Himmel. In La Grande Revue hat Herr Gaston Roupnel, Geschichtprofessor an der pariser Sorbonne und Romanschreiber, einen Artikel über den amerikanischen Sezession-Krieg veröffentlicht, der ihm ein Schulfall des Erschöpfungskrieges (guerre d'usure) scheint. Im Süden eine auf Sklaverei gegründete Aristokratie, der ein klug bedachtes Zollsystem reichliche, allen Wettbewerb unterbietende Waarenausfuhr erlaubt; aus der Bibel und aus moderner Wissenschaft dünkt sie das Recht auf starre Ständegliederung und auf Wahrung der Sklaverei abzuleiten; und ihre Kriegerkaste will dem ganzen Erd-

theil, der Neuen Welt, die „Wohlthat“ ihrer Herrschaft aufzwingen. Angriff hat sie bereichert, ihre Macht gebreitet: und da sie stets neue Angriffe plant, hat sie alles zum Krieg Nothwendige, Mannschaft, Offiziere, Ersatz, Geräth, in Bereitschaft. Im Norden eine friedliche Demokratie, die nicht an Krieg denkt, deshalb für Krieg nicht vorbereitet, von Parteienzwist durchwühlt und durchtost, von schwachen, hin und her schwankenden Fraktionhäuptern regirt ist und der Niemand mehr den Willen zu aufreibendem Kampf und zu schwerem Opfer zutraut. Weil er sich ihr überlegen glaubt, greift, im Frühjahr 1861, der Süden sie an. Nach raschen Anfangserfolgen kommts, trotz der ungemeinen Führerleistung des Südländergenerals Robert Lee, nirgends zu Entscheidung. Der Norden wird nicht überrannt, Washington, seine Hauptstadt, nicht genommen (freilich auch Richmond nicht von den Nordmännern) und sein Heer nicht so arg geschwächt wie des Südens, der manchen Sieg, doch keine Armeevernichtung buchen kann und den ungestüm hastiger Vordrang und Schlachtenlorber ohne münzbaren Ertrag viel Blut kosten. Allmählich vertröpfelt der Krieg in die Erde. Auf allen Fronten, vor allen bedrohten Städten werden Gräben geschaufelt und Schanzen gehäuft. Ueber vierundsechzig Kilometer hin strecken sich allein die Schützengräben, durch die Lee sein Petersburg schirmen läßt; gegen feindlichen Durchbruchsversuch hält er sie: muß sie aber räumen, als Mangel an Mannschaft und Munition dazu zwingt. Der Nord hat dem Süden die See gesperrt und dadurch zwar nicht die Erfüllung der unfrommsten, nach Aushungerung und raschem Zusammenbruch des Feindes langenden Wünsche erwirkt, doch dem Süden den Verkehr mit den fremden Märkten (Güterabsatz und Rohstoffbezug) abgeschnitten; er muß jede Waare mit schwer erschwinglichem Preis bezahlen und seine Baumwolle tief unter dem liverpooler Marktsatz verkaufen. Sein Kredit wird von Monat zu Monat schwächer; im dritten Kriegsjahr die Entwerthung seines Papiergeldes zur Lebensgefahr der Wirthschaft. So weit, sagt Herr Roupnel, ist Deutschland noch nicht. „Ein wichtiges Merkzeichen aber erkennen wir schon in dem Verfahren, mit dem der Staat seinen Anleihen einen Scheinerfolg erkünstelt. Die Belastungen des Bodenwerthes, die das deutsche Schatzamt als Deckung annimmt, sind eigentlich ja Kapitalhypotheken; die Regirung der amerikanischen Südstaaten ließ nur Waarenbelastung,

also die Anweisung verfügbarer Summen, zu. Wenn die deutsche Ausfuhr nicht fast vernichtet wäre, würde der Wechsel uns die ganze Entwerthung des deutschen Kredites zeigen. Doch in einem Lande der Ueberarbeit und Ueberproduktion, wo erspartes Geld nie unthätig ruht, muß dem finanziellen Unbehagen bald eine unaufhaltsame Zerrüttung folgen." Auf dem Festland bringt die Kriegsführung dem Norden nicht einen einzigen funkelnden Erfolg, nicht eine Möglichkeit, Fahnen herauszuhängen; noch im Juli 1864 ist seine Hauptstadt vom General Early bedroht und Tage lang die Stätte bleichen Schreckens. Das Südstaatenheer schreitet von Sieg zu Sieg und darf wähnen, den Enderfolg an seine Banner gefesselt zu haben. Im vierten Kriegsjahr hoffte im Norden die Menge nur noch auf faulen Frieden, der Vernichtung erspart und die Entscheidung in die Zeit neuer Kraftspeicherung hinausschiebt. Da wurde, plötzlich, offenbar, daß des Südens Macht hilflos verblute; daß er, mit zehn Millionen Einwohnern, die dreiundzwanzig Millionen des Nordens nicht überwinden könne. Ein Sechstel der Weißen, neun Zehntel aller Wehrfähigen hatte er ins Heer einberufen: seine Adern wurden leer. Lee hielt seine Grabenlinien, sah aber seine Mannschaft unter jedem Mond schrumpfen und mußte den Erobererplan einscharren. Auch der Norden konnte nicht hoffen, breite Gebiete des Feindes zu besetzen, zu halten; ward aber, ohne den Schimmer leuchtender Schlachterfolge, Sieger: weil die erschöpften Südstaaten den Kampf nicht zu längern vermochten. Genau so, meint der Franzos, wird, nach allem Gewimpel, das Schicksal des Deutschen Reiches werden; und da ihm und seinen Verbündeten 45 Millionen Briten, 39 Millionen Franzosen, 30 Millionen Italer, 160 Millionen Russen sammt Afrikanern, Australern, Japanern, Indern, Kanadern sich entgegenstemmen, braucht diesmal der Erschöpfungskrieg nicht vier Jahre zu währen ... Wenn mans so hört, möchts leidlich scheinen; steht aber doch immer schief darum. Denn die Millionenmassen können weder in Gemeinschaft schlagen noch auch nur marschiren; West und Ost sind durch eine Stahlmauer, die von der Nordsee bis ans Schwarze Meer, von Ostende bis nach Stambul reicht, von einander getrennt; Britanien hat nicht nur für die Dichtung der belgo-französischen Schutzlinie zu sorgen; Rußland kann seinen Menschenreichthum nicht nach Flandern und ins Artois, in die Ar-

gonnen oder Champagne speien. Der Vergleich hinkt. Und die Frucht des Erschöpfungskrieges könnte immerhin auf der Seite reifen, wo unsere Feinde sie nicht erwarten. Manche Frontbeobachter sind nicht weit von der Ueberzeugung, schon im Frühjahr werde, auch wenn bis dahin die deutsche Heeresleitung nicht neuen wuchtigen Vorstoß befiehlt, Frankreichs Mannschaftbestand so dünn sein, daß die Republik, nicht ihr Feind, raschen Friedensschluß erstreben muß. Doch der Gedanke, daß von Ost das Gewimmel nicht nach West kommen kann, darf nicht wach werden. Und von jeder Lippe, der Kinder, Greise, Krüppel gar, schwingt sich der Trutzruf: „Bis ans Ende! Und währt der Krieg über den dritten Winter: Jusqu'à la victoire!"

Der alte Dichter Anatole France, dem der Schnabel hold gewachsen war, singt das Lied auf seine Weise. „Segen Allen, deren Blut für das Vaterland floß! Nicht vergebens opferten sie ihr Leben. Die im Artois, in den Argonnen, in der Champagne glorreich Gefallenen hatten den Eindringling gepackt und gehindert, noch um eines Schrittes Länge nur auf unserem heiligen Boden vorwärts zu kommen. Der deckt sie nun. Viele beweinen, Alle bewundern, Manche beneiden sie. Oeffnet das Ohr: sie sprechen. Brüder, flüstern sie, ‚lebet, kämpfet, vollendet unser Werk. Tröstet unsere Schatten mit der Spende des Sieges, des Friedens. Jaget den Feind, der schon vor Euch wich, aus Frankreich; rächet das Recht und die Menschlichkeit, die geschändet wurden, und furchet mit Eurem Pflugschar dann wieder den Acker, der unser Blut trank. Bücket Euch, die Ihr stark und mächtig seid, in den Dienst der Schwächsten. Geizet nicht mit dem Gut und dem Blut, dessen das Vaterland bedarf. Euren Toten schuldet Ihr, uns, die Pflicht, durch das höchste Opfer, nach unserem Vorbild, den Triumph der heiligsten Sache zu sichern. Wollt Ihr, Franzosen, uns die Schuld zahlen, dann müßt Ihr siegen, müßt Ihr noch mehr thun: den Sieg verdienen.' Also befehlen unsere Toten uns, zu kämpfen, durch Eisengewitter vorzudringen, bis Friede einst wie eine strahlende Morgenröthe über den Erdtheil hin glänzt. Dann wird Europa von der Drohung der Knechter erlöst sein und Gerechtigkeit und Güte, die das Verbrechen der Deutschen erwürgt hat, werden, schmächtig und schüchtern noch zu schauen, aus ihrer Gruft auferstehen." (Le Petit Parisien.) Greller schmettert Hervés Fanfare. „Im November des vorigen Jahres glaubte man nicht, daß der

Graus so lange dauern werde. Nun aber weitet das Metzelfeld sich und über alle Balkanhänge rieselt Blut. Fluch den Banditen, die so dumme Scheusäligkeit hindern konnten; Fluch von Millionen Witwen, Millionen Waisen, die nun, in ganz Europa, die Gräber geliebter Wesen mit Blumen schmücken, mit Thränen feuchten! Die zornige Aufbäumung gegen die Gräuel, die wir sahen und die heute schon, mitten im Krieg, der Kämpfermehrheit aller Heer grotesk (wirklich: grotesk) scheinen, muß, nach der Zerstampfung des preußischen Militarismus, in unserem Erdtheil einen Stimmungumschwung erwirken, aus dem, wenn alle Herzen dazu mithelfen, ein auf unzerstörbarem Sockel ruhender Europäerfriede werden kann. In der herrlichen Rede Briands, der für das republikanische Frankreich sprach, war nicht eine Spur des wüsten, blöden, wilden, mittelalterlichen Nationalismus zu finden, der, wie der alldeutsche, von der Zerstückung des besiegten Feindes träumt. Und während Briand, mit seiner zärtlich streichelnden Stimme, die Frohe Botschaft von dem Frankreich der Menschenrechte wiederholte, das vor fünf Vierteljahrhunderten die alte Welt der Knechtung, der Finsterniß und schnöder Vorrechte bis in ihr Grundgebälk erschütterte, standen Frankreichs Abgeordnete, Mann vor Mann, aufrecht und ihr Beifall durchtoste den Saal. Die Sozialisten fanden endlich den Kampfgenossen wieder, den ihre Liebe einst heiß umschlungen, von dem trauriges Mißverständniß sie dann, zehn Jahre und länger noch, getrennt hatte. Briand sprach; und seine Stimme klang anders als eine, die auch geliebt ward, die nun für immer verstummt ist: so ähnlich dem von ihr Gewöhnten war aber, was Briand sagte, daß die Genossen glauben konnten, Jaurès selbst zu hören. Der Kaiser wird vor den Truppen Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens in Konstantinopel sein. Er ist uns voraus, wie er in der ersten Kriegszeit mit seinen Tauchbooten den Engländern voraus war. Doch wie deren Unterseeleistung, so wird auch sein Triumphatormarsch enden; ein ungeheures Stahlnetz wird, nach wenigen Wochen, all seine stolze Hoffnung verschlingen. Besinnet, Neurastheniker, ernstlich, was ich Euch in dieser Stunde sage! Deutschland ist in Noyon, in Wilna und sein Kaiser wird bald vielleicht in Konstantinopel sein. Serbien ist von Feinden überrannt, verwüstet und seinem Heer droht Einkreisung. Als ein Historiker, den Schein nicht trügt, schwöre ich Euch dennoch:

Serbien ist nicht so krank wie das Deutsche Reich!“ (La Guerre Sociale.) Von den Katholiken bis zu den Marxisten: derselbe Ton unbeugsamer Siegesgewißheit. Und der Feind steht tief im Land.

In die Klarheit.

Auch die Herren Asquith, Balfour, Bonar Law, Churchill, Curzon, Lansdowne, Sasonow haben im November so gesprochen. Als der Nebelmonat über die Hälfte geschwollen war, färbte die Feindesrede sich ins Grüngelbe. Wurde ringsum die Losung: Deutschland winselt nach Frieden. Minister führen den Reigen. „In Deutschlands Verzweiflungstrategie erkennt der Kundige die Stütze des Strebens, irgendwo, irgendwie die ersten Fädchen zu Friedensverhandlung anzuknüpfen. Deutschland braucht Frieden; braucht ihn in kurzer Frist. Die Fühler, die rechts und links herumtasten, erweisen das Bedürfniß. In der Geschäftsrechnung des Kaisers ist ein Loch, das er kennt und das wir nur ahnen können; deshalb möchte er flink die errungenen und die nahen Erfolge so gut wie möglich ausmünzen. Diese Wahrnehmung gäbe uns, wie tausend andere, Grund zu weisem Optimismus. Das soll bedenken, wer im Namen der Verbündeten spricht, und niemals auch nur leis andeuten, der Krieg könne sich ertraglos, endlos hinschleppen.“ (Herr Hanotaux.) „Je weiter der deutsche Traum ausschweift, je fester der Wahn des Ungeheuren, des Kolossalen unseren Feind umfängt, desto schneller entschwindet ihm der Sieg. Die Deutschen spekuliren jetzt auf die Wirkung ihres Einzuges in Konstantinopel; sie möchten in dunkler Stille den Frieden vorbereiten, den sie mehr als einmal schon von Einzelmächten zu erlangen suchten. Nur in Eintracht können ihn die Verbündeten ihrem Feind gewähren; und nie war weniger als heute Anlaß, davon zu reden. Vergleichet die Volksziffern, die Verluste, die Schöpfquellen auf beiden Seiten: und Ihr werdet gewiß sein, daß der Krieg nur mit Deutschlands Niederlage enden kann. Auf Belgien, auf die Annexion französischen Bodens würde es jetzt wohl verzichten, den Italerwünschen entgegenkommen, von Rußland nur Polen, von England nur die deutschen Kolonien und die ‚Freiheit der Meere‘ fordern (waren sie nicht frei, nicht alle, unzähligen deutschen Dampfern stets offen?); außerdem aber Entschädigung ausbedingen, Geld und Zollverträge. Der Orient käme unter seine

Vormundschaft und dem großen Deutschland, sammt seinen Oesterreichern, Ungarn, Türken, Bulgaren, fiele das Amt des Weltgestalters zu. Regt sich in unseren Schützengräben auch nur ein Haariger, der solchen Frieden hinnähme?" (Herr Pichon). „Aus Deutschland kommen Friedensangebote, die wir stumm, mit lächelnder Verachtung, ablehnen. Wir waren schlecht zum Krieg vorbereitet und unsere Regirung schwankte. Nicht eine Sekunde lang aber können wir an unserem Sieg zweifeln. Unsere Boches, die nur Raubthiertrieb auf Beute hetzte, können, da der erste Sprung sie nicht ans Ziel trug, den Kampf zwar verlängern, das Opfer aber nicht drosseln, das noch recht gefährlich aussieht und ja auch nicht Geringeres ist als die Civilisation. Wir haben alle Fehler gemacht, die möglich waren; unsere sichtbare und sittliche Kraft hat dadurch aber nicht gelitten und mählich ahnen die Boches, daß sie, so lange in den Reihen des Vierbundes noch ein Mann lebt, einen unbesiegbaren Krieger auf ihrem Weg finden werden. Von Frieden wollen wir reden, wenn Ihr aus Frankreich und Belgien gejagt seid und unser Fuß Eure Erde tritt. Der Friede wird kommen; unserer, nicht Eurer. Zuvor: siegen!" (Herr Clemenceau.) Nur eine Stimme, von hundert, aus dem Volk. „Diesmal scheints Ernst. Wir könnten Frieden haben, wenn wir ihn wollten; den deutschen Frieden, versteht sich. Sie möchten gern verhandeln, so lange sie noch Pfänder in der Hand haben; und ich halte jede Wette darauf, daß sie nach triumphalem Einzug in Konstantinopel sich in den Besitzstand bescheiden würden, den sie vor dem Krieg hatten. Woher plötzlich solche Seelengröße? Aus einem Quark: sie haben, endlich, eingesehen, daß sie verloren sind; und wären nicht böse, wenn sie verhandeln könnten, so lange Tröpfe sie noch in Siegerglanz sehen. Ist nicht begreiflich, daß eine Regirung, die das Nahen der Abrechnungstunde, des Bußtages wittert, sich den Weg in ‚ehrenvollen' Frieden bahnen möchte? Ehrenvoll dünkt sie der Friede, der ihr gestatten würde, sich in Schönheit, mit allen Kriegsehren, mit dem Nimbus des edlen und milden Siegers aus dem Streit zu schlängeln, den sie angestiftet hat. Meint sie ernstlich, die verbündeten Regirungen und Völker seien blödsinnig genug, auf solchen Schwindel hereinzufallen?" (Herr Hervé.)

Das klingt nicht, als sei es wider besseres Wissen gesagt. Wie konnte ins Feindeslager der Glaube einschleichen, Deutschland

lechze, gieriger als die von der Kriegsfurie derber gepackten, die verwüsteten und geschrumpften Länder, nach Frieden, ersehne ihn nicht aus Menschheitempfinden nur, nein: aus engem Geschnür kaum noch erträglicher Noth? Vielleicht drangen zu oft Befehle, Verbote hinaus; so oft, daß selbst der nicht von Wunsch oder Haß Befangene wähnen mußte: „Heute kein Fett, morgen kein Fleisch; gestern Schlächtersperre, übermorgen Schmorverbot; Brotkarten, Karten für Milch, Eier, Butter in Sicht; schmale Mehlzuwage; Fisch, Gemüse, Kartoffel, Geflügel, fast jedes Nährmittel theuer. Sehr lange halten sies nicht mehr aus.“ Ließ sich das Alles, Beschlagnahme, Werthung, Schranke, Vertheilung, nicht stiller, einfacher, schneller machen, ohne jähe Aenderungen und Tröpfelgeräusch, so müssen wirs eben leiden. Dürfen aber nicht staunen noch schelten, wenn offenbar wird, daß dieser allzu bedächtige Eifer der deutschen Sache mehr, viel mehr verloren hat, als zehn unbedachte Artikel vermöchten. Dann: die bei uns beliebte Zeitungstrategie und Preßtaktik ist nachgerade bis aufs letzte Fädchen verschlissen. Fünfzehn Monate trugen wir sie; nun ekelt Einfältige schon der speckige Schimmer. Kein Dochtflämmchen noch aus kritischem Bestreben (in einer Zeit, wo Schicksal wird und aller Schreiberei über Staat, Nation, Gesellschaftkörper das Todesurtheil gefällt wäre, wenn sie, als mindestens nutzlos, in den Zwinger kuschen müßte); Alles zu Haus vollkommen, herrlicher prangend als im Märchentraum frommer Kindheit, draußen schuftige Gemeinheit oder irrlichtelirendes Trottelthum, Blutvergiftung oder Bankerot: die Leute, die es so treiben, folgen gewiß meist guter Meinung: verkennen aber völlig die Patriotenpflicht. Und haben erwirkt, daß der Feind sie, blitzblanke Michelgemüther, für Trugkünstler hält. Er spürt nirgends Persönlichkeit, hart umrandetes Urtheil, kecken Gedankenschnörkel; merkt die Absicht, sechzig Millionen Menschen sechzehn Monate lang über alles Ereigniß des Himmels, der Erde und Hölle einträchtig erscheinen zu lassen; und stolpert in den Trugschluß: „Da wird Alles, in einer Holzwanne, mit Berlinerblau gefärbt; jeder Verbündete, zweimal täglich, gehätschelt, jedem Feindesland Weltuntergangsstimmung angepinselt. Will das Volk solche Kost? Dann ist es müde.“ Wer unter Euch hats nicht von redlich Neutralen gehört? Weil jetzt Schadenskeim noch zu tilgen ist, weise ich auf seinen Nährboden. Weil der Fremde,

der Feind gar nur Dem glaubt, der auch unbequeme, undankbare Wahrheit auszusprechen wagt, finde ich morgen vielleicht, ohne neuer Wortfälschung ausgesetzt zu sein, für ernste, dem Feind gewichtige Rede im Ausland Gehör. Der weiß nicht mehr, was ist.

Wir sind nicht in Noth. Kohle, Eisen, Stahl (den besten), Kupfer, Blech, Sprengstoff haben wir in Fülle. Alles, was für den Krieg unentbehrlich wäre. Unsere Krieger werden, noch ohne Zufuhr und Schmuggel, so lange schießen, wie die deutsche Sache es will. An Jungmannschaft, Kleid- und Nährstoff ist ganz und gar nicht Mangel; wenns auch von Weitem so aussieht. Millionen leben noch viel zu üppig; essen zu oft, in zu großen Mengen Fleisch und würden gesunden, wenn sie fortan nur ein Drittel zerkauten. Die Armen drückt, natürlich, der Preis (der draußen kaum irgendwo niedriger ist); doch sie haben, Mann Frau und Kind, höheren Verdienst als am Friedensalltag. Theuerung und Knappheit (ich habe Butter, Schmalz, Fettstoff irgendeiner Sorte in meinem Leben nie anders als in gekochten Speisen genossen: und bin noch arbeitfähig) werden vielfach mürrisch beredet: weil in diesem Bezirk unserer „Organisation“ vielleicht nicht all das Lob gebührt, das ihr aus Tintenfässern fleußet; und weil nicht Allen bewußt ist, welches ungeheure Ringen wir noch vor uns haben. Deutschlands Heimatherde ist frei und sein Feldheer ficht überall auf Feindesgebiet. Doch kein Feind ist entwaffnet, keiner scheint dem Kräfteverfall nah, den mächtigsten, England, kann der Gerechte nicht einmal schwerverwundet nennen. Alle glauben, so fromm, so aufrichtig wie je ein Deutscher, an ihren Sieg und sind felsfest entschlossen, ihn mit allen erlangbaren Mitteln zu sichern. Erschöpfungskrieg; dessen Ende das Menschenauge noch nicht absehen kann. Pflanzet in jedes Hirn diese Erkenntniß: und Deutschlands Heimvolk wird lachen, wenn ihm ein Fant zuraunt, es habe schon Behagensopfer gebracht; wird sich freudig in viel kargere Lebenshaltung schicken. Denn es ersehnt nur würdigen Frieden; wird auch ihn nie erwinseln. Erz wird in der Klarheit, hinter den Nebeln, sein Wille: Nicht um eines Tages Spanne darf die Furcht vor Schmalhansens Küche den Krieg kürzen; nicht einen Tag darf er länger währen, als der Blick auf das Vätererbe und auf die Kinderzukunft befiehlt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. November 1915.

Stimmen der Feinde.

Herr Albert Bonnard, ein unserer Sache unfreundlicher, doch durch Kenntniß, Verstand, Darstellerkraft der Achtung würdiger Politiker, erzählt im Journal de Genève, aus der holländischen Presse sei zu ihm das Gerücht gelangt, der Deutsche Kaiser wolle, wenn er als Triumphator in Konstantinopel eingezogen sei, in einem feierlichen Schreiben den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Friedensvermittelung auffordern. Den Schweizer dünkt die Botschaft glaublich. Im sechzehnten Kriegsmonat, sagt er, „ist weder Frankreich noch Rußland besiegt, dem Britenreich nicht die Haut geritzt, Paris uneinnehmbar, auf den Fall von Calais kaum noch die winzigste Hoffnung. Den Plan, in ein Nervencentrum Rußlands, nach Petrograd, Kiew, Moskau, vorzustoßen, müssen die Deutschen begraben. Das Heer des Zaren ist dem Umfassungversuch entschlüpft und wird von Tag zu Tag stärker. England bleibt Herr der Meere und der deutsche Unterseekrieg hat zwar viele Menschenleben vernichtet und gerechten Zorn erwirkt, doch keinen Nutzen gebracht. Deutschlands Heere kämpfen, in West und Ost, fast überall in Feindesland; aber Frankreich, Rußland, Britanien sind weitab von der Nothwendigkeit, sich dem Willen des Vordrängers zu fügen. Mählich holen sie nach, was ihrem Feind, nach unvergleichlicher Vorbereitung, die Ueberlegenheit sicherte. Ihr Born ist, da sie das Meer haben, unerschöpflich und ihre Finanzkraft ungemindert. Deutschlands Außenhandel ist zerstört. Wenn es auch nicht hungert, so zeigen doch die ungeheuer

harten Nährvorschriften und die Schmerzensrufe der Armen die Schwellung des Mangels. Der Kanzler darf kaum noch hoffen, vom Feind zu erlangen, was große Wirthschaftverbände heischten. Die Fortführung des Krieges kann Niederlagen bringen und das Errungene rauben. Deuschland scheint den Gipfel der ihm möglichen Erfolge erstiegen zu haben. Und die Macht seiner zum Sieg entschlossenen Feinde wächst noch. Unter diesen Umständen, die unbestreitbar sind, könnte der dem Kaiser zugeschriebene Plan dem Deutschen Reich eine klug bedachte, das Hoffen überbietende Lösung bereiten. Da triumphaler Einzug in eine Feindeshauptstadt nicht zu erfechten war, könnte der geschickte Regisseur versuchen, die selbe Wirkung aus triumphalem Einzug in die Hauptstadt eines Bundesgenossen zu ziehen. Auch diesem Einzug mußte Kampf vorausgehen; aber, im Bund mit Oesterreichern, Bulgaren, Türken, Kampf gegen Serbien. Solcher Triumph Deutschlands soll die Hoffnung Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens brechen? In dem Brief an Herrn Wilson, heißts, werde der Kaiser den Feinden, die seine bescheidenen Friedensvorschläge nicht annehmen, Vernichtungskrieg androhen. Ich wüßte, freilich, nicht, was darin seinem Heer noch zu thun bliebe.“ Die Schilderung des romanischen Schweizers zeugt abermals von dem Schaden, der das Gestöber der Nährvorschriften uns draußen gestiftet hat; mahnt an die Pflicht, den Aberglauben an Deutschlands Nahrungmangel rasch ausjäten, von nicht beamteten, nicht des Trachtens in Schönfärberei verdächtigen Männern widerlegen zu lassen. Das Gerücht selbst ist wohl nicht ernst zu nehmen. Schon gegen triumphalen Einzug in Konstantins (dem Christenthum entrissene) Stadt spräche manches gewichtige Bedenken; der Deutschen und der Türken. Vielleicht besucht der Kaiser den Sultan; und spricht dann öffentlich aus, daß er, weil auch die Grenzen der ihm verbündeten Staaten nicht mehr bedroht seien, dem Deutschen Reich günstige Friedensvorschläge nicht ablehnen werde. Den Präsidenten Wilson aber wird er gewiß nicht auf den Hochsitz des Friedensstifters bemühen. Bewußter Parteilichkeit dürfen wir den Mann nicht zeihen, der von Briten, Franzosen, Russen nicht minder heftig als von Deutschen, von Roosevelt wie von Bryan gescholten wird und sich deshalb für einen nach Gewissenspflicht Neutralen halten kann. Nur: an diesen Präsidenten hat der Kaiser schon einmal ge-

schrieben; im zweiten Kriegsmonat, um zu erklären, warum deutsche Krieger die Belgierstadt Loewen mit Brandzündern beschossen hatten. Und in dem Antwortbrief, wohl dem seltsamsten, schulmeisterlichsten Schriftstück, das jemals ein mächtiger Monarch empfing, wies Herr Wilson dräuend auf den „Tag der Abrechnung“, der von den Schuldigen Sühne erzwingen werde. „Alle Völker der Erde haben, in erfreulicher Eintracht, beschlossen, solche Abrechnung dem Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich, so würde sie von der Meinung der Menschheit, der höchsten Instanz in diesem Streit, wirksam ergänzt.“ Die nicht in Krieg gerissenen Staaten haben also beschlossen, unser Handeln zu richten. Der Mann, der ihren Sühnspruch öffentlich ankündete, kann von Deutschland aus niemals in ein Mittleramt gerufen werden.

Naht dem Zarenreich Revolution oder sind auch die Männer, die den Umsturz der Ordnung planten, jetzt zur Vertheidigung russischen Bodens geschaart? Daß die Wildesten, Krapotkin und Plechanow, ihre Genossen verpflichten, heute und morgen das Schwert, des Armes und der Rede, nur gegen den Fremdling, nicht gegen die Reichsgewalt, zu heben, habe ich schon erwähnt. Im Oktober ist an die Arbeiter der Städte und Dörfer ein Aufruf ergangen, den die sichtbarsten Sozialistenführer, Alexinskij, Bach, Bunakow, Deutsch, Plechanow, Woronow, unterzeichnet haben. „Wir folgen verschiedenen Strömungen des russischen Sozialismus und weichen im Wollen vielfach von einander ab; einig aber sind wir in der Ueberzeugung, daß Rußlands Niederlage im Kriege gegen Deutschland zugleich in seinem Kampfe für die Freiheit eine Niederlage wäre. Nie war Rußland in so furchtbarer Gefahr; nie ein Krieg dem von heute auch nur zu vergleichen. Ungeheuer, wie er, ist die Verantwortung, die auf der Klasse der Mühsäligen lastet. Wenn Ihr Euer Handeln von dem Glauben bestimmen lasset, Euch könne gleichgiltig sein, wer siege, ist Rußlands Vernichtung gewiß. Arger Irrthum wäre die Einbildung, die Arbeiterklasse brauche das Land nicht zu vertheidigen. In unserer Wirklichkeit leidet das Arbeitervolk durch den Einbruch des Feindes mehr als irgendeine andere Schicht. Als 1870 Paris belagert wurde, hatten die Armen viel Schlimmeres auszustehen

als die Reichen; auch die fünf Milliarden, mit denen die Deutschen von den Kriegskosten entschädigt wurden, mußten schließlich doch die Armen aufbringen; und das Schädlichste war, daß die Niederlage die ganze Wirthschaftentwickelung Frankreichs hemmte. Dem Russenreich, das hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist, wird die Kriegskostenlast schon heute schwer; die Steuern steigen und die Staatsschuld schwillt. Würde Rußland besiegt, dann müßte es eine Entschädigungsumme zahlen, neben der die fünf Milliarden winzig schienen. Auch damit würden die Sieger sich nicht begnügen, sondern, als die gierigsten, von Gewissensbedenken freisten Räuber, die je ein Auge sah, uns große Landstücke entreißen und in einen Handelsvertrag jochen, der noch weniger Vortheile böte als der 1904 unserer Schwachheit durch Ueberrumpelung abgerungene. Rußland sänke zur deutschen Kolonie herab. Wenn das Ideal der Volksherrschaft Euch heilig ist, müsset Ihr den Sieg unserer Bundesgenossen wünschen, deren politisches Leben viel freier und moderner ist als das Deutschlands. Eure Losung muß lauten: Sieg über den feindlichen Fremdling! Seid aber auch klug wie die Schlangen; über dem von edlem Zorn glühenden Herzen bleibe der Kopf kühl genug zu nüchterner Politikerrechnung und bedenke, daß blinder Uebereifer noch mehr schaden kann als stumpfe Gleichgiltigkeit. Achtet auf Alles, was hinten geschieht. Die Profitgier der Unternehmer wird nicht schüchterner sein als vor dem Krieg; vielleicht noch frecher. Eure Wuth darüber wäre gerecht; dennoch müßtet Ihr, ehe Ihr an den eigenen Vortheil denkt, Euch fragen, ob ein Strike nicht die Landesvertheidigung schwächen könnte. Alles oder nichts: die Anarchistenlosung ist unter Eurer Würde. Durch die Annahme solcher Taktik würdet Ihr nur dem deutschen Generalstab Freude bereiten; seines Beistandes darf Jeder gewiß sein, der unserem Volk solche Lehre predigt. Aufruhr in Rußland, Aufstand in England: darauf hofft er. Ihr aber werdet ihm dieses Vergnügen nicht schaffen; Ihr habt das Wort unseres alten Krylow (des Fabeldichters) nicht vergessen: Feindesrath kann nur schaden!" Ganz Frankreich mag, gieriger noch als der brünstige Faust den Quicktrank der Hexe, diesen Wortschaum aus rothem Kelch geschlürft haben. Auch Rußland, von Nikolai bis zu Krapotkin, in heiliger Eintracht! Heller Himmel ...

Hell leuchtet er auch ins Greisenauge des Finanzministers Ribot. Der sprach, als er das neue Anleihegesetz den Abgeordneten vorlegte: „Im vorigen Monat sind 1097 Millionen Francs für die Landesvertheidigung gezeichnet worden. Die Gesammtsumme der Bons beträgt 8353, die der Obligationen 3659 Millionen. Das ist der schönste Vertrauensbeweis, den das Land geben konnte; und dieses Vertrauen, in die eigene Kraft und in den Sieg, ist berechtigt. Ich höre manchmal die Frage: Wie wirds am Tag nach diesem furchtbaren Krieg aussehen? Wie soll Frankreich das Zertrümmerte wieder aufbauen und wann in seinen alten Wohlstand zurückgelangen? Wer dieses Land kennt, zweifelt nicht, daß es nach dem Krieg wieder reich werden wird. Herr Lloyd George hat, als Englands Schatzkanzler, gesagt: ‚Woher soll Angst kommen? Was England und Frankreich an fremden Werthpapieren besitzen, genügt allein schon, um die Kosten eines Krieges zu decken, der drei, vier, fünf Jahre dauert.‘ Das ist Wahrheit. Verbannen Sie drum Kleinmuth und übertreibende Furcht! Unser Land hat große Reserven; hat gerade jetzt viel freies Kapital. Die ungeheuren Summen, die wir für die Landesvertheidigung ausgeben, sind nicht ganz verlorene Kapitalien; das Ausland bezahlen wir einstweilen mit dem erlangten Kredit, fast niemals mit Geld. Das in Frankreich Ausgegebene muß zum größten Theil in den Staatsschatz zurückströmen und abermals der Landesvertheidigung dienen. Frankreichs Kredit steht hoch über jedem Zweifel; weder hier noch draußen stellt Einer auch nur die Frage, ob Frankreich die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthigen Mittel habe. Das Schicksal der Anleihe legen wir in die Hände des Volkes, das der Eindringling mit dem Rückfall in die wüsteste Barbarei bedroht und dessen untrüglicher Instinkt ahnt: Hier gehts um Leben und Tod. Ich mahne Alle laut, die in ihrem Lebenskreis die Mitbürger aufklären können: diese Aufklärung sei ihnen Pflicht! Ich rechne auf Sie, auf die Handelskammern, Syndikate, Berufsgenossenschaften, Banken und auf die Presse. Reiche und Arme, Große und Kleine müssen in der Gefahr die Einheit unseres Volksbundes besiegeln; uns den Sieg von morgen bereiten. Vorwärts, Heer französischer Sparkraft! Wie das kämpfende, so bist auch Du Frankreichs Schwert, Frankreich selbst. Auch diesem Heer gebührt unser Ehrengruß: es ermöglicht den Krieg

und den Sieg." 493 Abgeordnete sind für das Gesetz; 32 stimmen nicht mit. Jubel tost durch das Haus. Wirds Schatzwechsel regnen?

Alles wiederholt sich nur im Leben. „Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, ihre teutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind. Straßburg, den fünfundzwanzigsten Nebelmonat im zweiten Jahr der einen und unzertrennlichen Franken-Republik. Die Volksvertreter bei der Rheinarmee. Unterschrieben: Saint-Just und Lebas." Nur eingeladen wurden die Bürgerinnen; noch nicht mit völkischer Vehme bedroht. Den im Herzen teutsch gesinnten würden wir gern fränkische Tracht gönnen. Wirkte auf Evas Töchter je denn Warnung und Verbot? „Von allen Bäumen im Garten sollst Du essen; nur nicht vom Baum der Erkenntniß Dessen, was gut, was bös ist" ...

„Im ganzen Verlauf des Krieges ist durch uns Leute des Vierbundes niemals Ereigniß geworden. Man schafft es: und wir bemühen uns, dazu Stellung zu nehmen. Wir sind immer ‚à la suite'. Eines schönen Morgens merken wir, daß der Feind uns in eine neue Lage gebracht hat. Wir haben das Ereigniß nicht vorausgesehen; werden von ihm beherrscht, das wir doch meistern müßten. Heute fragen wir uns, was Griechenland thun würde, wenn wir, unter dem Druck der Bulgaren, Deutschen, Oesterreicher, nach Saloniki zurückweichen müßten. Würden die Griechen uns entwaffnen, bis ans Kriegsende einsperren oder, wenn sies nicht thun, Bulgareneindrang in ihr Gebiet zu erwarten haben? Heute erst tauchen diese Fragen auf? Daß wir eine rege Einbildungskraft haben, kann man wirklich nicht behaupten. Vom ersten Kriegstag an fehlte sie uns. Wir sind nicht etwa nur, weil uns, wie Jeder weiß, die nöthige Organisation mangelte, unfähig zur Ausführung eines Gedankens: wir haben gar keinen Gedanken. Seit fünfzehn Monaten hat unser Volk sich aufgerafft; doch Erfindervermögen, die große Dichterkraft, sucht man bei uns vergebens. Gerade in ihr wurde oft das Genie unseres Volkes sichtbar. Jetzt? In allem Unternehmen des Vierbundes ist etwas kleinlich Schlaffes. Der Sinn für Raum, das Gefühl für Größe und Weite ist uns so völlig geschwunden, daß wir sie auch Anderen kaum zutrauen. Schon im Januar hatte Venizelos vorausgesehen, daß Deutschland sich

durch die Balkanländer einen Weg nach Konstantinopel bahnen und Bulgarien ihm in Makedonien Beistand leisten werde. Am elften Januar 1915 schrieb er an seinen König: ‚Wir blieben in Gefahr, selbst wenn wir unsere Neutralität bis ans Ende des Krieges zu wahren strebten. Würde der austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem natürlichen Drang in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnügen: wird es nicht Bulgarien zum Marsch ins serbische Makedonien einladen?‘ Also sah (wie Maximilian Harden schrieb), der Kreter weiter als die Steuermänner der Triple-Entente‘. Seit Monaten mußte man merken, daß Deutschland seine Achse verschob und sich nach Konstantinopel wandte; daß es am Euphrat, in Bagdad, am Persergolf und in Egypten seine Ziele sah. Der Umfang dieser Bewegung scheint uns noch immer nicht einzuleuchten. Ist den Engländern klar, daß der nun beginnende Krieg sie am Schlimmsten bedroht und daß sie durch schleunige Offensive aus Persien und Egypten diese Gefahr abwehren müßten? Haben wir, haben sie Politiker von Weltblick? Die wären nöthig; denn Deutschlands Ehrgeiz strebt in Weltpolitik und haftet nicht nur am Saum europäischer Länder. Wir brauchen einen internationalen Wohlfahrtausschuß zur Vertheidigung der Civilisation. Ein Kriegsrath des Vierbundes soll geschaffen werden. Er soll sich mit der Pflicht bebürden: Phantasie zu haben. Möge er uns in einen Angriffsgedanken führen, unserem Willen zum Sieg die Richtung weisen; er wird ihm die Kraft ins Zehnfache mehren. Wir wollen nicht ewig in Vertheidigerstellung harren, nicht stets à la suite des Feindes sein. Man muß eine neue Bilanz der verbündeten Kräfte machen, die Lage so sehen, wie sie geworden ist, und den Antigermanen einen Strategengedanken finden und ausgestalten. Man muß einen neuen, einen besseren Kriegsplan ersinnen. Das ist die Hauptsache. Denkt daran Jemand? (Herr Maurice Barrès in L'Écho de Paris.)

Drei Tage danach nimmt der selbe Politiker, Akademiker, Abgeordnete den Gegenstand wieder auf. „Ungefähr können wir uns die Gespräche der Vierbundsvertreter mit dem König Konstantin vorstellen. Sie fordern von ihm deutliches Willensbekenntniß. Allzu lange schon währt das Doppelspiel mit den athener De-

peschen, die uns heute wohlwollender Neutralität versichern und morgen bulgaro-hellenische Verständigung melden. Was wir wissen müssen, ist offenbar. Werdet Ihr, wenn wir auf griechischen Boden zurückweichen, uns stützen und dadurch die zur Heranführung neuer Streitkräfte nöthige Zeit sichern? Nur die Zeit fehlt uns; die Mittel sind bereit. Neue Truppen können wir nur nachschieben, wenn Ihr uns beisteht. Ja? Gut. Nein? Wir können auch nach Albanien und Montenegro zurückgehen; dann habt Ihr von unseren Geschwadern zu erwarten, was Euch gebührt. Ist solche Rede nützlich: warum sprach man nicht längst so? Unsere Diplomatie möchte die Freundschaft mit einem Volk, das wir lieben, wiederherstellen. Das Zeugniß klarer Weitsicht hat der lange Balkanhandel uns nicht eingebracht. Das gilt für die ganze Vierbundsdiplomatie. Harden hat triumphirende Sätze veröffentlicht, in denen der Sarkasmus eines Bismarck von heinischem Hohn umkichert wird. Ich glaube, daß der französische Leser diese echt deutsche Seite gern lesen und ihren Inhalt nach Gebühr berichtigen wird. Die Feinde, sagt Harden in der ‚Zukunft‘ vom sechzehnten Oktober, ‚haben die Fehler gebündelt: nicht, im Kielwasser des Goeben, die Dardanellen durchdampft und, vor dem Ausbruch des Türkenkrieges, die Straße ins Schwarze Meer, also nach Rußland, gesichert; in der Zeit russischen Vordranges weder Griechenlands Bedingungen (Besitzstand des Bukarester Friedens, Truppenschutz vor bulgarischem Angriff) noch Bulgariens angenommen (Besetzung von Serbo-Makedonien, Ostgrenze Enos-Midia, Zusage der Kawala-Zone für den Fall, daß der Bezirk von Smyrna den Hellenen zuerkannt wird); Serbien nicht früh in Verzicht auf den Ertrag des zweiten Balkankrieges noch Rumänien, als Nikolai in Czernowitz befahl, in unwiderrufliche Entscheidung gezwungen; leichtsinnig, wie Hans Lüderlich das Getechtel mit einer Kuhmagd, das Gallipoli-Abenteuer begonnen; und nicht erkannt, daß Italiens Eingriff die auf ihrem Schachbrett wichtigsten Figuren verschieben mußte: weil Griechen, Serben, Bulgaren die Savoyerflagge sehr ungern auf der Ostküste der Adria sehen und Hellas den Römern weder Kypros, die Kupferinsel der Dorer und Jonier, mit der Nationaltrauerstätte Salamis noch das kleinasiatische Kilikerland gönnt. Wenn England nicht die Bulgaren begünstigt und den Italern, außer den unerlösten Ländern, Albaniens Mittel-

stück, Dalmatien, Cypern, Kilikien, also Slawen- und Griechenbezirke, zugesagt hätte, wäre Herrn Venizelos im Frühling und im Herbst nicht das Spiel mißlungen und die Hellenenstellung nie streitig geworden. Der vorletzte Fehler des Vierbundes war: daß er mit dem deutschen Orientkriegsplan (Hemmung des Verkehrs von Saloniki nach Nisch und Rußland, Wacht am Bosporus) nicht gerechnet hatte. Der letzte wäre: die Höllenfahrt franko-britischer Truppen auf dem Gleis der Wardarbahn. Daran aber kann ich nicht glauben. Landung und Abschub würden Wochen dauern; Geräth und Menschen führen zum Teufel der Boches.' Giebt diese Seite uns nicht ein interessantes Bild von deutscher Auffassung? Harden hütet sich, die uns günstigen Ergebnisse zu verzeichnen." (Welche, Herr Barrès, dessen Homme libre, dessen Jardin de Bérénice, Déracinés, Leurs figures ich immer lieben werde, welche Ergebnisse waren am sechzehnten Oktober auf dem Balkan Ihrer Sache günstig?) „Zugeben muß man, daß der Wille der vier Bundesgenossen nicht immer in einen Punkt mündet. Wir sind Brüder; sind aber auch Vier. Jeder Tag vertieft die Eintracht. An gutem Willen hats nie gefehlt; aber jetzt erst arbeitet das Räderwerk glatt. Wir lieben das Griechenvolk, dessen Name so hell leuchtet. Doch nicht länger darf sein König sich heute nach rechts und morgen nach links verpflichten. Unverzeihlich wäre, wenn wir, die von Ferdinand Geprellten, nun den Griechen erlaubten, den Bulgaren nachzuahmen und damit einer dritten Kleinmacht ein schlechtes Beispiel zu geben. Den schon abgeschlossenen Kapiteln dieses Weltkrieges sind hübsche Titel erfunden worden. Der Marsch nach Paris, der Sieg an der Marne, der Vorstoß ans Meer, der Belagerungskrieg: denkt Ihr noch dran? Jetzt will Deutschland die Völker durch Schrecken in sein Lager zwingen; und dieser neue Kriegsabschnit, für den nur der Feind verantwortlich ist, wird ,Der Krieg gegen die Neutralen' heißen. Sind die Neutralen (auf der Balkanhalbinsel) für uns? Dürfen wir auf sie rechnen? Müssen wir sie unter allen Umständen schonen? Man nöthigt sie, ihre Karten aufzudecken. Sind sie, alle, fürs Erste gegen uns, dann wird, weil wir unser Handeln danach einrichten können, auch diese Erkenntniß uns nützen. Seid gewiß, daß die in Deutschland Regirenden in ihrem Herzen weit von Triumphgefühl sind; von Alledem verheißt ihnen nichts ja die Erlösung vom Krieg. Ein sächsischer Artillerie-

lieutenant hat in sein Tagebuch, das ich las, geschrieben, welche ‚kolossalen‘ Verluste die deutsche Infanterie durch unsere Geschütze erlitten habe und wie gefährdet die Linie war, die er, in der Champagne, vertheidigen half. Seine Sätze sind in merkwürdigem Einklang mit der Angst, die aus Hardens Rügen hervorklingt. Der beschwört, nach der Aufzählung unserer Fehler (Dessen, was er so nennt), seinen Kaiser, die flüchtige Minute der Schicksalsgunst zu Sonderfriedensschluß mit Einem von uns zu nützen.“ Angst? Eine mir ferne Seelenstimmung. Vergebens wird der Leser auch Beschwörung des Kaisers suchen. An Sonderfrieden mit einem der Hauptfeinde habe ich nie geglaubt. Denkbar schien mir damals rachsuchtloser Friede mit Italien (das dem londoner Septemberpakt erst im November, nach der Versenkung seines Auswandererschiffes „Ancona“, beitrat) und mit Serbien (der auch geworden wäre, wenn England, Frankreich, Rußland ihn nicht gehindert, nicht sich den Karageorgewitsch und Paschitsch „auf Ehre“ verpflichtet hätten, nie einen Friedensvertrag zu unterschreiben, der den Serben nicht den im Bukarester Vertrag erlangten Gebietsumfang zurückgiebt). Ueber Belgiens und Serbiens Zukunft, sagte ich, müsse dem Feind Klarheit werden: dann wären zwei Zipfel des Riesenknotens gelöst. Wem frommt die Entstellung? (Auch die auf hundert Blätter beider Erdtheile gedruckte Angabe, von mir sei die Nothlage Deutschlands zugegeben worden, ist ja albern erfunden; immer stand hier: Wir sind nicht in Noth; und die Oberschicht lebt noch viel zu üppig.) Irgendwo sind Klüngel, die Gedrucktes so zurichten, wie es in den Kram des Feindes paßt. Wenn ich Ihre Sätze anführe, Herr Barrès, habe ich Ihre Artikel vor mir, nicht gefärbte Auszüge. Machen Sies eben so; daß Ihre Absicht auf Entstellung des Sinnes zielt, möchte ich dem feinen Künstler nicht zutrauen. Eher, daß Sie die in Südosteuropa von Ihrem Vierbund gemachten Fehler genau so sehen, wie ich sie sah, und mich reden lassen, um sich selbst von dem unbequemen Amt des Tadlers wegzudrücken. So habens mit meiner „Fehlerliste“ auch die „Times“ gemacht; deren Leiter fand aber nicht nöthig, mich in Unrechtsschein zu bringen. England entnebelt sich.

Ein Czechenausschuß, dem die Herren Czermak, Durich, Kupka, Masaryk, Sykora, Wessely angehören, bittet die gegen

Oesterreich verbündeten Mächte, ihm, der sich für den Vertreter des czechischen Volkes ausgiebt, Unterstand zu gewähren. „Die Czechen sind ein slawisches, auf ihren Ursprung stolzes Volk, das den Germanen stets eine unbrechbare Schranke entgegenstellte. Wie die Russen, die, in herrlicher Eintracht, alle Kräfte zur Vernichtung des frechen Eindringlings sammeln, wie die Serben, deren unbesieglichen Muth die ganze Welt bewundert, wie die Polen, die in seliger Andacht vor dem auferstehenden Vaterland all ihr unbeschreibliches Leid vergessen, so wollen auch wir Czechen, zugleich im Namen der Brüder, denen die schimpflichste Tyrannei den Willensausdruck wehrt, unseren festen Glauben an die Gerechtigkeit und unsere Siegeszuversicht in die Lüfte jubeln. Deutschland wird zerschmettert und dadurch der civilisirten Erde Freiheit, Eintracht, Friede gesichert werden. Von dem Sieg der Verbündeten erhoffen wir die Unabhängigkeit des ganzen Czechenvolkes und seine Vereinung mit Mähren und Slovenien. Das freie, all seine Söhne schaarende Böhmen wird den Verbündeten eben so dankbar sein wie das aus dem Joch ungarischer Drohung erlöste Serbien und ein Friedensbürge, ein nützlicher Arbeiter in der großen Menschheitwerkstatt werden.“ Ahnet Ihr, wie schwer der Kriegsanfang gegen Slawen den Oesterreichern werden mußte?

In der (vor acht Tagen hier erwähnten) Rede, die Herr Winston Churchill, ehe er an die Front ging, im Unterhaus hielt, fand ich noch ein paar merkenswerthe Sätze. „Das Dardanellen-Unternehmen ist durchaus nicht überhastet, sondern, von Sachverständigen aus Heer und Flotte, gründlich vorbereitet worden. Als das gegen die Türken wirksamste Mittel wurde die Mischung von Land- und Seeangriffen sofort von allen Sachverständigen erkannt. Sie fragten den Kriegsminister, welche Truppenzahl nöthig sei, um, in Gemeinschaft mit der Flotte, Gallipoli zu erobern. Man (Kitchener?) antwortete ihnen, eine Armee sei nicht frei; und schon die erste Erörterung lehrte sie, daß man frei werdende Truppen nicht nach Gallipoli schicken wolle. Zwei Admirale meinten, die Dardanellen seien zwar nicht im Sturm zu nehmen, durch fortwährenden Flottenangriff aber in Ohnmacht zu bringen. Der Plan wurde der pariser Regirung vorgelegt. Herr Augagneur

kam nach London. Und der französische Generalstab lobte die kluge Vorsicht, die den Plan gestaltet habe." Englische Gutachter und Admirale, Frankreichs Marineminister und Generalstab, Monate lang Menschenopfer: ein großer Aufwand, schmählich, ist verthan. Wird er erneut? Unwahrscheinlich. Vor acht Tagen fragte Herr Pichon, der aus umflortem Auge auf den Balkan blickt: „Was wollen die vier Mächte thun, um lückenlosen Erfolg des deutschen Orientplanes zu hindern? Das müssen sie wissen. Wahr ist ja, daß die Entscheidung auf der Westfront fallen wird, wo wir des Sieges sicher bleiben; doch nicht minder wahr, daß die kämpfenden Mächte Grund haben, sich um Albanien, Syrien, Egypten, den Bosporus und den Kaukasus zu kümmern." Was soll geschehen? Dem Petit Journal antwortet Le Petit Parisien, dem Senator Pichon der pariser Abgeordnete Cachin: „Die englischen Fraktionsführer könnten aus beiden Häusern achtundvierzig Mitglieder wählen, die selbst wieder zehn für die Berathung mit einem französischen Parlamentsausschuß abordnen würden. Von der Ausführung dieses Gedankens ist großer Nutzen für die Kriegsführung zu erwarten." Von einem Kriegskränzchen. Zittere, Byzantion!

Herr Clemenceau hat für die Anleihe laut die Trommel gerührt. Aus dem lachenden Mund eines Verwundeten hörte er neulich, die Boches seien im Wurstkessel. Und der alte Kelte heult auf: „So sind die Franzosen, unsere Krieger, Brüder und Söhne, zu denen, sobald es Mann gegen Mann geht, der Boche kniend die Hände hebt, um Pardon zu erflehen. Von Weitem mäht sein Maschinengewehr unsere Leute, wenn man ihnen nicht den Weg zu bahnen vermocht hat. Sehen die Kämpfer einander ins Auge, dann erliegt Schwachheit der unbesieglichen Stärke. Das will bezahlt sein. Wir müssen unser Geld geben, damit unsere Mannschaft das Recht erlange, ihr Blut zu geben. Viel oder wenig: ins Schatzamt! Wer am Wenigsten giebt, verdient sich vielleicht den höchsten Ruhm. Ein altes Weiblein, das sein Bischen Gold gebracht hatte, staunte, da es Banknoten erhielt, und rief aus: ‚Man giebt noch Geld?' Das himmlische Wort eines Herzens, das gern Alles hingiebt. Diesem Muster soll Jeder nachstreben. Manche verdienen in dieser Zeit gräßlichen Massenelends viel, sehr viel

Geld. Mögen sie trachten, daß ihnen verziehen werde. Ganz leise sage ich ihnen: Höchste Zeit! Jede Familie müßte, wie der Edelmann einst ehrwürdigen Adelsbrief, den Schein, der den Empfang noch so kleinen Betrages erweist, zärtlich aufbewahren, um sagen zu können: ‚Die Kriegsanleihe von 1915 habe ich mitgezeichnet. Leser, freundliche, feindliche: 'ran!' Nur vor dem weisen Ribot entrunzelt er die Stirn; die anderen Minister pfaucht er an. „Die Regirung hat, die ‚nicht erkannten' Opfer einer Explosion zu ehren, in Notre-Dame eine Kirchenfeier gerüstet. Einst bescherte Herr Briand, wie allgemein bekannt ist, uns eine ‚Trennung' (der Kirche vom Staat), die in einer Ministerialladenhöhle, unter Mitwirkung eines Bischofs und eines Großjuden, ausgearbeitet worden war und von der ich, zu meinem Erstaunen, nie mehr höre. Unser Ministerpräsident war also von der Vorsehung zu der Bußhandlung berufen, zu der er mich, durch die (vom Gesetz nicht erlaubte) Vermittelung des Senatspräsidenten Antonin Dubost, einladen ließ. Dieses Thun ist nicht nur gesetzwidrig, sondern auch höchst ungebührlich. Am Thor der karlsbader Kirche sah ich Franz Joseph, dessen Schädel ein dicker Kohlkopf aus grünen Federn schmückte, von Weihrauch umdampft. Jetzt will ich meinen besten Regenschirm heraussuchen, um dahin zu gehen, wo ich Monseigneur Amette anstaunen kann, wenn er unserem großen Laien Combes Weihwasser spendet." Am Balkan gehts zu wie in einer Jahrmarktsbude; und was die Regirung darüber verkünden läßt, ist jämmerlicher Schwatz. „Mein Ohr hörte einen hohen Herrn sagen, der deutsche Zug in den Orient sei nur eine ‚Schwenkung', die Wilhelms russischen ‚Fehlschlag' maskiren solle. Hätten wir, in Frankreich, solche ‚Fehlschläge': unsere Truppen stünden mindestens in Brüssel, Antwerpen, Aachen, Köln. Welche Truppenzahl werden wir brauchen, um den Deutschen im Orient den Weg zu sperren? Wir wissen nicht, ob unsere Regirung diese Frage auch nur ernsthaft erwogen habe. Eine zweite Frage wurde gar nicht erörtert: ob man den Serben nur in Serbien oder auch an einer anderen Frontstelle helfen könne. General Sarrail (den eine überall veröffentlichte Depesche über ungenügende Mannschaft klagen läßt) hätte in Saloniki eine starke Basis, wenn nicht im Mittelmeer viele Unterseeboote wären und wenns nicht aussähe, als seien zweihunderttausend Griechen, deren Vortheil ist, dort

heimisch zu sein, zur Ueberwachung aufgestellt. Und da in der Tragoedie ein Plätzchen der Komik gebührt, betheuert ein Minister aus dem Kabinet Bratianu, Rumänien liebe die französische Kultur innig, dürfe aber nicht wagen, sie zu vertheidigen. Gehandelt hat man oft so; niemals aber offenes Bekenntniß gewagt. Die rumänische Excellenz hat sich nicht einmal das einfache Schamgefühl des erschütterten Gewissens bewahrt. Einerlei: wenn auf der Balkanmesse nur das Geschäft kräftig blüht."

„Die Deutschen haben Polen, einen großen Theil Litauens, Livlands und Wolhyniens besetzt; sie gebieten in Warschau und Wilna, in Festungen und unzähligen zerschossenen Dörfern. Das ist viel. Ihre Siege waren nicht ertraglos. Sollten aber noch mehr einbringen. Nach Warschaus Fall den Frieden, nach Wilnas die Einkreisung des Russenheeres; der Weg nach Petograd, Kiew, Moskau, mindestens die große Bahnlinie Riga-Dwinsk-Minsk-Bordischew wäre benutzbar gewesen. Nun ist Winter: und Hindenburg kommt, trotz heftigen Angriffen und wüthenden Befehlen des Kaisers, nicht über die Dwina; der Bayernprinz steckt noch in den Sümpfen von Pinsk, wo Mackensen ihn beim Abmarsch nach Serbien ließ; und die Oesterreicher weichen über den Styr zurück. Der große Teutoneneindrang ist gehemmt. Wer nur auf die Karte schaut, merkt nichts von russischem Erfolg. Dennoch sind die Russen ungeheurer Gefahr entgangen. Oft schien sie dem Auge des Kundigsten unvermeidbar. Nie haben Heere sich so lange gegen einen überlegenen Feind gehalten. Die Russen hatten keine Munition; für je drei Mann ein Gewehr: zwei mußten, mit Knüppeln in der Hand, warten, bis sie die dem Kameraden oder dem Feind entsunkene Waffe auflesen konnten; dabei immer rückwärts; Regimenter, ganze Corps opferten sich, um der Heeresmasse Zeit zum Rückzug zu schaffen; beispiellose Verluste vom Granatengewitter der deutschen Schwergeschütze; nicht ein Rasttag; bis auf die Erdkruste verwüstete Riesenstrecken. Die Russen hatten sich als Sieger gefühlt, hundert grause Schlachten geliefert, mitten im Winter die Karpathenmauer erklettert; sie stiegen in Ungarns Ebene herab und sahen die Straße nach Budapest und Wien vor sich. Da, plötzlich: die Niederlagen, allem Heldenmuth zum Tort; weil Geschütz und Geschoß fehlt und eine halbdeutsche, mittelalter-

liche, verseuchte und unfähige Verwaltung strafbarer Säumniß schuldig war. (Die Reichsduma hat offen gesagt, für die Niederlagen sei nicht das Heer verantwortlich.) Die tapfersten Herzen konnte auffluthender Zorn überschwemmen. Diese wehrten ihn ab. Die Kriegsgeschichte kennt nicht viele Siege, die solche Schönheit, solche Wissenschaft offenbaren wie dieser russische Rückzug. Und dieses Heeres ist das Volk würdig. Der Feind soll ins Leere stoßen. Unzählbare Schaaren scheiden aus der Stadt, aus dem Dorf, vom Acker. Ernte und Haus wird verbrannt. Und nicht eine Klage laut. Selig sind, die von Abend zu Morgen bis in unergründliche Tiefen des Elends, des Leidens sanken. Die Arbeit langer Jahre, ganzer Geschlechter vernichten, hinter sich Wüste lassen: Das ist Vorbereitung zum Sieg. Und siegen müssen sie. Bis an die Wolga, den Ural selbst wären sie gewichen. Von Stunde zu Stunde schwillt jetzt die Waffenmenge; man sieht Feldkanonen, Schwergeschütz, Panzerautomobile; und von einer zur anderen Batterie jubelt der Schrei: ‚Man darf so oft schießen, wie man will!‘ Die neue Waffnung und das Bewußtsein, auf seiner alten, heiligen Erde zu stehen, hat die Kraft des Russenkriegers gestählt. Die Deutschen kämpfen noch immer sehr tapfer. Das gewaltige Fußvolk des ersten Kriegsjahres ists aber nicht mehr. Die Russen sind an der Dwina zum Angriff übergegangen und haben in Wolhynien schöne Erfolge erstritten, von denen die in Lemberg Gebietenden, nach eigenem Geständniß, geängstet werden. Weissagung soll man nach dem Mißgeschick neuer Propheten nicht wagen. Zu erkennen, was wirklich ist, macht schon Mühe genug.“ (Herr Joseph Reinach-Polybios in Le Figaro.) Hoffnung lehrt ihn so sehen; Hoffnung auf Frühling.

„Weil wir sie 1827 und 1897 vor den Türken geschirmt, den Inselsaum und Thessalien, Kreta und Kawala ihnen verschafft haben, glaubten die Griechen wohl, wir würden die Hand nie gegen sie heben? Meinen sie, uns straflos verachten, von hinten erdolchen zu dürfen? Denys Cochin und Kitchener als Gesandte! Das Dardanellen-Geschwader nach Saloniki, das von Malta nach Athen: wenn die zwei Gesandten auf ihrem Posten sind, braucht Sarrail für seine Rückendeckung nichts mehr zu fürchten. Entwaffnung durch Griechen? Das Orientheer lacht.“ (Herr Hervé.)

Vollmondnächte.

Hinter Palmen und Pyramiden verglühte die Sonne. Da erschien gespenstisch weiß der Vollmond über blaßfahlen Hügeln, über der Citadelle, über den hochgelegenen Thürmen der Moschee. Alles deutlich, aber unwirklich, visionenhaft, Alles in die Dämmerunghelle getaucht, die nicht der Orient, die nur Egypten kennt. Ein citronengelber Schein.

Es dunkelte unter der Baumallee; aber am Endpunkt lag die Gizeh-Ebene hellbestrahlt. Wie seit Abertausenden von Jahren erhoben sich in herber Größe die Pyramiden.

Auf dem glitzernden Sand nahten sich reitende dunkle Gestalten. Schwarzverschleierte Frauen saßen auf Kamelen. Was wollten sie hier? Kamen sie vom Dorf? Wunderbar waren ihre Schatten, gleich einer beweglichen Umrißzeichnung. Dann wurde es ganz einsam. Nur der arabische Führer, der sich mir am Ausgang der Allee angeboten hatte, ging vor mir her. Um seine Hagerkeit flatterte sein Gewand; in der Lichtfülle war das Hellblau erkennbar. Wir kamen zum Sphinxen; mir war, als hätte ich ihn noch niemals gesehen, so edel, so unversehrt lag er in der Mondnacht. Der zuerst den Gedanken faßte, das Königssymbol aus diesem einen aufragenden Fels der Pyramidenebene meißeln zu lassen (war es Chephren, war es sein Baumeister?), hat die Gestalt so vor dem geistigen Auge erblickt. Alle Verfallspuren waren verschwunden, groß und still sah der egyptische König vor sich hin, sah lächelnd in den Vollmond hinein. Heute wie seit der undenklichen Spanne Zeit huldigte zu dieser Stunde das Mondgestirn dem „Sohn des Himmels“.

Borobudur; Java.

Der West-Monsun lag schon in der Luft; nachmittags hatte es geregnet, aus der weiten Palmenebene stieg warmfeuchter Duft. Die dunkle Masse des Borobudur, dieses schönsten Hindutempels der Welt, den nicht das große Indien, sondern das abgelegene kleine Java beherbergt, lag noch in graunächtlichem Dunst. Dann wurde der Dunst von etwas Unsichtbarem durchleuchtet, zertheilt: langsam, von einem flimmernden Goldscheinkreis umgeben, brach der Vollmond hervor.

Nun wurden die Riesenmauern lebendig; die mächtigen Steinterrassen der Prozessionenwege breiteten sich aus, die Reliefs der unteren Terrasse waren erkennbar. Immer die thronende Göttin und zu beiden Seiten Frauen, die ihr Lotosblüthen und

Früchte darbrachten. Ueber dem Fries erhoben sich die Kapellen; in jeder ihrer dunklen Nischen thront Buddha, der Herr. Nur als blasse Umrisse sind diese Gottesgestalten sichtbar; und die der runden Kapellenreihen auf der alleroberſten Terrasse lassen sich nur ahnen. Dort träumen die Buddhas hinter steinernem Gitterwerk, achtlos, ob man sie sieht, ob man sie verehrt.

Die großen Relieffriese der Umgänge liegen in tiefem Dunkel, aber es ist, als empfände ich auch von Weitem die hypnotisirende Wirkung all dieser ungezählten knienden, opfernden anbetenden Gestalten. Könige, vornehme Frauen, ausgemergelte Asketen, bewaffnete Krieger nahen sich ehrfurchtvoll dem Gott. Ja, auch entzückend der Natur abgelauschte Thiere schaaren sich fromm um den Buddha.

Wer hat dies Wunderwerk angesichts der gewaltigen feuerspeienden Berge errichtet? Daß es Hindus aus dem fernen Indien des achten und neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren, vermögen wir aus den Stilanklängen sicher zu erkennen. Kunsthistorisch stehen wir auf festem Boden. Aber nichts, gar nichts wissen wir von den mächtigen Fürsten, die, hochgesinnt, den gewaltigen Tempel begannen. Ewige Ehre, nie vergehenden Ruhm sollte er ihrem Namen bringen: und wie die Spreu im Wind ist die Erinnerung an sie verweht.

Ich wandelte im Mondlicht auf den Quadern der unteren Terrasse. Ab und zu wurde die nahe Bergzackenkette vom aufwallenden Dunst verhüllt, aber deutlich und dunkel standen die Palmen, die Kanarienbäume auf der milchblassen Luft. Da: was ich erhoffte, trat ein. In unwahrscheinlicher Höhe ragten die Riesenkrater des Sumbing und des Merapi empor. Das ist die phantastische, unvergeßliche Sonderschönheit Javas: dieser Anblick der über den Wolken erscheinenden, überirdisch großen, geheimnißschweren Vulkane.

Metallisch klirrten die Palmenwedel, eine schwere Frucht fiel zu Boden, die aromatischen Düfte der flammengelben und rosa Lantanablüthen wurden von den sacht sich vorbereitenden Monsunwinden herbeigetragen.

Bangkok, die „Stadt des unbesiegbaren königlichen Erzengels".

Im offenen Wagen unseres Legationsekretärs fuhr ich in der warmen Nacht, nur einen Gazeschleier über dem ausgeschnittenen Kleid, an der weißen Schloßmauer entlang. Sie hat geschwungene Zinnen, von Zeit zu Zeit kommen hohe, spitz-ver-

schnörkelte Portale, das Dunkelroth ihrer mächtigen Balkenthore ist auch im Mondschein erkennbar. An dem einen Thor erschien in alter Zeit bei Sonnenaufgang zweimal wöchentlich König Mongkut, Großvater des jetzigen Königs, um den ärmsten und elendesten seiner Unterthanen Gehör zu gewähren.

Am folgenden Thor stauten sich vorfahrende Wagen und Autos; die rothgekleidete Wache in ihren Gala-Dreimastern präsentirte fast ohne Pause. Wir folgten dem Gesandtschaftauto bis an das zweite, innere Thor; der Weg führte an den Stallgebäuden der königlichen weißen Elefanten vorbei. Hier stiegen wir aus, wurden von Hofherren in ihren dunklen, goldgestickten Uniformen und weißen Kniehosen begrüßt. Bald vom Vollmond, bald vom elektrischen Licht bestrahlt, ergingen wir uns im großen Palasthof. Es wirkte unwahrscheinlich, unharmonisch (wie ja Alles in den oberen Kreisen des heutigen Orients), aber eigenartig in der Wechselwirkung europäischer Nüchternheit und altasiatischer Phantastik. Hier ein Gewimmel von überreich gestickten Uniformen, von Orden und Sternen, dort Richter in langen weißen, halbdurchsichtigen, schwer und schön mit Gold bestickten Gewändern. Neben Offizieren in europäisch gemahnenden Uniformen bewegten sich die malerischen Gestalten der Leibwache; sie trugen lichtblaue Tuniken und schwarze, goldeingefaßte, Sarazenenhelmen gleichende Kappen. Das große Empfangsgebäude war ein nichtssagender Renaissancebau; doch hatte das Dach geschwungene asiatische Linien und die juwelenhaft strahlenden elektrischen Lichter glühten in reich geschnitzten exotischen Giebeln. Verästelte, regelmäßig beschnittene Bäume faßten die Rasenplätze ein; sie waren anders als die in Ostasien, zeigten aber doch eine verwandte, uralte Gartenkunst. Die europäischen Märsche der siamesischen Regimentsmusik wechselten mit den fremdartig reizollen Tönen der einheimischen Kapelle. Eine primitive, aber klangvolle, stimmungreiche Musik. Dann wieder sangen die Musiker schrill nasale Rezitative, streng rythmische, kirchentonartige Chöre.

Links lag der alte Palast, dessen aufragende geschnitzte Dächer schlangenartig endeten. Dort lebte König Mongkut. Hier war der Harembezirk mit seinen Amazonen, weiblichen Richtern und Henkersknechten, der unermeßlichen Schaar von Nebenfrauen und Prinzessinnen, von Tanzmädchen und Dienerinnen.

Durch eine Seitenthür führte mich einer der Gesandten nach der nahen Krönunghalle. Kein sehr altes Gebäude. Bangkok ist ja eine immerhin noch junge Stadt, ruht aber auf ältester hinterindischer Tradition. Gewaltige weiße Mauern steigen in starker

Verjüngung empor und tragen ein großartig geschwungenes Dach. Der vorgebaute Altan glänzt von goldenen Säulen und Vorhängen aus Goldbrokat. Der Gesandte erzählte mir vom Krönungsfest: „Hier stand ich, als sich die Goldbrokatvorhänge öffneten. Auf dem geschnitzten goldenen Thron saß Wajirawat in seinen Goldbrokatgewändern, auf dem Haupt die spitz zulaufende Krone von Siam. Ringsum kniete das Volk; wagte kaum, aufzusehen. Das dauerte nur eine lange Minute: dann schloß sich langsam der Vorhang. Mir hatte es den Athem geraubt."

Wir besahen die Thüren und Fenster in dem herrlichen siamesischen Schwarz-Gold-Lack, der vornehmsten Kunst des Landes. Lang auf die Fliesen hingestreckt, lag im Mondschein ein schlafender Wächter, neben ihm sein Horn. Dann kam der Einführer des Diplomatischen Corps, Seine Exzellenz Phya Bhipat, und bat die Diplomaten, in den Empfangssaal zu kommen. Ungern vertauschten wir die laue Nachtluft mit dem heißen europäischen Raum. Nur die lebengroßen Bilder der letzten Könige Siams waren dort interessant. Mit klugen, ausgemergelten Zügen besah sich König Mongkut die Gesellschaft. Neben ihm der hochdenkende Sohn Chulalongkorn, Vater des jetzt regirenden Königs. Rastlos (fast zu rastlos) hatte er möglichst viele „Wohlthaten der europäischen Kultur" den Siamesen erschlossen. (Uebrigens blieb er trotzdem Asiat; als ein vornehmer Beamter mit seiner Barke aus Versehen auf dem Menam-Fluß die Königsbarke überholt hatte, wurde er enthauptet.)

Eifrig stellte Exzellenz Phya Bhipat die Gäste dieser alljährlichen Krönunggedenkfeier auf; wies mir den Platz neben unserer allseitig beliebten Gesandtin und ersuchte den Gesandten, mich Seiner Majestät vorzustellen. Dann klopfte der Oberhofmarschall (so viele Goldstickereien, so viele Orden kann man sich gar nicht vorstellen) mit dem Stab auf; sogleich entstand die bei solchen Gelegenheiten übliche feierliche Stille. All Dies war bekannt; fremdartig jedoch erklang durch die offenen Saalfenster der schrill monotone uralte Gesang eines hinterasiatischen Hofsängers, von leisen Trommeln und Bambuszithern begleitet. In der Thür erschien König Wajirawat von allen Prinzen des Hofes begleitet, und begrüßte die nach der Anciennetät aufgestellten Diplomaten. Ich besah mir den jungen Mann, über den ich so Manches gehört hatte; er trug die blaue Leibwachentunika, um den Unterkörper war der Panung, aus schwarzer, mit Silber gestickter Seide geschlungen. Seine Gestalt war kurz und gedrungen, er lächelte verbindlich, im runden braunen Gesicht roll-

ten seine dunklen Augen unruhig und zerstreut umher. Cercle halten: Das liegt ihm nicht; im intimen Gespräch mit unserm Gesandtenpaar spricht er gern über Buddhismus und indische Literatur. Jetzt war sein Phrasenvorrath bald erschöpft; er begnügte sich, während er die Reihen durchschritt, allen sich vor ihm Verneigenden schweigend die Hand zu drücken. Dann kehrte er mit den Prinzen und dem Gefolge zurück. Darunter waren auch die vielbesprochenen Günstlinge des noch immer, allen Siamesen zum Anstoß, unvermählten Königs. Junge Männer, meistens aus guter Familie; nur dieser in Scharlachroth gekleidete Lieblingsgefährte, jetzt Oberstallmeister, war ehemals Pferdejunge gewesen.

Als seine Majestät den Raum verlassen hatte, gingen wir in den angrenzenden Saal und setzten uns an kleine Tische. Auch hier die Vermengung von Ost und West. Neben europäischen Gerichten nationale (recht gute) Speisen; der französische Champagner wurde von goldbestickten schlanken Kammerjunkern, den Söhnen der besten Häuser eingeschänkt.

Dann fuhr ich wieder an der blassen Burgmauer entlang. In den Straßen waren noch jetzt, nach Mitternacht, Läden der emsigen Chinesen geöffnet; das Lampenlicht beschien ihre bronzenen, geschmeidigen Glieder. Danach folgten dunkle Gassen. In den Kanälen dieser Flußstadt plätscherte das Wasser.

Tanjong Katong.

Am Palmenvorsprung nah bei Singapur kommt die Fluth erst abends. So will ich vor dem Schlafengehen schwimmen. In meinen Kimono gehüllt, gehe ich die lange Seitenveranda hinunter; in jedem der weitgeöffneten Zimmer beleuchtet das Licht die umherstehenden Sachen, Cigaretten, Schreibzeug, Bisquitdosen. Auch die Verschläge zu den Schlafräumen stehen auf, Kleider und Wäsche hängen umher; man nimmt an, daß nichts fortkommt. Wohl mit Recht. So streift Tag und Nacht die tropische Meerluft durch die langen, schmalen Gebäude, Vögel fliegen ein und aus, und der erste Blick des Erwachenden fällt auf den morgendlich bestrahlten Palmenhain.

Neben den Autos halten in langen Reihen die einfachsten Verkehrsmittel, die Rickschas mit Rickscha-Läufern. Auf dem Tritt jedes der leichten Wägelchen sitzt ein Kuli; das Laternenlicht fällt auf seinen jungen, herrlich entwickelten Körper. Die gegen den Sonnenbrand getragenen blauen Jäckchen haben sie abgelegt, behalten in der milden Nachtluft nur ihre ganz kurzen hell-

blauen Höschen. Sie lachen und scherzen; in den gelblichen Fingern glimmt die Cigarette.

Kreideweiß liegt das Mondlicht auf den Stufen der Seemauer. Milchig verschwommen erstreckt sich das Meer, die Inseln sind eben nur erkennbar und durch den fernen Dunst schwälen die Lichter von Singapur. Tiefdunkelbraun schwebt ein leichtes Malayerboot mit seinen strahlenförmig bespannten Segeln vorbei und eben so braundunkel ist der Umriß einiger fremdartig geformten Sampang-Kähne der Fischer, die langsam, mit leisen Rufen ihre Netze einziehen. Jetzt arbeiten sie an den Reusen und Pfählen; bis dorthin wagen sich Haifische heran; näher an Land kommen sie, sagt man, nicht gern.

Bald bin ich in tiefem Wasser und schwimme nach dem Landungsteg. Das Wasser ist lauwarm, kaum erfrischend, aber schließlich ist Schwimmen die einzige Bewegung, die Einen nicht erhitzt. Auf den feuchtglatten Treppen des Steges ruhe ich aus. Längs der Küste ziehen sich die Palmenhaine, gegen die Seemauer schürfen und klatschen die lang anrollenden Wellen. Dort strahlt das Südliche Kreuz und trotz der blendend hellen Mondscheibe ist der Orion, sind die Zwillinge zu sehen.

Unter den wehenden Palmenwipfeln liegt der langgezogene Gasthof; auf dem Rasen sitzen helle Gestalten an kleinen Tischen; die weißgekleideten chinesischen Diener kommen und gehen. Die Herren haben die schwüle Hitze der Singapur-Kontore hinter sich und genießen die Nachtluft, das Wehen der Palmen, das Rauschen der Wellen, die Gegenwart der hübsch angezogenen Frauen. Aber ihr über das Wasser herangetragene Geplauder klingt doch nicht ganz so heiter wie das Lachen der halbnackten Rickschakulis.

Mit schmetterlingähnlichen Segeln gleitet lautlos ein Schiff über die blaßleuchtende Fläche.

Marie von Bunsen.

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, seis zum Besten.

Goethe.

Heimath.

In dem czechischen Fabrikort Zlatnik kündete der grelle Schrei der Pfeife die Mittagspause an. Die Arbeiter entströmten den Gebäuden, vertheilten sich in das Dorf und die Kantine und viele streckten sich, um das zugebrachte Essen zu verzehren, gemäß ihrer Gewohnheit, am Waldesrand im Schatten aus. Der und Jener zog eine Zeitung aus der Tasche, er las vor, seine Umgebung lauschte; heute aber entspann sich nicht, wie sonst, eine aufgeregte Unterhaltung zwischen ihnen: es lag ein Dämpfer auf den Worten und Geberden und nur die ausgelassensten der Weberinnen waren zum Schäkern mit ihren Schätzen aufgelegt. Auch sie verstummten, als ein Zug vorbei marschirte, Kameraden, die, zum Kriegsdienst einberufen, auf den Bahnhof zur Versammlungstelle zogen. Sie trugen Ränzel auf dem Rücken oder eine Schachtel in der Hand, die Schirme ihrer Mützen verschwanden unter Laubgewinden und große Sträuße schmückten ihre Brust. Die Burschen johlten, die Familienväter aber, umkreist von ihrer tiefbetrübten Sippe, schritten schweigend und tauschten ernste Grüße mit den vom Wald her Zuwinkenden aus. Ortsansässige waren darunter, die neben ihrem Häuschen ein Stückchen Feld besaßen und einen Streifen Wiese. Diese stockten an der Gabelung des Weges, um ihr Heim noch einmal zu begrüßen. Dürr war das Leben ihnen hingelaufen; aber da sie es verließen, blühte es in ihrer Schätzung auf. Waren sie auch karg genährt gewesen, eng behaust und knapp bezahlt, sie hatten doch besessen, was innerhalb der engen Wände stand; und ein paar Rabatten Sommerblumen an der Hecke und das Bischen Ackerland dabei; dort hatte man sich nach dem Arbeitschluß getummelt und die mit Flachs und Baumwollfasern verfilzte Lunge wieder ausgespült. Krautköpfe hatte man gebaut, Erdäpfel, Rüben; Gras geschnitten für die Ziege und ein paar Löcher in den vielen Mägen damit zugestopft.

So friedlich lag es da, im Kranz der baumbewachsenen Hügel, das kleine Dorf, in dem man Du sagte zu jedem Ziegelstein, zu jeder Staude. Wer weiß, ob man es jemals wiedersah? Die Abziehenden lüfteten die Mützen und sangen ihm das wehmütige Lied zum Preis der Heimath zu. Es klang den Hörern im Walde wie eine Mahnung: Machet Euch auch bereit!

Die stärkste Wirkung des Gesanges drückte sich in dem Benehmen einer Gruppe von Arbeitern aus, an Zahl etwa ein Dutzend, die sich ein Wenig abseits der Genossen hielten. Es waren Südtiroler, aus vom Krieg bedrohten Grenzgebieten, den Czechen durch die Gemeinsamkeit des Vaterlandes verbunden, doch durch alle Merkmale des Wesens von ihnen getrennt. Von einem Tag zum anderen waren sie aus ihrem Land verwiesen und der Gemeinde Zlatnik zugetheilt worden; hier hatten sie das Arbeitangebot des böhmischen Fabrikherrn wie ein Geschenk der Vorsehung begrüßt; sie waren anstellig und fleißig und Meister der Bedürfnißlosigkeit. Doch etwas nicht Gegen-

wärtiges haftete an ihrer Haltung, etwas Aufgescheuchtes, als hätten sie den Athem noch nicht wieder, der ihnen bei Einbruch einer Naturgewaltthat weggeblieben war. Man möchte sie wohl befragen, da sie jetzt schweigend bei einander hockten: „Du grauhaariger Mann, Du junger Knabe, Ihr schlanken, braunäugigen Weiber, was bekümmert Euch so sehr?“ Sie müßten sich vielleicht besinnen, um ihr Weh in seine Elemente aufzulösen. Da war die Sorge um die Zukunft, der Gram um den Verlust von schwer erworbener Habe, jetzt den Diebstrieben ihrer Nachbarn belassen. Und die Unrast in dem Blut der Mädchen, deren Jugend nach dem Freunde schrie. Vor zwei Wochen noch ihr Liebster; heute galt er als ihr Feind; heute hob er die Waffen gegen ihre Brüder.

„Uns ist bang nach der Heimath“: in diese Formel würden sie wahrscheinlich ihre Stimmung fassen; und gedrängt, ihr tiefer nachzuforschen, vielleicht hinzufügen: „Eure Häuser halten dicht und stehen gerade, unsere klaffen und der Regen dringt in sie hinein; aber auch der Sonnenschein, der blaue Himmel und der Duft der Blumen. Und wir halten uns in unseren Stuben wenig auf. Ach, wenn Ihr doch nur unsere Berge kenntet, wie schroff sie ragen; auf halber Höhe, dicht am Abgrund, klebt ihnen, mit seinem steilen Gäßchen, irgendein verwegenes Raubnest an, aus der Zeit der Sarazenen; auf manchen liegt in Ewigkeit der Schnee; über andere laufen die silbergrauen Wellen der Oliven; von ihren Gipfeln kann man in das andere Thal hinunterspähen, der See blinkt wie ein Spiegel, an seinen Ufern, die im Zickzack lustig in das Wasser schießen, reihen sich die weißen Sommerhäuser, festtäglich anzuschauen in ihren Schleiern von Rosen und Glyzinen.“ Und ihrer Ständchen würden sie gedenken, des nächtlichen Lautenspieles; denn Musik bewegt sie sehr. Die innige getragene Weise, mit der die Czechen Abschied nehmen, fällt ihre Fassung; die Frauen weinen, den Männern steigt ein Schluchzen würgend in die Brust.

Ihr Gebaren fällt den Czechen auf; sie vermuthen die Kenntniß ungünstiger Kriegsberichte bei den Zugereisten und beschließen eben, einen Dolmetsch an sie abzusenden, als sich ihr Interesse einem anderen Schauspiel zuwendet. Ein Mann, mit einem achtjährigen Jungen an der Seite, kommt von der Höhe der Landstraße herab. Wie mit der Scheere ausgeschnitten, steht er im Rahmen der betannten Forste, vor dem hellen Hintergrund der Luft. Seine hageren Glieder sind in die Röhre eines fettglänzenden Kaftans eingepreßt, ein Filzhut deckt die ungepflegten langen Haare, die sich mit enggerollten Schläfenlöckchen an den roten Bartwuchs schließen; des Sohnes Gestalt ist dieser wunderlichen Leib- und Haartracht lächerlich getreues Widerspiel. Die Czechen lachen auch; mit der Grausamkeit des Kindes, das dem Schwächeren achtlos Weh thut, meckern sie den Beiden ein „Handelevuh“ entgegen; die Südtiroler, ganz mit sich beschäftigt, achten der Vorbeigehenden nicht. Der Jude aber läßt die sanften, schwer-

müthigen Augen lange auf den Fremden ruhen. Er denkt: „so habt Ihr freien Christen jetzt auch an Euch erfahren, was es heißt, entrechtet und verjagt zu sein". Die Vorstellung der selbsterduldeten Mißhandlung ist ihm noch ganz nah, sie knebelt seine Seele, sie zwingt ihn, sich in ein Gespräch mit seinem unmündigen Sohn zu flüchten. „Jakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Kann das Hirn des Kindes je vergessen, wie sie sich im engen Raum verängstigt einander drückten: er und die Großmutter, der Onkel, die Eltern, die Schwestern, die Bruderfrau mit ihrem Säugling, den sein Vater, weil er im Felde steht, noch nicht kennt? Mit Geratter und Geknatter jagt ihnen der Donner der Geschütze näher zu. Sie wagen nicht, die Lampe anzuzünden. Die Frauen stöhnen, die Männer, in die Gebetriemen gewickelt, murmeln Todespsalmen. Horch! Klingt es jetzt nicht, als sei der Fluß aus seinem Bett getreten und wälze sich heran? Ein verkneultes Brüllen, Trampeln, Splittern, Stürzen. Jemand trommelt an die Scheiben. „Sie kommen, die Russen ziehen sich hierher zurück. Flieht, flieht, daß sie Euch nicht finden und erschlagen!" Die Grenze von Galizien ist nicht weit; in drei Stunden kann ein Rüstiger die Strecke überwinden. Welche qualvoll lange Nacht vergeht der kraftlosen Familie, ehe sie ihr Ziel erreicht! „Jakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Der Knabe nickt. Hat er doch den Säugling tragen müssen, als dessen Mutter niederbrach. Die Schwestern stützten ihren Onkel, der Vater buckelte bald die Ahnin auf und bald die Ehefrau, manchmal faßten seine Arme Beide. Sie kommen eben im Galizischen zurecht, um in den Sturmwind zu gerathen, der alle Juden aus der Gegend fegt. „Was meinst Du, Jakobleben," fragt der russische Pole, „ob man die Südtiroler auch in offene Viehwagen verladen hat wie uns, durch Sonnengluth und Unwetter gefahren, dann wieder ausgeladen und hinter Bahnhofsschranken, eingepfercht wie Schafe, den langen kalten Nächten schutzlos preisgegeben?" Und doch, sie sagen es einander, sind sie Bevorzugte des Glückes. Das Ungestüm der Fliehenden, in jener Nacht, war wie ein Keil in die Masse der gehetzten Wanderer gestoßen; da mochte mancher am Wege gestrauchelt und verkommen sein. Sie aber hielten sich umschlungen, halbnackt, beschmutzt, verhungert, doch vereint. Und das Reich, zu dem sie nicht gehörten, forschte nicht; sie waren eben mitgeschwommen in dem Meer von Elend, das sich von Osten her ergoß.

Aus der Sicherheit des Hafens blickt der vertriebene Jude die verjagten Südtiroler an: „Beneidenswerth seid Ihr trotzdem. Ihr dürft Gebete schicken Eurem Gott, daß er Euern Waffen Sieg verleihe. Was aber sollen wir, wenn wir vor ihm im Staube liegen, aufschreien zu Jehova aus unserer großen Noth? Können wir ihn anflehen: Führe uns zurück in unser Vaterland, wo doch steht auf seiner Schwelle der Henker, mit dem Messer, das uns sticht?"

Den Weg entlang, den sich die Uebung bahnte, durch die tiefen Furchen seitlich der gekrümmten Nase, rinnen dem Juden schwer und

langsam die Thränen über das verkümmerte Gesicht. Und wie um sich vor seinem Sohn zu erklären, sagt er leise: „Die Heimath ist für Jeden eine Mutter. Fragt Einer, ob die Mutter häßlich ist, ob schön? Man hat sie lieb, man ist aus ihr geboren, in ihren Schoß will man sich niederlegen, wenn man müde ist. Kein Kraut ist so gering, es verlangt nach mütterlicher Erde. Uns hat sie ausgestoßen, wir haben keine Ruhestätte in der weiten Welt.“ Auguste Hauschner.

Mahnspruch.

Ich hasse ein Ding: daß böse Männer vor braven stehn;
und mir ist leid: daß böse Frauen vor guten gehn!
König Artus schuf diese Regel nicht.
Jeden nach Werth zu ehren, macht er zur Pflicht.

Nun ist gebrochen das alt gute Recht.
Indeß wir reiche Böse tief begrüßen,
danken sie uns wie einem Knecht,
so daß sie uns mit Gut und Gruße büßen.

Verachtet sie und steht nicht auf vor ihnen,
Lernt nur dem Werth und nicht dem Gelde dienen!

Der von Wengen.

Eisen und Stahl.

Die Lebensregungen der Industrie werden eifrig behorcht. Nicht nur von der Börse. Man hört von hohen Dividenden und großen Gewinnsteuern und sieht darin Zeichen der Gesundheit. Daß mindestens zweihundert Aktiengesellschaften aus dem Kriegsjahr 1914/15 größere Gewinne als im Vorjahr vertheilen können, ist ein Symptom, das Beachtung verdient. Man muß sich nur hüten, falsche Schlüsse daraus zu ziehen. Die Meinung der Börsenspekulanten ist nicht immer lautere Wahrheit. Ihnen scheint die Kriegskonjunktur ein unausschöpfbarer Brunnen. Was danach kommt, kümmert sie nicht. Die Industriemänner im Westen, deren Worte gehört werden, haben ihren Aktionären nur Möglichkeiten gezeigt, die aus tüchtiger Arbeit im Frieden erwachsen könnten. Und manche Gesellschaft ist verwundet worden. Werkstätten, die in der Kriegszone liegen, mußten die Feuer löschen. Die Differdinger Hochöfen, Stahl- und

Walzwerke der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft, sind in den Ruhestand versetzt; und die Aktionäre von Deutsch-Lux müssen wieder auf Dividende verzichten. Kriegsschicksal. Eben so ergeht es den Aktien des Lothringer Hüttenvereins Aumetz-Friede; schon bei Kriegsanfang mußte er alle Oefen ausblasen. Der Concern Aumetz-Friede, der mit 58 Millionen Mark Grundkapital arbeitet, ist eine der größten Arbeitstätten der Hütteninduſtrie. Rohstoffe, Halbzeug und Kohle hat er im eigenen Machtbereich. Alle Voraussetzungen fruchtbarer Thätigkeit sind gegeben; aber dieses Heer wirksamer Kräfte hat den Einbruch des Krieges nicht zu hindern vermocht. Universalbetrieb sichert nicht gegen jede Störung. Auch Lieferungen fürs Heer bringen nicht immer Riesengewinn. Das Eisen- und Stahlwerk Hoesch in Dortmund konnte mit dem Ertrag der Kriegsarbeit die leeren Stellen des privaten Geschäftes nicht ganz verdecken. Die Dividende war schon im Vorjahr gekürzt worden (von 24 auf 15 Prozent). Diesmal senkte sie sich auf 12 Prozent. Erregte Gespräche gabs in der Laurahütte über den unbefriedigenden Abschluß. 4 Prozent nach einem solchen Kriegsjahr: Das schien den Aktionären zu wenig; man warf der Direktion vor, daß sie sich nicht genügend auf Kriegsarbeit vorbereitet habe. Aber was die schlesischen Hütten verdienten, wurde von den polnischen Werken und Gruben bis aufs Letzte aufgezehrt.

Was Krupp leistete, spottet aller Vergleiche. Der Betriebsüberschuß, der 1913/14 rund 54 Millionen betragen hatte, dehnte sich bis auf 113 Millionen. Das sind 52 Prozent des Aktienkapitals von 215 Millionen. (Im Vorjahr wurde das Kapital um 70 Millionen erhöht. Davon sind zunächst 35 Millionen eingezahlt worden. Die zweiten 35 Millionen werden eingefordert, um die umfangreichen Neubauten und Erweiterungen zu bezahlen. Das Kapital wird im Geschäftsjahr 1915/16 250 Millionen betragen.) Da der Reingewinn (96 Millionen) sich gegen das Vorjahr um den anderthalbfachen Betrag gesteigert hat, konnte die Dividende verdoppelt, von 12 auf 24 Prozent gebracht werden. Die Familie Krupp verzichtet aber auf den Kriegsgewinn zu Gunst ihrer Arbeiter und Beamten und zum Besten einer großen nationalen Stiftung für die Hinterbliebenen getöteter oder schwer beschädigter Krieger. Diese Stiftung wird mit 20 Millionen ausgestattet. Sie giebt den Helden einen Theil des Ertrages zurück, den ihr muthiges Ringen den Arbeitstätten der deutschen Induſtrie erhalten hat. Für Arbeiter- und Beamtenwohlfahrt sind 26 Millionen gespendet worden; und 3¾ Millionen sollen dem Wiederaufbau der deutschen Ostmark dienen. Rund 50 Millionen werden zu Wohlthat verbraucht; der Gewinn der Aktien beträgt etwas mehr als die Hälfte der weggegebenen Summe: 25,80 Millionen. Man wird sagen, es sei Ehrenpflicht, so zu handeln; immerhin konnte die Familie Krupp es sich billiger machen. Andere Firmen, die reichen Arbeitsegen einheimsten, haben die Entsagung in engeren Grenzen gehalten. Krupps Lieferungen an das deutsche Heer waren im Kriegsjahr zweieinhalbmal größer als der gesammte Umsatz des Vorjahres im In- und Ausland,

Und die Vorräthe an halb- und ganzfertigen Waaren sind in der Bilanz mit 235 Millionen ausgewiesen. Solcher Kraftprobe darf der Stolzeste sich rühmen. Und Klugheit räth ihm, freigiebig zu sein.

Wer die Verwerthbarkeit deutscher Fabrikate richtig schätzen will, muß mit dem ruhigen Auge des Bücherrevisors prüfen. Er darf gesteigerte Produktion nicht als sichere Bürgschaft erhöhten Absatzes nehmen. Daß die Ergiebigkeit der deutschen Industrie sehr elastisch ist, wurde nie bezweifelt. Wir wissen von der Anpassung an den Krieg und von dem Einschwenken der Wirthschaftarbeit in die Bahnen des Krieges. Aus solcher Erfahrung erwuchs der Glaube an eine ewige Hochkonjunktur. Die Börse war ein Spiegelbild dieser Zuversicht. Keiner hielt für möglich, daß in den nächsten zehn Jahren ein Preisrückgang entstehen werde. Plötzlich gabs eine Ueberraschung. Die Eisenbahndirektion Köln hatte eine Lieferung von Stabeisen und Blechen ausgeschrieben. Vier Offerten unterboten den vereinbarten Mindestpreis von Stabeisen (140 Mark); und sogar bis zu 26 Mark. Das ergab eine Börsensensation. Man muß wissen, was Stabeisen ist und bedeutet, um die Tragweite der Preisunterbietung zu erkennen: das widerspenstigste, unzuverlässigste Erzeugniß der Eisenindustrie; fast unbrauchbar für Syndikate und Preisabreden; das erste im Rang der B-Produkte. Als der Preis die Selbstkosten nicht mehr deckte, war jeder Zweifel an der Vernichtung des Eisenmarktes geschwunden. Vor zwei Jahren kostete die Tonne Stabeisen 90 Mark. Wer weiß, ob der schlechte Preis sich gebessert hätte, wenn der Krieg nicht gekommen wäre? Der brachte eine neue Zeit. Stabeisen wurde Material der Erdgeschichte. Der Preis kam in Bewegung und kletterte in die Höhe. Als er 140 Mark erreicht hatte, wurde eine der berühmten Konventionen abgeschlossen, die bestimmte, daß der glücklich errungene Verkaufswerth ein Mindestpreis sein solle. Die Bemühungen um ein Stabeisensyndikat waren zwar fortgesetzt worden, hatten aber wieder keinen Erfolg. Im Juni wurde über den (hier schon erwähnten) Plan eines allgemeinen Stahlbundes verhandelt. Die Abstimmung versprach keinen raschen Erfolg. In diesen Bund sollte natürlich auch Stabeisen aufgenommen werden; die mittelbare Bindung konnte das Syndikat ersetzen. Die Preisvereinbarungen, die das einzige Bindemittel für B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren, Walzdraht) bilden, sind Schöpfungen der Verlegenheit. Ihr Werth ist noch nicht erprobt; deshalb zweifelhaft, ob man es schließlich auf ungehemmten Wettbewerb ankommen lassen darf. Zwangsyndikate sind nicht gerade schön. Aber das Uebergangssyndikat im Kohlenbergbau zeigt, wohin die Entwickelung führt, wenn die Willensfreiheit lahm wird.

Den Vertragspreis für Stabeisen haben Händlerfirmen unterboten. Die Werke hielten das Abkommen. Die Händlerangebote müssen aus Erwägung der Marktverhältnisse und vielleicht aus Zweifeln an der Dauer guter Konjunktur entstanden sein. Die Produktion ist sehr gesteigert worden und eines Tages könnte den Beständen der Abfluß fehlen. Jedenfalls war die Börse enttäuscht und eine Weile nach

denklich. Was müßte geschehen, damit die neuen Zeitumstände, in welche die Industrie nach dem Kriege gleiten wird, nicht Störung erwirken? Die Regirung meint, daß auf die Preistaktik geachtet werden muß. Durch den Krieg und den Nothstand gesteigerte Preise dürfen später, wenn die Friedensarbeit wieder beginnt, nicht der Willkür überlassen bleiben. Um unberechenbare Preislaunen zu verhindern, griff der Staat in das Schicksal des wichtigsten deutschen Rohstoffsyndikates ein. Hätten sich die Bergherren nicht bis zum zwanzigsten September geeint, so wäre ein Staatskartell beschlossen worden. Ob die Probleme des Eisengewerbes eben so auf den Staatswillen zurückwirken, wie die Noth der Kohle that, ist fraglich. Brennstoff und Eisenfabrikat gehören verschiedenen Klassen des industriellen Besitzes und der nationalen Wohlfahrt an. Wenn die Kohle knapp und theuer ist, spricht das Reich davon. Wenn Roheisen oder Halbzeug hoch im Preis steht, wissen es nur die Verarbeiter. Die Staatsbehörde rühmte in der Begründung des Erlasses über die Zwangsyndikate das schützende Wirken des industriellen Kartells. Das darf auch für die Eisenindustrie gelten, selbst wenn August Thyssen vom Stahlwerkverband nichts mehr wissen will. Er hat ihn zum ersten April 1916 gekündigt. Die Leiter des Verbandes haben die Kündigung nicht angenommen, weil sie den rechtlichen Voraussetzungen nicht entspreche. Thyssen ist seiner Sache sicher. In vier Monaten kann viel geschehen. Manche glauben, der Stahlwerkverband werde ungefährdet bleiben. Andere sehen sein Ende voraus. Am ersten Mai 1912 war der neue Bund geknüpft worden. Er sollte bis zum dreißigsten Juni 1917 in Geltung bleiben. Eine Sonderbestimmung ermöglicht aber die vorzeitige Kündigung mit Halbjahresfrist. Von dieser Freiheit hat August Thyssen, als Vertreter der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, Gebrauch gemacht. Dabei handelt sichs um breitflanschige (Grey=) Träger, für die der Deutsch=Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft eine besonders große Absatzmenge zugestanden werden mußte, weil sie zuerst mit der Fabrikation dieser neuen Träger begonnen hatte. Die anderen Werke, die im Lauf der Zeit Konkurrenten von Deutsch=Lux geworden waren, hatten sich in drei Viertel der Gesammtmenge zu theilen. Sie verlangten aber das Recht zu sechsmonatiger Kündigung für den Fall, daß ihren Arbeitansprüchen bei der Herstellung von breitflanschiden Trägern durch das Sonderabkommen nicht mehr genügt werde. Die Deutsch=Luxemburgische Gesellschaft ist, wie das Ergebniß des letzten Geschäftsjahres zeigte, durch den Sonderabsatz der Grey=Träger nicht reich geworden, kann also die Begehrlichkeit der Konkurrenten kaum geweckt haben. Und daß gerade Thyssen sich auf die Klausel beruft, ist ein Beweis für die geringe Bedeutung der Trägerfrage; denn in der Gewerkschaft Deutscher Kaiser kommts auf Herstellung und Absatz von Grey=Trägern nicht an. Warum also die Kündigung? Eines Tages wird mans erfahren. Daß aber jetzt eine Kündigung kam, hat den Propheten Dauer versprechender Herrlichkeit im Eisen= und Stahlparadies für eine Weile den Frohsinn getrübt. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Dezember 1915.

Unter dem Julmond.

Antworten.

Ihre Hoffnung, daß ich für die Kriegsgewinnsteuer eintreten werde, muß ich, Herr Oberst, enttäuschen. Da ich zu Denen gehöre, die vom Krieg nur (allzu beträchtlichen) Verlust, nicht den winzigsten Gewinn haben, bin ich nicht „Interessent“; auch nicht von dem Wunsch befangen, eines herrlichen Tages noch Tornister oder Brotbeutel, Stacheldraht oder Fußlappen, Handgranaten oder Büchsenfleisch liefern zu können. In den Sätzen, die den Entwurf „begründen“ sollen, läßt der Schatzsekretär sagen: „Der Gedanke einer ausgiebigen Besteuerung der Kriegsgewinne ist heute in Deutschland Gemeingut aller Volkskreise. Zwingende Erwägungen sozialethischer und finanzieller Natur liegen ihm zu Grunde.“ Bambergers emsiger Schüler sollte besseres Deutsch schreiben; damit nicht Zweifel an der Klarheit seines Denkens entstehe. Besteuerung soll nicht ausgiebig (wie Bombenwurf, der viel Geld kostet und nur Läppererträg bringt) sein, sondern Einkunft verheißen; zwingend ist niemals die Erwägung, kann immer nur deren Ergebniß werden; und die sozialethische „Natur“ ist, gar in der Kuppelung mit finanzieller, nicht nur den Fremdwörterjägern ein Gräuel. Das Hirn, das die Sätze geschlürft hat, bleibt hungerig. Gemeingut aller Volkskreise ist heute Manches, was sie im Dezember 1916 unfaßbar dünken wird. Diese Erkenntnißstunde vorzubereiten, nicht, Wahn zu päppeln, ist Pflicht; von deren Erfüllung man, freilich, nicht Lohn hoffen darf. Wer Gemeingut des Glaubens, thörichtesten, nicht anerkennt, giebt Aergerniß. Doch

das Bewußtsein dieser Gefahr darf ihm da nicht den Kämpfermuth dämpfen, wo Grundbegriffen des Rechtes und der Wirthschaft Vernebelung droht. Jeder knirscht, wenn er hört, daß ein Wirth vom Ertrag der Gefangenenspeisung sich ein Landhaus bauen und üppig einrichten läßt; daß in unseren Tagen der Thränen und Noth ein dickes Geklump neuer Millionäre erwachsen ist, die in einem Jahr mehr Perlen, Diamanten, Gobelins, theure Möbel kaufen, als die alten in drei Jahren einhandelten; daß Leute, die mit Kriegsgeräth nie zu thun hatten, von dessen Lieferung reich geworden sind; Einzelunternehmer und Aktiengesellschaften nicht wissen, wohin sie das schnell erraffte Geld bergen sollen. Muß ich aber nicht annehmen, daß die Preise, die solchen Habezuwachs ermöglichten, gezahlt werden mußten, damit dem Reich jedes Bedarfes Deckung rasch sicher sei? Darf dieses Reich seinen Lieferanten einen Theil, den kleinsten, des Preises wieder abzwingen, den es mit ihnen vereinbart hat? (Der Einwand, den Lieferungvertrag habe nicht das Schatzamt, der Steuerfiskus gemacht und den nicht zu kümmern, was andere Ressorts und Behörden gewährten, würde in das Gebiet der Schiebung weisen.) Irgendein Befugter hat dem Fabrikanten oder Vermittler gesagt: „Stellen Sie den ganzen Betrieb auf den Kopf, schaffen Sie die feinsten Maschinen an und lassen sie wie Beelzebubs Röstrad laufen; Abnützung, Lohnsteigerung, Kundschaftverlust, Gefährdung der Arbeitleistung für das erste Friedensbedürfniß: einerlei. Wir zahlen Alles. Sie können reichlich rechnen, müssen sogar; denn was wir fordern, ist kein Quark. Nur: liefern Sie pünktlich und gut." Der Mann liefert. Die Verwaltung ist zufrieden und zahlt. Jetzt aber heißts: „Ein Drittel oder die Hälfte des empfangenen Preises mußt Du, übler Zeitgenosse, wieder ausspucken. Das verlangt die sozialethische Natur." Entweder war der bewilligte Preis auch im Kriegsdrang zu hoch: dann soll man den Beamten, die ihn gewährten, den Hals umdrehen. Oder dem Lieferer wird ausgepreßt, was zu behalten sein Recht ist: und in solches Handeln dürfte das Deutsche Reich sich noch in schlimmster Noth nicht erniedern. Nehmen Sie an, Sie seien der Hauswirth eines Baumeisters; er soll, ganz schnell, einen Anbau sammt Innenarchitektur leisten; Sie prüfen seinen Voranschlag; in Ordnung: los! Dann aber, um sich von einem Theil der Kosten schadlos zu halten, fordern Sie, ohne inneren Grund,

für die nächste Miethzeit viel höheren Zins. Fänden Sies anständig? Dabei bliebe für Sie immerhin die Gefahr, die Wohnung nicht zu vermiethen, wenn Ihr Baumeister grober Ungebühr die Last und Kosten des Umzuges vorzöge. Das Reich, das dem Lieferer einen Theil des verabredeten Preises ausquetscht, riskirt nichts; und seinem Opfer bleibt keine Wahl. Einen berliner Rechtsanwalt (der zu spät aus dem Standesbezirk gejagt wurde) hörte ich zu einem Malermeister sagen: „Rechnung für Ihr buntes Gepinsel in meiner Villa? Sie können aufschreiben, was Sie wollen, Männeken: die Privatklagesache, die ich für Sie führe, kostet genau eben so viel.“ Auch diesem hehren Gedanken „lagen zwingende Gründe sozialethischer und finanzieller Natur zu Grunde“. Wolkenlos war das Glück der Kriegsgeräthlieferer fast niemals. Mancher hatte nach der Preisabrede großen Vorrath angeschafft; wurde dann von einem Zunftgenossen unterboten und mußte viel billiger abschließen, um nicht die Behörde, den unersetzlichen Kunden, zu verlieren und auf den Balken, Brettern, Büchsen, Leder- und Wollehaufen sitzen zu bleiben. Wird jetzt noch, von hinten, die Hälfte des Betrages abgezwackt, dann bleibt nur die Wahl, sich neuer Lieferung zu enthalten oder einen Ring zu schmieden, der die Preise über der Höhe von gestern hält. Ob das Reich (dessen Kriegslasten schon im März in die siebenzigste Milliarde steigen werden) sich dieser Steuer „ausgiebig“ freuen wird? Sie trifft ja nicht nur die Decker des Heeresbedarfes. Ein Mann, der den besten Theil seiner Jahre, gegen dürftigen Entgelt, im Staatsdienst verseufzt hat, ist 1913 in einen besser lohnenden Privatberuf übergegangen; Rechtsanwalt, Industrie- oder Bankdirektor geworden. Sein Einkommen wäre in Friedenszeit höher, als es nun ist, übersteigt aber um ein Vielfaches das zuvor, im Staatsamt, erlangte. Spätestens 1917 heißts also: „Kriegsgewinn; her die Hälfte!“ Eine ungerechtere, vom Geländer ernster Staatsweisheit und Vernunft fernere Steuer war kaum zu erdenken. Doch sie schindet nur ein Häuflein Beneideter, schleift den Reichswagen noch tiefer in die häßlich, nach Demagogie, riechende Unheilsfurche des Wehrbeitrages (ohne den vielleicht heute nicht Krieg wäre): und wird von allen Volkskreisen gepriesen, deren Gemeingut der Neid ist. Landrichter Sauerbier, der bis 1913 mühsam zu sechstausend Mark Jahresgehalt aufgeklettert war, ist seit 1914 Aktiendirektor mit vierzigtausend;

im Frieden wärens mindestens sechzigtausend. Nur der Entgang, nicht der Gewinn, ist Folge des Krieges. Auch, daß Sauerbiers kleines Vermögen, trotz vorsichtiger Anlage in guten Industrie- und Schiffahrtpapieren, um ein Drittel oder die Hälfte geschrumpft ist. Macht nichts. Damals sechs-, jetzt vierzigtausend: Purzelst unters Ausnahmegesetz, Söhnchen! Ja, aus der „großen Zeit“ schlittern wir eben in die sozialistische Gesellschaft. Vielleicht; hüten uns aber, irgendeinen ihrer schmächtigen Vorzüge mitzunehmen. Bedenket, Konsuln, das Ende! Ihr thut alles Mögliche, um Wohlhabende in Verschwendung zu treiben; ihnen Sparsamkeit, deren Frucht dann, wenns ihm paßt, der völlig entschüchterte Fiskus pflückt, für alle Zeitlichkeit zu verleiden. Daß in England, wo drei Fünftel des Volkes erst in Sparsinn erzogen werden müssen, eine Kriegsgewinnsteuer beschlossen wird, dürfte Britenfressern nicht genügen, sie flink für unsere ganz anderen Verhältnisse zu empfehlen. Wenn Friede geworden ist, wird eine der wichtigsten Aufgaben sein, die Zahl der „Kriegsinteressenten“ zu mindern oder zu tilgen. Bis dahin: enteitert das deutsche Blut von dem gemeinen Laster des Neides! Gönnet Jedem den Granatenzins und die Barackenrente; auch den Offizieren (gestern a. D., eng, bei schmaler Kost, in ein Gartenstädtchen gepfercht, heute der Allmacht nah), Pfarrern, Militär- und Civilbeamten die Doppelung des Gehaltes (und mehr), die sie doch nicht mit Lebensgefahr erkaufen. Seid zufrieden, wenn, in Noth und Graus, das Reich stets hat, was es braucht; und wenn im Friedenslenz noch ein paar Leute (meinetwegen nicht „erstklassige“) in Deutschland leben, die so viel gesäckelt haben, daß sie Luxus einhandeln können. Der heischt nämlich auch sein Absatzgebiet ... Sie sehen: nicht Hopfen, nicht Malz zu retten. Säße ich im Reichstag (ist schon die Vorstellung Größenwahnsmerkmal?), ich würde den Steuergesetzentwurf, gerade, weil er mich nicht im Geringsten bedroht, ablehnen. Zu seinem Zeuger sprechen: „Was Anderes suche zu ersinnen, des Chaos wunderlicher Sohn!“ Und wenn er nicht einen reinlicheren, reiflicher besonnenen Plan vorzulegen vermöchte, von seinem Gehalt nicht eine Reichsmark bewilligen. Aergern Sie sich nicht: Ihr Liebling läuft schlank durch das Hohe Haus; wenn die Zeitung in Ihre Etape kommt, werden Sie sehen, daß er schon am Ziel ist.

Sie haben mich, verehrte Gräfin, richtig verstanden. Ich table nicht, daß Jemand fremde Regirungen, Staatsmänner, Diplomaten schilt; nicht einmal, wenn, nach meiner in Kenntniß verankerten Ueberzeugung, sein Urtheil irrt oder er von widerpolitischen Gefühlen, Zorn, Haß, Rachsucht, sich in schnöde, gefahrlos Massenbeifall erstrebende Redensart zerren läßt. Davon mag die Kriegspsychose entschuldigen, die neun Zehntel der „guten Gesellschaft", in allen Ländern, befallen hat. Unverzeihlich ist nur die Beschimpfung, Vehmung, Versudelung ganzer Völker; die gewollte Blindheit vor deren Menschheitleistung und die Vergottung des eigenen Wesens. Der Ekel Deutscher, die Barbaren und Hunnen genannt werden, ist begreiflich; aber sie dürften auch nicht froh nicken, wenn ein Landsmann andere Völker Krämer, Gaukler, Lügner, Tataren, Strauchräuber, Banditen schimpft. (Und unser Alltag hört Schrilleres. In der Generalversammlung einer großen Gesellschaft hat ein Aktionär neulich von „dem Lumpenpack in Amerika" geredet: und der Vorstand hat Rüge nicht gewagt. Das ist Schande; ist ein Schritt in Rebarbarisirung.) Die geistigen, Geist verwaltenden Menschen müßten solchen Rückfall in Urzeitenwüstheit wie Pest bekämpfen; wie der Historiker und Botschafter Bryce England, Herr Rolland und mancher Gefährte in Frankreich den Wunsch von Kriegswuth Toller bekämpft, alle Kulturbande zu lösen und dem Feind jedes Verdienst um die Menschheitentwickelung abzusprechen. In pariser Blättern lasen wir oft, Kant sei ein Schlucker, Goethe ein hübsches Mitteltalent, Bismarck ein listiger Kanibale, Nietzsche (den schon die Unzeitgemäße Betrachtung Straußens als den grimmigsten Hasser neudeutschen Wesens erweist) ein Treitschke der Philosophie gewesen; fehlte nur noch die „thatsächliche Feststellung", daß Schiller Stoffe aus der Geschichte Frankreichs, Englands, Rußlands, Oesterreichs, Italiens, Spaniens, der Schweiz in Dramen gedichtet, aus deutscher Wirklichkeit aber nur die Tragoedie geschaffen habe, die den Titel „Die Räuber" trägt, und daß in seiner zeitlich scharf, örtlich kaum abgegrenzten Bürgertragoedie zwischen zwei schwärmenden Kindern, als unter den Reifen einzig edles Geschöpf, eine Britin stehe. Wollen wir auch in solchen Schlamm hinunter? Schon ist mir, von einem klugen und gebildeten Herrn, zugemuthet worden, zu zeigen, daß Frankreichs Erde nie einen ganz großen Mann ge-

boren habe. „Denn Napoleon war doch Vollblutitaliener.“ Immerhin bis in die Wurzelfasern francisé. (Daß durch Bismarcks Adern manches Tröpflein Slawenblut rann, ist wahrscheinlich; daß seiner Ahnen Name einst Bismarek lautete, wird nicht nur von czechischen Rassenwütherichen behauptet.) Und Pascal, Turenne, Richelieu, Molière, Rabelais, Montaigne, Corneille, Racine, Voltaire, Rousseau, Carnot, Lamarck, Cuvier, Lavoisier, Talleyrand, Poussin, Fragonard, Houdon, Balzac, Broglie, Manet, Flaubert, Ingres, Lamartine, Renan, Rodin sind auch nicht von Pappe. Wachsen wir, wenn wir die Lebensleistung des Franzosengenius kleinern? Wir brauchen nicht fälschenden Schein. Von der Front schrieb gestern ein deutscher Offizier: „Uns ekelt oft, wenn wir aus der Heimath Zeitungen bekommen. In allen steht das Selbe. Sie bestärken die Leser in jedem schädlichen Vorurtheil. Wozu die Gehässigkeit, die Blindheit, die bei uns nur Vorzüge, beim Feinde nur Mängel sieht? Das von uns Geleistete ist doch, weiß Gott, nicht gering. Warum also, Ihr Kleingläubigen, in die Fußstapfen unserer Feinde treten? Bewahre uns der Himmel davor, daß auch wir jeden Maßstab für die Grundbegriffe der Civilisation und Kultur verlieren!“ Selbst uns, aus eigener Kraft zu wahren, ist Pflicht. Nicht die Völker haben den Krieg gemacht. Alle hätten gern im Frieden weitergearbeitet. Jedes Volk hat eines düsteren Morgens von seinen Wächtern gehört: „Unser Land ist, unsere Ehre in Lebensgefahr. Zu den Waffen!“ Jedes glaubt felsfest, in Krieg gezwungen zu sein und, in blanker Rüstung, redlich und fromm für das Recht zu kämpfen. Jedes hat vornehme Menschen und Mächler, saubere Kerle und Schweinhunde. Im „Temps“ fand ich vor ein paar Tagen den Abschiedsbrief, den ein junger Elsasser an seine von der französischen Staatseisenbahn beamtete Mutter geschrieben hat. „Ich hoffe ja, daß Du, Mutterchen, diesen Brief nie erhältst; denn käme er zu Dir, so wärs ein Zeichen, daß ich zu Vater und zum lieben Bruder gegangen bin. Mich schreckt der Gedanke an den Tod gar nicht; falle ich, dann zahle ich, wie so viele Männer in dieser Zeit, meine Pflichtschuld an Frankreich. Nur um Dich bin ich in Sorge; und frage mich: Was wird Mamachen machen? Dies: Du wirst sehr ruhig sein und bleiben; hübsch kaltes Blut bewahren, nicht Deine Verzweiflung durch die Gassen heulen, sondern mit stiller Würde den Schmerz tragen.

Dann wirst Du an Vaters Grab treten und ihm sagen, daß seine beiden Jungen und sein Schwiegersohn in Erfüllung ihrer Pflicht gestorben sind. Er wird zufrieden sein, wenn er weiß: Mein großer Rudolf und mein kleiner Emil ruhen im Feld der Ehre. Sag ihm auch, daß sein Rudolf als Offizier, an der Spitze seiner Leute, die Stirn dem Feind zugewandt, hinsank. Wird ihn freuen. Und Dich wird das Bewußtsein trösten, daß Deine Jungen, wenns auch Manche bestritten, tüchtige Menschen waren. Du wirst Deinen Bahnhofdienst wieder aufnehmen und ihn betreuen, bis Du müde wirst und von langer Arbeit ausruhen willst. Dann gehst Du in die Heimath, nach Thann oder nach Straßburg, und sagst Dir, daß Deine Söhne zur Rückeroberung unserer Provinzen mitgewirkt haben. Diese Vorstellung muß Dein Herz laben und noch Deinem Alter Trost sein. Ich wünsche und fordere von Dir Muth und Vertrauen. Aus willig hingenommener Opferpflicht und froher Entsagung kommt Kraft. Weit wirst Du jede Regung der Wuth gegen irgendwen von Dir weisen. Auch nicht scheel auf die Frauen blicken, deren Kinder leben. Steigt Dir, wenn Du Kameraden von Emil oder von mir siehst, mal ein Seufzer in die Kehle: bedenke, Deine Söhne haben nichts mehr zu leiden und ihr rühmlicher Tod ist mindestens so gut wie das elende Dasein der Verschonten. Versprichst mirs, nicht wahr? Kehre ich nicht zurück, dann weißt Du: Der letzte Gedanke Deines großen Jungen galt Dir und seiner Schwester Blanche; und Beide schirmt der Segen des ins Paradies der Tapferen Aufgenommenen. Also: herzliche Küsse! Muth und Herzensstärke fürs Leben und für den Tod! Dein großer Junge, der Dich sehr lieb hat.“ Wir müssen bedauern, daß dieses Jünglings Flamme nicht ins deutsche Land schlug, und hindern, daß sein Traum vom französischen Elsaß Wirklichkeit werde. Doch auch gestehen, daß kein deutscher Krieger ernster, inniger, schlichter empfinden könnte. Ein französischer Offizier erzählt (in „L'Œuvre), wie er mit seiner Grabenmannschaft drei blutjunge deutsche Krieger fing. Die staunen zunächst: weil der Lieutenant eben so dreckig ist wie seine Leute und weil der Dienstverkehr, fern von Preußenzucht, den Ton zutraulichen Kameradengefühles hat. Nach fünf Minuten verständigt man sich. Die Papiere der Gefangenen werden geprüft und Photographien gefunden. Das? Meine Mutter. Die? Meine Braut. Gratulire. Allerliebst in ihrem Tennisrock. Zeig mal! Ent-

zückendes Mädel. Der kann lachen. Behaltet die Bilder nur! Der Bräutigam spricht Französisch. Und der Offizier bedauert, als die Gefangenen abgeführt sind, daß er nicht Namen und Wohnung der Verwandten erfragt hat, um ihnen vom Schicksal der Jünglinge Nachricht zu geben. Die Poilus denken wohl, wie Hunderte, die den verschrienen Boche in der Nähe sahen: Menschen wie wir, von dem selben Willenstrieb bestimmt und vom Recht ihrer Sache nicht weniger fest überzeugt. So ists im Kriegsfeld. Völkerhaß? Menschen, des hohen Namens würdige, halten die Nase zu.

Ob die Darstellung, die Herr Churchill, weiland Staatssekretär, jetzt Major, vom Fall Antwerpens gab, richtig ist? Ich kann Dirs, nach Wissenschaft Dürstender, nicht sagen. Belgier und Franzosen schienen mir von der Heldenmär, die der Kanzler des Herzogthumes Lancaster den Commons vortrug, nicht gerade entzückt. Ein Bischen anders, schallt es aus Paris und dem Havre, war die Sache doch wohl. Schon in den letzten Septembertagen (1914) sei erkannt worden, daß dem deutschen Schwergeschütz das verschanzte Lager vor Antwerpen nicht lange widerstehen könne. Am zweiten Oktober habe die Räumung der Stadt begonnen, in der nur die zum Schutz der Festung nöthige Schaar bleiben sollte. Die Hauptmasse des Belgierheeres, hieß es, geht an die Dendre und Schelde zurück, um sich den Franzosen zu vereinen und dem Feind die Küste zu sperren. Da kam Herr Winston Churchill nach Antwerpen, empfahl, die Stadt um jeden Preis zu halten, und verhieß der Besatzung zulängliche Britenhilfe. König Albert und seine Minister folgten dem Rath; wurden aber, da die englische Entsatztruppe tief unter der verheißenen Ziffer blieb, von ihrer Hoffnung enttäuscht und mußten zehn Tage danach Stadt und Festung aufgeben. Inzwischen waren die Deutschen in Flandern und Nordfrankreich so weit vorgerückt, daß die Belgier, statt an die Dendre, bis an die Yser zurückgehen und den Norden beider Flandern bis ans Meer blößen mußten. Und fünfundzwanzigtausend Mann der antwerpener Besatzung, die ihr Hauptheer nicht mehr erreichen konnten, wurden über die Grenze gedrängt und in Holland entwaffnet und festgehalten ... Wenns so gewesen ist, hatte Herr Churchill Grund, den berühmten Kollegen Kitchener als Mitschuldigen vors Volksgericht zu schleppen. Der hält sich mit Verthei-

digung seines Handelns, mit Beleuchtung des Geschehenen nicht auf; öffnet des Mundes harten Riegel höchstens einmal, um Künftiges anzudeuten. In Athen hat er gesagt: „Keins der verbündeten Heere war für Krieg solchen Umfanges und solcher Dauer vorbereitet; doch jedes hat das erste Jahr fleißig genützt. Im März 1916 wird England vier Millionen Mann auf den Beinen haben; außerdem Waffen, Kleidung, Geschosse, Proviant für sechs Millionen Russen. Einfalt selbst wird dann am Sieg unserer Heere nicht mehr zweifeln." Bis in den März kann Ereigniß werden. Wenn die Meldung nicht von Havas gekommen wäre, dürften wir glauben, Kitchener sei mit Churchill verwechselt worden.

Schwarzer Peter.

Wenn ein Eisenstrang die Untere Donau dem Adriatischen Meer verbände, wäre dem von Uebermacht gedrängten Serbenheer der Rückzug, die Rettung auf proviantirbares, dem Helferwillen Roms bequem erreichbares Gebiet leichter geworden. Fast acht Jahre ists her, seit Italien (Tittoni) den Bau der Bahnlinie Donau-Adria empfahl, Aehrenthals Zustimmung erlangte und ein Syndikat, dem Franzosen, Russen, Serben angehörten, sich zur Ausführung des Planes entschloß. Als französische Bankiers der Hohen Pforte die Erlaubniß („Studienkonzession") entlockt hatten, wurde das Albanerland von so heftigen Krämpfen geschüttelt, daß ruhige Ingenieurarbeit dort unmöglich war. Erster und zweiter Balkankrieg, Albaniens Lösung von der Türkei; die londoner Botschafterreunion beschließt, daß die Bahn international und neutral sei. Nur: gebaut wird sie nicht. Jetzt müssen die armen, von den Armeen zweier Großmächte und Bulgariens rückwärts geschobenen Serbenkrieger durch steiles Gebirg klettern, Geschütz und Train am Fuß stehen lassen, um dem Vaterland ein Heer, eines Heeres Rumpf, zu erhalten. Und ihr König muß froh sein, wenn er ins Ländchen seines Schwiegervaters unterkriechen kann. Daß sein Schicksal je am Willen Nikolas, des Tschernagorzenherrschers, hängen werde, hat Peter Karageorgewitsch (Enkel des Schwarzen Georg) wohl niemals geträumt, seit er aus Genf in den belgrader Konak geholt ward. Reiht er sich nun, nach Erlebniß, in dessen Widerhall noch der Rhythmus einer Edda des Erdostens schwingt, in den Schattenzug der landlosen Könige? Wird

die Weissagung Wahrheit, Cetinjes heiliger Boden werde die Zufluchtstätte des noch einmal niedergerungenen Serbenvolkes sein?

Iwan Tschernojewitsch, der in dem schwer zugänglichen Lande des dräuenden Schwarzen Berges, zwischen Skutari und Kattaro, gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Kloster Cetinje gründete, konnte nicht ahnen, daß auf dieser Stätte einst ein christlicher König im Konak thronen werde. Kein König seines Stammes freilich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von den Venezianern unterstützten Tschernojewitsch sind, nach einem Bruderzwist, der Iwans Sohn Georg aus Cetinje jagte, ausgestorben; und ihr letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, Skenderbeg Tschernojewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statthalter des Sultans verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herrschaftrecht die lückenlose Fortwährung zu wahren, nicht ganz ertraglos. Iwans Kloster war noch unter dem Halbmond, als Sitz des Wladika und seiner bischöflichen Macht, die Citadelle des Schwarzen Berges; ward, wenn die Türken es durch Feuer zerstört hatten, jedesmal wiederaufgebaut und ist heute noch, als Gruft des Großwojwoden Mirko und der Bischöfe Peter und Danilo, den Montenegrinern heilig. Der russische Peter, den die Europäer den Großen nennen, hat die strategische und die nationale Bedeutung des Berglandes früh erkannt. Während Karl der Zwölfte von Schweden um Türkenhilfe wider Rußland warb, die Hohe Pforte durch einen Fetwa des Scheich ul Islam dem Zarenreich den Krieg erklären ließ und Peter, beinahe so beredt wie später die über atrocities klagenden Briten, die europäischen Großmächte zur Befreiung der christlichen Griechen, Serben, Bulgaren, Walachen aufrief, mußte sein Bote Miloradowitsch den Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen, worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der die Rechtgläubigen aus der Türkennoth erlösen solle, und rechne auf den Beistand aller je von den Osmanen geknechteten Christen. „Wenn Ihr handelt, wie die Pflicht Euch gebietet, wird Mohammeds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt.“ Zum ersten Mal hörten die unter der Türkenherrschaft lebenden Christen solche Worte; zum ersten Mal meldete Rußland sich als den legitimen Erben der Palaeologen von Byzanz. (1710; in zwei Jahrhunderten hats den Anspruch nicht durchzusetzen vermocht.) Wladika

Danilo aus dem Haus der Njegos ließ sich durch Peters wuchtige Worte zur Tschernagorzenvesper hinreißen und begann, mit seinem Menschenhäuflein, den Krieg gegen die Türkei. Peter war am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein mußte, als der (mit russischem Gold bestochene) Großwesir ihm in Falczin einen erträglichen Friedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber saß ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilisirten Erlaß, die Tschernagorzen seien nur dem Zaren zu Treue, Gehorsam und Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte und den Wladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ, kams nicht zu schroffem Konflikt. Als die von Peter aufgestachelten Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf venetisches Gebiet geflohen waren, hatten nicht sie die Folgen zu tragen, sondern die Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihr Morea, trieb sie aus den letzten Kandiotenburgen, wurde aber, nachdem Oesterreich eingegriffen hatte, durch die Siege des Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1718 zum Frieden von Passarowitz genöthigt, in dem Venedig zwar Morea endgiltig aufgab und den Südosten der Herzegowina räumte, Kaiser Karl der Sechste aber Nordserbien, die Kleine Walachei, das temesvarer Banat und einen Theil von Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zum ersten Mal meldete England sich mit der Mahnung, den Besitzstand der Türkei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß von Nimirow, wo, 1737, Rußland schon die Suzerainetät über die von der Türkei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der Sultan nicht gewähren und Kaiser Karl nicht wünschen. Der war, als Deutscher Kaiser, zwar Rußland verbündet, gönnte den Moskowitern aber nicht so rasche Erweiterung ihrer südosteuropäischen Machtsphäre und zwang sie, durch den hastigen Abschluß des Belgrader Friedensvertrages, auf alles eroberte Gebiet zu verzichten, Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern zu halten. Unter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte einen „Frieden auf ewige Zeit“. Schon damals schrieb ein hellsichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten zu danken, denen die musulmanische Wirthschaft weniger unbe-

quem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerbschaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über Rußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt, daß sie die Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und die kleine Theokratie am Schwarzen Berg nicht zu beachten brauchte. Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katharina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainardsche verlor Abd ul Hamid der Erste die Krim und die Bukowina, erlangte Rußland, mit drei Seefestungen, das Recht auf freie Fahrt im Schwarzen Meer und durch den Bosporus. „Ehe noch zehn Jahre verstrichen sind“, schrieb 1784 der Preußische Gesandte Diez aus Konstantinopel, „wird die Türkei verschwunden, wird ihr europäischer Besitz von Rußland verschlungen sein.“ So weit langte im ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der nächste Krieg und der Friede von Jassy ihr nur den winzigen Vortheil einer den Türken unbequemen Grenzregulirung im Norden. Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die Wuth über das Treiben des Statthalters Kara Mahmud Pascha Boschatly, der von Skutari, seiner Provinz, aus immer wieder in montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das Bergland wichtige Festungen besetzen ließ, trieb sie zum Versuch bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa geschlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Peter Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Bergland, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.

Seitdem hat die Familie Njegos-Petrowitsch in Montenegro regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten aller Familienhäupter auf ein Ziel gerichtet: auf einen Hafen am Meer. Der streitbare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den Oesterreichern räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von Montenegro und Herrn der Brda. Das paßte der Pforte nicht; und als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten, wurde Omer Pascha mit sechzigtausend Mann ins Bergland ge-

schickt, um Ordnung zu schaffen und die Widerspenstigen zu züchtigen. Alle Südslawen zeterten laut gegen die Knebelung Montenegros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des Christenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie sein Handel in Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt wurde? Franz Joseph ließ durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Leiningen in Konstantinopel ein Ultimatum überreichen, das (außer anderen Zugeständnissen) die Abberufung Omers forderte und der Pforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nicht nach dem Ablauf des fünften Tages erfüllt seien, werde ein österreichisches Heer in Bosnien einmarschiren. Dieser Druck wirkte. Ehe noch Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen. Dessen Heer hätte zu völliger Unterwerfung der Tschernagora genügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten, Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettet und von nahem Türkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Jahre nach Leiningens Erfolg forderte, auf dem Pariser Kongreß, der den Krimkrieg enden sollte, der türkische Delegirte von den Mächten die Anerkennung der Thatsache, daß Montenegro zum Osmanenreich gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die Tschernagora sei ein freies Land, dem von Rechtes wegen die Herzegowina und die Hälfte von Albanien zugesprochen werden müßte. Oesterreich konnte in dieser Schicksalsstunde für seinen Schützling nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürstenthümer zu räumen. Im vorigen Herbst hatte Graf Buol-Schauenstein, Schwarzenbergs Nachfolger, zu Beust gesagt: „Die Donaufürstenthümer haben wir in der Tasche!“ Wurde dann „vor Zorn feuerroth und stieg wie eine Rakete in die Höhe“, als in Paris, am siebenundzwanzigsten März 1856, Alexander Walewski, der als Frankreichs Vertreter dem Kongreß vorsaß, ihn fragte, wann Oesterreich seine Truppen aus den Fürstenthümern zurückziehen werde. Daß der Rückzug erst nach der Ratifikation des Friedensvertrages beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war für Montenegro nichts Rechtes zu erreichen; das Bergland mußte sich selbst helfen. Half zunächst den bosnischen und herzegowzischen Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türkentyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei Grahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abd ul Medschid

eine Grenzregulirung zugestehen und eine (nicht sehr beträchtliche) Vergrößerung der Tschernagora bewilligen mußte. Danilo hat für sein armes Land noch allerlei Nützliches gethan: die Steuerpflicht und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch eingeführt, die Blutrache und anderen Barbarenbrauch ausgerodet, die Staatsverwaltung und die Heeresorganisation dem gewandelten Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölften August 1860 in Kattaro von einem Landsmann tötlich verwundet worden und am nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Neffe Nikola, der noch nicht neunzehnjährige Sohn des tapferen Wojwoden Mirko Petrowitsch, den Fürstenthron. Der neue Herr, den das Volk zärtlich Nikiza (Nikoläuschen) nannte, durfte in Ruhe reifen; brauchte sich im ersten Regirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen. Noch war im Südosten Europas alle Entwickelung von dem Zweifel gelähmt, den Johann Wilhelm Zinkeisen in die Frage gefaßt hatte: „Werden die Mächte des Westens oder wird der Koloß des Nordens sich der Geschicke und der Zukunft des Osmanischen Reiches bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten Jahrhunderts.“ Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Großmächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Jahres 1869 heischt Montenegro an der Albanergrenze zwei Weideplätze. Die Türkei sperrt sie durch einen Militärkordon; giebt aber dem austrorussischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geldzahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Jahr zu irgendeinem Geplänkel. Als in Konstantinopel dann Abd ul Aziz und elf Tage danach zwei seiner Minister ermordet worden waren, flackert auf dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken. Midhat Pascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt der Türkei dreist den Krieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärktes Heer unter das Kommando des russischen Generals Tschernajew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bosnien und den Sandschak Nowibazar, Montenegro soll Albanien und die Herzegowina „beruhigen“. Schon ist Nikola von den Herzegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje belagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen Uebermacht er zur Umkehr gezwungen ward, bei Wrbitza-Wucidol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt das Glück nicht; und als

Tschernajew bei Deligrad geschlagen ist, müssen die verbündeten Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem Wachsthum russischer Macht treibt England, mit noch zäherer Kraft als bisher sich für die Erhaltung der Türkei einzusetzen. Layard, der das Inselreich am Goldenen Horn vertritt, schreibt: „Nicht aus Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen wir das Osmanenreich ungeschmälert erhalten. Die Türkei stemmt sich den ehrgeizigen Orientplänen Rußlands entgegen und der Sultan ist, als Haupt des Islams, für Britanien, das Millionen mohammedanischer Unterthanen hat, ein nützlicher, vielleicht ein unentbehrlicher Bundesgenosse.“ Lord Derby, der diese Note empfängt, stimmt der Meinung des Botschafters zu. Rußland muß sich in Europa also einen Helfer suchen. Welche Großmacht hat Grund, mit der anglo-türkischen Politik unzufrieden zu sein? Oesterreich-Ungarn, das aus Deutschland gedrängt ist und sich, wie nach Beust auch Andrassy erkannt hat, nur im Orient schadlos halten kann. Am achten Juli 1876 beginnen die Kaiser Alexander der Zweite und Franz Joseph in Reichstadt die Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Januar 1877 führen. („Diese Konvention“, sagt Bismarck, „nicht der Berliner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an Bosnien und der Herzegowina und hat den Russen während ihres Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.“) Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschlagen. Als Lord Derby zu bremsen versucht, antwortet Gortschakow: „Der Wunsch, die Türkei unabhängig und unangetastet zu erhalten, ist nur erfüllbar, wenn sie die Gebote der Menschlichkeit achtet und das Gefühl der christlichen Völker Europas nicht länger verletzt. Da die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen Christen zu schützen, muß Europa dafür sorgen, daß der Friedensvertrag vom Jahr 1856 gewissenhaft ausgeführt wird.“ Eine neue Schlachtordnung also; und ein neuer Sultan. Das Scheinregiment Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses Irren wird Abd ul Hamid der Zweite Kaiser und Khalif. Der erste Novembertag bringt den Serben und Tschernagorzen den ersehnten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte, die in Albanien und der Herzegowina eroberten Grenzdistrikte den

Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu gewähren. Das von Abd ul Hamid, auf Midhats Rath, einberufene Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte will sich weder dem Londoner Protokol noch gar dem russischen Zusatz, der schleunigen Friedensschluß mit Montenegro heischt, fügen: am vierundzwanzigsten April 1877 rücken russische Truppen in die Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von Cetinje nach Podgorizza abgedrängt und Nikolas Heer erobert Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden bis an die Mündung des Lim in die bosnische Drina, in der Herzegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerseite bis nach Skutari erstrecken. Dabei bleibts nicht. Im Berliner Vertrag vom dreizehnten Juli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zuwachs beschränkt, aber als unabhängiges Fürstenthum anerkannt und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland von Gusinje und Plawa, das Küstengebiet von Antivari. Ist endlich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Spizza nebst der Küstenkontrole an Oesterreich; aber der alte Herzenswunsch der Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten des Jahres 1879 muß sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen, in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtet Montenegro auf diese Bergbezirke und erhält dafür den bis zur Bojanamündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt Dulcigno, deren Uebergabe Derwisch Pascha mit einer osmanischen Kerntruppe von den Albanern erzwingt. Der Khalif ist, das geistliche Oberhaupt aller an Mohammed Glaubenden, genöthigt, selbst den Widerstand ihm unterthaner Gläubigen gegen neue Gebietsforderung christlicher Slawen zu brechen und den so gesäuberten islamischen Boden den Christen abzutreten. Am siebenundzwanzigsten November 1880 ziehen die Tschernagorzen in die ihnen von den Türken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann Venedig und seit drei Jahrhunderten der Sultan-Khalif geherrscht hatte, funkelt über dem rothen Feld, in dem Montenegros Doppeladler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das goldene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.

Nikizas. Der ist jetzt neununddreißig Jahre alt, sitzt vier Lustren lang auf dem Fürstenthron: wird aber von den Landsleuten noch immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns sicher aus der Armuth und Enge; kann der Tschernagora, der die Venezianer den lateinischen Namen gaben, eines Tages noch werden, was im vierzehnten Jahrhundert Stephan Duschan, der Zar aller Serben und Griechen, der südslawischen Hoffnung war. Hat er nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen, die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Aufstand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unterstützt hatte, von Omers Uebermacht aber gezwungen worden war, vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den Entschluß ermöglicht, sein Heer und sich selbst unter den Oberbefehl Michaels Obrenowitsch, des kühnen Fürsten von Serbien, zu stellen und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkischer Zwingburgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari und Dulcigno das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. Und in Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des Hauses Obrenowitsch überstrahlt. Für zwanzig Jahre, eine im Völkerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbeneinung, von der seine Jugend träumte? Der Südslawenlegende wird der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; und Nikola weiß sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht die Viertelmillion erreicht, ein Heer von fünfzigtausend felddienstfähigen Leuten: damit ist der Anspruch auf haltbaren Heldenruhm heute nicht leicht zu erkämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegen Mukhtar und Suleiman Pascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eine Familienerinnerung. War sein Großohm nicht, der zweite Peter Petrowitsch Njegos, als Nationaldichter berühmt? Er hat die Berge und das Freiheitsehnen, den Muth und Stammesstolz der tschernagorzischen Serben besungen; in Drama und Volkslied sich, ein Bischof der Orthodoxen Kirche, versucht. Diesem Vorbild strebt Nikola nach.

Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Er wagts; sein Lied grüßt das Meer, über dessen Bucht endlich nun die weiß gekreuzte rothe Standarte im Morgenwind flattert, grüßt das Gebirg, über dessen Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem Lande die Nationalhymne und das Nationaldrama. Held, Sänger; und Schlaukopf. Ists etwa nicht hohen Lobes werth, daß er das fest verriegelte Herz Alexanders des Dritten erobert, der ihn laut seinen besten (nicht, wie allzu wörtliche, den Sinn entstellende Uebersetzung behauptet, seinen „einzigen") Freund nennt? Nicht ungemein pfiffig, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren Bewunderer Rußlands giebt, seit Milan Obrenowitsch sich dem Oesterreich Andrassys zugewandt hat? Die slawische Vormacht schien unüberwindlich und Alexander der Zar von Europa. Auf Milan, den geistreichen Lüdrian, ist für die Erledigung nüchterner Geschäfte nicht zu zu rechnen. Nikola lernt ihn allmählich hassen; freut sich des Eheskandals im belgrader Konak, des Haders zwischen Vater und Sohn und hofft, als Alexander mit seiner Draga der Dynastie das Grab schaufelt, zur Rettung aus gefährlicher Wirrniß berufen zu werden. Der selbe Mann, der gesagt hat, er sei, wenn die Einung der Serbenstaaten dadurch beschleunigt werde, bereit, zu Gunsten Michaels Obrenowitsch auf das Regentenrecht zu verzichten, trachtet jetzt nach der Doppelkrone der Obrenowitsch und Njegos; und gilt, noch immer, im Südslawenbereich als der neue Duschan, den der Gott aller Rechtgläubigen für das große Werk der Serbensammlung auserwählt habe. Mit bedächtiger Kaufmannsklugheit hat der fürstliche Barde seinem Gott das Wunder zu erleichtern, der Vorsehung die günstige Konjunktur zu schaffen versucht. Milena, die Tochter des verarmten Wojwoden Wukotisch, hat ihm zehn Kinder geboren. Solcher Segen muß dem Vater, dem Vaterland zinsen. Prinzessin Zorka wird dem serbischen Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch, Miliza dem russischen Großfürsten Peter Nikolajewitsch, Stana zuerst dem Herzog Georg von Leuchtenberg, dann dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Helene gar dem italischen Kronprinzen Victor Emanuel vermählt; Prinz Mirko holt sich aus dem Hause Obrenowitsch die Ehegefährtin und nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzlose

Gattung mit der Strelitzerin Jutta bescheiden. Nikola hat starke Trümpfe in seinem Spiel: Rußland, die Slawenstimmung, Italiens Beistand. Wird ihm einst die Nachfolge Alexanders Obrenowitsch angeboten, dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine? Hier war in Nikolas Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich-Ungarn hatte mit der Omladina, den serbischen Jugendvereinen, die in dem Fürsten der Tschernagora den Messias sahen, zu viel Aerger erlebt, um wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und Belgrad herrsche und heimlich die Werbekraft des großserbischen Gedankens noch mehre. Auf dem Westbalkan, also in Oesterreichs nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebener Fürst, an Albaniens Grenze der zwiefach gekrönte Schwiegervater eines Königs von Italien: weder in Wien noch in Budapest durfte mans dulden. Die panserbische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft wäre gestärkt, Italiens Drang nach Albanien begünstigt, die Annexion der in Reichstadt und Berlin dem Kaiser Franz Joseph zugesagten Balkanprovinzen um ein Beträchtliches erschwert worden. Ob Goluchowski den belgrader Verschwörern gewinkt, ob ihrem Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet hat: als, nach der Ermordung Alexanders, die Skupschtina einen neuen König küren sollte, fiel keine Stimme auf Nikola, keine auf seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten Sohn Mirko. Peter Karageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hochmüthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.

Die Hoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem Sechziger nahte bald neue Enttäuschung. Unser Herr, wisperts seit 1903 um den Schwarzen Berg, ist also nicht, wie wir stets glaubten, der von allen serbischen Brüdern ersehnte Nationalheld? In traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit frechem Spötterblick die Jungen; „Euer Nikiza ist längst tot, der in hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serbeneinheit übers Gebirg tragen sollte, flügellahm geworden. Seht ihn genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubek, Ibsens Irene. (Denn wir sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und haben schrecklich viel gelesen.) Im Lied hat er Freiheit verheißen: und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblut

dampfte, in Hundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Verfassung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit, der Erlösung von fremdem Joch: in der Wirklichkeit wurde er, seit die Japaner den petersburger Patron aufs Haupt schlugen, schwach und ängstlich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slawenfeinde zu schmuggel und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur Annexion Bosniens und der Herzegowina ausnützte, für die Serbensache nicht einmal so viel wie Georg Karageorgewitsch und die Hohe Excellenz Iswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälter Dutzendverse; ein Baumeister, der Luftschlösser ohne feste Grundmauer vors Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den Schwindel scheut; ein Greisender, dem vor der Jugend graut." So schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser. Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, seit die radikale Sprudeljugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig geworden; und ein Souverain, der Nationalbarde und Oberleiter des Regirungblattes Glas Crnogorca ist, vermag für seinen Ruhm Mancherlei zu thun. Unter Nikolas Regirung ist die Unabhängigkeit Montenegros von den Großmächten besiegelt, sind dem Bergfürstenthum zwei Häfen gewährt worden. Nur Lügner können behaupten, die bosnische Krisis habe den Tschernagorzen keinen Ertrag gebracht. Antivari und Dulcigno gehörten ihnen erst jetzt ganz: im neunundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages ward die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegsschiffe zu halten. Genügts noch nicht? Aus Iwans Klosterdorf wird morgen die Residenzstadt eines christlichen Königreiches.

Dem Volk hat der Firniß nicht genützt. Die Tschernagorzen blieben arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um ihr Leben zu fristen, und in Schaaren, sobald sich eine Gelegenheit bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Neue Welt entlaufen. Die Steuerfron ist im Königreich nicht leichter geworden. Nikola aber durfte sich im Glanze spiegeln. Wer sagt noch, Danilos Neffe habe in fünfzigjähriger Herrschaft nichts Greifbares erlangt? Schwiegervater der Könige von Italien und Serbien, Oheim des Zaren, dessen Geisterglauben Miliza klug nährt, in der [illegible]rg fast nun so gut angeschrieben wie in Zarskoje Selo; und

das Wichtigste: morgen selbst von Gottes Gnaden ein Zar. Wie Karol, Peter, Ferdinand. Warum hat Nikola nicht früher nach dem Königstitel gestrebt? Weil ihm an der Rangerhöhung ohne Gebietszuwachs nichts lag? Er sie nur wünschte, um seinem Sohn Mirko den Weg auf den Thron der Obrenowitsch zu bahnen, der die Enkel des Schwarzen Georg nicht lange mehr tragen wird? Vielleicht. Die Ehe des Erbprinzen Danilo mit der norddeutschen, im Bergland verlästerten Prinzessin ist fruchtlos geblieben; Danilo selbst gilt als ein unthätiger Schwächling und wird von Mißtrauen umlauert. Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen kräftigen Knaben gezeugt und sich in jeder Fährniß zu dem großserbischen Gedanken bekannt hat, ist der Liebling der Nation, dem sie zutraut, er werde für ihre heilige Sache nicht nur mit Zunge und Feder fechten. Zielt das Auge des alten Falken so weit? Hofft er, dem Jungen könne, als von Europa anerkanntem König, gelingen, was dem noch vom Türkenjoch bedrohten Halbvasallen versagt blieb? Bedenkt er nicht, daß den Wienern zwei Serbenreiche bequemer sind, als eins ihnen wäre? Umfängt auch ihn schon der Wahn, Oesterreich-Ungarn humple den Weg des Kranken Mannes? Selbsttrug oder Ahnungvermögen: Nikola erlebt den venizelischen Balkanbund, den Serbensieg über Türken, Bulgaren, Oesterreicher. Sonnenglanz und purpurne Dämmerung über seinem Stamm. Zur Erlangung des Glanzes hat er mitgewirkt. Als Greis noch vornan gekämpft. Einen Theil des Sandschaks von Nowibazar errafft. Er war in Skutari, dessen Paschas den Tschernagorzen so oft Unglimpf thaten; mußte, weil Wien seinen Willen, mit Greys Beistand, in London durchsetzte, heraus; drang aber wieder hinein. Held, Mehrer des Reiches, Dichter des Volkssehnens. Auch in Verfassung hat er sich jetzt gegittert, Reformen und moderne Rechtssatzung gewährt; und ist dem Herzen seiner Menschheit noch näher, als, in den Maitagen der Massengunst, Jung-Nikiza ihm war. Bittert ein Tropfen dem alten Kämpen den Wonnetrank? Eidam Peter thront in noch hellerem Glanz; hat das verslawte Makedonien, vom Sandschak den Löwentheil, eine Hypothek auf albanisches Küstenland erworben; und sein zweiter Sohn, Kronprinz Alexander, ist ein ernster, stiller, fleißiger Mann, dem keine beachtenswerthe Partei die Thronfolge bestreiten wird. War die Verschwägerung mit den Obrenowitsch zinslos und muß Nikola sich am Lebensabend noch einmal in die Vorstellung

schicken (in die, da der kühne Michael in Belgrad gebot, der Zwanziger sich mühsam gebückt hatte), durch Verzicht auf die Montenegrinerkrone die Serbeneinheit zu sichern? Da dringen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens Heere in Serbien ein, Rumänen und Griechen weigern die Waffenhilfe, General Sarrail kann, mit bunten, unzulänglichen Haufen, die Ueberschwemmung des Landes nicht deichen: als ein von Schmerz der Seele und des Leibes zermorschter Landflüchtling steht Peter vor Nikola.

In Skutari. Der kranke vor dem stämmigen Greis. „Das Elend unserer Brüder frißt mir ins Eingeweide. Wars Verbrechen, daß ich die Krone aus der Hand der Offiziere nahm, die den Muth gehabt hatten, die gepaarte Schmach eines Irren und einer Hofhure vom Thron zu dolchen? Daß den in Oesterreich tief verschuldeten, von Wiens Gunst abhängigen Obrenowitsch eine selbständige, ihrer Willensfreiheit bewußte Dynastie folgte? Ich wollte Ruhe und Frieden; Staatseinrichtung, deren Nutzen mich, in den Jahren der Verbannung, der Einblick in westliche Länder gelehrt hat. Das Volk: einen Zugang ans Meer, wie ihn (außer der Schweiz, die ihn nicht braucht) jedes Volk in Europa sich wahrte; und gesicherten, vom mächtigen Nachbar nicht gehemmten Absatz des auf seiner Erde, von seiner Arbeit Erzeugten. Dieses gewiß nicht unbescheidene Verlangen war, gegen tausend Winkelzüge, nicht durchzusetzen. Wir sollten im Landkäfig bleiben, ohne eigenen Weg nach Ost und West, ohne unmittelbaren Verkehr mit dem Erdtheil, dem man unser fleißiges, tapferes, in karger Lebenshaltung und rechtschaffener Kraft den Schweizern der Heldenzeit ähnliches Volk als Räuber und Mörder verschrie; sollten in Armuth verkümmern: damit in Bosnien, der Herzegowina, dem temesvarer Banat, in den Bezirken der dem Papst anhangenden Serben, die sich Kroaten nennen, damit überall, wo einst der Serbenkönig befahl, der alte Wunsch, uns auch durch Staatsrecht, nicht im Empfinden nur, vereint zu werden, sich aus der Wurzel lockere. Daß dieses Trachten mißlang, daß in den Reichen des Kaisers und Königs, der von seiner Hofburg aus einer größeren Serbenschaar gebietet als wir Beide, Du und ich, zusammen, wilde Dränger und Wirrköpfe rasche, gewaltsame Vereinung aller dem Stamm Angehörigen erstrebten und auch in unseren Grenzen berechtigter Groll junges Blut in Wirbel trieb: wars unsere Schuld? Sah man nicht immer, in allen Zonen, Mordanschlag und Aufstandsversuch, wo von einander

gerissene Volkstheile sich gegen völlige Zersplitterung, Wesensvernichtung wehrten, vom Sturm des Einheitsehnens geschüttelt wurden? Unsere Schuld, daß in einer österreichischen Stadt, unter dem Auge österreichischer Polizei, zwei Oesterreicher, deren einem nur wegen des guten Leumundzeugnisses aus Oesterreich der Aufenthalt in Belgrad gestattet worden war, den Erzherzog-Thronfolger von Oesterreich mordeten? Dann war Stauffacher für Tells That, Victor Emanuel für Oberdanks Plan verantwortlich. Kein Fädchen, nicht das dünnste, knüpfte die Mörder an die nüchternen, in Dürftigkeit für die Heimath arbeitenden Männer meiner Regirung. Kam aus unseren Werkstätten eine Waffe, so wäre dadurch nichts erwiesen: denn Hunderte hatten, Tausende solche Handgranaten als Gedenkzeichen aus dem Krieg nach Haus gehehlt. Nach zweijährigem harten Kampf war viel erlangt, viel in Ordnung zu bringen. Wir waren dankbar dafür, daß Oesterreichs Absicht, uns im Herbst 1913 zu bekriegen, von San Giuliano und Giolitti vereitelt worden war; dachten nicht an neuen Streit und hatten keinen Grund, in Franz Ferdinand und seiner czechischen Frau Slawenfeinde zu sehen. Mit Oesterreich-Ungarn wollten wir würdige Verständigung, mit Deutschland engeren Wirthschaftverkehr; schon war dort für sechzig Millionen Mark Eisenbahnmaterial bestellt, als das Ultimatum einschlug. Du weißt, wie rauh Petrograd und London uns in Demüthigung drückten; und fandest, wie Deine Töchter erzählten, ich habe mich zu tief gebückt, da ich elf Zwölftel des Verlangten gewährte und das zwölfte an den Spruch der Großmächte heftete. Grausame Nothwendigkeit, Vater! Immerhin durften wir auf Beistand hoffen; nach Nikolais Depesche auf Rußlands zuerst. Wir sind allein geblieben.

Im dritten und vierten Kriegsjahr: ein Bauervolk von kaum vier Millionen Köpfen. Der große Sieg über Potioreks Heer, die Meisterleistung unseres Putnik, war mehr, als wir hoffen durften. Die Zahl der Gefangenen, die überreichliche Beute und die Gewißheit einer Erholungfrist: wir athmeten auf. Nicht lange. Im Gefolge des Krieges kamen die schrecklichen Seuchen. Auch viele Linderungmittel, freilich, und Freundschaftzeichen aller Art aus der Fremde. Alle Verbündeten und die Amerikaner schickten Geld, Arzenei, Kleidung, Nährstoff, Ackergeräth, Saatgut, Landbaumaschinen, Waffen, Geschütz und Geschosse, Automobile, Flugzeug; Aerzte, Pfleger, Schwestern, Techniker aus allen Kriegs=

betrieben. Aber wir hatten nur noch zweihundertzwanzigtausend Mann kampffähiger Truppen und mußten damit eine Frontlänge bewachen, die Frankreich mit der sechsfachen Kämpferzahl gegen Durchbruch schützt. Unsere Linie noch zu verdünnen, um, durch Einfall ins Banat und in Syrmien, den Russen in Galizien Luft zu schaffen: dieses Ansinnen mußte Putniks Feldherrngewissen ablehnen. Das ergab draußen Verstimmung. Bei uns, daß England Alles auf die bulgarische Karte setzte; uns Makedonien, den Griechen Kawala abpressen wollte. Ein Balkanbund gegen Bulgarien wäre zu machen gewesen. Die Absicht auf Bulgariens Vergrößerung mußte nicht Dich und mich nur, sondern auch Bukarest und Athen ärgern. Seit dem Januar wußten wir, nicht allein aus den Denkschriften des Herrn Venizelos, was kommen werde: Ueberschwemmung unseres Bodens durch austro-deutsche Truppen und Abschwenkung Bulgariens in das Lager der Feinde. Doch London ließ nicht von dem Vertrauen auf Sofia. Trügt es, dann, sagte man uns, habt Ihr, nach Euren Verträgen, ja Griechen und Rumänen als Helfer. Durften wir Sonderfrieden erstreben? Er wäre zu haben gewesen; und Paschitsch, der niemals in Rausch kommt und dessen Hausfrau Oesterreicherin ist, hat dran gedacht. Erstens aber formte der Gegner nie einen greifbaren Vorschlag; und thaten wirs, so konnte er uns, als müde und treulos, den Bundesgenossen verdächtigen. Die hatten, zweitens, zu unserem Schutz das Schwert gezogen; bei uns günstigem Wetter von ihrer Seite zu weichen, verbot Anstandspflicht. Und drittens: welchen Sondervertrag wir auch schlossen, unser nächstes Schicksal hing an der Gesammtentscheidung des Krieges. Hängt heute noch. Der Plan Putniks und Pawlowitschs, in die bulgarische Mobilmachung einzubrechen und Sofia zu besetzen, wäre nach Menschenvoraussicht noch im September gelungen. Die vier Großmächte verboten die Ausführung; weil sie immer noch auf die bulgarische Russenpartei hofften. Als offenbar wurde, daß Bulgarien nicht zu bewaffneter Neutralität, sondern zum Kriege gegen uns rüste, schwand sogar den Anwälten einer Verständigung mit Wien der Schatten des Zweifels. Der alte Feind, dem das Blut serbischer Männer vor zwei Jahren Adrianopel erobert hat, fällt im Bund mit zwei Großmächten über uns von drei Kriegen, von Seuche und Noth Erschöpfte her! Zagheit hätte im Grab noch die Ahnen geschändet; uns das Brudergefühl Deiner Bergfalken geraubt.

Keinem nahte sie. Du lasest die letzten Reden, die, in Nisch, die Skupschtina hörte? In ihrer düsteren Entschlossenheit zum schmerzlichsten Opfer, ihrer wahnlosen Bereitschaft zum Tod waren sie des Aischylos, des Dante nicht unwerth. Vierfache Uebermacht wälzt sich, von drei Seiten her, mit allem Gigantenwerkzeug ins arme Land. Jeder rüstige Greis, jedes in Feldarbeit gewöhnte Weib, die zartesten Knaben waffnen sich. Aus der Krankenstube, von dem Gebet an der Gruft der Karageorgewitsch eile ich an die Front, krieche, wie im vorigen Winter, in den Schützengraben, schieße, ein ausgemergelter Gichtkrüppel, in Schlamm und Dampf auf den Feind; kann aber nicht, wie damals bei Rudnik, die Mannschaft in Siegersturm auffachen. Sie schmilzt, der Dreibund der Feinde ist allzu stark; wir müssen rückwärts. Um eine Fußbreite fechten wir wie um Ehrenpfand. Vergebens. Der Feind braucht mehr Zeit, als er gerechnet hat; doch der verheerende Vordrang seiner Massen ist nicht zu hemmen. Wir blieben allein. Und manche Hand ballte sich in Zorn wider den Vierbund, der uns verbluten ließ. Wir haben Grund zu Klage. Bis in das letzte Novemberdrittel hinein war uns, hundertmal, zugesagt worden, die franko-britische Armee werde sich schnell, von Saloniki her, zu unserer durchschlagen; eine russische durch Rumänien, eine italische aus Albanien vorbrechen. Nichts von Alledem geschah. Und daß man Italiens Gier nach Dalmatien und anderem Slawenland stachelte, bleibt für uns, für beide Serbenstaaten, eine Gefahr. Dennoch habe ich stets gewarnt, sich in Groll gegen die Gefährten zu verbeißen. Wie stünde es um uns, wenn sie uns nicht, im August 1913 und 14, geschirmt hätten? Was würde, wenn sie sich jetzt von uns abkehrten? Unser Land ist vom Feind besetzt, unser Gut vernichtet oder verschleppt; von dem Amselfeld, wo, vor fünfhundertsechsundzwanzig Jahren, Sultan Bajesid unseren König Lazar geschlagen und, am Tag des Heiligen Vitus, das Reich des großen Serbenzaren Stephan Duschan zerstört hat, sind wir nach West geschoben worden. Noch aber haben wir ein Heer, das sich Deinem gesellen oder, auf der neuen Straße, von Monastir und Ochrida nach Elbassan und Tirana gelangen kann; noch, dank der behutsamen Taktik Putniks, der im Siechbett, zwischen zwei Lufthungeranfällen, den tüchtigen Pawlowitsch berieth, in Freiheit und Gefangenschaft Männer, die aus dem Schoß serbischer Frauen einst wieder Frucht zeugen werden. Und die Bulgaren haben uns, trotzdem wir das kleine Heer dritteln mußten, in furcht-

bar blutigen Kämpfen so wiedergefunden, wie ihre Narben uns kannten. Rußland verläßt uns nicht. Kein Balkankönig zwingt sein Volk in thatlose Duldung eines Großbulgarien, das auf unserem Grab herrschen möchte. England hat sich, durch den Mund seines Gesandten, mit seiner Ehre verpflichtet, niemals einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der uns nicht den Besitzstand von 1914 zurückgiebt. Den verbürgt uns auch Frankreich. Und in der Stunde tiefster Noth beglaubigen, zum ersten Mal, die Vereinigten Staaten bei meiner Regirung einen Vertreter. Das Leid unseres Volkes schreit zum Himmel. Doch Unwiederbringliches ist nicht dahin; und Trost, daß wir, seit der Erzherzog fiel, an keinem Tag anders handeln konnten, als wir thaten. Unsere nächste Zukunft wird zugleich mit Rußlands, Frankreichs, Englands, Italiens bestimmt. Ob Dein Sohn, ob meiner den Traum Michaels Obrenowitsch erlebt, der, 1868, von Walachen, Albanern, Kroaten, Bandenführern aus den türkischen Bulgarenwilajets die Anerkennung eines Altserbien, Westbulgarien, Bosnien und die Herzegowina umfassenden Reiches erkauft hatte, ob der Feind, unklüger, als er sich je bisher zeigte, unser Land zerstückt, uns staatlos, zu Polen des Balkans macht: Serbien, das den Veitstag von Kossowo, die Jahrhunderte schrankenloser Türkengewalt überdauert hat, stirbt nicht von Fremdlingsschwert. Hat es, nach dem ersten Sonnenstrahl eines Halbjahrtausends, so grause Heimsuchung verdient: was der Himmel schickt, müssen wir tragen. Aus inbrünstigem Glauben an Schicksalswalten kommt aber auch die Gewißheit, daß neuem Scheintod neue Auferstehung folgen werde."

Ein Sterbender? Nie sah Nikola den Eidam so königlich. Vergißt Mirkos Sohn, Mirkos Vater, daß sein Liebling, da er den von Natalie Konstantinowitsch ihm geborenen Knaben der Menge zeigte, hinaus schrie, durch dieses Kindes Adern kreise das Blut der Njegos und der Obrenowitsch? Denkt er nur an den Stamm, nicht, welches Geschlecht ihn als Wipfel krönen soll? Oder ist der Wladika von Cetinje, dem Bismarck das Spiel mit dem Wunsch zuschrieb, großherrlich türkischer Connetable zu werden, nun bereit, vor dem veralteten Nebentitel Franz Josephs, des Großwojwoden von Serbien, als vor dem Herrnzeichen erneuter Hoheit sich zu beugen, wenn solche Huldigung den Tschernagorzen und deren Haupt Zins trägt? Kara Petar ist fast schon ohne Land. Und vom Karst des Schwarzen Berges scheucht ein Häuflein guter Schützen den an Zahl übermächtigen Feind.

Omnia vanitas.

Vor dreiunddreißig Jahren hat Peter Schuwalow geschrieben: „Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Wie Fels ist mir die Ueberzeugung, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.“ Wer aufs Gewand der Dinge schaut, mag schwören, daß in Sarajewo dem Prophetenwort Erfüllung ward. Wer schärfer sieht, die Schultern heben; und sich lächelnd dann Denen zuwenden, die alltäglich die Meinung aushökern, Deutschland sei thöricht genug, die Flamme, die Europa durchlodert, Europas Knochenmark dörrt, in zwei anderen Erdtheilen (Egypten, Afghanistan, Indien) löschen zu wollen. Der Kaiser, sagt Déroulèdes Erbe Barrès, will die Weihnacht in Bethlehems Krippenkirche verleben; dann in Damaskus den Docht der Ampel anzünden, die er, als Barbarossas Folger, in die Gruft Saladins gestiftet hat; und im ersten Frühlenzwind den Pilgern nach Mekka voranschreiten. Der Zweck der drei Wünsche wäre, die Mondsichel des Islams mit Stacheldraht ans Gebälk des Christenkreuzes zu binden. Herr Reinach hofft, England werde wieder einen William Sidney Smith finden; einen listig Kühnen, der, wie dieser Seemann in Toulon und Brest Frankreichs Flottenstützen brach, an Syriens Küste das Geschwader einfing, Bonaparte zwang, die Belagerung von Saint-Jean-d'Acre aufzugeben, den Sultan ins Britenbündniß schmeichelte und drohte, jetzt dem neuen Imperator den Nil versalzen werde. Mit dem pariser Polybios rechnen, auf beiden Kanalufern, Manche auf den Türkenhaß Syriens und Arabiens als auf sichernden Trumpf. (Indien, heißts, ist weit, im Nothfall unter Japans Obhut, der Persergolf gut bewacht, ein englisches Corps in oder dicht bei Bagdad, Afghanistan ungefährlich, so lange beide Nachbarn des Emirs, Britanien und Rußland, über das Willensziel einig sind.) Alle beschmatzen die Verheißung, daß Deutschland auf den europäischen Kriegsschauplätzen Hauptschläge nicht mehr wagen, den Engländern, die hier nicht verwundbar seien, bis ans Rothe Meer, an die Himalajas nachlaufen, seine Kraft ins Unermeßliche verzetteln, seine Fronten in West- und Osteuropa entfleischen werde. Allerlei deutsches Phantastengerede, das nach der Ausgrabung eines von dem großen Schwaben Friedrich List einst, unter anderer Sonne, in den Treibkasten seines Warmhauses beigesetzten Orientplänchens entstand, ist mitschuldig an diesem Wahn. Der könnte, wenn

er nur das Hirn des Feindes umqualmte, unserer Sache nicht schaden. Weil er ins eigene Volk finsternde Dünste sickern läßt, mahnt Pflicht, ihn als Gewebe der Einbildung zu erweisen. Der vor Mit- und Nachwelt verantwortliche Stratege hat an jedem Tag wohl ernstlich erwogen, welche Nebenhandlung dem nächsten nützen könne. Doch gewiß lief er nie dem Fopplicht des Glaubens nach, Deutschlands Volk führe den an Blut und Geld theuersten Krieg, um sich in den Orient einen Weg zu bahnen (den es im Frieden ja hatte), um sich im Ost ein Absatz- und Zufuhrgebiet zu erschließen (das ihm in Friedenszeit nie verriegelt ward, nach keinem Sieg Monopolstätte werden, in Menschenaltern, nach der Düngung mit Milliarden, noch nicht ein Bruchtheilchen des Wirthschaftverkehres mit den westlichen Großreichen und mit Rußland ersetzen könnte), um den Britenlöwen vom Nil und vom Ganges wegzujagen. Nothbehelf ist nicht Ziel des Handelns; Augenblickstaktik nicht Strategie. Lasset den Feind von theatralisch aufgeputztem Schachergeist, von Orientcoulisse und Turbanstatisten fabeln; aber verlaufet Euch nicht selbst in den Irrthum, aus Nebenschößlingen müsse Entscheidung reifen. Die fällt, wenn nicht jede Vernunftregung trügt, in Europa. Der Vorstand der französischen Sozialdemokratie, in dem neben dem beweglichen Patrioten Hervé der starre Marxist (und Minister) Jules Guesde sitzt, hat im November gepredigt: „Nur der Sieg der Verbündeten, nur völlige Lähmung des militaristischen deutschen Reichsdehnungtriebes kann uns haltbaren Frieden bringen; jeder andere, jeder überhastete Friedensschluß wäre Waffenstillstand oder Waffenstreckung. Der von den Lenkern Deutschlands uns aufgezwungene Kampf muß durchgefochten werden, bis der Militarismus niedergebrochen und der Welt die große und nothwendige Lehre eingeschärft ist, daß am Widerstand freier Völker die Gier nach Vorherrschaft zerschellt." Diesen Beschluß billigen Englands Gewerkvereine und Rußlands rötheste Sekten. Nicht vom Suezkanal noch vom Persergolf aus ist er zu entwurzeln; nur da, wo er wuchs. Das Hoffen auf Wehrzersplitterung trügt. Die Winterarbeit des Deutschen Reiches muß trachten, vorn und hinter den Fronten jede Kraft in Freiheit zu nützen und aller Auszug in den Punkt zu sammeln, wo Wucht Entscheidung erzwingt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft“ bei der Post abonnirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei **Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung** einer Nummer **stets an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt wenden.** Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den

Verlag der Zukunft.

Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages B. G. Teubner, Leipzig, betreffend „Aus der Kriegszeit“ Bücher und Bilder bei.

Gewinn- u. Verlust-Konto per 30. Juni 1915.

Debet.		ℳ	₰
Handlungs-Unkosten-Konto		103 678	40
Gehälter-Konto		98 493	13
Reparaturen-Konto		4 224	63
Kranken-, Invaliden- und Angestellten-Versicherungs-Kto.		14 593	88
Unfall-Versicherungs-Konto		3 955	09
Steuern-Konto		10 770	55
Grundst.- u. Gebäude-Unk.-Kto.		1 975	96
Zinsen-Konto		14 256	38
Fuhrwerks-Unkosten-Konto		2 149	06
Abschreibungen u. Rücklagen:			
auf Gebäude-Kto.	M. 6028,05		
„ Masch.-, Utens.- u. Invent.-Konto	„ 38250,—		
auf Lithogr.-Konto	„ 51241,36		
„ Stempel- und Schnitte-Konto	„ 15589,07		
auf Steine-Konto	„ 10000,—		
„ Malereien- und Reproduktions-rechte-Konto	„ 13275,—		
auf Pat.- u. Musterschutz-Konto	„ 450,—		
auf Photo-Vorl.-K.	„ 8188,81		
„ Fuhrw.-Konto	„ 2036,—		
„ Talonsteuer-Res.-Konto	„ 2000,—	147 058	29
Saldo		9 380	58
		410 535	95

Kredit.	ℳ	₰
Gewinn-Vortrag vom Vorjahre	9 707	96
General-Ertrags-Konto	400 827	99
	410 535	95

Berlin, den 25. Oktober 1915.

Berlin-Neuroder Kunstanstalten Actiengesellschaft.

Budwig.

Concordia,

chemische Fabrik auf Aktien.

Die für das Geschäftsjahr **1914/15** auf

6 pCt.

festgesetzte Dividende gelangt **sofort** bei dem Bankhause

A. Reissner Söhne, Berlin

zur Auszahlung.

Leopoldshall, den 29. November 1915.

Der Vorstand.
Dr. Strehle.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Dezember 1915.

Zukunftpläne.

Wir müssen hoffen, daß der längste Theil des Krieges hinter uns liegt. Deshalb richtet sich der Blick in die künftige Zeit und fragt, wie die Verhältnisse im Reich sich gestalten werden.

Daß unsere Armee sich bewährt hat, ist zweifellos. Doch auch hier hat sich in einzelnen Fällen Reformbedürfniß gezeigt. Unsere Feldartillerie war im Anfang zu leicht. Dieser Fehler ist jetzt schon verbessert worden. Doch muß hier noch Manches geschehen. Die Kavallerie muß mehr als bisher für den Infanteriedienst ausgebildet werden. Daß diese und andere noch erforderlich werdenden Reformen sicher durchgeführt werden, dafür bürgt der Wille unseres Kaisers. Er hat ja schon angeordnet, daß, mit geringen Ausnahmen, unsere Armee auch im Frieden feldgrau bleibe. In militärischer Beziehung können wir also mit Ruhe den kommenden Zeiten entgegensehen. Für den Fall eines späteren neuen Krieges, den uns vielleicht die Einkreisungpolitik Englands wieder beschert, werden wir noch besser gerüstet dastehen als im Sommer 1914.

Weniger günstig sieht die Sache aber auf wirthschaftlichem Gebiet aus. Die richtige Ernährung unseres Volkes konnte nur durch außerordentliche Gewaltmaßregeln aufrecht erhalten werden. Eben so aber, wie Deutschland militärisch sicher dasteht, muß es künftig auch wirthschaftlich gesichert sein. Eine englische Blockade wäre uns dann gleichgiltig. Durch die Oeffnung des direkten Landweges nach dem Orient wird wohl schon viel gebessert werden. Vielleicht gewinnen wir auch im Osten Gebiet, das wir neu kultiviren können und das uns dann reichliche Produkte bringen wird. Doch auch in dem Deutschland von heute selbst muß auf erhöhte landwirthschaftliche Produktion hingearbeitet und wir da-

durch selbständiger und vom Ausland unabhängiger gemacht werden. Der Grundsatz muß lauten: „Was im Inland erzeugt werden kann, darf nicht vom Ausland bezogen werden, auch wenn es von dort billiger angeboten wird.“ Um dieses Ziel zu erreichen, brauchen wir die Schutzzölle, die der exportirenden Industrie in geeigneter Weise ersetzt werden müssen. Aber der Grundsatz muß noch weiter ausgelegt werden. Ist es möglich, Einfuhrartikel, die wir nicht im Inland erzeugen können, durch Surrogate, die wir selbst herstellen können, zu ersetzen, so muß man unbedingt diese Möglichkeit ausnutzen. Als Beispiel führe ich das Petroleum an. Ueberall müssen elektrische Ueberlandcentralen geschaffen werden, damit möglichst viele deutsche Wohnstätten Elektrisches Licht haben können. Wir haben Torfmoore, große Braunkohlenlager, die sich gut zur Erzeugung billiger Energie eignen; und der Süden besitzt in dem Alpengebiet große Wasserkräfte. Daß wir einen hohen Petroleumzoll brauchen, versteht sich von selbst; sonst fiele der Reiz zur Errichtung von Ueberlandcentralen nach dem Krieg sofort wieder weg.

Das Reich muß einen hohen Preis für die Erzeugung künstlichen Gummis oder eines brauchbaren Surrogates aussetzen, auch wenn wir gleich nach dem Krieg mit Gummi geradezu überschwemmt werden sollten. Der mansfelder Kupferbergbau muß, mit staatlicher Unterstützung, in bescheidenem Umfang wieder eingerichtet, aber so geleitet werden, daß im Nothfall die Produktion schnell erhöht werden kann. Man muß versuchen, andere Gespinnstfasern in Deutschland zu erzeugen, um die Jute zu verdrängen. Auch muß wieder mehr Hanf- und Flachsbau getrieben werden. Das bekannte Weidenröschen, das in vielen Waldgegenden in Massen vorkommt, soll ein sehr guter Juteersatz sein. Während der Schlagruhe, die drei Jahr lang nach einem Fichtenabtrieb der Rüsselkäfergefahr wegen eingehalten werden muß, ließe sich diese Pflanze in großen Mengen und fast kostenlos anbauen. Doch auch hier wäre ein Schutzzoll auf ausländische Gespinnstfasern unbedingt nöthig. Aehnlich liegt es bei den Oelfrüchten.

Leider sind wir aber in der Zollschutzfrage seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck auf Abwege gerathen. Der Mann „ohne Ar und Halm“, der höchst unfreiwillige Begründer des Bundes der Landwirthe, Reichskanzler von Caprivi, hat, in einer unverständigen Handelspolitik, unsere Landwirthschaft dem Ausland geradezu geopfert. Er hat unsere Feinde (früher schlechte Freunde), die Italiener, durch einen Handelsvertrag gekräftigt, der, wegen der Meistbegünstigungsklausel, Frankreich noch viel

mehr genützt hat. Von dieser unglücklichen Klausel darf überhaupt nicht mehr die Rede sein. Wir brauchen autonome Zolltarife und zwar zwei: gegen die Nationen, die Gewichtszölle haben, eben solche, gegen Völker aber, die uns mit Werthzöllen ärgern, auch Werthzölle. Begünstigungen können nur von Fall zu Fall, gegen angemessene Gegenleistung, eingeräumt werden.

Vor Allem müssen wir aber dafür vorsorgen, daß in Deutschland niemals wieder, auch nicht in einem Krieg, das Getreide knapp sein könne. Hier giebt es zwei Wege, die ans Ziel führen; beide müssen betreten werden. Zunächst müssen die Getreidezölle so erhöht werden, daß der Getreidebau im Inland rentirt; der Identitätnachweis bei der Wiederausfuhr ist unentbehrlich. (Dem Osten muß durch Verbesserung der Binnenschiffahrt und der Kanäle und durch einen Eisenbahnenstaffeltarif geholfen werden.) Nothwendig ist aber auch die Aufstapelung großer Getreidevorräthe.

Beim Ausbruch des Krieges haben sich die Kriegsdarlehnskassen mit ihrem Recht zur Ausgabe von Noten sehr gut bewährt. Wir haben niemals eine Geldstockung gehabt. Sicher ist auch, daß unsere Kriegsanleihen niemals in so großem Umfang gezeichnet worden wären, wenn wir nicht diese Kassen gehabt hätten. Sie werden nach dem Krieg wieder eingehen und wir werden, wie früher, auf das Bargeld, die Reichs- und andere Banknoten und auf die Reichskassenscheine angewiesen sein. Sehr oft tritt aber der Fall ein (und zwar mit jeder besseren Konjunktur), daß Mangel an Geldumlaufsmitteln entsteht. Dann wird der Goldvorrath der Reichsbank angegriffen und als kalter Wasserstrahl auf die günstige Konjunktur folgt die Diskonterhöhung. „O hätten wir unsere Darlehnskassenscheine noch", wird dann Mancher ausrufen.

Hier liegt aber die Möglichkeit vor, ein ähnliches Institut zu errichten und große Vorräthe von Getreide aufzuspeichern, deren Aufbewahrung nicht nur nichts kostet, sondern sogar noch Geld einbringt. Man gründe, wenn man kein Staatsinstitut daraus machen will, nach dem Muster der Reichsbank eine Gesellschaft, die unter Staatsaufsicht steht und an der der Staat betheiligt ist. Diese Gesellschaft soll in ganz Deutschland die erforderlichen Getreidelagerhäuser errichten. Jedermann kann Getreide dorthin abliefern und es, gegen angemessene Zinszahlung, beleihen lassen. Die Darlehnsbeträge werden in Kassenscheinen ausgegeben, die Zwangskurs haben, für die Reichsbank also bares Geld bedeuten. Gehen aber die Getreidepreise zu sehr in die Höhe, dann benutzt die Gesellschaft das ihr zustehende Kündigungrecht und zwingt die Darlehennehmer zu Rückzahlung

und Zurücknahme ihres Getreides. Dadurch wird ein großer Theil der Besitzer zum Verkauf genöthigt und schnell eine Preisermäßigung eintreten. Die Gesellschaft kann aber auch selbst Getreidehandel treiben und, zum Beispiel, das Militär versorgen. Fraglich ist auch, ob es nicht zweckmäßig wäre, statt des Getreidezolles das Einfuhrmonopol für Getreide zu Gunsten dieser Gesellschaften einzuführen.

Daß Getreide für Noten mindestens eine eben so gute Deckung wie Gold bietet, ist zweifellos. Nur darf natürlich nicht zu hoch beliehen werden; höchstens zu zwei Dritteln des Marktwerthes. Gold besitzt doch nur einen Scheinwerth; verlöre die Welt den Geschmack daran oder fände man irgendwo sehr große Goldlager, so würde der Werth rasch verringert. Ein Wenig sahen wir in der letzten Zeit ja schon davon. Gold ist, wie König Midas unangenehm empfunden hat, kein Nahrungmittel. Getreide kann aber niemals, so lange es Menschen giebt, werthlos werden; es ist und bleibt das wichtigste, unentbehrlichste Nahrungmittel.

Schon im Frühjahr 1914 habe ich die Einsetzung eines Reichsbankbeirathes gefordert und damit beim Centralverband Deutscher Industrieller und bei dem Bunde der Landwirthe großen Anklang gefunden. Dieser Beirath, auf dessen Einrichtung ich hier nicht näher eingehen kann, oder dessen Ausschuß soll namentlich seine Zustimmung zur Diskonterhöhung der Reichsbank geben. Er könnte aber auch die Höchstpreise des Getreides bestimmen, die Preise, nach deren Ueberschreitung die Lombardgeschäfte in Getreide gekündigt werden müssen. Weil der Krieg kam, ist diese Frage, wie so viele andere, unerledigt geblieben.

Wir müssen befürchten, daß, wie nach 1870/71, auch nach unserm Krieg die Lebensmittelpreise zu hoch bleiben werden. Das muß man mit allen erlangbaren Mitteln verhindern. Das beste und wirksamste Mittel wäre die Wiedereinführung der Taxen für Brot und Fleisch; für die Gewerbe der Schlächter und Bäcker müßte die Gewerbefreiheit aufgehoben und der Betrieb an eine Konzession geknüpft werden. Die Taxen wären zwischen der zuständigen Innung und der Gemeindebehörde auf der Grundlage der Getreide- und Viehpreise, der Selbstkosten und eines angemessenen Gewinnes zu verabreden. Beschwerden werden im Verwaltungstreitverfahren erledigt, haben aber keine aufschiebende Wirkung, sondern können nur, unter bestimmten Umständen, die Gemeindeverwaltung zu Entschädigung verpflichten. Luxusausgaben werden nicht berücksichtigt. Bäcker- und Schlächterläden sollen wieder einfacher werden. Sie können sich in die Nebenstraßen der Städte

zurückziehen. Auch die Freizügigkeit dieser Ladeninhaber muß auf einzelne Bezirke beschränkt werden. Die Bäcker- und Schlächtermeister werden gar nicht ungern auf diese Vorschläge eingehen, die sie ja vor einer manchmal nachtheiligen Konkurrenz schützen. Das Pumpwesen muß natürlich wegfallen und Barzahlung oder monatliche Regelung üblich werden. Für jeden weiteren angefangenen Monat darf der Meister ein halb Prozent Zinsen (also sechs Prozent im Jahr) zuschlagen. Auch dagegen wäre nichts einzuwenden, daß die Inhaber dieser beiden Gewerbe zu den im Konkurs bevorrechtigten Gläubigern gezählt würden und gleich nach den Apotheken kämen. Wird durch Erhöhung der Einwohnerzahl eine Vermehrung dieser Gewerbe erforderlich, so müssen die Kommunen berechtigt sein, diese neuen Konzessionen zu erwerben und durch Geschäftsführer auszuüben oder zu verpachten.

Die größte Schwierigkeit wird bei der Einrichtung der Budgets des Reiches und der Einzelstaaten entstehen. Wir werden ganz außerordentliche Mehrausgaben bekommen, während die Steuerkraft in Folge des Krieges, bis auf die Ausnahme der am Kriegsgewinn Betheiligten, sehr verringert sein wird. Wir haben eine ungeheure Kriegsschuld zu verzinsen. Ob und in welcher Höhe wir Entschädigung für die Kriegskosten erhalten werden, ist ungewiß. Landgewinn rentirt auch, aber erst nach Jahren. Dann haben wir für die im Krieg Beschädigten und für die Hinterbliebenen zu sorgen, unsere Kriegsrüstung zu ersetzen und zu vermehren. Hierzu brauchen wir Geld, Geld und noch einmal Geld. Da wird von der Linken der Ruf erschallen: „Den stärkeren Schultern muß die Last auferlegt werden.“ Sollen diese Schultern aber Alles allein tragen, so werden sie erlahmen und auch die Industrie in gefährlicher Weise schwächen. Schon der Wehrbeitrag hat gezeigt, wie schwierig es ist, hohe Steuern nur auf größere Vermögen zu legen. Er hat knapp eine Milliarde gebracht und man mußte ihn, um schwere Schäden zu vermeiden, noch auf drei Jahre vertheilen. Was bedeutet aber das Drittel einer Milliarde im Verhältniß zu den Summen, die wir brauchen werden! Und schon diese eine Drittelmilliarde führte dicht an die Vermögenskonfiskation. Also muß man andere Steuerquellen suchen. Da ist zunächst die Besteuerung der Kriegsgewinne. Die bringt nur einmal Ertrag; und auch darauf setze ich nicht sehr hohe Hoffnungen. Viele Kriegsgewinne, besonders die durch Handel erworbenen, werden sich verstecken oder durch Schiebungen unfaßbar gemacht werden. Vielen Kriegsgewinnen werden aber auch Kriegsverluste entgegenstehen, an die man doch auch denken muß. Sehr wichtig

ist deshalb, darauf zu sehen, daß die Steuererträge zwischen Reich, Einzelstaaten, Kommunal- und ähnlichen Verwaltungen genau und streng vertheilt werden. Indirekte Steuern aller Arten und Namen, eben so Gerichts- und Umsatzstempel (nicht die Gerichtskosten) und alle Luxussteuern, Theater- und Kinoabgaben, Jagdpässe und Aehnliches müssen dem Reich gehören; dazu kommen, wie bisher, die Zölle, Bier-, Branntweinsteuer und das hierzu Gehörige. Reicht Alles noch nicht, dann muß die Ergänzung durch Matrikularumlagen geschaffen werden. Die Einzelstaaten erhalten die direkten Steuern nebst der Erbsteuer. Die Kommunen die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer; genügen diese Steuern nicht, so sind Zuschläge (nicht auf die Erbsteuer) zu den Staatssteuern, aber nur bis zu höchstens hundert Prozent, gestattet. Braucht eine Gemeinde mehr, dann muß sie ihren Kredit benutzen und sparen oder vom Staat Unterstützung erbitten. Das Selbe gilt für die übrigen Kommunalverwaltungen und für die Kirchengemeinden. Auch hier muß der zulässige Höchstzuschlag zu den Staatssteuern bestimmt werden. Das Bier ist jetzt recht theuer; trotzdem wird viel getrunken und die Brauereien machen gute Geschäfte. Deshalb ist durchaus nicht nöthig, daß nach dem Krieg das Bier wieder viel billiger werde. Eine beträchtliche Erhöhung der Biersteuer ist eine berechtigte Forderung. Das gilt auch für den Trink-Alkohol. Bei dem Entschluß zu einer Weinsteuer müßte man sehr vorsichtig sein: sonst leidet der kleine Winzer, auf den, als den Schwächeren, sie abgewälzt wird. Dieser Stand hats aber schon schwer genug. Höchstens dürfte man eine Banderolesteuer auf theure Flaschenweine, die als solche zum Verkauf kommen, legen; etwa fünfzig Pfennige auf Weine zum Preis von mehr als zwei Mark die Flasche und eine Mark auf die Flasche im Preis von mehr als fünf Mark. Hierdurch werden die kleinen Winzer geschont und nur die großen Weingutsbesitzer belastet, die es vertragen können. Auch die Einführung des Tabakmonopols muß erwogen werden; mehr als unsere Tabaksteuer (mit den Cigaretten) würde es zunächst wohl kaum bringen. Bei zu starker und zu rascher Anziehung der Steuerschraube würde ein Konsumrückgang eintreten, der viele Arbeiter und noch mehr Arbeiterinnen brotlos machen könnte. Die Einführung des Monopols würde wiederum aber die Anstellung vieler im Krieg Beschädigten, besonders der Offiziere und Unteroffiziere, ermöglichen.

Diese Steuererhöhungen sind, darüber müssen wir uns klar werden, ein Tropfen auf den heißen Stein. Wir müssen eine

Steuer einführen, die dem Reich sichere und große Beträge bringt, keine Erhebungskosten verursacht, gerecht, dabei aber erträglich und so beschaffen ist, daß man sich an sie gewöhnen kann. Eine Steuer dieser Art wäre die Kohlensteuer, und zwar in der Höhe von etwa zwei Mark für die Tonne Steinkohle und von etwa einer Mark für die Tonne Braunkohle. Die eingeführte ausländische Kohle würde den selben Betrag als Zoll bezahlen. Die Steuer würde von den Zechen auf Grund ihrer Förderbücher erhoben. Sie wäre jedesmal ein halbes Jahr nach der Förderung fällig. Rückvergütung würde nur bei den Erzeugnissen der Industrien gewährt, die Kohle nicht nur zu Kraftzwecken brauchen; Beispiele: Eisenindustrie, Keramik, Glashütten; und auch nur bei der Ausfuhr ihrer Produkte, nicht beim Inlandverkauf. Der angemessene Rückvergütungsatz ist leicht festzustellen. Bei der Kohle, die das Reich selbst braucht, ist eine Rückvergütung nicht erforderlich, da der Steuerbetrag doch nur von einer Tasche in die andere geht. Die Staatseisenbahnen können aber ganz gut diese Steuer tragen; die Gründe wären den für die Fahrkartensteuer angeführten gleich.

Die Kohlensteuer wäre eine vollkommen gerechte Steuer. Niemand kann sich ihr entziehen. Die unteren Klassen werden sie kaum empfinden. Die Industrie wird sich daran gewöhnen und sich, weil sie jeden Konkurrenten trifft, rasch damit einrichten. Sie wird zu Sparsamkeit und zu gründlicher Ausnutzung der Kohle anreizen. Dies ist aber sehr nützlich: denn die Vorräthe, die noch in der Erde liegen, sind nicht unbegrenzt. Mit den Wasserkräften ist es anders. Torf und Holz wächst nach. Deshalb muß Wasserkraft frei bleiben. Außerdem würden die Kohlen nach dem Krieg vermuthlich auch ohne Besteuerung eben so theuer werden, nur zu Gunsten der Zechenbesitzer. Die, als Folge der neuen Steuer, sogleich einsetzende Vertheuerung der Kohle wird manche unnöthige Neugründung in der Industrie verhindern. Nach einem Krieg (so wars ja auch nach 1870/71) wird aber fast immer zu viel gegründet und dadurch eine ungesunde Ueberproduktion bewirkt. Das zu verhindern oder mindestens einzuschränken, ist für die Volkswirthschaft wichtig. Die von dieser Steuer hart betroffene Industrie muß sich sagen, daß sie sonst noch viel reichlicher bluten müßte, ohne sicher zu sein, daß sich die Konkurrenz nicht der Steuer geschickt entzieht, was bei der Kohlensteuer ausgeschlossen ist. Die Verstaatlichung des Kohlensyndikates (oder wenigstens die Sicherung staatlichen Einflusses) ist zu erwägen.

Dies sind meine Ansichten. Ich habe sie nur in Umrissen

aufgezeichnet; wollte ich sie ausführlich schildern, so müßte ich ein Buch schreiben. Sie werden sicher im Ganzen oder zum Theil angegriffen werden. Ich werde mich gern besseren Vorschlägen fügen. Denn ich bin stets belehrbar gewesen.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen.

G

Glauben Sie ja nicht, daß ich gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland gleichgiltig sei. Nein. Diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. Den Glauben an Deutschlands Zukunft halte ich fest. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat: die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestört wird? Sie berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder und einheimischer Herren. Ja, ja: „Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ (Goethe; 1813.)

Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volkmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden; bis auch in diesen Zeiten der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird; bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinete überstrahlt. (Dahlmann; 1815.)

Christliche Wissenschaft.

Die heftigen Angriffe, die in letzter Zeit gegen die Christliche Wissenschaft gerichtet wurden, haben den Scientisten wieder gezeigt, daß die falschesten Meinungen über diese Lehre verbreitet sind. Diese Angriffe konnten den Scientisten eigentlich nicht berühren, denn sie richteten sich gegen Anschauungen, die nichts mit der Christlichen Wissenschaft zu thun haben. Wenn Das, was man dafür hält, die Christliche Wissenschaft wäre, dann hätte diese Religion nicht in so kurzer Zeit so viele Anhänger gefunden; denn wüchse die Bewegung nicht ständig. Denn der Christlichen Wissenschaft strömen die Leute zu, die elend und unzufrieden sind, die nicht Das gefunden haben, was sie gesund und glücklich macht. Und wenn sie in der Christlichen Wissenschaft nur Trug und Humbug fänden, würden sie kaum dabei bleiben. Thatsache ist, daß in keiner anderen Menschenklasse so viel Freudigkeit und Zufriedenheit lebt und man nirgends so wenig Klagen vernimmt wie bei den Scientisten. Die meisten Menschen ergehen sich viel mehr in Klagen, als sie selbst wissen. Wenn man aus anderer Umgebung zu den Scientisten kommt, dann fällt Einem der Unterschied oft sehr stark auf. Auf der einen Seite lange Berichte über Krankheiten, Disharmonien, Unglück; bei den Scientisten Dankbarkeit und Freude. Dem Sinn nach hört man von ihnen immer wieder Aussprüche wie: „Mir gehts jetzt viel besser; und ich weiß, es wird immer noch besser werden, je mehr ich richtig denken lerne.“ Soll Das nur durch Wahnvorstellung bewirkt worden sein?

Man hat der Christlichen Wissenschaft ungefähr Alles abgesprochen und immer wieder betont, daß sie weder Religion noch Wissenschaft sei. Und doch gründet sie sich durchaus auf die Lehre Jesu. Jesus lehrte, daß wir anders denken lernen müssen. „Das Himmelreich ist in Euch“, sagt er und erklärt damit das Himmelreich als einen Bewußtseinszustand. „Trachtet nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit,“ sagt er. Wenn das Reich Gottes ein Bewußtseinszustand ist, dann bedeutet dieses Wort: „Trachtet vor Allem nach dem Bewußtsein, dem gerechten Denken, das Gott hat.“ Er sagt auch, wir sollten vollkommen sein wie unser himmlischer Vater; er hält also für möglich, daß wir so vollkommen denken lernen können wie Gott, daß wir das vollkommene oder göttliche Gemüth wiederspiegeln können. „Die Wahrheit macht uns frei“, sagt er; und nur das Denken des vollkommenen Geistes kann Wahrheit sein. Also nur vollkommenes

Denken kann uns frei machen. „Ich habe diese Welt überwunden,“ sagt er; und meint sicher nicht, daß er sie mit Gewalt niedergezwungen, sondern, daß er das falsche Bewußtsein dieser Welt in sich selbst überwunden habe. Und immer wieder fordert er uns auf, ihm zu glauben. Er sagt ganz deutlich, daß wir (Alle, nicht nur seine Jünger) durch die Erkenntniß, die uns durch ihn wird, die Werke auch thun können, die er that.

Der Scientist ist überzeugt, daß Jesus nur auf innere Läuterung abzielte und daß der Mensch nur durch innere Läuterung selig werden, ins Himmelreich, in den Bewußtseinszustand der Vollkommenheit, gelangen könne. Paulus sagt: „Schaffet, daß Ihr selig werdet“; und: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus war.“ Unser Schaffen, unsere Arbeit muß also darin bestehen, daß wir denken lernen, wie Jesus Christus dachte. Darin besteht nach der christlich wissenschaftlichen Auffassung die ganze Arbeit des Sterblichen.

Die Scientisten streben ernstlich nach Liebe und Barmherzigkeit und sind überzeugt, daß der allmächtige Gott lebt, auf den Jesus baute und auf den zu vertrauen er von uns verlangte. Sie glauben nicht, daß dieses Vertrauen sich auf Theorien beschränken darf, sondern beweisen ihren Glauben in der Wirklichkeit des Alltagslebens. Sie verlassen sich in allen Lebenslagen auf Gott. Das scheint mir nicht in Widerspruch zu Religion, zu Christenthum zu sein.

Wenn die Scientisten das Gebot zu erfüllen suchen, das Jesus als das vornehmste und größte Gebot bezeichnete, so streben sie nicht minder ernstlich danach, das andere, das diesem gleich ist, zu erfüllen: ihren Nächsten zu lieben wie sich selbst. In diesen beiden Geboten, sagt Jesus, „hanget das ganze Gesetz“. Darum läßt sich der Scientist nicht hinreißen, Haß und Verachtung mit Haß und Verachtung zu vergelten. Er versucht ernsthaft, seiner Religion zu leben und den Nächsten so zu behandeln, wie er selbst behandelt sein möchte.

Durch das Verständniß, das ihm durch die Christliche Wissenschaft geworden, weiß der Scientist, daß, was sich ihm als Verfolger und Feind entgegenstellt, nicht der wahre Mensch ist, nicht Gottes Ebenbild, sondern falsche Annahmen, die andere Menschen hypnotisiert haben und sie zu ungerechtem Handeln treiben. Er weiß, daß diese falschen Annahmen ihn durch andere Menschen zu erreichen suchen, ihn aus der Fassung bringen wollen, ihn zu verführen trachten, selbst Haß und Wuth zu empfinden. Er weiß, daß man ihn aus der richtigen Gesinnung heraus in Empfindungen

reißen will, die nicht gut sind und die in Disharmonien führen. Der Scientist kennt die Thätigkeit des Uebels und er „arbeitet“, um frei zu bleiben von falschen Gedanken. Die läßt er, Haß und Verachtung, Empörung und Rache, nicht in sein Bewußtsein dringen. Er wendet sich an Gott, nicht, um zu bitten, daß Gott persönlich in sein Leben eingreife und die Wolken für ihn wegschiebe, nein: er „arbeitet“, um zu erkennen, wie das vollkommene Gemüth denkt, und strebt, das Bewußtsein dieses vollkommenen Gemüthes wiederzuspiegeln. So bleibt er frei von Haß-, Wuth- und auch von Furchtgedanken. Denn seine „Arbeit“, die im Erkennen besteht und im Bestreben, gehorsam zu sein, gehorsam dem Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit, macht ihn frei von falschen Gemüthsbewegungen. Er ist überzeugt, daß, was ihn frei macht, die Wahrheit ist. Die Wahrheit, daß es nur ein Bewußtsein giebt, ein vollkommenes Bewußtsein, das ewig und allmächtig ist, und daß, wenn er dieses Bewußtsein vollkommen verstehen und wiederspiegeln wird, er vollkommen frei sein wird von allem Uebel. Er glaubt, daß er seine Seligkeit durch die Befreiung von allem falschen Denken „schaffen“ muß und daß er nur so sein Lebensproblem lösen kann.

Nicht nur der Himmel ist ein Bewußtseinszustand, sondern auch die Hölle. Der Scientist hat meist genug gelitten, bevor er zur Christlichen Wissenschaft kam; jetzt strebt er bewußt nach dem Himmel, nach dem harmonischen Bewußtsein. Das kommt ihm nicht von außen; durch innere Läuterung muß ers erlangen. Sein ganzes Streben geht jetzt dahin, sich von falschen Gedanken und falschen Gemüthsbewegungen zu reinigen. Das scheint mir nicht irreligiös zu sein.

Man ließe den Scientisten wohl ruhig ihre Theorien, wenn sie nur bei ihren Theorien blieben. Die werden heuzutage recht gleichgiltig betrachtet. Aber daß die Scientisten die christliche Religion praktisch bethätigen wollen, daß sie des Meisters Befehl „Machet die Kranken gesund!“ ernst nehmen und überzeugt sind, er habe gemeint, was er sagte: Das ist der Stein des Anstoßes, über den man nicht hinwegkann.

Die Thätigkeit des Meisters bestand zum großen Theil im Heilen. Und er heilte nicht mit Kräutern und Giften, nicht durch Massage, Bäder, Diät: er heilte vom Geist aus. Die Heilungen in der Bibel sind überwältigend. Aber wir haben eine so materialistische Weltanschauung, daß sich die meisten Menschen um diese Heilungen gar nicht kümmern. Man hält sie für unmöglich oder, im besten Fall, für Wunder. Mrs. Eddy erkannte ganz klar, daß

es Wunder, Durchbrechungen der Gesetze, nicht geben kann, daß also die Heilungen, von denen die Bibel berichtet, auf ein Gesetz begründet sein müssen. Sie erkannte das Gesetz, indem sie erkannte, daß Bewußtsein Alles ist und daß die Heilung im Bewußtsein vollzogen werden muß. Denn was außerhalb unseres Bewußtseins liegt, berührt uns gar nicht. Sie erkannte ein heilendes Prinzip. Darum hat die Christliche Wissenschaft nicht viele Methoden und viele Systeme. Sie stützt sich auf ein Prinzip, auf die Allmacht des Geistes, der allem Leben zu Grunde liegt und von dem wir deshalb abhängig sind. Während in der Medizin die Methoden und Systeme wechseln, weil sie sich nie lange halten können, hat sich das Prinzip der Christlichen Wissenschaft bewährt und bewährt sich noch und wird sich bewähren in alle Ewigkeit.

Das andere große Unrecht, daß man uns vorwirft, ist, daß wir in der Lehre Jesu (denn darum allein handelt es sich) eine Wissenschaft, sogar die einzige Wissenschaft, erblicken. Der Scientist glaubt aber, daß Wissenschaft nur die Erkenntniß der wahren Gesetze sein kann und daß wir durch Jesus wahre Gesetze erkennen. Jesus war der Wegweiser. Giebt es Geistesgesetze, so müssen sie erkennbar sein. Der Scientist glaubt, daß alle Wissenschaft uns lehren soll, zu denken wie Gott; und Jesus giebt uns das Rezept dazu. Die Kenntniß, die uns durch unzulängliche materielle Sinne wird, hält der Scientist nicht für absolute Wahrheit. Wenn wir andere Sinne hätten, stünde eine andere Welt vor uns und wir abstrahirten dann andere Gesetze.

Die Christliche Wissenschaft macht also Anspruch darauf, Religion und Wissenschaft zu sein. Die Scientisten sind überzeugt, daß durch die herrliche Lehre, die ihnen geworden, der Verstand und das Herz versöhnt wird. Sie sind überzeugt, daß Jesus gemeint hat, was er gesagt hat: die Wahrheit werde uns frei machen, frei von allem Uebel. Sie zweifeln daher keinen Augenblick, daß uns möglich ist, die Wahrheit zu erkennen und durch sie frei zu werden. Der Scientist glaubt, daß Jesus mehr erkannt hat, als unsere ganze weltliche Wissenschaft erkannt hat und je erkennen wird: die absolute Wahrheit oder Gott. Wissenschaft und Religion sind dem Scientisten ein Begriff, ein Ding, sind ihm Einheit; und er ist gewiß, daß Jesus uns nicht nur Religion gelehrt hat, sondern auch Wissenschaft, die einzige, die in allem Sturm der Zeiten besteht.

Katharina Weber.

Vollmondnächte.*)

Das Kalighat bei Kalkutta.

Mit meinem schlanken Diener aus Kashmir verließ ich um neun Uhr abends den Gasthof. Er liegt hinter dem weißen Portal von Government House neben den Marställen des Generalgouverneurs. Indische Lakaien mit rothem, goldbetreßtem Kaftan, mit besonders kunstvoll gedrehten Turbanen sind immer wieder zu sehen. Die Gegend hat die Stimmung einer kleinen Residenz.

Während wir die Straße entlang gingen, erklang laute, klirrende Musik, ein recitativartiger und doch aufgeregter Gesang. Männer und Frauen standen vor einem geöffneten Raum (es war wohl eine Wachtstube); auf den geflochtenen Pritschen hockten buntgekleidete Männer. Der eine, er hatte scharfgeschnittene Tatarenzüge, rasselte mit seinem klingelbehangenen Instrument, neben ihm schlug ein Kamerad mit der flachen Hand auf die Trommel. Ihnen gegenüber hockte ein Vorsänger, die Anderen bildeten den Chor. Merkwürdig aufreizend war der Gesang; ich vermuthete ein Kriegslied, so stürmte es vorwärts. Aber mein Diener sagte: „Es sind Soldaten vom Pendschab-Regiment, Gnädigste, sie singen zu ihrem Gott.“ Leidenschaftlich, mit rollenden Augen rasselte der Tatar seine Schellenstäbe, schlug sie mit nervösem Griff zusammen. Orgiastisch schwoll das Lied an; dann kam schroff das Ende. Ermattet schöpften die Männer Athem und wischten sich die Stirn.

Wir bestiegen eine Elektrische Eisenbahn. Ich wollte weit hinaus ins Heiligthum der Göttin Kali, in das Kalighat, von dem Kalkutta seinen Namen hat. Wir sahen große Geschäftsstraßen, hellerleuchtete Theater, deren Portale Herren und Damen in Abendkleidung betraten. Dann folgten vornehm-altmodische Landhäuser, weiße, klassizistische Gebäude hinter Parkmauern; vom blassen Mondhimmel hoben sich die Umrisse der Palmen, der breit ausgedehnten, üppigen Bäume. Bald darauf hörte Europa auf; zu beiden Seiten sah man Budenreihen und niedrige Häuser. Unberührter Orient, unordentlich, unsauber, doch überaus reizvoll. Hier wurden große, dunkelglasirte Tonkrüge angeboten, leuchteten die edel geformten messingenen Wassergefäße, saß mit gekreuzten Beinen der Besitzer über seine langen, zusammengehefteten Bücher gebeugt. Dort umstand eine eifrig plaudernde Gruppe in leuchtend farbigen, togenartig umschlun-

*) S. „Zukunft“ vom 27. November 1915.

genen Tüchern eine Bude. Nach Sonnenuntergang wirkt die Kalkutta-Menschheit schön; dann hüllen die Männer sich in diese Toga und schreiten wie Gestalten aus großer Vorzeit daher.

Hinter den niedrigen Häusern kamen größere; und mitten durch das armsälige Quartier sauste ein hochherrschaftlicher Wagen mit weißgewandeten Dienern. Er gehört, so sagte Ahad, einem reichen, hier wohnenden Hindu-Herrn; über dem Wagenschlag hatte ich ein braunes Gesicht unter dem Turban gesehen. Jetzt hielten wir; eine Seitengasse führt an den Tempel. Das richtige Jahrmarktgewühl, wie es zu allen Zeiten die großen Heiligthümer umgab. Hier rührte ein nur mit einem kleinen Schurz bekleideter tiefbrauner Inder seinen Teig und ließ plinsenartige Kuchen in der Pfanne brodeln. Noch immer wurden dort am Blumenstand die im Lampenschein aufleuchtenden citronengelben oder orangefarbigen Ringelblumenkränze gekauft. Unsäglich roh wirkten die bunt angestrichenen Idole; in langen Reihen standen die fratzenhaften Gestalten, daneben waren Süßigkeiten kunstvoll geschichtet. Noch immer kamen und gingen die Männer (Frauen waren so spät nicht mehr zu sehen), drängten sich die farbigen Gestalten.

Nun gelangte ich auf einen freien Platz; ein Teich dämmerte und aus der dunstigen Nacht erhoben sich Palmen. Einer der wandelnden Schattenumrisse redete mich mit unterwürfiger Höflichkeit Englisch an; er sei Brahmane, Priester der Göttin Kali. Seine Züge waren regelmäßig und sinnlich: ein Antinous-Gesicht. Er zeigte mir den ersten Votivtempel, eine von schwerfälligen Stucksäulen getragene Halle, in ihrer Mitte einen heiligen Brunnen. Von der aufsteigenden Außentreppe durfte ich hinabsehen; dort unten regte sich eine dunkel verhüllte Gestalt, ihr Lämpchen erleuchtete das Lingam-Symbol. Darauf folgte ein ummauerter Teich. „Hier," sagte der Priester, „baden täglich viele weither gekommene Frauen, auf daß sie Söhne gebären." Er wies auf kleine, an einen Baum gebundene Rollen. „Geht ihr Wunsch in Erfüllung, so kommen sie und entfernen die Rolle, auf die sie ihr Gebet niedergeschrieben hatten." Singend nahte eine Pilgerschaar. Der Unterton des Gesanges war wild ekstatisch; die Anbetung der furchtbaren Kali ist ja eng mit der „Indischen Unruhe", mit den anarchistischen Wirren, mit dem Haß gegen die Fremdherrschaft verknüpft. „Eine weiße Ziege der Kali opfern" heißt: einen Engländer umbringen; in diesem Tempelhof haben vor einigen Jahren Tausende den Eid auf die Befreiung vom Joch geleistet. Mitten in dem dichten, laut singenden Menschengewühl gelangte ich in den schmalen, am Tempel vorbeiführenden

Gang. So weit ich den Bau sehen konnte, erschien er einfach, war unten mit bunten Kacheln belegt. Man hatte Lichte, Blumen, allerlei Opfergaben aufgebaut; im dunklen Hintergrund sah ich die Göttin. Ein roher Fetisch, ein brutal bemaltes Idol. Rings um mich drängten sich die erregten Pilger, beteten, sangen, priesen die große Kali, warfen goldgelbe Blüthen vor den Altar. Aufathmend gelangte ich ins Freie. Ein Gang mit Kapellen und Buden führte an den schmalen Fluß, das alte Gangesbett. In langen Reihen hockten hier vom Mond beleuchtete Gestalten; hagere Arme streckten mit leise gestammelter Bitte mir ihre Bettlerschälchen entgegen. Noch jetzt kamen Pilger, um sich in der Heiligen Fluth zu baden. Auf den steinernen, an den Fluß hinabführenden Stufen stand eine hell beschienene Männergruppe; eine Toga war kirschroth, die andere moosgrün, die dritte zimmetgelb; der Mondschein dämpfte den Dreiklang, ließ ihn jedoch klar erkennen. Am jenseitigen Ufer erhoben sich verwischte Baumgruppen, die mit der dunstigen Wasserfläche verschmolzen. Flackernde Lichtchen brannten vor den Altären; neben den vielarmigen ungeheuerlichen Hindugöttern stand ein milchweißer Buddha aus birmanischem Alabaster. Erstaunt betrachtete ich den sanften Gautama in dieser Umgebung. „Mem Sahib," sagte der Brahmane, „hierher kommen die verschiedensten Menschen und opfern so, wie es von ihren Vorfahren überkommen ist, auf verschiedene Art. Und einige opfern dem Gott Buddha, in dem sich unser Herr Wishnu einmal zu verkörpern geruhte." Er führte mich in den Opferhof hinter dem Tempel und zeigte mir die Pfosten, an die die Opferthiere gebunden werden. „An jedem Morgen sind es hundert bis hundertachtzig Ziegen; dazu kommen noch zwei bis drei Büffel." Mich schauderte; das Blut müsse ja hier in Strömen fließen, den Hof bedecken. „Das Blut," sagte der Priester mit glatter, einschmeichelnder Stimme, „soll ja auch fließen. So will unsere große Göttin Kali geehrt werden."

Beim Kaiser Akbar.

Im letzten Abendroth erscheint jenseits von der Baumreihe eine lange Zinnenmauer mit Thoren und Kuppeln. Das ist Fatepur Sikri, Akbars Stadt. Der Zug hält; ein buntes Gewühl, Frauen in sattfarbigen Schleiern, Männer mit hellen Turbanen und Tüchern. Ich bin der einzige Europäer. Zwei tiefdunkle Träger werden mit meinem Gepäck beladen und gehen vor mir her; der Mond hat sich erhoben, die Träger, die Bäume werfen scharfgeschnittene Umrisse auf die blasse, trockene, mit

Steinblöcken bedeckte Erde. Wir nähern uns der Mauer des ehemaligen Schloßbezirkes, dem luftigen Kuppelhaus über dem Thor, betreten den dunklen Bogen. Hier waren die Kammern der Wächter, dort ihre steinernen Sitze. Danach kam das zweite Thorhaus, das der Musikanten; mit Cymbeln, Pfeifen und Trommeln wurde hier der Kaiser begrüßt.

Hart an der verfallenen Münze liegt das Rasthaus, in dem ich übernachten werde. Diese Regirung-Unterkünfte machen den Besuch abgelegener Orte in Indien leichter als in Europa. Man zahlt nach festen Sätzen, bringt seinen Diener und seine Bettsachen mit. Irgendeine Kleinigkeit ist in diesen Dak Bangalos immer überraschend. Im letzten erhielt ich eine herrliche messingene Waschschüssel; freilich: keine Matratze, nur die mit Gurten überzogene Pritsche. Hier sind die Räume ungemein hoch und groß, aber das noch nie gestopfte frisch gewaschene Tischtuch hat zwei Dutzend Löcher. Der Khitmangar, Haushofmeister, sieht immer gleich aus; hat die verwitterten Züge eines Araber-Sheikhs, hüllt die schlotternden Glieder in einen dunklen Kaftanrock, schlürft in gestickten Lederschuhen, spricht nur mit umständlichen Verneigungen und Salaamen.

Nach einer raschen Mahlzeit ging ich hinaus in die Mondscheinnacht. Am Thorweg zu den Palasthöfen erkannte ich die Thürflügelangeln, die alten Schwellsteine führen in den von Arkaden umgebenen Audienzhof. Schlichte, große Linien; Alles in indischem Stein aufgeführt. In der Mitte der Hauptwand springt der Kaiseraltan hervor. Ich betrat die alte Treppe; die Steingeländer überaus reizvoll und kunstvoll, spitzengleich durchbrochen. Hier saß Akbar; von allen Seiten des großen Audienzhofes waren die Blicke auf ihn gerichtet. Von diesem Altanbau gelangte ich durch einen kleinen, vom Kaiser benutzten Ausgang in den inneren Hof. In der Mitte erhebt sich sein Wohnhaus; er nannte es das „Haus der Träume“. Ringsum Tag und Nacht rauschende, in Stein gefaßte Brunnen, gegenüber die „Halle der Andacht“. Bogengänge und Terrassen führten in die Haremsgebäude. Einige dieser Verbindungsgänge sind verschwunden, sonst stehen noch alle steinernen vornehmen Gebäude, vom Mond verklärt, scheinbar noch makellos. Ueber ein Jahrzehnt hat Akbar seine prächtige Schöpfung bewohnt; wegen einer abergläubigen Furcht oder wegen mißlicher Wasserverhältnisse hat er sie dann verlassen. Fatepur Sikri blieb seitdem erstarrt und still.

Ich betrat die Stufen, gelangte in die Wohnräume des mächtigsten, größten und edelsten Herrschers, den Indien jemals hatte.

(Europa selbst hat nicht allzu viele, die neben ihm genannt werden dürfen.) In diesem Raum ließ Akbar sich täglich aus seinen Büchern vorlesen, brahmanische Vedas und buddhistische Werke, Zoroaster und die Evangelien der Christen. Auch alte und neue Geschichtwerke, alte und neue Dichter. Hier hat er seine Feldzüge geplant und volkswirthschaftliche Aufgaben durchdacht. Hier hat er geträumt. Rings um diese Wohnräume zieht sich eine Terrasse; oft berief er seinen ihm gegenüber wohnenden Hindu-Astrologen und betrachtete mit ihm die Sterne. Trotz dem Vollmondglanz sind die großen Sternbilder sichtbar: da steht der Orion, da brennt der Sirius, dort sind die Plejaden, dort die Hörner des Stieres. Den beiden Männern, die hier so oft saßen, waren sie wohlvertraut, zum Theil unter den auch uns so geläufigen Namen. Akbar wird den bestimmten Voraussagungen des Hofastrologen aufmerksam und doch skeptisch zugehört haben; manchmal richtete er sich nach ihnen, ohne doch so recht an sie zu glauben.

An die Sonne aber glaubte er; betete sie an. Inbrünstig, mit mystischer Verzückung. Früh am kommenden Morgen stand ich wieder hier auf der Terrasse, wo er, ernst versenkt, den Sonnenuntergang zu sehen liebte. Mir war, als hätte ich noch nie einen so schönen Aufgang erlebt. Die Ebene erstreckte sich dämmerig, dunstig, die feierlich steigende Sonne warf rothgoldenen Strahl.

Jetzt, im Mondschein, sah ich an der schmalen Terrassenthür die Löcher der Stäbe, an denen die Vorhänge einst hingen; berührte leise mit der Hand die Steinstufen, an denen seine seidenen Gewänder rauschten. Zwölf Jahre lang hat unter dieser Wölbung seine Stimme getönt. Harmonischer hat wohl niemals ein König den starren Ernst und die lächelnde Schönheit eines Palastdaseins ausgekostet. In seinen täglichen Gewohnheiten war er mäßig, feierte jedoch prunkende Feste. Weit und breit waren die Länder ihm unterthan. Seinen Freunden blieb er der Gefährte. Ein kühner Denker, aller geistigen Arbeit zugethan, dem Krieg, der Jagd, allen ritterlichen Spielen ergeben; schöne Frauen hat er geliebt. Jetzt ging ich an den Häusern der Sultaninnen vorbei; Alles totenstill, ausgestorben die Kaiserburg mit all ihren Säulengängen und Kuppeln und Thoren. Der mattgoldene Schein des südlichen Mondes fiel auf ein für sich stehendes Gebäude; die Säulen und Pfosten und Wände waren von zierlichstem Gerank umsponnen. Hier wohnte die „türkische Prinzessin". Daneben ist das Haus der Radshputprinzessin Mariam aus Ambar, reich bemalt; am Tage sind die an persiche Miniaturen erinnernden Fresken noch zu sehen. Diese Vermählung war ein Ereigniß. Noch

nie hatte eine Tochter der einheimischen Fürsten sich den islamitischen Eroberern geschenkt; noch heute ist es den Dynasten von Jaipur-Ambar und Jodhpur peinlich, an diese Ehe erinnert zu werden. Dort steht ihr Badehaus, ihr Gärtchen mit dem Steinbecken für ihre Lieblingfische. Daran grenzt das Hauptserail, ein mächtiger, reich verzierter Bau. Hier thronte die Kaiserin Rakiya, Enkelin des großen Babar, dessen Enkel auch Akbar war. Alle Ehren wurden ihr zu Theil. Am Liebsten weilte Akbar wohl im Schmuckkästchenbau der türkischen und der Radshput-Prinzessin.

Ich kam in die „Halle der Andacht". Der seltsame Schauplatz für Versammlungen, wie es nie ähnliche gab. In der Mitte saß an Donnerstagabenden Akbar auf einer kleinen, von gewaltigen Pfeilern getragenen Estrade. Vier Steinbrücken mit durchbrochenen Steinschranken führten zu den umlaufenden Galerien. Auf jeder Galerieseite saßen Vertreter der verschiedenen Religionen: Musulmanen, Brahmanen, Buddhisten, Anhänger des Zoroastra oder auch Jesuiten. Hochgebildete Männer und schlichte Zeloten: Theologen, Philosophen und Dichter. Wahrscheinlich war gegenüber den Platz seines Lieblingministers Ab ul Fazl. Der warf immer neue Fragen und Probleme auf; die Weisen und Heiligen ereiferten sich und fluchten, wenn feinere Entgegnungen nicht verschlugen. Akbar hörte interessirt und skeptisch zu; er war leidenschaftlich mystisch-religiös, konnte jedoch in keiner Religion befriedigende Aufschlüsse finden, keine vermochte ihm die Zukunfträthsel zu lösen.

Schonunglos wurde auch Bedenkliches erörtert. Obwohl Akbar von der Mutterseite her vom Propheten abstammte, wurde dessen Privatleben zergliedert und nicht einwandfrei befunden; gewiß zu besonderer Freude des geistvollsten, witzigsten Herrn am Hofe, des Hindu-Ministers Radsha Birbal. In dieser „Halle der Andacht" wurde das merkwürdigste Schriftstück dieser Regirung verlesen und besprochen: das, in dem Akbar die Obergewalt in allen geistlichen Angelegenheiten zuerkannt wurde. Hierdurch wurde er Kaiser und Papst zugleich. Selbst die grimmigen Orthodoxen mußten den Erlaß unterschreiben; ihre hageren Hände werden dabei gezittert haben.

Nach solchen Zusammenkünften begab sich der Kaiser diese schmale Steintreppe hinunter in einen Frauenpalast oder in sein „Haus der Träume". Die Anderen zerstreuten sich. Ich ging nun den Weg, den Ab ul Fazl, der Geschichtschreiber, und der zartfühlende Dichterbruder Faizi, Akbars nächste Freunde, wandeln mußten. Dort liegen ihre Steinhäuser, mit Säulenvorräumen,

mit Dachterrassen. Auf dem Heimweg werden sie noch lange gesprochen haben; wir wissen, wes Geistes Kinder sie waren. „O Gott," hat Ab ul Fazl geschrieben, „in jedem Tempel erblicke ich Diejenigen, welche Dich erblicken."

Nun kehrte ich durch den schweigsam öden Audienzsaal zurück. Im scharfen Mondlicht wirkte Alles unwahrscheinlich; und doch lebt die Vergangenheit hier wie an wenigen Stätten der Welt. Der Rahmen ist fast unberührt geblieben, die Gestalten der Toten sind uns vertraut. Ich war wieder am Thor. Auf dieser Steinbank saßen die Wächter, haben in Mondnächten die auf der Terrasse wandelnde Gestalt des Kaisers Akbar erblickt, haben mit gedämpfter Stimme über ihn gesprochen.

Die Festung von Daulatabad.

Nach Tisch ging ich mit einer Cigarette noch etwas ins Freie, während im Wartesaal mein Lager gerichtet wurde. Denn in Indien giebt es auf jedem Bahnhof Wartesäle mit langen Diwanen und Baderäumen, in Indien reist Jeder mit seinem Diener und mit Bettsachen, kann deshalb überall nächtigen.

Vor dem Bahnhof lagen auf dem Boden mumienhaft in ihre Lakentücher gehüllte schlafende Gestalten. Andere hockten, leise plaudernd, ihre Hukka rauchend, in Gruppen zusammen. Noch lange wird kein Zug erwartet, doch stellt man sich zeitig ein.

Die Luft war lau und mild, in der Helle bildeten die unnahbar schroffen Bergkuppen langgezogene dunkle Massen. Nachtfriede; die gelben Vögel, die ich zuvor in Schwärmen auf den gelbblühenden Kassiabüschen gesehen hatte, schliefen, nur die Cikaden zirpten und von den fernen Hütten drang eintöniger, rhythmisch betonter Gesang. Am Weg waren einige Mattenhütten aufgeschlagen; sie gehörten wohl wandernden Familien, die hier an der Straßenausbesserung arbeiten. Noch hockten einige Gestalten um das Herdfeuer, andere lagen auf dem Boden, leblos schwarze Umrisse. Vor der Hütte standen aufgestapelte Karren und neben ihnen lagen still taubengraue und weiße Kühe, sanfte, vielgeliebte Mitglieder der Familie.

Dann erhob sich der Festungberg, eine uralte, von der Natur gegebene Festung; senkrecht fallen die Granitwände rings herab, bilden aufgethürmte Wälle. Daulatabad ist eine Hindu-Trotzburg aus dem neunten Jahrhundert; einst wars die Hauptstadt eines kleineren Reiches. Immer werden die kriegerischen Leistungen der „sanften", der „schlaffen" Hindus übersehen. Gewiß wurden sie schließlich überwunden, wie auch die Sieger schließlich erliegen

(denn ohne Einbuße verlebt kein Volkstamm Jahrhunderte in den Tropen). Aber fast in allen Zeiten waren die Hindu gefürchtete und tapfere Feinde.

Mit genialer Kunst hat die Yadawa-Dynastie diese Burg befestigt. Erst Außenmauern, dann ein tiefer Graben, eine gewaltige mit Bastionen versehene Mauer, dahinter eine zweite. Vom Eingang aus führen schmale Gänge durch ein Labyrinth von Thoren und Thorhäusern hinauf. Jetzt zieht eine steile, enge Kluft sich um den inneren Felsen, gelbgrünes, träges Wasser liegt unten; an dem schroffen Absturz ist jedoch ersichtlich, wie hoch es einstmals stand Zwei Brücken überspannten den Abgrund; die obere ist verschwunden, die untere erhalten und ich ging auf den alten Steinplatten zwischen der alten Steinbrüstung hinüber. Dann führte ein eng gewundener Weg mitten durch den Burgfelsen nach den oberen Terrassen. Vor mir im rothbraunen Rock der Führer; er leuchtete mit einer Fackel. Hier und da waren kleine eingelassene Nischen mit rothangemalten Hindugöttern. Nichts hatte sich geändert. Und wo diese Tunnelung aufhörte, wurde einst ein schwerer Eisenplattenmantel über die Mündung gerollt. Er wurde glühend erhitzt: gelang es dem Feind, durch die Thorhäuser über die Schlucht in den Tunnel zu gelangen, hier würde ihm die sengende Hitze entgegenschlagen, hier mußte der rothglühende Eisenmantel jedes Vordringen vereiteln. Noch sind Theile der Eisenplatte, noch die schräge Eisenrille, auf der mit kleinen Rädern der Mantel herunterrollte, zu sehen. Athemlos hatte ich am Nachmittag Alles betrachtet. Diese Festung ist nie bezwungen worden.

Zwei große Gestalten spuken um die Mauern von Daulatabad. Zuerst der furchtbare mohammedanische Sultan Alauddin. Ende des dreizehnten Jahrhunderts umzingelte er die Festung; da sie nicht zu erobern war, einigte er sich mit dem Radsha: nach Empfang einer großen Summe wolle er weiterziehen. Aus diesen Thoren brachte man die Schätze: 25 000 Pfund Pfund Silber, 15 000 Pfund Gold, 175 Pfund Perlen und 50 Pfund Diamanten. Noch enger ist Mohammed Tughlak, ein furchtbarer Held, ein verhaßter, aber genialer Herrscher, mit der Festung verbunden. Hier ersah er sein Ideal einer Hauptstadt und befahl (Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) den unseligen Einwohnern des großen, blühenden Delhi, ihre Heimath aufzugeben und hierher zu ziehen. Es war eine vierzigtägige Reise. Mit Jammern und Wehklagen machten sie sich auf den Weg und siedelten sich um den Festungbezirk an. Noch heute stehen die gewaltigen Ringmauern und Thorhäuser. Dieser mächtige Felsberg erinnert merkwürdig an

den Ernst, an die fast egyptische Linie der Festung Tughlakabad bei Delhi und an Tughlaks großartiges Grabmal. Wie viele seiner Gewaltthaten, so blieb auch diese Verlegung der Hauptstadt ohne Nachwirkung. Was noch lebte (auf dem mühsäligen Weg waren Tausende geblieben), kehrte nach langer Verbannung in die inzwischen fast verfallene Heimath zurück.

Deutlich konnte ich den durch Thore und Wälle bezeichneten Aufstieg erkennen. Hinter dem vorstehenden Felsen liegt der unsichtbare Quellbrunnen der Burg, hoch oben das weißschimmernde Lusthaus des Kaisers Schah Jehan. Auch Tughlaks Palast stand vermuthlich dort. Ueber dem Hauptportal wehte eine vernachlässigte helle Fahne, die des Landesherrn, des Nizam von Haiderabad. Alle paar Jahre besucht er diesen entlegenen Winkel seiner Gebiete auf ein paar Stunden. Wie die herumführende Wache mir erzählte, brachte der vorige Nizam immer dreihundert Damen mit. Der neue, junge Nizam, der erst vor wenigen Wochen hier war, begnügt sich jedesmal mit hundertundfünf Frauen.

Marie von Bunsen.

Himmelhannes.

Die Kinder trippeln nach der Schule. Rothe, grüne, blaue Zipfelmützen wackeln auf der Landstraße dahin. Bunt schaut es aus. Dazu das goldige Laub, das sie mit ihren Füßen vorwärtsschurren; wie Funken stieben die gelbrothen Blätter. Lichte Wolken am Herbsthimmel. Gerade steigt die Sonne über den Berg, bescheint die Kleinen und begleitet sie freundlich thalwärts in das Städtchen, das Schulhaus. Weiß getüncht die Wände, blank geputzt Tische und Bänke. In der langen Ferienzeit war Alles frisch hergerichtet worden. So schaut auch der Lehrer aus; fröhlich empfängt er die Kinder.

Mathias Schmidt ist schon lange im Amt, wohlangesehen, beliebt bei Kleinen und Großen. Alle kehren gern bei ihm ein, holen sich guten Rath und empfangen stets Etwas, das sie wie ein Geschenk nach Haus tragen. Versetzungen in größere Städte hatte er bescheiden, aber energisch abgelehnt. Er liebte seine Scholle, seine Kinder, sehnte sich nicht hinaus in die weite Welt, war zufrieden im Winkel seiner erfolgreichen Thätigkeit. Ja, er liebte seine Heimath; und diese Liebe ver-

pflanzte er ins Kindergemüth. Jünglinge, Männer, Mädchen und Frauen waren immer wieder zurückgekehrt, hatten sich, wenn ihr Beruf sie noch so weit, in ferne Erdtheile, fortgeschickt, wieder blicken lassen: und Alles kam zu Mathias Schmidt, um ihm die Hand zu drücken. Das war sein Erfolg. Mehr wollte und brauchte er nicht. Sie kamen wieder, die er als Kinder erzogen, erwachsene, gesunde, tüchtige Menschen. Das machte ihn glücklich.

Als hätte der Himmel sein Blau ihm in die Augen geschenkt, von solch schöner Farbe waren sie. Die Eltern starben früh; so hatte Mathias Schmidt, da seine Ehe kinderlos blieb, die kleine Waise Johannes Frohleidner zu sich genommen. Die blauen, guten Augen hatten es ihm angethan.

Vater Mathias und Mutter Marie hatten denn auch ihre Freude an dem Buben. Wie gesund und hübsch er sich entwickelte! In der Schule nur war es nicht ganz so. Hannes war eher zerstreut als aufmerksam. Gern schaute er zum Fenster hinaus. Sein Blick war zu den Wolken gerichtet, die dahinzogen. Oft mußten da Ermahnungen folgen. Das Himmelanstarren durfte nicht Gewohnheit werden.

Wie zur Strafe hatte ihn Vater Mathias bei einer solchen Gelegenheit Himmelhannes genannt; und schnell hieß er so nun auch im Mund seiner Kameraden. Das hatte wohl Erfolg. Fragte man ihn aber nach Etwas, so kam nicht gleich die Antwort: Hilfe suchend, sahen die blauen Augen hinauf, als wollten sie von oben die Antwort herunterholen. Etwas war doch hängen geblieben; und der Himmelhannes, trotz allem Bemühen, nicht mehr abzuschütteln. Schließlich gewöhnten sich Alle daran. Das im Ernst geprägte Wort wurde sogar zu einer kleinen Schmeichelei, denn Uneingeweihte, Gewitzigte verstanden bei dem ersten Blick, den sie mit Himmelhannes wechselten, was damit gemeint war. Die schönen blauen Augen hatten ihren Erfolg. Gar erst, als Johannes ein junger Mann geworden; o wie verliebt schauten da die Mädchen den feschen Burschen an! Lottchen besonders. Oft war sie im Garten zu sehen, wenn Hannes sich dort zu schaffen machte. Das dunkle Lottchen mochte zum blonden Johannes gut passen. Aber der eben erst dem Kindesalter Entwachsenen war es wohl eher eine liebe Tändelei; oder bettet milder Windhauch ein Samenkörnchen in aller Stille sicherer, sprießt es dann beim ersten warmen Sonnenblick überraschender empor?

Vater Mathias vergaß nicht, seinen Pflegesohn früh in die Lehre zu geben. Handwerk hat immer einen goldenen Boden, dachte er: dachte auch der wohlhabende Schlossermeister Treuberg. So wurde denn ein glückliches Abkommen zwischen ihnen geschlossen und der kräftige Himmelhannes stand bald dem Meister gut zu Diensten.

„Arbeit macht das Leben süß.“ Das hätte man getrost über Feldeck schreiben können, das so freundlich im Thale lag und so fleißig fröhliche Menschen barg. Man wünschte sich nichts Besseres. Das kündete denn auch der Pastor am Sonntag von der Kanzel: In der Ar-

heit, im Gebet dankbar sein für jeden Tag, den der liebe Gott in Frieden beschieden.

Da trat etwas Unerwartetes, Schreckliches ein ... Der Krieg.

„.... was hier so brennt?“ Das war der Abschiedskuß Himmelhannesens auf Lottchens Lippen. Je länger der grausame Krieg dauerte, um so stärker wuchs ihre Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Untröstlich wurde das junge Mädchen, die ihre und seine Liebe in sich trug. Verschlossen und traurig welkte sie hin. Trübe Ahnungen raubten ihr den Schlaf. Scheu mied sie die Menschen.

Eine bleierne Wolke legte sich auf das sonst so fröhlich, arbeitsame Feldeck. Still und träg ruhte es im Winkel.

Die Jungen waren schon längst alle draußen, wo hart gekämpft wurde; jetzt kamen auch die Aelteren an die Reihe. Schweren Herzens zog manch' Familienvater von dannen.

In großen Städten bieten Theater, Konzerte, Kinos Zerstreuung, Musik berauscht in weiten Bierhäusern die Sinne und läßt andere Gedanken aufkommen. Hier, im kleinen Städtchen, gab es nur eine Frage: Was wird werden? In der Arbeit, im Gebet dankbar sein für jeden Tag, den der liebe Gott in Frieden beschieden. Wo war die Arbeit, wo der Friede? Beide fehlten. Nicht leicht hatte es der Pastor, tröstende Worte zu finden; da mußte der Choral herhalten. Singend belebte, bethätigte man sich besser; kein Verslein wurde ausgelassen. Selbst der lange Karl, der selten in die Kirche kam, mischte nun den knarrenden Baß ergeben in den Gemeindesang.

Der Zuversichtlichste war Mathias Schmidt; fest glaubte er an den Sieg. Und wenn die kleinen, keuschen Kinderstimmchen in der Schulstube jubelnd: „Deutschland, Deutschland über Alles“ erschallen ließen, war ihm, als grüße Gott, der Gutes nicht zu Schanden werden lasse, von oben segnend herab.

Wo war Himmelhannes?

Anfänglich im Westen. Viele Feldpostkarten schilderten mit wenig Worten Begeisterung, Sieg, nahen Frieden: „Ich bin gesund“: so schlossen sie und Das war die beruhigende Hauptsache für Vater und Mutter. Still nahm es Lottchen hin.

Eine große, lange Pause entstand. Da kam eines Tages eine recht unleserliche, verwischte Feldpostkarte, aus der nur das Wort „verwundet“ herauszufinden war. Schnell bewahrte sie Mathias für sich in der Brusttasche. Dort hämmerte es aber manchmal so stark, daß er die trübe Nachricht nicht länger geheim halten konnte; traurig, doch gefaßt theilte er sie seiner Frau mit. Die Sorge war groß. Himmelhannes verwundet! Alle Schritte wurden gethan, um Gewißheit zu erlangen

Räthselhaft ist das Schicksal im Kriege; der Zufall spielt da oft wunderlich.

Doktor Werner, der Arzt, brachte vom Regirungsitz die Mel-

dung, daß eine Anzahl Verwundeter in Feldeck untergebracht werden müsse. Da kam Leben in das Städtchen. Das Schulhaus wurde gleich zum Lazaret hergerichtet. Alle Hände waren thätig; keine fehlte. Und wie der Wind die Flamme facht, so geschwind wuchs der Eifer zum Hilfewerk.

Auf der Liste, die Doktor Werner schon mitgebracht hatte, stand als „schwer verwundet“ auch Johannes Frohleidner.

Geht man aus der Stadt die Landstraße eine gute Strecke bergan, biegt rechts der Weg nach dem Kirchhof ab, der sich an den Tannenwald lehnt. Von hier genießt man eine liebliche Rundsicht auf das Hügelland, das Städtchen und den in der Ferne silbern dahingleitenen Fluß. Dort oben am Wald hatte man Lottchen gebettet, mit ihr ein allzu junges Wesen, das sicher tiefblaue Augen gehabt hätte, wie... Niemand wußte Das. Lottchen konnte schweigen. Die Qualen, die sie heimlich allein tragen zu müssen glaubte, mehrten ihr Leid, das bei dem herannahenden Wiedersehen mit Himmelhannes sich bis in eine an Wahnsinn grenzende Angst steigerte. Ihr zarter Körper konnte das Schüttelfieber nicht mehr ertragen. All die Erregungen hatten das arme, gequälte Herz stillstehen heißen.

So war das Samenkörnchen wohl in aller Stille gekeimt, aber der kalte, erbarmunglose Tod hatte es überrascht und schnell vernichtet.

Mit behender Umsicht hatten Dr. Werner und der ihm zugetheilte Militärarzt das Schulhaus in ein wohleingerichtetes Lazaret umgewandelt. Da lagen nun die Verwundeten. Himmelhannes war wieder zu Haus. Mit der großen Binde um den Kopf saß er schon einige Stunden am Tag im Lehnstuhl. Seine kräftige Natur hatte ihm dazu verholfen. Eine Operation war gleich nach der Verwundung, noch im Felde nöthig. Der Shrapnellsplitter mußte schnell entfernt werden. Von Alledem wußte er nur traumhaft. Besinnunglos, blutend war er im Graben von den Sanitätsoldaten gefunden worden. Das hatte man ihm erzählt. Auch Dies nur undeutliche Erinnerung. Kam er dann in helleres Bewußtsein, so war es doch dunkel vor ihm; die Binde bedeckte die Augen und die Wunden schmerzten. Glückszufall, die Bestimmung des Oberstabsarztes, hatte ihn in die Heimath zurückgebracht. Er war wiedergekommen. Zu Haus.

Vater Mathias und Mutter Marie hatten die schwerste Prüfung zu bestehen. Ihr Himmelhannes kam ihnen nicht jubelnd entgegengelaufen, fiel ihnen nicht stürmisch um den Hals. Auf die Bahre gestreckt, suchte er sie mühsam tastend zu finden, um ihnen den heißen Kuß auf Mund und Wangen zu drücken. Das gab Weh. Aber er war doch wieder da. Sie wollten ihn pflegen und Alles sollte wieder gut werden. Das gab zunächst wenigstens Trost.

Lottchen und Himmelhannes hatten sich tief in die Augen geschaut; damit war ihr Glück besiegelt. Und dieses kurze Glück sollte nun, leicht

wie Glas, gebrochen sein; zerbrochen für immer? Lottchen sollte er niemals wiedersehen.

In schweren Gedanken ließ Himmelhannes den Kopf sinken. Der Doktor hatte dem viel sinnend Sitzenden Bewegung im Freien empfohlen. Der Frühling zeigte die ersten Knospen an Baum und Strauch.

Im Schulhaus, das er kannte, fand sich Himmelhannes schnell zurecht; im Freien aber hatte Das seine Schwierigkeit. Dem sonst schnell und munter Dahinschreitenden war das langsame, unsichere Vorwärtstasten ein quälender Zwang, zumal er Hilfe dabei durchaus nöthig hatte. Die große Binde durfte ja nicht entfernt werden, bevor die Wunden ganz geheilt waren. So befahlen die Aerzte. Also in Geduld sich fügen.

An einem milden Morgen hatte er sich auf den Friedhof hinauf führen lassen. Blumen, die sie so liebte, wollte er ihr aufs Grab legen.

Langsam schritt Himmelhannes, von einem anderen Krieger geleitet, den schmalen Weg durch die Hügelreihe empor. Da, als wüßte er den Platz, blieb er stehen, nahm die Mütze ab und kniete nieder... Er hatte sie wiedergefunden. In stillem Gebet sprach er zu Gott; und zu ihr.

Zitternd legte er die Blumen auf den Hügel; tastete nach der Stelle, wo ihr Herz ruhen müsse. Dabei streifte seine Hand die zarte, junge Rasenfläche; streichelnd wiederholte er die Bewegung, als glätte er Lottens dunkles Seidenhaar.

Die große Binde durfte noch immer nicht fallen. Auf dem Schulhof saß Himmelhannes und lernte ein neues Handwerk: Korbflechten.

Mutter Marie konnte dabei die Lehrmeisterin spielen. Wenn die gebogenen Weidenruthen in den noch unkundigen Händen widerspenstig wurden, dann gab es fröhliches Gelächter. Der kräftige Himmelhannes knickte und knackte Alles entzwei. Dies Handwerk frommte ihm nicht.

Der Frühling war in vollster Blüthe; hinten im Garten ein stilles Plätzchen unter dem Nußbaum: da saß es sich gut. Leiser, feiner Duft durchzog die weiche Luft; die Sonne schien so warm auf die Hände, die Himmelhannes auf das Knie gelegt hatte; wohliges Gefühl durchströmte ihn und ein sehnsüchtiger Wunsch, ein unwiderstehliches Verlangen drängte sich in ihm auf: Nimm die Binde ab! Vorsichtig löste er die Nadeln. Behutsam entfernte er, was ihn schon so lange im Dunkel hielt...

Oben in der Stadtkirche, vor der Orgel, sitzt ein kräftiger Mann. Der Kopf ist nach vorn gebeugt. Große schwarze Augengläser schützen das Gesicht.

Der blinde Himmelhannes spielt stark und sicher: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Anzeige.

Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst, herausgegeben von Franz Pfemfert.

Aus einer Lyriksammlung, die, nicht zum ersten Mal, erweist, daß diese reinliche, dem Sozialismus nahe Zeitschrift nicht in den Versuch (Tüchtigerer) abgeglitten ist, ihr Wesen der Kriegskonjunktur anzupassen.

Am Meer.

Ich stehe im Frieden am silbernen Meer.
Die Stille verdeutlichen Silberdelphine.
Was unterdunkelt das heilvolle Schweigen?
Alles entzückt mich.

Götter, beschreitet Ihr wieder die Höh?
Das Mittelmeer bleibt und belacht seine Würde.
Sohn dieser Weihe, Du solltest erbeben!
Horche und leide.

Theodor Däubler.

Der Dichter spricht.

Erhabene Zeit! Des Geistes Haus, zerschossen,
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.

Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Bruderthums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbebten —
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.

Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen: und sie singt.
Ach! Der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt!

Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indeß die Frechheit einen Sinn erschwitzt!
Und eh nicht die Gerichtsposaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.

Franz Werfel.

Herbst.

Die Jahre überschneiden sich.
Gehörnte Gräber stieren uns an;
Der Wind weht dünn. Länder entvölkern sich,
Gedanken filtern langsam ins Graue.

Aber die Laube ist immer noch die selbe,
Wir trinken einen toten Wein

Und folgen den Bewegungen des Vergessens,
Die süßer sind als die Erinnerung.

Rauch duftet fern und traurig.
Duftet so stark, daß man drin einschlafen könnte.
Wer wird uns in der Dunkelheit heimsenden,
Und die Hunde, die so laut bellen?

Wilhelm Klemm.

Vorwort zu einem der russischen Dichtung gewidmeten Heft:

Sehr geehrter Herr Pfemfert, Ihres Willens, der russischen Dichtung ein Heft zu widmen, muß, gerade in diesen Tagen, der nicht durch ihr Erlebniß vom Sehnen in Kunst, vom Drang ins Bad seltsam duftender Kultur völlig Verwaiste sich in Herz und Hirn freuen. Solches Sehnen, solchen Drang nannten die zwei herrlichsten (einander vielfach feindlichen) Welten unserer Heimath, Goethes und Fritzens, deutsch; wir wollens, allen Gewalten zum Trotz, wieder so nennen und aus der Frommheit, die noch im Gottlosen leben kann, beten, daß der Deutsche im weitesten Vaterland sich wahre, was im schmalsten ihm Stolz und Segen, Trost und Fittich war.

Ihren Ruf zur Reise in Rußlands Seele fasse ich nicht als einen zur Abkehr vom Licht, von allzu grellem, des Tages auf. Goethe (der nicht am Schreibtisch Schlachtlieder erschwitzen, nicht die auf dem Kampfgefild nothwendige Hirnkurzsicht mit der Feder in Staarblindheit steigern, mit Tinte das Wesensgewand der Zufallsfeinde besudeln mochte) verstopfte dem Kriegsgelärm sein Ohr und vergrub sich in chinesische Literatur. Warum ers thun mußte, begreifen wir heute tiefer als je zuvor; daß ers that, zwingt uns in neue Ehrfurcht vor der Majestät seines Menschenverstandes. Ihr Ruf aber weist nicht in ein China, das mit unserem Tag, mit dem unser Tag nichts gemein hat; sondern kann in hellere Erkenntniß Dessen, was ist und sein wird, weil es sein muß, führen. Wer Dostojewskij kennt (seine Dichtung, nicht seine Schriften über Politik, die manchmal thöricht, manchmal kindhaft genialisch, immer „interessant“ sind), Der kennt Rußland, Menschheit und Land, gründlicher als Einer, der mit dem Auge kühler Vernunft diesen Erdtheil, diesen kalten Orient durchreist und alle „Enthüllungen“ aller noch nicht und doch schon makulirten Preßpapiere daraus in sein Schlündchen aufgenommen, alle Suppen aus allen Meinungsküchen gierig gelöffelt hat. Nicht der Verstand (so sprach, wenn mein Gedächtniß nicht irrt, Tjutschew): nur das Herz kann Rußland verstehen. Wers verstanden hat, weiß, weshalb ihm, auch jetzt, wie so oft schon, der Sieg versagt ward. („Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder Ich oder Keiner!: ein Satz von Dmitrij Mereschkowskij.) Wers verstanden hat, fühlt, wohin es, lässig im Vertrauen auf die unbrechbaren Waffen Zeit und Raum, schreitet; größer im Leid als unter dem Zwang zur That; weich und dumpfsinnig; mit dem

Kindshang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungtages noch nicht verglüht; frommer Träume voll und zu den wildesten Fanatismen doch rüstig, wenn ein Föhn ihm die Seele aufgewirbelt hat.

Von Puschkin, dem Romantiker, der Tropenblut in den Adern hatte und trotz beiden fremden Saftsträngen Russe blieb (deshalb auch ganz anders dreinschaut als Byron, Musset und deren Vettern), zu Gogol, dem Vater russischer Lebensdichtung („Wir kommen, Alle, aus Gogols ‚Mantel'": Turgenjew), zu Tolstoi, Dostojewskij, Nekrassow: Rußlands Dichtung ist Rußlands Hochgebirg. Auf solcher Höhenwanderung wird unser Blick heller, unsere Fühlfähigkeit stärker, unser Menschlichstes reiner. Saltykow=Schtschedrin, der Europäer, Westler („Sapadnik"), Turgenjew, Gontscharow, Garschin, Tschechow, Gorkij, Andrejew, Bjelij, Mereschkowskij (das kräftigste dichterisch konstruktive Talent, das in der buntesten Polyphonie tönende Hirn in dem Rußland von heute): liebliche Anmuth besonnter Steppe, düster umnebeltes Hügelland, des Mittelgebirges quickende Luft; der innerste Schrein des Menschenwesens thut sich auf, Wölfe heulen, ein Vögelchen schluchzt ... Die Entdeckung russischer Dichtung dünkt mich das fruchtbarste Ereigniß im Kunstreich der Zeit, die dämmerte, als Bonaparte an den Britenfels geschmiedet und Bismarck geboren wurde. Um unersetzliche Werthe wäre unsere Welt ärmer, wenn Raskolnikow, Myshkin, die Brüder Karamasow, Anna Karenina, Peter Besuchow nicht in ihr athmeten, wenn all die feinen und schrillen Klänge des Saitenspieles, das Puschkin stimmte, verweht, all die toten Seelen seit Gogols Vision nicht in Leben erwacht wären. Ohne den Eindrang, den fortwirkenden Einfluß der Russenkunst sähe auch im Westen jede Gestalterprovinz anders aus, als sie nun ist; sogar das dem Sklawengenie ferne, von ihm nie in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama. (Strindberg; der Ibsen der Wildentenperiode; Deutschlands „naturalistische" Theaterstücke; Herr Shaw, den Tolstois Napoleon in der Badewanne, Tolstois vor einer Jauchzermenge Zwieback zerkrümelnder Alexander die ungeheure Verwegenheit zur Heldenbekitzelung lehrte.) Das Verhängniß des Deutschen, daß er nicht Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Russen Geistesorganon anders als seins arbeitet, wägt und gesellt, scheidet und spaltet; daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erdfeste vom Ozean; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglichen, den schneller vorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt.

Ihre Symphonie russischer Dichterstimmen wird den Deutschen, der noch (für Anderes als Sprengstoffliches) Ohren hat, Etwas von der Welt ahnen lehren, die nur aus wüstem Rausch, niemals aus gelassener Ruhe den Tollmuth zu der Losung gebar: „Ich oder Keiner."

In hoher Schätzung bin ich Ihnen ergeben Harden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Dezember 1915.

Notizen.

Sohn des Himmels.

Fünfundfünfzig Jahre ists her. In China herrscht der Mandschu Hienfong („Segensspende“), dessen Vater im Opiumkrieg von England besiegt und gezwungen worden ist, dem Britenreich die Insel Hongkong zu überlassen, Entschädigung von den Kriegskosten zu gewähren und fünf Häfen den rothborstigen Barbaren zu öffnen. Da die Erfüllung des in Nanking unterzeichneten Friedensvertrages von Jahr zu Jahr verzaudert, der Fremdenhaß des Volkes vom Hof aus geschürt, eine unter Englands Flagge segelnde Bark von der chinesischen Behörde in Beschlag genommen wird, entsteht neuer Zwist. Der Schriftgelehrte Tsiutsüan ist wider die Mandschu-Dynastie aufgestanden; hat durch Christenfreundschaft Anhang zu werben gesucht; sich den Bruder Jesu, den Himmelskönig genannt, die Herrschaft der Taiping („Friedliche Macht“) verheißen und sich selbst zum Kaiser gekürt. Hienfong hofft, den schwellenden Unmuth nach außen, gegen die weißen Einbrecher, ablenken zu können. Zuerst übernimmt England allein das Rächeramt; verbündet sich dann aber den Franzosen (denen die Ermordung katholischer Missionare die willkommene Gelegenheit zum Eingriff bietet). Das Corps der Westmächte stürmt die Taku-Forts, erobert Kanton, dringt bis nach Tientsin vor und schließt dort mit der verängsteten pekinger Regirung einen Friedensvertrag, der den Fremden wieder sechs Häfen entriegelt; ihnen auch das Recht zuspricht, die Christenlehre zu verkünden und durch Gesandte sich in Peking vertreten zu lassen. Statt den

Vertrag ans Licht zu bringen und für redliche Erfüllung zu sorgen, prahlt die Regirung mit der Kunde von kläglichem Rückzug der Barbaren; läßt hastig die Peiho-Befestigungen erneuen und das anglo-französische Geschwader beschießen. Der tatarische General Sankolinsin wähnt, die zur Fremdenausrodung günstige Stunde sei gekommen. Solcher Wahn darf nicht aufwuchern. China muß die Uebermacht des Westens empfinden lernen. Aus Indien werden zehntausend Mann geholt und dem General Sir Hope Grant unterstellt. Frankreich schickt achttausend, deren Führung dem Divisionär Cousin-Montauban, dem Bezwinger des algerischen Rebellen Abd el Kader, anvertraut wird. Lord Elgin und Baron Gros sind die diplomatischen Leiter des Unternehmens. Die Briten wollen bei Talienwan, die Franzosen bei Tschifu landen. Der Plan erweist sich als unausführbar. Erst sechs Monate nach der Ankunft können die Verbündeten einen Erfolg melden: die Eroberung von Tientsin. In dieser Hafenstadt wird verhandelt. Als der Vertrag fertig ist, weigert Hienfong die Unterschrift. Zank zwischen Europäern und Chinesen, Franzosen und Briten, Diplomaten und Generalen. Endlich gehts, dennoch, vorwärts. Nicht weit. Ein Prinz kommt, zu neuer Verhandlung, aus Peking. Auch sie bleibt fruchtlos; und der Chinesenlist gelingt, einen Theil der Verhändler als Geiseln zu fangen. Bei Tschangkiawan werden zwanzigtausend Gelbe von achttausend Weißen geschlagen und der stärksten Geschütze beraubt. Ein paar Tage danach: neue Chinesenniederlage beim Dorf Palikiau (dessen Name in dem von Louis Napoleon dem General Cousin-Montauban verliehenen Titel „Graf von Palikao“ verstümmelt fortlebt). Die Sieger stehen fünfzehn Kilometer vor Peking; können sich aber, weils ihnen an Mannschaft und Munition fehlt, nicht in das Gewimmel der Hauptstadt wagen. Wieder wird verhandelt; trotz dem bösen Erlebniß mit dem Prinzen Tsai lassen die Diplomaten sich mit dem Prinzen Kong ein. Der verplaudert vierzehn Tage und lehnt dann die Vorbedingung ab: die Befreiung der Gefangenen. Am sechsten Oktober 1860 besetzen die Verbündeten das Sommerschloß des Kaisers von China, von dem Sankolinsin seine Truppen zurückgezogen hat. Dieses Schloß ist Schatzkammer und Museum; in Haufen, wie kein Europäerauge sie sah, sind Kleinodien, Ziergeräthe, Prunkkleider, Pergamente und Bücher aus zwei Welten gespeichert. Jeder rafft,

was er zu schleppen vermag. (Dem Grafen Palikao selbst wurde nachgezischelt, er habe mindestens eine Million dem Schatz Hienfongs entwendet, und deshalb von der pariser Kammer die Dotation versagt; doch Louis Napoleon erwirkte, daß der General aus der Summe, mit der China das Kaiserreich von den Kriegskosten entschädigen mußte, sechshunderttausend Francs empfing.) Das mit Beute bepackte Heer wälzt sich nach Peking. Hienfong ist geflohen; Prinz Kong sein Statthalter. Am dreizehnten Oktober läßt er den Fremden, deren Batterien die Hauptstadt bedrohen, das Gantingthor öffnen. Am dreiundzwanzigsten unterschreibt er, im Namen des Kaisers, den Friedensvertrag. Europa hat über Asien gesiegt. Während in China aber Franzosen und Briten in einer Front fechten, spricht in den Tuilerien der Franzosenkaiser zu Earl Cowley, dem Botschafter Britaniens: „Was ich irgend thun konnte, habe ich gethan, um mit England in Eintracht zu bleiben. Doch Ihre Regirung macht es unmöglich. Für deren Haltung fehlen mir die passenden Worte. Ich bin am Ende meiner Kunst.“ Und Königin Victoria befiehlt dem Lord John Russell, den Glauben an anglo-französische Verständigung überall zu bekämpfen; und schreibt an den lieben Onkel Leopold nach Brüssel: „Kein Land, kein Mensch denkt daran, Frankreich zu reizen oder gar anzugreifen. Jeder würde sich freuen, Frankreich glücklich zu sehen. Aber es muß nun einmal in allen Erdtheilen Unruhe stiften, Unheil säen, jeder anderen Macht etwas Häßliches ans Zeug flicken. Dieses Treiben muß erwirken, daß eines Tages ein richtiger Kreuzzug gegen den Ruhestörer unternommen wird. Anders kann diese Beunruhigung nicht enden. Es ist abscheulich!“

Im selben Jahr sichert Rußland, dem schon das Amurgebiet eingeräumt ist, sich das rechte Ufer des Ussuri; wird Nachbar des (dem Himmelssohn unterthanen) Kaiserreiches Korea und möchte, außer dem rasch aufblühenden Wladiwostok, noch den Hafen von Wönsan erlangen, der nicht, wie der Ausgang seines Küstengebietes, Monate lang durch Eis gesperrt ist. Solchen Vordrang darf Japan nicht dulden; 1868 entschnürt sichs den Fesseln des Shogunates, fordert, im Staatskleid der Europäer, bald danach von China den Verzicht auf die Gewalt über Korea, kann aber, im Vertrag von Tientsin, dem Reich der Mitte nur die Anerkennung gleichen Bürgerrechtes auf Koreas Boden abtrotzen. 1885.

Neun Jahre geduldet sich Japan; dann wagt es den Krieg und holt aus Shimonoseki den Siegespreis: Formosa, Kwantung (die Südspitze der Liau-Halbinsel), die Lösung Koreas vom Band chinesischer Oberhoheit. Rußland, Deutschland und Frankreich hindern die Ausführung des Vertrages und zwingen Japan, vom Festland zu weichen. Korea scheint den Russen gewiß. Die schicken Offiziere, Kaufleute, Holzfäller auf die Halbinsel; gründen eine Bank und, zur Ausbeutung der Forsten, die Yalu-Gesellschaft, der die durch die Mandschurei gelegten Eisengleise den Absatz nach Westen erleichtern. China rührt sich nicht. Japan ist noch einsam, noch arm; seine Rachgier muß fasten. Dumpfe Stille vor dem Gewitter. Deutschlands Hand legt sich auf Chinas Flanke.

Fast vier Lustren ists her. Aus Ostasien, wo er Kommandant der Kreuzerdivision war, hat Admiral Tirpitz ins Reichsmarineamt den Plan mitgebracht, die Kiautschaubucht nebst ihrem Hinterland fürs Deutsche Reich zu erwerben. Ungefähr fünfhundertzwanzig Quadratkilometer. Ostchina; Provinz Shantung. Noch ist Frühjahr. Dem Kanzler Hohenlohe und dem Staatssekretär Marschall ist nicht gelungen, die Bewilligung der beiden Kreuzer durchzusetzen, die vom Reichstag verlangt worden sind. Am sechsundzwanzigsten Juni wird in Kiel (an Bord der „Hohenzollern“: auf den selben Planken, wo er zwölf Jahre danach, am selben Kalendertag, verabschiedet wurde) der Botschafter Bernhard von Bülow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und der Aufgabe verpflichtet, Deutschlands „Weltpolitik“ vorzubereiten. Im Herbst werden in Shantung zwei deutsche katholische Missionare gemordet. Da die chinesische Regirung die vom Vertreter des Deutschen Reiches geforderte Genugthuung nicht geben kann (oder will), besetzt am fünfzehnten November Admiral von Diederichs die Forts von Kiautschau mit deutschen Marinetruppen. Der letzte Adventsonntag bringt in die Stille des germanischen Julfriedens und der selig-fröhlichen Weihnachtstimmung die Kunde, daß Prinz Heinrich von Preußen mit einer Division nach Ostasien gehe, um in der gelben Welt etwa sich regenden Widerstand zu brechen. Am sechzehnten Dezember 1897 nimmt der Kaiser in Kiel von dem Bruder Abschied und spricht: „Sollte je irgendwer unternehmen, uns an unserem guten Recht zu kränken oder uns schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter

Faust und, so Gott will, flicht Dir den Lorber um Deine junge Stirn, den Niemand im ganzen Deutschen Reich Dir neiden wird." Prinz Heinrich antwortet: „Mich lockt nicht Ruhm, mich lockt nicht Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen Jedem, der es hören will, und auch Denen, die es nicht hören wollen. Dies will ich auf meine Fahne geschrieben haben und will es schreiben, wohin ich immer gehe." Die gepanzerte Faust hebt sich nicht zum Schlag. Am sechsten März 1898 wird der Vertrag unterzeichnet, der die geforderte Landstrecke dem Deutschen Reich auf neunundneunzig Jahre verpachtet. Schnell wird aufs Holzpapier Oeffentlicher Meinung ein ungeheurer Erfolg gebucht. Hat der Prinz nicht, nach langem Mühen, einen Bruch des geheiligten chinesischen Hofceremoniales durchgesetzt und ein Neidempfinden geweckt, das allen Fremden ringsum die Wange ins Asiatische gilbt? Nach seiner Rückkehr hört Alldeutschland, er habe „eine große, gewaltige Aufgabe gelöst". Liest aber auch in mancher Zeitung, deren Leiter im Taumel einer Aufschwungszeit winzige Reisstauden in den Himmel wachsen sieht, der Werth des neuen Besitzes sei „unendlich höher" als unserer „afrikanischen Wüsten". La curée! Sputet Euch: sonst ist die Beute vertheilt, ehe Ihr auf dem Jagdplatz angelangt seid. Auch draußen fürchtet mans; drum greift England, greift Rußland zu: und aus Chinas Boden brodelt die alte Mär auf, die Untüchtigkeit der Mandschudynastie werde das Reich zerstücken. Das steht, dreißig Monate nach der kieler Botschaft, in rothen Flammen. Der Deutsche Gesandte ist in Peking getötet, das Blut deutscher Soldaten vergossen worden und allen Europäern droht ringsum Lebensgefahr. Neue Truppen werden hinausgesandt, um, nach Wilhelms Wort, „exemplarische Rache zu üben". Fünfzehntausend Mann. Für Alles ist, für Khakikleider und Tropenhelme, vorgesorgt, aus Berlin sogar der Kinetograph nach Wilhelmshaven geschafft worden, auf daß er die Abschiedsparaden und die Einschiffung der Rächerschaar für eine Ewigkeit im Bild festhalte. Gewaltige Worte dröhnen in unser Ohr. „Ein historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeutet", ist gekommen. „Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und

ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf.“ So spricht Wilhelm; ruft in schön klingendem Zorn, er werde „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat“, und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren“. China soll „zu Boden geschmettert werden, bis es auf den Knien um Gnade fleht“. Den zur Abfahrt gerüsteten Truppen befiehlt der Kriegsherr, drüben keinen Pardon zu geben, keine Gefangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach dem Beispiel Attilas und seiner Hunnen, in Ostasien einen tausend Jahre lang nachwirkenden Schrecken zu erregen. Und diesem Befehl läßt er die Hoffnung folgen: „Gottes Segen möge an Eure Fahnen sich heften und dieser Krieg den Segen bringen, daß das Christenthum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem Fahneneid!“ „So lange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek. Wir wollen nicht nur Bataillone von Kriegern mobil machen, sondern auch eine heilige Streitmacht von Betern. Unsere ins Feld ziehenden Brüder sollen der starke Arm sein, der die Meuchelmörder bestraft; sie sollen die gepanzerte Faust sein, die in das wüste Treiben hineinfährt; sie sollen mit dem Schwert in der Hand für unsere heiligsten Güter eintreten. Der alte Gott lebt noch. Der große Alliirte regirt noch, der Sünde und Frevelthat nicht triumphiren läßt, sondern seine heilige Sache wider ein unheiliges Volk führen wird. Wir glauben an die heilige Macht der Fürbitte. Was die Gebete eines Moses vollbracht, sollten nicht auch unsere Gebete vermögen? Gott hat keine Silbe von seinen Verheißungen zurückgenommen. Treue Gebete können noch heute die Drachenbanner in den Staub werfen und die Kreuzesbanner auf die Mauer pflanzen.“ Aber „einer Auftheilung des weiten chinesischen Reiches werde ich mich mit der größten Entschiedenheit widersetzen. Der Chinese ist nun einmal an eine centrale Regirung gewöhnt und das bisherige Kaiserreich bietet uns und unserem Handel den günstigsten Zustand.“ Vier Jahre zuvor hat der Kaiser ein Bild veröffentlicht, das die Großmächte als gepanzerte, vom Erzengel deutscher Nation zum Kampf „wider Buddha und die gelbe Rasse“ aufgerufene Frauen zeigte. Jetzt spricht in Bremerhaven der höchste Vertreter des Deutschen Reiches: „Ich beabsichtigte, durch meine

Zeichnung ‚Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter‘, da sich die Worte zu leicht verwischen, der Welt einen Fingerzeig zu geben; aber meine Warnungen blieben unbeachtet.“ Sie werden wiederholt; die gelben Völker als Europens schlimmste Feinde vors erschreckte Auge gestellt. Kalt soll, nach langen Jahrhunderten, nun die Rache für alle Mongolengräuel geschlürft, der Kampf der für ihre heiligsten Güter fechtenden Europäervölker wider die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staub liegt und im Diskant der Entmannten nach Barmherzigkeit winselt und Frieden erfleht, Frieden um jeden Preis. Weithin hallt die Verheißung. Und der Erdkreis horcht auf.

An den Wänden chinesischer Tempel, Paläste und Bürgerhäuser sind, heute noch, Sittenregeln aus uralter Zeit zu lesen. An den letzten Hia-Kaiser wird da erinnert, der von seinem Ersten Minister gestürzt wurde, nachdem er sich laut gerühmt hatte: „So lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich fürchte nichts; denn meine Macht ist unbeschränkt. Ich werde jeden Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Empörung wagen.“ Und die Folger ins höchste Amt werden feierlich gewarnt. „Beginnet, Ihr Herrscher, nie, was Ihr später vielleicht, in Reue, nicht begonnen haben möchtet.“ „Mischet Euch nicht in allzu viele Angelegenheiten: denn nicht alle könnet Ihr übersehen und jedes neue Geschäft bringt dem Unternehmer auch neue Sorge.“ In einem Börsenbericht vom siebenzehnten Julitag des Jahres 1900 aber konnte der Deutsche lesen: „Die Stimmung schwächte sich nicht ab, weil das Ereigniß schon in den Kursen escomptirt worden war. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse man für die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Materials Ersatz schaffen. Vielfach, besonders in den Hüttenrevieren, ist die Stimmung besser geworden; man glaubt allgemein, daß die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen.“ Kriegsgeschäft: davon hat der Hia-Kaiser noch nichts geahnt.

Die Wirkung bleibt hinter dem Hoffen zurück; denn China entschlüpft der schlimmsten Gefahr und bald drückt manche Schaar der zum Kreuzzug vereinten Völker sich seitwärts in die Büsche, an deren Zweigen ihr eine Profitmöglichkeit sproßt. Als in Pet-

schili dem deutschen Generalissimus die fünfte Woche der Oberbefehlsherrlichkeit sich zum Ende neigt, wird schon über den Friedensschluß verhandelt. Am siebenten September 1901 in Peking das „Verständigungprotokol“ unterzeichnet. Drei Tage zuvor hat im potsdamer Neuen Palais der neunzehnjährige Prinz Tschun vor dem Kaiser gestanden. Nicht gekniet; auch nicht um Verzeihung gebeten, sondern nur „das aufrichtige Bedauern seines allergnädigsten Herrn ausgedrückt, der den unseligen Wirren zwar ganz fern stand, aber nach dem seit Jahrtausenden im Kaiserhaus vererbten Brauch die Schuld auf seine geheiligte Person genommen hat.“ Sühneprinz: so ward der Knabe Tschun von der rothen Presse getauft. In Peking haben die Truppen vor ihm in Parade gestanden und das Gewehr präsentirt. Dann gings, nach feierlicher Verabschiedung, mit einer Ehreneskorte nach Tientsin und Shangai, wo im Deutschen Generalkonsulat eine Galatafel des Kömmlings harrte; und als die Anker gelichtet waren, hatte ein preußischer General den Ehrendienst, ein preußischer Lieutenant das Amt des Reisemarschalls zu versehen. Zwei andere deutsche Offiziere reisen dem Mandschu bis nach Basel entgegen. Da stockt der Zug. Der Tatarenknabe soll im potsdamer Muschelsaal „Kotau machen“, dreimal mit der Stirn den Boden berühren und neunmal das Haupt bis zur Erde beugen? Soll sein Bußsprüchlein erst aufsagen, wenn der Scharlachstift des Chinesenkaisers dem Verständigungprotokol Rechtskraft gegeben hat, und im Namen des Boghdo-Khans dann demüthig um Verzeihung flehen? Nein. Aus Basel bringt ein eisiger Augustmorgen die Botschaft: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Thut nichts. Des Sühneprinzen Kaiserliche Hoheit darf in den Sonderzug klettern. Wird in Potsdam vom Stadtkommandanten empfangen und in vierspänniger Galakutsche an die Rampe des Orangeriepalastes befördert, dessen Prunkgemächer sich dem hohen Gast aufthun. Als er das Bedauern gestammelt und ein auf gelbe Seide gepinseltes, in gelbe Seide gebundenes Schreiben aus dem Kabinet des Himmelssohnes überreicht hat, darf er auf Filzschuhen die Front einer Ehrencompagnie abschreiten und als seinen Gast in der Orangerie den Kaiser begrüßen; wird der Kaiserin vorgestellt, zu einem Gefechtsexerziren, einer Dampferfahrt, einem Kaisermanöver eingeladen. So endet die Bußfahrt; über die ganz Europa sich nicht

wenig gewundert und der Fürst Bülow spät den Epilog gesprochen hat: „Ich denke, wir haben an einem Sühneprinzen gerade genug gehabt.“ China? Dem gemordeten Freiherrn von Ketteler wird ein Denkmal gesetzt. Zwei Prinzen werden verbannt (und freuen sich, bis ihnen beliebt, zurückzukehren, an der Reichsperipherie ihres Lebens), sechs Mandarinen zum Tod verurtheilt, fünf Tote im Grab rehabilitirt, drei degradirt. Den Fremden wird in Peking ein besonderes Stadtviertel angewiesen und jede Gesandtschaft darf sich fortan eine Wache halten. Den Großmächten, deren Rächerzug es doch frevelnd heraufbeschwor, muß China, bis ins Jahr 1940, vierundeinhalbhundert Millionen Taels zahlen (die ihm der Erdwesten borgt); und darf zu diesem Zweck seine Seezölle erhöhen (einen stattlichen Theil der Entschädigungsumme also auf die europäischen und amerikanischen Händler abwälzen, die über See Waaren einführen). Das ist der Ertrag des Kreuzzuges. Weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich der Mitte gebahnt noch der Chinesen Ehrfurcht vor Europas Kultur vertieft noch gar die Einheit großmächtiger Menschheitinteressen bewiesen. Fruchtloses Mühen. Der Drache lebt, sein Banner sank nicht in den Staub und noch gebieten im Weltosten der Buddha, die Weisen Kong-Fu-Tse und Lao-Tse den Seelen. Doch Graf Waldersee, der Generalissimus, dem die Stadt Hannover den Einzug des Triumphators bereitet, ruft durchs Reich: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen. Die Segnungen der einjährigen Expedition, auf die Deutschlands Jugend mit Stolz blicken darf, wird unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden.“ Vaterland und Kirche. Geschäft und Glaube.

Fast vier Lustren ists her, seit der Handel begann. Noch hat die Segnung sich nicht offenbart. Ostasien ist nie wieder in rechte Ruhe gekommen und Chinas Leib in jedem Jahrfünft mehr geschrumpft. Korea, Mandschurei, Mongolei sind ihm verloren. Log die Weissagung, die kündete, die Mandschudynastie werde, in Trägheit und Selbstsucht, das Reich zerstücken? Leise streut Sunyatsen, ein amerikanisirter Chinese, Journalist und Doktor gar, seinen Samen ins gelockerte Land. Unter der sichtbaren Erdschicht entsteht die „Politische Gesellschaft der Retter“. Sie unterhöhlt den Drachenthron, zertrümmert ihn, verbannt den Kaiser, die Prinzen, nimmt den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere

Gunstzeichen, holt die gelben Drachenbanner nieder und hißt eine rothe Empörerflagge, schneidet Beamten und Bürgern den Zopf ab und mummt Alles, Reich und Arm, Alt und Jung, ins Gleichheitkleid freier Republikaner. „Uns und unserem Handel bietet das Kaiserreich den günstigsten Zustand": hat Wilhelm an einem Augusttag des Jahres 1900 gesagt. Dieses Kaiserreich ist nicht mehr. Unermüdlicher Eifer hat die Deutschen als die ersten Störer der Chinesenruhe verdächtigt. „Mit Kiautschau fing es an. Ohne die erzwungene Pachtung wäre Rußland nicht, trotz Lis Warnung, bis an die Straße von Tschili vorgedrungen, Japan nicht so schnell erstarkt, Chinas Besitz nicht um ungeheure Strecken geschmälert und mit Kriegsschuld belastet worden. Deutschland ist aller Gelben grimmigster Feind." Deutschland wird heimlich gehaßt und der neue Mitregent Morrison erleichtert deutschen Händlern das Leben nicht. Manche große Entscheidung, wispert er, „ist inzwischen ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser gefallen." Ihre heiligsten Güter glauben Europas Völker dadurch zu wahren, daß sie, in hastigem Wettbewerb mit Nordamerika, den Chinesen Geld anbieten, viel mehr, als die verschmitzten Republikaner der Erdmitte haben wollen. Wir möchten das Pumpgeschäft mitmachen; meiden jede Erinnerung an das Bild und die Reden der Kreuzzugszeit. Und Prinz Heinrich von Preußen soll, an Mutsuhitos Gruft den Bruder, den Kaiser zu vertreten, nach Japan gehen.

Das hatte sich zehn Jahre zuvor den Briten verbündet; hatte, mit ihrem Geld, als ihr Schwert, die Russen geschlagen und im Frieden von Portsmouth endlich Kwantung mit Port Arthur und Dalnij, das Hoheitrecht auf Korea, die Südhälfte von Sachalin erlangt. Daß es in den Rang asiatischer Vormacht streben und in der ersten Nothstunde des Deutschen Reiches nach Kiautschau greifen werde, war vorauszusehen. Blinde Russenfeinde jauchzten; und ich wurde gescholten, weil ich hier gesagt hatte, Japans Sieg sei Englands, das um Indien und Persien fürs Erste nun nicht mehr zu bangen brauche, die durch Niederlage und Reichswirrniß geschwächten Russen an sich ködern, von Asien nach Europa zurück locken und im Südost unseres Erdtheiles die Verslawung, den Deich gegen Germaniens Einfluß, vorbereiten könne. „Der Triumph Gelber über Weiße muß, um jeden Preis, gehindert, den hundertsiebenzig Millionen Russen die Dehnung nach Ost-

asien, die eisfreie Pforte ins Weltmeer gesichert werden. Helfen wir ihnen an dieses Ziel, dann vollenden wir das auf dem Berliner Kongreß schmerzhaft begonnene Werk, lehren das Zarenreich erkennen, daß ihm das Gelbe Meer wichtiger als das Schwarze ist, und nöthigen das durch solche Nachbarschaft gefährdete England, sich mit uns zu verständigen." So mußte das Hirn des deutschen Staatsmannes sprechen, der von Bismarck gelernt hatte, mit welcher Sorgenlast auch der glückliche Krieg gegen eine Koalition das Deutsche Reich bebürden müßte, und dem Moltkes Warnwort nicht ins Leere vertönt war. Noch im Mai 1890 hatte der Generalstabschef dem Reichstag, der Caprivis Wehrvorlage berieth, zugerufen: „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer, sein Ende nicht abzusehen. Die größten Mächte Europas werden, gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten. Keine von ihnen kann in einem Krieg oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuen. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden. Weh Dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!" Der west-östliche Dreibund gegen Deutschland wäre nicht Ereigniß geworden, wenn Rußland sich an den Wasserstraßen von Tschili, Korea, Lapérouse zu halten vermocht hätte. Dann hätte auch Japan sich nicht erdreistet, China als sein Mündel zu behandeln. Das blieb während des mandschurischen Krieges neutral; seine Petschili-Armee, die General Ma, auf den Befehl des Vicekönigs Yuan-Shi-Kai, in Kriegsstärke zusammenzog, versuchte nirgends Eingriff in den Kampf. Der französische Gesandtschaftsekretär Berthelot, der ein Jahr lang in China geweilt hatte, sagte damals: „Der Chinese hat stets mit Verachtung auf den Japaner herabgeschaut, liebt ihn auch heute nicht, rechnet aber mit dem Machtzuwachs des Inselreiches. In japanische Vormundschaft würde er sich nicht bequemen. Wünscht auch durchaus nicht, daß seine Heimath dem Nachbarmuster, der Modernisirung, Europäisirung, nachstrebe. China will und wird bleiben, wie es ist. Einen Staatsmann, der selbstherrisch regiren könnte, hat es nicht mehr, seit Li-

Hung-Tschang starb. Aufstand kann nur wirksam werden, wenn ihn die Centralregirung begünstigt. Der sind die Statthalter (Vicekönige), die in ihren Provinzen allmächtig scheinen, in stummen Knechtsgehorsam verpflichtet; sie werden nach pekinger Willkür versetzt oder weggejagt. Der Statthalter, der, wie Yuan-Shi-Kai, zugleich Heerführer ist, wird etwas behutsamer als ein anderer angefaßt. Ungehorsam würde aber auch Yuan-Shi-Kai nicht wagen. Der ist obendrein ein Genüßling, verlebt, lässig, blasirt, ohne Widerstandskraft." Jeder dieser Diplomatensätze ward seitdem als falsch erwiesen. Der Zopf wurde abgeschnitten, der Thron zertrümmert, die Herrscherfamilie verbannt, die Staatsform westlicher Republiken angenommen, auf weiten Gebieten den Japanern ein Vormundsrecht zuerkannt. Und jetzt kann Präsident Yuan-Shi-Kai, wanns ihm beliebt, Kaiser sein, einer neuen Dynastie Ahn werden, Sohn des Himmels heißen. Der ist wohl aus festerem Stoff als der verschmitzte Li. Vielleicht weckt er China, das in sechs Jahrzehnten von der rauhsten Störung sich nur für Minuten aus dem Schlaf schrecken ließ. Vielleicht plant er, der zu alt ist, um den Bonaparte zu spielen, gegen Japan ein Bündniß mit den Vereinigten Staaten und Rußland. Bisher hat Ostasien die Zeit des Europäerkrieges klug genützt. Wenn unser Auge sich wieder der Erdmitte zuwenden darf, muß Hauptpflicht sein, aus dem Gedächtniß der Gelben Alles zu tilgen, was ihnen, was uns Vorurtheil schuf. Nicht bekehren will Deutschland; Verkehr wird es brauchen.

Saloniki.

Die Kunde von den Schlappen und Rückzügen in Makedonien könnte die Franzosen an die dunklen Tage des ersten Zuges nach Peking erinnern; könnte sie, nach dem Rückblick auf 1860, 1900, 1915, auch zu nützlichem Vergleich deutscher mit französischer Feldzugsvorbereitung anregen. Wieder hadern Generale und Diplomaten; wieder fehlt den Bundesgenossen die Eintracht. Herr Hervé hat dem Volksempfinden die Zunge gelöst. „Alle Zeitvertrödelung kommt wahrscheinlich daher, daß es so schwer ist, Englands Regirung und Generalstab zu überzeugen, wie unsinnig es wäre, die Serben aufzugeben und Saloniki zu räumen. Was der Griechenkönig dem Vertreter der ‚Times' gesagt hat, müßte unsere englischen Freunde, die ja anständige Kerle sind, doch ahnen lehren,

daß ein großer Theil der Verantwortlichkeit für Konstantins Haltung ihnen zufällt. Was sagt der Mann? Die Verbündeten sollen nicht länger Winkelzüge und Ausflucht versuchen, sondern endlich aussprechen, was nach ihrem Willen in Saloniki geschehen soll. Kriechen wir mal für einen Augenblick in seine Haut. Er weiß, daß die englische Presse täglich die Zurückziehung der Truppen aus Saloniki predigt und daß in Frankreich ein Mann, der Ministerpräsident war, als Zeitungschreiber und Demolirungunternehmer einen großen Ruf hat und dem die Unklugheit des Senates den Vorsitz im Heeresausschuß überließ, Herr Clemenceau, in alle Winde schreit, weil die Deutschen in Noyon seien, müsse man sie auch nach Saloniki gehen lassen. Der Jammer-Konstantin hörts von Weitem, hält das Gerede für Ereigniß und glaubt nun, wir seien bereit, uns auf dem Balkan dünn zu machen. Und weil er, unter solchen Umständen, sich mit den Bulgaren nicht ganz verzanken will, wartet er ab, lavirt hin und her, wählt Umwege. Kitchener, der als Psychologe wohl nicht so stark wie als Kolonialverwalter ist, hat in Athen dem König vielleicht gesagt, er werde die Räumung Salonikis empfehlen. Wer, englische Freunde, ist schuld, wenns am athener Hof in die Unterhosen ging? Ich fürchte, die englische Regirung ist noch nicht klar genug darüber, daß wir Franzosen diesen gräßlichen Krieg rasch enden möchten. Trotzdem das Gemetzel uns ekelt, werden wir bis ans Ende, also bis in endgiltigen Sieg, aushalten; aber wir leugnen nicht, daß Eile uns nöthig dünkt. Weichen wir vom Balkan zurück, dann hat Deutschland die Möglichkeit, den Krieg noch um ein Jahr zu verlängern. Unsere Freunde in England müßten ernstlicher bedenken, daß fünf bis sechs Millionen Franzosen seit achtzehn Monaten mobil sind. Wir haben das Recht, zu fordern, daß man uns so übermenschliche Anstrengung nicht länger aufzwinge, als unbedingt nothwendig ist. Nun muß ein Mensch von Dutzendverstand doch einsehen, daß wir, wenn wir die Serben aufgeben und Saloniki räumen, den Deutschen den geraden Weg in die Asiatische Türkei öffnen, aus der sie Menschen und Nährmittel für Monate beziehen können. Unsere englischen Freunde machen noch einen Fehler: sie vergessen, daß unsere Empfindensart anders als ihre ist. Wir, denen Ehrgefühl mehr gilt als Sucht nach Vortheil, sind unfähig, auch nur für eine Minute uns in den Gedanken einzu-

fühlen, wir könnten die Serben, deren Rettung uns möglich ist, im Stich lassen. Vielleicht ists Eselei; aber so sind wir, in Frankreich und in Italien, nun einmal. Man muß uns nehmen, wie wir sind. Wer uns zumuthet, die Serben so zu behandeln, wie Griechenland sie behandelt hat, Der bricht uns Arme und Beine und kürzt das Vertrauen in die Gerechtigkeit unserer Sache um fünfzig Prozent. Und, offen heraus gesagt: die Leitung des Landkrieges könnten die englischen Freunde immerhin uns überlassen. Jedes Volk hat sein Eigenwesen, seine besondere Geschicklichkeit. Wir Franzosen wären durchaus zufrieden, wenn in einem Kriegsrath verbündeter Admirale der Engländer das entscheidende Wort spräche. Für den großen Festlandskrieg war England, mit einem nur in den Kolonien geschulten Offiziercorps, mit einem Heer, dessen Truppenstämme kaum dehnbar sind, sehr schlecht vorbereitet. Da könnte es sich ruhig auf unseren Generalstab verlassen. Der ist nicht vollkommen, aber der Generalstab eines der größten europäischen Kriegervölker, eines Volkes, in dem das Temperament, der Instinkt, die Gewohnheit der zu großem Europäerkrieg Tauglichen lebt. Der Wortstreit über die Balkansache hat jedenfalls schon zu lange gewährt. In der nächsten Stunde kann dem Heer Sarrails der Rückzug nach Saloniki abgeschnitten werden. Will England, weil es von der Sorge um die Vertheidigung Egyptens besessen ist, sich dem Mehrheitbeschluß der Verbündeten nicht fügen, dann müssen Italien, Rußland, Frankreich die Rettung der Serben auf sich nehmen. Freilich: ein rechtes Elend wärs, wenn England in so ernster Stunde von uns abböge. Können wir aber nicht zu Vieren den Serben helfen, dann muß es zu Dreien geschehen; und gehts gar nicht anders, dann machen wirs allein, wir Franzosen: denn wir sind entschlossen, Serbien und Saloniki noch mit dem letzten Athem zu vertheidigen." Wäre Britania noch so in Frankreichs Gunst wie vor sechs Monaten: der pfiffige Genosse Hervé hätte nicht so scharfe Worte in Watte gewickelt. England mitschuldig („en grande partie") an der Wendung des Hellenenkönigs, ohne Verständniß für Frankreichs Leistung, die Menschenkraft überragt, für die Nothwendigkeit europäischen Landkrieges, für den Pulsschlag des Ehrgefühles, schlecht, noch heute, gerüstet und von Selbstsucht bestimmt: die englischen Freunde werden dieses Zeugnisses unter dem Mistelzweig nicht gern gedenken. So, ungefähr,

sprach Cousin-Montauban von Grant; und die zwei Generale hatten gegen ein zuchtlos schwaches Chinesenheer zu kämpfen, nicht gegen Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren, Türken mit niemals erschauter Geschützmacht. Wohin schwand die einträchtige Gemeinschaft, die sich an der Hoffnung wärmte, solchen Feindes Vordrang zu hemmen? Am vierzehnten Oktober hat Ministerpräsident Viviani den Abgeordneten und Senatoren der Republik zugerufen: „Nach ernster Wägung der Schwierigkeit sind Frankreich und England, sammt ihren Bundesgenossen, in völliger Eintracht entschlossen, die von Serbien erbetene Hilfe zu gewähren und Serben, Griechen, Rumänen zu Nutzen, dem Bukarester Vertrag, dessen Bürgen wir sind, die Rechtskraft zu wahren. Englands und Frankreichs Regirungen haben sich über den Umfang der Streitkräfte, den das Gutachten der Heeresleiter bestimmt hat, geeinigt. Rußland will an ihrer Seite sein: morgen werden seine Truppen neben unseren für das Serbenvolk fechten. Nie war die Eintracht der Verbündeten inniger, nie das Vertrauen auf gemeinsamen Sieg fester. Und wir sind zu dem Glauben berechtigt, daß auch Italien dem Helferwerk nicht fern bleiben wird." Weder Rußland noch Italien hat Mannschaft geschickt. Die sechzigtausend Franzosen Sarrails und die winzige Britenschaar sind von der Uebermacht auf Griechenlands Boden zurückgedrängt worden. Die Serben haben vergebens, Wochen lang, hungernd und blutend auf Hilfe, auf die Erfüllung feierlichen Gelübdes geharrt. Und am achten Dezember, fünfundvierzig Tage nach Vivianis Rede, stöhnt Herr Hervé laut, Englands Zaudern, Englands mitleidlose Selbstsucht habe Alles verdorben. Frankreichs zweite Enttäuschung.

Ein Brief.

„Gestatten Sie mir einige Randbemerkungen zu Ihren Aufsätzen. Sie erwähnen den Bericht des Fräuleins Sturzenegger über die Art, wie die Serben die von ihnen gefangenen Oesterreicher behandelten. Die Schweizerin gab noch einen Nachtrag, den ich hier folgen lasse. ‚Verschiedene Tagesblätter citiren in letzter Zeit Beispiele von argen Mißhandlungen, die österreichische Gefangene in Serbien erlitten haben sollen. Die Unterzeichnete ist im Fall, hierüber einige Aufklärungen geben zu können. Mit Sondererlaß wird jedem serbischen Krieger ans Herz gelegt, gegen

jeden Gefangenen gut zu sein; denn sobald der Feind sich als Gefangenen übergiebt, hört er auf, Feind zu sein, und muß als Bruder behandelt werden; so heißt es wörtlich in der Vorschrift; und daß der Serbe jedem militärischen Gesetz gehorcht, hat er bewiesen. Wie der Staat selbst die Gefangenen behandelt hat, habe ich in meinem Buch ‚Serbien' gezeigt. Noch zu einigen Einzelheiten, mit denen man Serbien wieder belastet. Die Verwundeten und Gefangenen, sagt man, mußten auf Stroh liegen. Viele unserer Soldaten liegen auch auf Stroh und sind nicht Gefangene. Das ist Kriegsbrauch: im Felde hat man auch keine Sofas. Daß die so genannten Ställe nicht Ställe waren, sondern geschützte, nicht offene, sondern gedeckte, heizbare Gebäude, kann ich beweisen. Wenn während der Flecktyphus-Epidemie Kranke nicht nur neben, sondern sogar auf einander lagen, so waren daran nicht die Serben schuld, sondern die Oesterreicher selbst: das Wärterpersonal, das nicht besser Ordnung hielt. Alle Aerzte, alle Wärter, das gesammte Sanitätpersonal waren Oesterreicher. Als ich nach einem Besuch der Gefangenenlager in Nisch, in der Flecktyphuszeit, sah, daß Manches fehle, wurde sofort, auf meinen Bericht hin, für Abhilfe gesorgt; und es waren die Serben, die halfen; ein Beitrag von Oesterreich kam erst später; aber was waren 6000 Kronen für 56 000 Mann! Die Nahrung habe nur aus Brot und Wasser bestanden, heißt es weiter. Auch diese Anschuldigung kann entkräftet werden. Ferner: Wenn eine Wunde eiterte, wurde sofort rücksichtlos amputirt. Antwort: Kein serbischer Arzt amputirt ohne Einwilligung des Patienten. Das wird jeder schweizer Arzt, der in Serbien weilte, bezeugen. C. Sturzenegger.' Warum bringen andere Zeitschriften oder Zeitungen nicht solche Berichte Neutraler? Anstand und Klugheit gebieten, auch im Urtheil über den Feind und dessen Handeln Gerechtigkeit walten zu lassen.

Mit Recht tadeln Sie, daß in einer Generalversammlung ein Aktionär von den Bürgern eines fremden, neutralen Staates als von Lumpenpack reden durfte, ohne von dem Vorsitzenden getadelt zu werden; und nennen Dies Schande und Schritt in Rebarbarisirung. Besser hat sich der Vorsitzende einer englischen Gesellschaft benommen. Die Gesellschaft stand bis zum Ausbruch des Krieges in enger Interessengemeinschaft mit einer deutschen Gesellschaft. Sie glaubte, das Verhältniß lösen zu sollen. Man kam zu

einer Uebereinkunft, die beiden Gesellschaften gerecht zu werden suchte. In der abschließenden Generalversammlung der englischen Gesellschaft fragte ein Aktionär, ob die Verwaltung sich auch ernstlich gesichert habe; in der ganzen civilisirten Welt habe ja jedes von Deutschen unterschriebene Abkommen die Geltung verloren und sei nur noch ‚einem Fetzen Papier' gleich zu achten. Der Vorsitzende antwortete, zwar sei für ausreichende Bürgschaft gesorgt, doch liege kein Grund vor, zu bezweifeln, daß die Abwickelung eben so anständig und redlich sein werde, wie der gesammte Geschäftsverkehr auch von der deutschen Seite aus bisher war.

In einer englischen Zeitschrift fand ich das Bild des deutschen Fliegerunteroffiziers, der den von unseren Feinden vergötterten Flieger Pégoud, dem einst auch die Berliner zugejubelt haben, im Luftkampf überwunden und getötet hat. Ehrung des Muthes?

Sie verurtheilen die gewollte Blindheit vor der Menschheitleistung anderer Völker. Mit Freude werden Sie aber gelesen haben, wie der Rektor der größten deutschen Universität darüber denkt. Professor Ulrich von Wilamowitz hat sich bei der Rektoratsfeier in Berlin am fünfzehnten Oktober dieses Jahres in wohlgeformter Rede darüber ausgesprochen und versucht, seine Auffassung der studirenden deutschen Jugend einzuprägen. Warum haben so wenige deutsche Zeitungen diese goldenen Worte verbreitet?

Dr. Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamtes, ist in den ersten Monaten dieses Jahres vom König von Bayern vom Lieutenant zum Major befördert (oder, wie der Amtsstil sagt, charakterisirt) worden. Unter dem alten Kaiser Wilhelm ists nicht so schnell gegangen. Ein bekannter preußischer Minister mußte sich damit begnügen, zum Secondlieutenant ernannt zu werden. Vielleicht glaubt Herr Helfferich sich durch den Stabsoffizierrang verpflichtet, nach der Weise der Tagesberichte seine Gesetzesvorschläge vorzubringen. Daher vielleicht die von ihm gewünschte ‚ausgiebige' Besteuerung der Kriegsgewinne. Vielleicht hören wir bald, daß sie mit einer ausgiebigen Steuer ‚belegt', daß Gesetzentwürfe von Erwägungen sozialethischer Natur ‚gesäubert' und Lebensmittelwuchernester ‚ausgehoben' wurden. Der Herr Major schreckt vor Unterscheidung der Kriegsgewinne zurück. Das scheint mir sehr ungerecht. Ein Beispiel zu tausend anderen. Haben Intelligenz und Fleiß der Leiter und Arbeiter, nicht ohne Gefährdung

ihrer Gesundheit, nicht ohne Risiko der Gesellschaft, den Umsatz zu doppeln oder gar zweimal zu doppeln vermocht, ohne daß zwischen Umsatz und Gewinn das Verhältniß wesentlich besser geworden ist: warum sollen sie dafür bestraft (oder, neuzeitig ausgedrückt, ‚mit der Ehrenpflicht des Zahlens belegt‘ werden)? Erwägungen sozialethischer Natur gebieten doch wohl auch, daß eine Steuer gerecht sei. Mancher verhöhnt bei uns die in England geplante ‚Zwangsanleihe auf die Arbeiterlöhne‘. Sie ist drüben von den Vertretern der Gewerkschaften nicht ungünstig aufgenommen worden. Danach leiht die Regirung von den Arbeitern die Hälfte des Mehrverdienstes (also Kriegsgewinnes) gegen fünf Prozent Zinsen. Ich begreife nicht, daß, wer die Sonderbesteuerung der Kriegsgewinne lobt, diese milde Form verurtheilen kann. Daß der Mehrverdienst des Arbeiters versteuert wird, muß Dem billig sein, dem die Besteuerung des Mehrgewinnes der Unternehmer recht ist. Der Schatzsekretär sagte bei der Einbringung der Vorlage, die neuen Werthe, die durch die Ausgaben für Kriegszwecke geschaffen wurden, seien sicherlich nicht geringer als die vom Krieg zerstörten. Der Beweis müßte noch erbracht werden. Wird er erbracht, so könnte man wirthschaftlich nichts Besseres thun als: Krieg führen. Vielleicht wird uns auch noch die Erkenntniß, daß es wirthschaftlich keinen Unterschied macht, ob man tausend Geschosse anfertigt oder mit dem selben Geld eine Werkzeugmaschine oder Lokomotive baut.“

Rezept.

Wie Budgetreden von Melodramen und Finanzpolitik von Beifallsucht, so scheiden ernsthafte Menschen auch Vertheilungmängel von Nothstand. Uns wird täglich gesagt (und wir müssen dran glauben), daß dem Volk zulänglicher Nährstoff gesichert sei. Dann sorget aber auch für genügendes Angebot, Excellenzen; oder ladet einen Theil Eurer Arbeitüberlast erfahrenen Kaufleuten auf. Wird vom Ausland Fett zu einem Preis angeboten, der den deutschen Höchstsatz übersteigt: um die Armen vor Unterernährung zu schützen, muß das Reich den Schaden tragen. (Daß auch Angebote, die unter dem Höchstpreis blieben, abgelehnt wurden, ist erweislich; solches Versehen darf sich nicht wiederholen.) Auf eine Milliarde mehr oder weniger kommt es nun auch nicht mehr an. Der Krieger muß höheren Sold erhalten; nicht, damit er draußen

einkaufen, sondern, damit er den Nächsten ein paar Mark heimschicken könne. Mit ungeschmälertem Ministergehalt von voller Tafel her Darbende mahnen, „durchzuhalten“: billiger Spaß. Fordert, wenns sein muß, morgen neue Steuern. Opferzwang ist nothwendig. Für seine „Stimmung“ sorgt das deutsche Volk selbst.

Alles wiederholt sich nur...

„Alle Völker wissen, daß dieser Krieg vom Unterlegenen nicht mit einer Provinz, einem Goldhaufen bezahlt wird; daß er über Macht und Ohnmacht, vielleicht über Sein und Nichtsein entscheidet. Jeder wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder lähmt. Keiner ist ganz schwach, ganz feig, ganz zum Erbarmen. Nicht Einer, wie Unkraut, aus seinem Heimathboden zu jäten. Die Leistung der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu hoffen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind sies nicht; noch winkt ihnen manche Möglichkeit, aus der Schicksalswende werden kann. Und welcher Druck zwänge sie zu schnellem Friedensschluß? Wenn Rußland alle Polenbezirke verlöre, wiche es an die Newa, Moskwa, noch weiter zurück und lüde den Ueberwinder nach Jakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser Millionenheer herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dulden, auf Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal verfrachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie wäre sie zu erwirken? Himmelsgunst und Zufall kann helfen. Aufruhr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder Massenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die von der Marine nicht so viel übrig läßt, daß mit den Schiffen Japans, Frankreichs und schmächtigerer Freunde etwas einer Großmachtflotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania nicht. Pferderennen, Cricket, Fußball: Alles wie sonst; Unbefangene melden, daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Pünktlich kommen und gehen die Schiffe. Der englische Händler bedient einen Theil unserer Kundschaft und brüstet sich in den Wahn, sie morgen ganz einzufangen. Fürs Erste bestimmt er den Waarenpreis und säckelt stattliche Summen ein. Noch braucht er nicht zu darben. Kann sich für eine weitsichtige Ausbeutung Rußlands rüsten. Und sperrt alle Straßen, auf denen unsere Industrie Roh-

stoffe nach Deutschland holen könnte. „Was wird aus Eurer unbesiegbaren Konkurrenz, wenn dem Elektriker Kupfer, in allen Maschinenhallen Schmieröl fehlt? Ich nenne nur Pröbchen aus meiner langen Liste. Ihr seid gewesen!“ Wir wollen sein. Weder auf Himmelsgunst noch auf Zufall harren. Noch sind wir nicht am Ziel. Hinderniß aller Art kann sich vor das Heer thürmen. Von keinem ist es zu hemmen. Daß ihm nichts Erlangbares fehle, sei unsere Sorge. Nicht die einzige. Wir werden mehr nacktes Elend und Siechennoth sehen als sonst in Jahren. Trotz aller Barmherzigkeit und jedes Einzelnen freudigem Helferwillen. Schicket Euch früh deshalb in die schwere Zeit. Schnappet nicht vor jedem Mahl nach neuer Siegesbotschaft; und lasset, wenn sie ausbleibt, erst recht nicht die Köpfe hängen. Bildet Euch nicht ein, wir seien schon, fast schon fertig und dürften uns munter an die Theilung der Erde wagen. Wilna, Warschau, sogar Paris: wunderschön; doch keine Entscheidung. Die ist nur der zähen Haut und dem kühlen Blut der Engländer abzutrotzen. Krieg ist nicht Sport, nicht Mörderei nach bestimmten Waffenspielregeln. Ist Pein und Glück. Krieg ohne Leid, Allen gemeines, würde nie einer Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne neu heilige, sei jedes deutschen Herzens inbrünstiger Wunsch. Wie kämen wir sonst durch die Düsterniß des Winters, der dräut? Nicht in der Stimmung Eines, der von tadelloser Aufrollung des Feindes schwatzt und sein Gesicht grämlich verkatert, wenn ein tausendmal verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hindurch. Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kindermärchen, doch neben einander, Jeder Allen verwandt und der Stämmige dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann das Ungeheure gelingen. Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie ermüden, nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen. Und die, in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken: weil sie thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgenbündel mitschleppen, unter dem wir von der größten Arbeit deutscher Volksgeschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen.“ Sätze von gestern? Vom neunzehnten September 1914. Was in ihnen ist, könnte ich heute, nach einer Woche ohne politisch erwähnenswerthen Vorgang, nur mit anderem Wortkleid behängen. Wozu? Keiner darf müde werden; Keiner sich, in Uebermuth, dem Menschheitbewußtsein entwurzeln; Aller Zuversicht muß überwintern.

Organisation der Arbeit.

„Die Familie ist wieder der Wipfel über Nothgemeinschaft. Um den in Fährniß ringenden Mann bangt die Frau." (Harden.) Und wenn der Mann als Krüppel oder Kranker heimkommt? Oder nimmer heimkommt? Lasset die Familie, die Kriegerfamilie nicht zu einer Gemeinschaft der Noth herabsinken!

Viele werden, kehrt einmal Friede ein, den Arbeitmarkt umdrängen. Je nach der Weltlage mehr vielleicht, als er aufnehmen kann. Vielleicht aber wird die Nachfrage größer sein als das Angebot. Niemand kanns voraussehen. Nur Dies steht fest: Kriegsinvaliden und Hinterbliebene gefährden den Arbeitmarkt und der Arbeitmarkt gefährdet die Familie, sofern wir nicht vorbeugen, verhüten, daß Witwen und Waisen unserer Helden Fangball von Konjunkturen werden. Denn unzertrennlich ist das Geschick von Mutter und Kind. Mutter und Kind: noch bringt Unehelichkeit sie um jeden Kriegsrentenanspruch. Fällt der Vater, so hört mit Alimenten und Kriegsunterstützung jeder Rechtsanspruch auf. In der Zeit des Geburtenruckganges und angesichts ungeheuren Sterbens. Soll die Familie „Wipfel über Nothgemeinschaft" bleiben, so muß auch der uneheliche Sprößling für ihre Neugründung hochgebracht werden.

Der Rentenbezug der im Krieg Verletzten, heißt es, darf nicht zum Lohndruck führen. Auch die Unternehmer lehnen solche Möglichkeit jetzt ab. Wie steht es mit dem Rentenbezug der Kriegerwitwen? Sein Ausmaß setzt im Entscheidenden Vermögen oder Zuerwerb voraus. Muß es thun, soll es thun, wo nicht besondere Umstände dawider reden. Bekommt aber nicht durch Rentenbezug und Erwerbszwang die minderwerthig-ungeschulte, stets lohndrückende Frauenarbeit einen neuen starken Hinterhalt, gerade da, wo sie besonders unerwünscht ist? Bedrängte kinderreiche Kriegerwitwen schlüpfen in irgendwelche Erwerbswinkel, üben unterirdisch unfaßbaren Druck auf den Kreislauf der Löhne. Hemmen nicht nur des Vollarbeiters Aufstieg, sondern sperren auch der Invaliden-Arbeitsfürsorge manche Thore. Daheim verkommen inzwischen die Kleinen. Der Bettelverdienst macht die Renten kaum fetter. Bei niedergehender Geschäftslage Entlassung der Frauen. Nun muß die Armenpflege einspringen. Da, wo einst der gefallene Krieger mit seiner Hände treulichem Mühen eine Heimstätte hielt, lauert jetzt die blasse Noth, die grämliche Verbitterung und vielleicht die Verkommenheit, die sich so gern dem Mangel gesellt.

Zur obersten Obsorge für die im Krieg Verletzten gehört: Möglichste Erhaltung im früheren Beruf. Auch die Kriegerwitwen sind Verwundete. Viele ihrer sah ich zusammenbrechen, seelisch nicht nur, sondern auch körperlich. Sind sie Mütter von Säuglingen oder noch nicht schulpflichtigen Kindern, so ist es nationale Dankespflicht, des Kriegers Weib dem bisher geübten Beruf, der Pflege und Erziehung der Halbwaisen, durch besondere Pflegschaftgelder zu erhalten, sie zunächst nur hierfür zu stärken und zu stützen. Nicht minder ist die Erfüllung solcher Dankespflicht nationales und volkswirthschaftliches Erforderniß. Beide, Mutterberuf und Erwerbsberuf, bleiben dann Ganzheit; sonst schädigt Halbarbeit hier und dort, Familie und Arbeitmarkt, Nation und Volkswirthschaft. Entscheidende Richtlinie sei: den Hinterbliebenen unserer Grenzhüter, unserer Heimathschützer möglichst die vom Vater erwirkte Lebenshaltung zu sichern. Lasset sie nicht eine oder mehrere Stufen sinken. Sonst wird des Sinkens kein Ende sein. Staat, Gemeinde und freie Hilfe müssen hier den Ring der Fürsorge schließen. Müssen in erster Linie verhüten, daß den Halbwaisen, denen der Krieg den Vater raubte, Erwerbszwang nach so schwerem Verlust auch noch die Mutter nimmt.

Neben Pflicht und Erforderniß, Erhaltung der Mütter junger Kriegerhalbwaisen für den Mutterberuf, hebt sich deutlicher als je die Nothwendigkeit: Rüstung für die Doppelkurve des Frauenlebens. In der Straßenbahn reichen uniformirte Kriegerfrauen den Fahrzettel; viele stille, müde Gesichter unter der graugrünen Kappe. Als Fahrstuhlführerin, Autogenschweißerin, im Metall-, Munition-, Leder-, Nahrungmittelgewerbe, in Tischlerei und Brauerei, bis zur Erdarbeit ersetzen Frauen und Mädchen die Männer; die Kriegsnoth hat sie schlecht und recht angepaßt und eingefügt. Ob der Frauenerwerb schön oder häßlich anmuthe, gut oder böse sei: er ist eiserne Nothwendigkeit. Und häßlich und böse wird er nur, weil hier die Organisation bisher versagte, weil Frauenarbeit in weitem Umfang minderwerthiger Nothbehelf, Zufallsfüllsel blieb. Ledige, kinderlose Frauen, Mütter erwachsener Kinder kann angemessene Schulung zu werthvollen Produzentinnen auf ungezählten Gebieten verfeinerter, auch nach dem Geschlecht feiner differenzirter Arbeitorganisation machen.

Der Frauenüberschuß, sinkend seit der Jahrhundertwende, schwillt durch den Kriegsaderlaß. Seine nutzbringende Einordnung wird nöthig, soll er nicht schleichender Krebsschade sein. Der Krieg hats tausendfach erwiesen: Das Weib muß diensttauglich sein, sowohl für die Familie als für den Erwerb, muß fähig sein,

je nach Lebensgestaltung, Alter und Familienstand, Hausberuf und Erwerbsberuf zu tauschen und beim Heranwachsen der Kinder zu vereinen; nur, wenn wirs endlich begreifen, werden wir Qualitätarbeit auf der ganzen Linie auslösen. Nur auf dem Boden doppelseitiger Vorbildung kann die Synthese erblühen: Berufsfreiheit und Berufsgebundenheit durch die Mutterschaft. Alle Ordnung des Frauenerwerbs durch Berufsberathung, Vorbildung, Einstellung, Ausschließung nach Alter, Tauglichkeit und Geschlechtsaufgaben muß einmünden in das Kulturwerk allgemeiner Arbeitorganisation. Ueber deren Wesenheit und Wichtigkeit scheint der Krieg neue Erkenntnisse auszustrahlen.

Nie sah die Welt eine gewaltigere Organisation der Arbeit als im Kriegsjahr 1914/15. Aus der Erde gestampfte Millionen steigern, von Grenze zu Grenze geworfen, die Leistung immerhin beschränkter Zahlen ins Ungemessene. Ein Organisationgebilde von einzigartiger Geschlossenheit und Treffsicherheit weist Millionen die Arbeitstelle, vom Infanteristen der Front bis zum Schipper in West und Ost, Nordfrankreich oder Südpolen. Seine Kriegs- und Siegeskraft in Angriff oder Vertheidigung, Bewegung- oder Stellungskampf, Frontal- oder Flankenstoß beruht auf der bis in die geringste Einzelheit vorgedachten Technik, einer streng gegliederten Tauglichkeit- und Altersdifferenzirung. Nur auf solcher Grundlage konnte die Mobilisirung mit schier unglaublicher, den entlegensten Winkel im Thal und auf Gletscherhöhe, den fernsten Erdtheil erreichender Präzision sich vollziehen. Kann sie systematisch sich erneuen, ergänzen, bis auf den letzten waffenfähigen Landstürmer, bis auf den letzten in Garnison, Etape, daheim oder in Feindesland als Schanzer, Techniker, Radfahrer, Bureaubeamter, Polizist oder Dolmetsch verwendbaren Bürger.

Aufgehoben freilich ist die Wahl. Allgewaltig, allumfassend herrscht der Zwang. Vom Krieg, von diesem Krieg jedoch emporgeadelt zu höchster Willensfreiheit. Es ist der freie Mann, der muß, was er will, will, was er muß: Staatsbürgerthum, in dem der Grenzschutz beschlossen liegt. So athmet diese Zwangsorganisation die lebendige Kraft der zur Nation gebundenen Individualität. Auch das Weib erfaßt sie: willig giebt es den Gatten, Sohn, Bruder; schließt den Kreis der Kriegsarbeit, indem es ihn ehrenamtlich ergänzt.

Eine ähnlich vollendete, nach ihrer Sonderart abgeänderte Massenorganisation: wäre sie nicht denkbar, wie für die Grenzvertheidigung, so für den Innenbau, wie für den Waffendienst, so für den Werkdienst in Landwirthschaft, Industrie, Handel und

Verkehr? Wohl wirken sich hier Interessengegensätze aus. Statt der Uniform unendliche Buntheit, statt der Dienstpflicht Freiheit der Berufswahl und Ausübung. Aber auch im Erwerbsleben ist es „das Gesetz, das frei macht, die Freiheit, die unterjocht“. Wirkliche Erwerbsfreiheit ist nur möglich innerhalb der kollektiven Schranken persönlicher Freiheit, die das Gemeinschaftwohl heischt. Längst binden den Arbeitvertrag feste Normen. Doch deren Segnungen zerflattern an der Mindertauglichkeit, die jenseits von allen Bindungen und Abmachungen ihre Schwäche zu Markte trägt. Der Gesetzmäßigkeit organisirter Arbeit gilt es einzuordnen, je nach Tauglichkeit, Geschlecht und Alter, die Gesammtheit der Werkgenossen, die Unfähigen auszuschließen und jenseits vom freien Wettbewerb zu versorgen. Nie ward diese Nothwendigkeit greifbarer als durch den Weltkrieg mit seiner Masseninvalidisirung, den ohne Berather und Ernährer zurückbleibenden, hilflos gewordenen Schaaren jeden Alters. Nie stand eine Zeit vor größeren Aufgaben.

Organisation der Arbeit: unter diesem Begriff schwebt mir vor die von allen Gewerkschaftgruppen geforderte reichsgesetzlich geregelte Arbeitvermittelung durch paritätische Orts-Bezirksarbeitämter; sie gipfeln im Reichsarbeitamt; ihm angegliedert die gesammte Arbeitvermittelung für die im Krieg Verletzten und die Hinterbliebenen; sie muß sich ausweiten zur allgemeinen Invaliden- und Hinterbliebenen-Arbeitfürsorge und Arbeitlosenfürsorge, zur Versorgung und Beschäftigung solcher Halb- und Ganzinvaliden, die dauernd vom freien Wettbewerb ausscheiden. Arbeitfürsorge, in ständiger Wechselbeziehung zur allgemeinen Wohlfahrtpflege und besonders zu einer einheitlich zu gestaltenden Jugendfürsorge.

Ansätze zur Berufsberathung, Vorbildung und Erwerbsbeschaffung für die Kriegsopfer tauchen überall auf. Ohne ihre planvolle Verknüpfung auf dem Boden allgiltiger Arbeitvermittelung muß alle Fürsorge Stückwerk bleiben. Das Problem, das der Weltkrieg löste: Freiheit im Zwang, Einheit in der Vielheit, höchst persönliche Verantwortung und Schlagkraft im Massenschritt der Bataillone, dieses Problem bleibt in sinngemäßer Modifizirung dem Frieden für den Frieden zu lösen.

Das ist das Kriegserbe der zum Krieg tüchtigsten Nation für die Kultur der Zukunft. Helene Simon.

Der frühe Abend an dem Flusse.

Rothes Fieber rann unter dem Wasser hin.
Es trank sich an der Sonne krank,
die groß am End der Welt versank;
und da es lautlos dunkelt, knien
die Schiffe tief sich in die Fluth.
Verworren rauscht der Strom zu Thal,
das aufgefangene Blut wird fahl.
Unsicher hebt den Kopf die Brut
der Nacht. Schaut her, quillt hoch,
umgreift das breite, weiche Feld
des Wassers. Mit den Armen hält
sie beide Ufer. Und ein Joch
spannt schattenschwarz von Rand zu Rand.
Die Schiffe schwimmen wie ein Sarg.
Und Ketten, die der Tag verbarg,
schleifen sich knisternd durch den Sand.
Das Wasser murmelt ein Gebet.
Ein Priester singt aus schwarzem Buch
Vor einem lichten Leichenzug,
der aus der Städte Gassen weht.

Kurd Adler.
(Lyrikerheft der „Aktion“.)

Kriegsgewinnsteuer.

Am dritten Juli 1913 ist, zugleich mit dem Gesetz über einen „einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag“, das Besitzsteuergesetz in Kraft getreten. Es bildet den Hauptinhalt der Reichsfinanzreform des Jahres 1913 und soll im Jahr 1917 wirksam werden; denn der Vermögenszuwachs, den die Steuer fassen will, wird nach dem Stand vom letzten Dezembertag 1916, verglichen mit dem Ergebniß des selben Tages von 1913, berechnet. Der Zuwachs von beweglichem Vermögen (Erbschaften, Schenkungen, Spekulationgewinn, Lotteriegewinn, Werthsteigerung durch Konjunktur, erspartes Einkommen). Für den Immobilienbesitz galt diese Steuer schon. Steuerfrei ist ein Vermögenszuwachs, der den Betrag von 2000 Mark nicht überschreitet. Die Abgabe ist gestaffelt: sie steigt von 0,5 Prozent des Zuwachses (bis zu 25 000 Mark) auf 1,5 Prozent (bei mehr als 1 Million). Eine Erhöhung tritt ein, wenn das steuerbare Vermögen die Summe von 100 000 Mark übersteigt. Hier reicht die Spannung von 0,1 bis 1 Prozent (bei mehr als 10 Millionen). Das Gesetz trifft nur die Einzelperson, nicht die Erwerbsgesellschaft, „weil“, wie es in der Begrün-

dung heißt, „die Höhe des Vermögensbesitzes wohl bei natürlichen, nicht aber bei Juristischen Personen ein hinreichend zuverlässiger Gradmesser ihrer wirthschaftlichen Leistungfähigkeit ist.“ Und weiter steht in den Erklärungen zum Gesetz: „In allen Fällen, in denen natürliche Personen als Inhaber von Gesellschaftantheilen Träger der Juristischen Person sind, würde eine Doppelbesteuerung vorliegen, die jedenfalls nur dann erträglich wäre, wenn von dem Vermögen der Nominalwerth der Gesellschaftantheile abgezogen werden dürfte.“ Diese Zuwachssteuer vom Jahr 1913 wird nun durch die Kriegsgewinnsteuer ergänzt, die auch 1917 wirksam werden soll. Milliarden sind aus Verbrauchsgütern Gebrauchsvermögen geworden. Die wirthschaftliche Konjunktur des Krieges ist auf Zeitleistung eingestellt. Rascheste Erzeugung bei möglichst geringer Hemmung durch rechnerische Bedenken. So sind aus den Lieferungen fürs Heer Kriegsgewinne entstanden: und Staatssekretär Dr. Helfferich sagt, es sei Ehrenpflicht, sich mit der Preisgabe eines Theiles dieser Gewinne ans Reich abzufinden.

Bestimmungen über die Höhe der Abgabe und die Art der Erhebung bringt der vorbereitende Entwurf nicht; sie sollen erst im Frühjahr 1916 veröffentlicht werden. Als Kriegsgewinn wird jede in der Kriegszeit entstandene Verbesserung des Einkommens und Vermögens angesehen; an eine Ausnahme zu Gunsten von Ersparnissen aus unverändertem oder verringertem Arbeiteinkommen scheint gedacht zu werden. Man kann sich vorstellen, daß Leute, die weder Pferdedecken und Granaten liefern noch „Deutsche Waffen“ haben, aus ihrem durch Arbeit erworbenen Einkommen Geld zurücklegen, um in Bedrängniß über einen Nothgroschen zu verfügen. Das mag auch da geschehen sein, wo sich die Einnahme verringert hat. Ist dann in der Kriegszeit ein Vermögenszuwachs von 5000 Mark entstanden, den der Besitzer vielleicht in Reichsanleihe angelegt hat, so dürfte ihn zwar die Vermögenszuwachssteuer, doch nicht die Kriegsgewinnsteuer treffen, die auch die Gestaltung des Einkommens zu erwägen hat. Im Wesentlichen unterscheidet sich die zweite Zuwachssteuer von der ersten auch dadurch, daß sie nicht die Juristischen Personen freiläßt. Alle Gesellschaften, die nach Erwerb streben, müssen die neue Steuer zahlen, mögen sie auf Aktien, beschränkte Haftung, Gewerkschaft oder Genossenchsaft eingeschworen sein. Und sie sind verpflichtet, fünfzig Prozent der Kriegsgewinne als Sonderrücklage vom Gesammtvermögen abzutrennen und zu verwalten. Diese Beträge sind nicht Reserven im gewöhnlichen Sinn. Als solche würden sie im Betrieb weiterarbeiten; die Steuerrücklage muß davon abgetrennt werden. Wird es in jedem Fall möglich sein, eine immerhin beträchtliche Summe aus dem Geschäft zu ziehen? Manches Unternehmen, das seine Werkstätten vergrößert und für Kriegsarbeit eingerichtet hat, ist auf starken Verbrauch von Betriebskapital angewiesen; wird ihm ein Theil entzogen, so kann die Arbeitfähigkeit darunter leiden. Man darf zwei Dinge nicht übersehen: die Steigerung des Kapitalzinses auf

fünf Prozent und die Schwierigkeit, industrielle Papiere zu schaffen, so lange ein Druck auf der Rentabilität lastet. Wird die Steuerrücklage auch in fünfprozentiger Reichsanleihe angelegt (was ja erkennbaren Nutzen hätte), so fragt sich doch, ob dieser Zinssatz als Ausgleich für den verkürzten Betriebsgewinn genügt.

Wie schwierig die Behandlung industrieller Unternehmen ist, lehrt der Blick auf Abschreibungen und Innere Reserven. Paragraph 3 sagt: „Geschäftsgewinn im Sinn dieses Gesetzes ist der in einem Geschäftsjahr erzielte, nach den gesetzlichen Vorschriften und den Grundsätzen ordnungmäßiger kaufmännischer Buchführung berechnete Bilanzgewinn. Abschreibungen sind so weit zu berücksichtigen, wie sie einen angemessenen Ausgleich der Werthverminderung darstellen.“ Die Veranlagungbehörde soll also prüfen, ob Abschreibungen einen „angemessenen Ausgleich“ bilden oder zu hoch angenommen und als Stille Reserven, die der Steuer unterliegen, anzusehen sind. Die Möglichkeit, Gewinne zu verstecken, bleibt; aber wenn sie in Friedenszeit manchmal straflos ausgenützt wurde: das Kriegsgesetz droht mit Geldstrafe bis zu 30 000 Mark und Haftung für den Schaden, der dem Fiskus aus der falschen Einschätzung entstand. Die Mitglieder des Vorstandes, persönlich haftenden Gesellschafter, Geschäftsführer tragen die Verantwortung. Der Aufsichtrath bleibt von der Haftung frei. Warum, ist aus den Vorschriften nicht zu ersehen; für die Richtigkeit der Bilanzirung ist er im Allgemeinen mitverantwortlich. Die Geldstrafe droht nur dem zur Sünde Bereiten. Gegen Hinterziehung der Kriegsgewinnsteuer „sind sehr schwere Strafandrohungen in Aussicht genommen“. Dann muß aber bei Feststellung eines Verschuldens mit aller Sorgfalt verfahren werden. Der Begriff „angemessen“ ist schwankend. Im Frieden schreibt man von Außenständen und Vermögensposten oft viel ab, um Theile der Bilanz auf einen Mindestwerth zu bringen und sie damit aus den späteren Gewinnberechnungen auszuschalten. Manche Gesellschaften haben Werkzeuge, Maschinen, Inventar auf eine Mark heruntergeschrieben. Läßt man solche Gewohnheiten in Friedensbilanzen gelten, so darf man sie in der Kriegsbilanz nicht zu strafbaren Handlungen stempeln. Man bedenke auch, daß Außenstände (nicht nur die vom feindlichen Ausland zu fordernden) im Krieg mehr gefährdet sind als im Frieden. Ein Zwiespalt der Pflichten kann nur vermieden werden, wenn eine feste Bilanzirungregel geschaffen wird. Die Stillen Reserven früherer Jahre sollen von jeder Steuer frei bleiben. Das ist wohl nur als eine Art Generalpardon für die Unternehmen aufzufassen, die ihre Gewinne mit besonderer Vorsicht gespeichert haben und die das neue Gesetz zur Entschleierung früherer Einnahmen zwingen könnte. Als Kriegsgewinn gilt die Mehreinnahme der drei Jahre 1914, 1915, 1916, verglichen mit dem Durchschnittsgewinn der drei Jahre 1911 bis 1913. Was jenseits von dieser Grenze liegt, ist Konjunkturgewinn, der zur Hälfte in die Sonderrücklage wandern muß. Wenn nun in den Friedensjahren viel abgeschrieben und der Gewinn dadurch verkleinert wurde,

so vergrößert sich die Spannung zum Kriegsgewinn. Im Vortheil ist die Gesellschaft, die einen großen Theil ihrer Erträge ausgeschüttet hat. Die Gerechtigkeit verlangt einen Ausgleich. Entweder dadurch, daß die Abschreibungen der drei Vergleichsjahre jetzt noch verkürzt werden, oder durch eine Anpassung der Kriegsbilanz an die Friedensbilanzen.

Schwierig ist die Gewinnberechnung auch bei Gesellschaften, die den Mehrgewinn in den Kriegsjahren aus Gütern hatten, die vor dem Krieg bestellt wurden. Eine G. m. b. H., die mit dem Schiffbau in Verbindung steht, blieb im Jahr 1911 ertraglos. 1912 erzielte sie einen Gewinn von 37000 Mark, aus dem 18000 Mark zur Deckung der Unterbilanz des Vorjahres verwendet wurden. 1913 brachte 56000 Mark; 1914 aber 146000 Mark, weil in diesem Jahr ein Zweimillionen-objekt, das von 1911 stammt, abgerechnet wurde. Hier ist die Vergleichsbasis des Jahres 1912 (37000 weniger 18000 Mark) zu niedrig und das Ergebniß des ersten Kriegsgewinnjahres zu hoch. Wird ein gerechter Ausgleich möglich sein? Die G. m. b. H. gehört vier Leuten, die nur diese Einnahmequelle haben. Die Kriegsgewinnsteuer trifft sie also doppelt: als Gesammtheit, vertreten durch die G. m. b. H., und als einzelnen Besitzer der Antheile. Die Doppelbesteuerung, die in jedem einzelnen Fall entsteht, da nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Gesellschafter Mehrgewinne versteuern müssen, ist allerdings erst dann wirksam, wenn der Aktionär oder Antheilbesitzer per Saldo einen Vermögenszuwachs hat. Der Mehrertrag aus Dividenden kann ja durch Verluste aus anderen Anlagen getilgt werden.

Die Kriegsgewinne der Reichsbank werden nach einer Sondervorschrift besteuert. Die Reichsbank hat natürlich ein Bombengeschäft gemacht. Für das Jahr 1915 wird mit einem Reingewinn von 220 Millionen (120 Prozent des Grundkapitals von 180 Millionen) gerechnet; 1914 warens 67 Millionen. Schon das erste Kriegsjahr brachte den Besitzern der Reichsbankantheile eine Steigerung der Dividende von 8,44 auf 10,24 Prozent. Würde der Gewinn von 1915 nach der alten Methode vertheilt, so gäbe es wenigstens 30 Prozent. Daran ist nicht zu denken. Die Reichsbank hat im Krieg durch die Aufhebung der Notensteuer und die umfangreichen Wechseldiskontirungen des Reiches verdient. Nun holt sich die Reichskasse zurück, was die Bank eingeheimst hat: 100 Millionen Mark ersparter Notensteuer (in siebzehn Kriegsmonaten); dann drei Viertel des Mehrgewinns. Im Durchschnitt der letzten drei Friedensjahre hat die Reichsbank 38,5 Millionen jährlich verdient. Das läßt sich hören. Was von 1914 bis 1916 darüber ist, fließt zu 75 Prozent ans Reich. Die Antheilbesitzer durften, nach dem Gesetzentwurf, der nur 50 Prozent für die Reichskasse forderte, 10,5 Prozent Dividende erwarten. Die Reichstagskommission hat ihnen nur 9 Prozent zugebilligt. Das müssen sie dulden. Auf die Finanzirung des Krieges folgt ja die Finanzirung des Reiches, die ein Konsortialgeschäft des ganzen Volkes werden muß. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Bilanz per 30. Juni 1915.

Aktiva.	M.	pf
An Kassa-Konto	225 993	87
„ Wechsel-Konto	2 518 624	47
„ Guthaben bei den Banken	90 618 734	71
„ Kautions-Konto	9 120 098	36
„ Konsortial-Konto	9 185 545	80
„ Effekten-Konto	90 043 676	48
„ Elektrizitäts-Werke und elektrische Bahnen	933 329	80
„ Debitoren	126 446 087	15
„ Hypotheken	760 000	—
„ Patente-Konto	1	—
„ Inventarium-Konto	1	—
„ Geschäftshaus Friedrich-Karl-Ufer 2-4	2 375 912	—
„ Fabriken: Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge u. Modelle	60 392 994	18
„ Inventur	93 406 143	54
	486 027 142	3

Passiva.	M.	pf
Per Aktien-Kapital	155 000 000	—
„ Obligationen	107 292 000	—
„ Reservefonds-Konto	73 564 679	27
„ Rückstellungs-Konto	19 640 808	68
„ Rückstellungs-Konto für Wehrsteuer	471 633	—
„ Hypotheken	4 683 300	—
„ Wohlfahrts-Einrichtungen	15 159 609	71
„ Geloste Obligationen	247 500	—
„ Obligations-Zinsen	1 625 697	50
„ Fällige Dividenden	281 080	—
„ Aval-Akzepte	296 900	—
„ Kreditoren	86 465 818	97
„ Reingewinn	21 298 115	23
Hiervon:		
11 % Dividende auf M. 155 000 000 Aktienkapital M. 17 050 000,—		
Tantieme des Aufsichtsrats einschl. Steuer „ 542 500,—		
Gratifikationen an Beamte „ 1 500 000,—		
Zuweisung an den Unterstützungsfonds „ 1 500 000,—		
Vortrag für 1915/16 „ 705 615,23		
M. 21 298 115,23	486 027 142	36

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1915.

Debet.	M.	pf
An Handlungs-Unkosten-Konto	1 546 768	39
„ Steuern-Konto	2 935 146	12
„ Konto für Verluste auf Staats- und Kommunal-Anleihen	324 292	52
„ Konto für Kriegs-Unterstützungen	4 612 414	32
„ Abschreibungen	895 615	55
„ Bilanz-Konto: Reingewinn	21 298 115	23
	31 612 352	13

Kredit.	M.	pf
Per Bilanz-Konto: Vortrag aus 1913/14	727 640	56
„ Geschäftsgewinn 1914/15	30 884 711	57
	31 612 352	13

Die Zukunft

Am 22. Dezember 1915 ist das Erscheinen der „Zukunft" verboten worden.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

HerausZeber
Maximilian Harclen
VerlaÃŸ 6er ^ulcuntt

Berlin, den 2. Oktober 1«1S.
Das letzte Gesicht.*)
Leuchter.
HWr ist einKind. Mit eingeschneitem Bart bliebe er immernoch
Kind. Von der Mama hat er den unfrohen Eigensinn,
vom Großvater die spielerische Gefühlsduselei. Maria Feodo»
rowna, deren äffische Mutterliebe nie was Rechtes von ihm hielt,
läßt den schmächtigen Bengel auch noch kräftigem Trunk entroöh»
nen. Solcher Kümmerling braucht Alkohol; sonst schmeckt er wie
ausgewässertes Lammfleisch. Dem Vater ist er der dumme Bub,
dem man Kiyderwünsche erfüllt, der aber nicht mucken darf. Ein
Musterknabe und fügsamer Thronfolger soll gedrechselt werden.
Bis Nika die Mütze des Monomachos aufsetzt, ist wohl manche
Telega verbraucht. Sein Vater wird mindestens Siebenzig. And
aus alter Weissagung schöpft Johann von Kronstadt den Glau»
ben,noch einNikolaiAlexandrowitsch werde früh sterben und,wie
mein Vetter dem dritten Alezander, seinem jüngeren Bruder die
Krone lassen. DasBübchen soll sichdieWelt besehen. Uchtomskij,
der ihm mitgegeben wird, ist aus der Schachtel der .Liberalen';
und hat ihn, mit süßem Gequengel von Menschenbeglückung und
Goldener Zeit, gleich fest am Wickel. Jeder seitdem, der ihn halten
und ihm ins Ohr slöten kann. Nikolaos? Heiliger Andrej! Nicht
Einer, der Sieg verheißt, sondern das traurigste Pechvögelchen.
In Otsu, beiKioto, haut ein japanischer Polizeisoldat ihm mit dem

*) S. „Zukunft" vom achtzehnten September: „Großfürst Nikolai."

Seitengeweht über den Schädel. Statt die Laus zu zertreten, läßt
er sich dasKöpfchen pflastern und macht uns vor den gelben Affen
zuLakenprunzern. ZuHaus muß er.wennBatjushka hinsieht, den
Soldaten spielen; seine Uniform drückt sich in alle Winkel. Mir,
nur zwölsIahre älter und nichtZarewitsch, hätte er ausderPsote
gefressen. .Mensch, hast Du denn keine Muskeln?' Immer ver»
steckt, schüchtern, mit runden Bildheiligenaugen. Endlich dampft
der tzospfuhl von Wonne: Er klebt! Wie heißt das Balletmädel
mit den Vollblutbeinen? Ein appetitliches Luder. Jeden Nach»
mittag kommt er. (Vielleicht ists seine Stunde.) Als man sie aus»
quetscht: nichts. Er sitzt, läßt sich erzählen, Patience legen, löffelt
Zuckerkirschen aus ihrem Thee; und geht wieder. Nichts. Das
Töpfchen funkelt von Edelstein; aber Herr Iungferich will nicht
Deckel sein, tzetman sämmtlicher Kosaken und Grenadieroberst:
nur kein Mann. Ob er einer scheinen wollte und sich deshalb ins
Gerede brachte? Weiß nicht. Wer kann wissen, was in einer Qualle
vorgeht? Die hessische Engländerin, die sie ihm verloben, hat keine
tzauterinnerung wegzukitzeln. Wir mochten einander nie; aber
hübsch war sie; ein kühler Racker mit langer, blasser Weide, auf
ders dem sanftesten Bock wohl werden konnte. Er hat sie..
»Was denn? Noch für die Kranke blieb er zärtlich. Hrotz»
dem nicht leicht mit ihr zu leben war. Fünf Kinder! Nein: glegen
Zarskoje und Peterhos dürftest Du nichts sagen. Und daß en sich
vor der Ehe sauber hielt, würde ihm in meiner tzeimath als Äver»
dienst angerechnet. Vielleicht war die Tänzerin ein gutes MM»
chen, an dem ihm die Einfalt oder die Stimme gefiel. Ihr Heid
garstig. Wie ein Igel gegen Jeden, der anders ist. Mein V,1atn
war nie ein Kopfhänger und Kostverächter. Aber die Söhne hiVelt
er bis zur Hochzeitnacht in eben so strengerZuchtwiedieTöchte« /
«Schau sie an, Stanja! Stolz kannst Du auf sie nicht fein !.
Gegen Deinen Vater keinWort.NikolaPetrowitschisteinPracht^
kerl, ein Held, einDichter,—wasDu willst. Aber: ein Dorfschulz. ^
Seinen Ministern verschwägert oder vervettert. Der Kopf einer >
Großbauernfamilie. Da darf die Rasse nicht verdorben werden.
Und was die Einfuhr an Weiblichkeit liefert, hat meist zu viel
Wildgeruch. Cetinje war vor fünf Iahren allerliebst; Goldhoch»
zeit und Königskrönung wie aus einem alten Bilderbuch. Ver»
gleiche mit unserem Zustand wären aberzumKreifchen. Bistdenn

moch immer fremd hier? Seit der Heilige Synod Dich dem Ro»
inanowskij abgeknöpft hat und in Ialta, 1907, die Gemse vom
Schwarzen Berg mein wurde, war doch Zeit, sich einzugewöhnen,
wenns zuvor, auf dem Nebengleis, nicht gelungen war. Hier ist
nicht Njegos, Beauharnais, Leuchtenberg; hier ist Rußland. Nicht
,anders' hat man hier zu sein, sondern russisch. Die Einfalt aus
derBalletschule, dieStimme einer Tänzerin? Lieber die Schenkel
einer Sängerin. Tricotfleisch' reimt uns nicht mit Nachmittags»
andacht. Allen Heiligen unserer Griechenkirche sei Euer Haus
empfohlen. Als ihre Diener wollen wirs ausbauen, daß für alle
Serben drin Platz sei. Doch unsere Sitte pflanzen wir selbst. Ab-
gemacht. Dem dürftigen Nika mußte man eine starke Slawin kup»
peln.Halb deutsch, halb englisch: Das war nichts für ihn. Und der
Vater starb viel zu früh. Was ist von einemZaren zu hoffen, der
nach derKrönung,Stunden lang, schluchzt, weilaufdemChodynka-
feld das Gesindel die Schranke durchbrochen und dreitausend
Leiber zertrampelt hat? Hätte er auf dem felbenFeld hundert an
der Schweinerei Mitschuldige, Gendarmes und Tshinownlks, ge»
henkt, dann hätte er sich als Herrn gezeigt. Ein heulendes Kind
als GossudarZ Die Mutter, die Frau, Ilarion Woronzow: Alle
inerken, daß es nicht geht, und rathen von dem Versuch ab, den
Selbstherrscher zu spielen. Nein. Er hat geschworen, die Auto»
kratie nicht zu kürzen. Durch Fleiß, denkt er, ists zu schaffen; und
watet von früh bis spät durch Akten. Wer flink redet, scheint ihm
im Recht. Iahre lang ist er das PüppchenWittes. Der steckt ihm
den dicken Traktat des Iuden Iohann Bloch in die Hand und frisirt
ihn als Apostel. Welche Seligkeit, als Murawiew im Haag die
Friedenskonferenz eröffnet! ,Das neue Iahrhundert bringt eine
neueWelt.'SoträumtderKindskopf.Weil ihn dieWeiberbespot»
ten und Sergej Iuliewitsch den Ohrlappen zu derb zwickt, verkriecht
«r sich hinter den stämmigenPlehwe. Da könnenAlexejew,Bezo»
brazow und ähnliche Wanzen an ihn. Ohne aus-dem Trog der
Valu» Gesellschaft zu fressen, läßt er sich nach Korea und in den
Krieg schleppen. Den Sinn der Niederlage hat er gar nicht ver»
standen. Welche Mühe wars, ihm, während das Reich schon an
zwei Ecken brannte, das Oktobermanifest des abgefeimten Witte
aufzuschwatzen! Daß er das Siebenfache zusagen und nach»
Her alles Unbequeme zurücknehmen konnte, sah er nie ein. Noch
/

weniger, daß er einpacken mußte, wenn ich ihm damals nicht das'
Speckstück an die Angel hing. Verfassung: damit fing er sie. Als
die Zähne nicht mehr klapperten, kam die Reue. ‚Dieser Witte war
mein Unglück/ ‚Das Vermächtniß meines Vaters.' Oder: ‚1ln»
dank und Unersättlichkeit der Gesellschaft/ Solchen Quark trat er
breit. Gings nach den Kaiserinnen, dann wurde er ein englischer
Fassade-Monarch, ein Eduard im Osten. Für Maria und Alex»
andraFeodorowna war der dickeZauberer die Krone derSchöpf»
ung. Nein? Ihr habt seine behende Schlauheit ja auch verhim»
melt.Du undMilitza; trotzdem er sich mit dem Anschmachten von
Tanzweibern nie aufgehalten hat. Parfüm des Ruchlosen. Cou»
lisse, Rennstall, Börse, feine Spelunke. Der Mann hatte übrigens
nicht nur Charme und Würde (Beides von derMutter,die,putzig
kleinundfett,mitrotherNasenampelzwischenbläulichenThränen>
sacken und gelben Backenpolstern, in Haltung und Geberde doch
Königin war),sondern auch steifen Willen und einen klaren Kopf.
Nichts für unseren Nika. Der will sich wärmen und ducken. Der
Andere (der thun muß, als merke er nichts davo)n soll ihm Nebel
. und Brimborium vormachen und das Kind in den Glauben ein»
lullen, es finde die einzige Straße, die aus Finsterniß ins Licht
führen kann. Verläuft es sich, dann wird neuer Hokuspokus an»
gerichtet. Pechvogel; imNest und draußen.ZweiIahrzehnte lang,
von der Chodynka bis nach Litauen, fast nur Nackenschläge. Da»
bei ist er nicht dumm, nicht faul.nicht bösartig.Nur: ohneMark;
kein Herr. Der Spielball jedes Gauklers. Witte, Plehwe, Alexe»
jew.Stolypin: Das ging noch. Ausgekochtes Volk; das aber von
russischem Staatsbedürfniß wenigstens eine Vorstellung hatte.
Seitdem ist er in den stinkigsten Sumpf abgerutscht. Sauls schlimm-
ste Sünde scheint ihm die Austreibung derWahrsager undZei chen»
deuter. In seinem Endor wimmert er deshalb alle Weiber an,
ihm den Samuel zu zeigen, der ihn mit Rath illuminiren könne.
Fromm? Niederträchtiger Schwindel. Wenn ich ein Philister»
Heer vor mir habe, befiehlt Frommheit, es zu schlagen, nicht, alle
Hexen um Rettung zu betteln. Ach so ... Schwägerin Militza
nehme ich, wegen‚guten Glaubens', Dir zu Liebe aus. Mein Bru»
der Peter mußte den Zaum fester ziehen. Rußland verträgt viel.
Aber den windigen Monsieur Philippe, den Mönch tzelirdor,.
den Strolch Rasputin als Berather des Selbstherrschers, als ver».

borgen« Kanzler und Hausmeier, über Generalstab undMiniste»
rwm, mit einem Troß hysterischer Frauenzimmer hinter sich..
«Schon wieder! Wir find an Allem schuld. Der Krieg hat
Dich ganz verwildert. So vielkenne ich doch von Eurer Geschichte,
um zu wissen, wieoft,Weiber'ThronundHof beherrschten.Führet
Ihr etwa immer schlecht, wenn eine Frau auf dem Bock saß? Viel»
leicht Marens frühernicht armeDorfschulzentöchter.Immerhin war
ein entlaufenes Dragonerweib darunter. Manche, der ein gelber
Zettel gebührt hätte. Wenn sie ihnen gut roch und nicht Grütze im
Schädel hatte, war sie Großfürsten und Zaren willkommen."
»Auch mit Grütze, Stanja; erst recht. Ungnade, spüre ich, ist
«in Lotterbett; ein ganzes Jahr lang habe ich nicht so ins Blaue
geschwatzt. Empfindlich darfst Du nicht sein. Weiber in Rußland?
Besseres als die zweite Katharina hatten wir nicht; und die erste
sammt Anna und Elisabeth müssen wir ruhen lassen. Die waren
Kaiserinnen. Sonst? Leckerbissen. Eine Pompadour oderMain»
tenon gab es nie. Die Maitresse, die Politik macht: ungefähr der
einzige ärticle äe Paris, den wir nicht einführten. Nicht mal die
Dolgorukij redete mit.Allenfalls könntestDuanBarbaraVieting»
hoff denken, die unser Gesandter Krüdener heirathete. Der aber
war Alezander der Erste nur Einer von Hundert. Mein Vater
hat noch viel von ihr erzählt. Sie wollte den Menschen in ewige
Seligkeit helfen und fing, im Einzelnen und für die Zeitlichkeit,
mit denLNännern an. Sie hielt Bußpredigten und sorgte danach
für neue Sünde. Ihre Konventikel ähnelten Priapsfesten und ihre
Schwärmergemeinde wurde ein Wanderbordell genannt. Der
arme Platen, der noch in den Sechzigerjahren bei uns sehr beliebt
war, schalt sie, mit dem Haß der anderen Geschlechtsfakultät, eine
,alte, verworfene Hure, die für denKaiser vonRußland wirbt, ihn
als den Erwählten Gottes preist und den Heiligen Bund stiftete.«
Ganz fo fchlimm wars nicht. Ihre Wahrsagerkunst hatte in Pots»
dam (konnte von da Gutes kommen?) tiefen Eindruck ins weiche
Herz Alexanders gemacht. Sie prophezeite Napoleons Fall, Ruß-
lands Triumph, rief ihm in Paris die Geister, die er sehen und
hören wollte, und schmeichelte ihm mit der Schilderungdes von un»
serem Heer auf dem Katalaunischen Feld gefeierten Weltweihe«
festes. Aus diesem (Ämp de verws,überhaupt von ihrkamenAnre»
gungen zur Leinte /Uliance der christlichen Monarchen. Die wurde

(wenn sie nicht längst begraben wäre) in diesem September hunderd
Jahre alt. Schade für Nika, daß sich unter unserem Wind nichts
draus machen ließ. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und
der König von Preußen verpflichteten sich, als die Häupter der drei
größten christlichen Kirchen einander als Brüder zu lieben, ihre
Völker und Heere indas Gefühl inniger Familiengemeinschaft zu
erziehen. Unauflösliches Band der Brüderlichkeit; drei Völker
werden eine Familie, die Jesus Christus, durch drei Statthalter^
regirt. Klingt heute drollig. Ist aber echter Alexander Pawlowltsch..
Dem blieb stets ein Wunder, daß er den großen Bonaparte besiegt
hatte. Er schrieb dieNrkunde mit eigenerHand und lud alleStaaten,
die sich zu dertzeilswahrheit des Christenthumes bekennen, in die
Bruderschaft des Heiligen Bundes. Außer dem Papst, den Eng»
ländern und, natürlich, denTürken, fing er alle.Wie ich ihn sehe,
hätte ers auch ohne die Krüdener gemacht. Der hat er dann nur
noch Geld für das .Kloster'gegeben, in das sie reuige (oder außer
Kurs gesetzte) Lustmädchen Herbergen wollte, und erlaubt, ihre
Sekte in der Krim anzusiedeln; aus Petersburg aber hat er sie
fortgejagt. Nur dem Friedensmanifest sammt haager Theater ist
die Heilige Alliance zu vergleichen. Die ewig männerndeKrüde»
ner nicht den keuschen Damen, die an unserem Tugendhof die
Kunkel drehen. And Nika nichtmeinemAhnherrn.Alezanderwar
auch ein Schwärmer; unklar, fchwammig, mit Willensporen, in
die trüber Einfluß sickern konnte. Doch er hat Etwas geleistet. Ko»
misch war er manchmal; nie unwürdig. Daß er sich von Napoleon
nicht fest einschnüren ließ, war klug; tapfer, daß er sich nicht mit
Bauchweh ins Bett legte, als Moskau gefallen war; vernünftig,
daß er, gegen einen Schwärm feiger Esel, den alten Kutusow im
Kommando hielt. Wenn er den Durchfall bekommen und Frieden
geschlossen hätte, ehe die Franzosen Witebsk und die Beresina
erlebten, kam sür Rußland wahrscheinlich nie eine europäische
Zukunft. Heute? Ich schenke Dir, weil sie Dich ärgern, sämmtliche
Hofunterröcke. Guck die Männer an! Jeder so ehrlich wie der
st ramme Leibdiener der Krüdener, der von der Kanzel, wo er gegen
den Teufel derWollust gepredigt hatte, vors baseler Gericht mußte,
um wegen gewaltsamer Schwängerung Rede zu stehen. Jeder ein
echt russisch er Mann, so lange sich davon behaglich leben läßt. Die
Bande hatte ich im Rücken, während ich draußen war. Nicht gerade

müßig; und keine Stunde sicher, daß nicht irgendein Gaukler eine
Schwadron toter Feldherren aufmarschiren und beweisen ließ,^ >er
Krieg müsse ganz anders geführt werden. So ists nun ja auch ge-
kommen. Einen, der befehlen könnte, sehe ich nicht. Aber drei
Dutzend, auf die der Kindskopf horcht. Wer ist denn jetzt dran?
Uniform, Pope oder Taschenspieler? Alt oder neu?"
,Nm mich ists leer geworden. Schon im Juli. Ich erfahre
nichts. Daß sie ihn gegen Dich aufgehetzt haben, war längst zu
merken. DieAugen srorenmir.wennich Hofgesellschaftempfangen
mußte. Zuletzt wisperten sie von Kuropatkin. Sei heimlich empfan-
gen worden. Fedja hats aufgeschnappt.Ist Das denn möglich?"
„Warum nicht? Alles. Schade, daß der Name so spät auf»
taucht. Wir hätten vielArbeit undMenschenverlust erspart. Warte
einen Augenblick. Wo ist denn das Ding? Habs schon. .Dierufso»
türkische Grenze genügt unseremBedürfniß. Sie sichert uns nicht
nur gegen jeden Angriffsversuch der Türkei, sondern bietet auch
einen günstigen Ausgangspunkt für den Marsch nach Erzerum.
Wir haben also keinen Grund, eineAenderung zu wünschen. Auf
unserer österreichischen Seite wären die Karpathen die natürliche
Grenze. Aus strategischen Gründen könnten wir also dieEinver»
leibung Galiziens wünschen. Doch wäre zu prüfen, ob wir solchen
Zuwachs von Land undVolkbrauchen; ob er dasReich stärken oder
schwächen würde. Nur durch Gewalt, durch die Anwendung un»
gesunder Mittel wäre Galizien von Oesterreich zu trennen. Ru»
thenen und Polen sehnen sich nicht nach uns. Trotz schlechten Le»
bensbedingungen und schwerer Steuerlast glauben sie, auf einer
höheren Stufe der Civilisation zu stehen als der russische Nachbar,
und würden deshalb den Eintritt inunserReich als einen Abstieg
betrachten. Lassen wir uns vom Versucher bis an die Karpathen
locken.dann schaffen wir uns zwar einenatürlicheGrenze,aber auch
eine neue Sorge von großem Gewicht. Galizien könnte für uns ein
Elsaß-Lothringen werden. Ungefähr eben so ists mit der Abgrenz»
ung gegen Deutschland. Auch Ostpreußen würde ein Elsaß»Loth»
ringen; und die Gefahr wäre hier noch ernster zu nehmen. Mili»
tärisch würden wir gestärkt, wenn wir beideWeichselufer und die
Mündungen derWeichsel und des Njemen hätten. Das Deutsche
Reich aber müßte sich durch solche Stellung bedroht fühlen und
die Ostpreußen würden sich, imBewußsein ihrer höheren Kultur,

ihres deutschenBlutes und ihrer Geschichte, niemals in die neue
Staatszugehörigkeit eingewöhnen. Rußland hat keinen Grund,
eine Gebietserweiterung nach dieser Seite zu erstreben.' Lang»
weiltsDich? Nur noch zwei Sätze: ,Wer die russischen Streitkräfte
den deutschenvergleicht, muß erkennen, daß ein deutscher Einbruch
ins Nachbarland viel wahrscheinlicher ist als ein russischer. Im
Fall eines europäischen Krieges wäre unsere Westgrenze in einer
Gefahr, wie Rußlands ganze Geschichte noch keine verzeichnet hat.'
Das ist Kuropatkin. Das steht in seinem amtlichen Bericht von
1W0, den er in die Erinnerung an den Iapanerkrieg aufgenommen
hat. Der Schmöker verläßt mich nicht; aus einer Musterkarte aller
möglichen Fehler ist Manches zu lernen. Hast Du verstanden?
Wir brauchen keine unserer westlichen Grenzen zu ändern; wären
dumm, wenn wirs versuchten. Dardanellen, Galizien, Njemen»
Mündung: AllesUnsinn. Sagt Kuropatkin. Nach dreizehn Kriegs«
monaten hörtmansgern. Wofür haben wir eigentlich gekämpft?"
„Ich hörte doch immer: für unsere serbische Sache."
„...Auch, mein Engel.Sicher.Auch.Nur müßten wir, um sie
zu retten, durch Angarn oder durch die Türkei. Sonst blieb Papa
Nikita mit Schwager Peter in Hitze und Frost allein; zwei Groß»
machtheere kämen ihnen an dentzals und für dieNeutralität des
Nachbars, der nach Makedonien brüllt, gäbe ich an dem Tag kei-
nen Papierrubel. Taugtuns weder Konstantinopel noch Galizien,
dann stimmt die ganzeRechnung nicht. Als ichNika durch Lwow
führte, sah ers anders. Ist er nun bei Kuropatkin gelandet? Den
Oberbefehl kann er ihm nicht geben. Einen so elend geschlagenen
Feldherrn vertrüge das Heer nicht mehr. Europa (und Japan,
ohne das wir nicht fertig werden)würde ihn auslachen. Der.tzerr
Oberst' (oder trägt er, als Generalissimus, endlich den Generals»
rock?) will das Geschäft offenbarmit demneuenAlexejewmachen,
dessen Klüngel fast so groß ist, wie 1904 der des alten war. Als
Nachfolger meinesIanuschkiewitsch muß er sich, an der Spitze des
Generalstabes, bald entpuppen. Nichts für Dich. Aber Kuropatkin
ist eine Fährte. Möglich, daß er hinten mitarbeitet. Wahlschein»
lich. Der Bahnqualm hat mir die Iägernase verstopft. Jetzt habe ich
wieder Witterung. Alexej Nikolajewitsch Kuropatkin: Das ist der
Deckname für die tzofdeutschen, die sich noch nicht ans Licht wagen.
Für unsere Preußen in denAemtern, inReichsrath und Reichs»

duma. Die haben immer vor Frankreich, dem gottlosen Iakobiner»
land, und dem perfidenAlbion gewarnt,Preußen alsdasedelste >
Muster frommer Zucht und gehorsamer Unterordnung gerühmt
und die Erneuung der Heiligen Alliance, des Dreikaiserbundes,
empfohlen. Purischkiewitsch und seine echten Russen gehörten bis
in die Zeit des Kriegsausbruches dazu. Diesindwiederobenauf?
Dann istWetter fürRosen.Derwirdvielleicht auch schongenannt.
Witte, der ihn als Unterhändler nach Portsmouth mitnahm (der
Baron kannte Tokio und Washington) und später begönnerte, ist
ja tot. Und in Rosens Denkschrift war derAllergnädigstevor zwei
Iahren drei Tage langvernarrt.WennDu sie läsest, müßte er seine
Augenversichernlassen.DieslawischeIdeeistihm,Wortgymnastik'.
Gar nichts dahinter. Daß wir die Balkanslawen von derTürken»
Herrschaft befreiten, war Kinderei. Sie brauchen uns eben so wenig
wie wirsie. WirsindfürsienurdieVogelscheuche,dieOesterreich ab-
schrecken soll. Mit unsererMacht drohen sie, wenns an Erpressung
geht. Ihre Bildung und ihre Waaren kaufen sie aber aus den deut-
schenStaaten.Weil sie vonunserenSlawophilen ermuthigtwerden,
ärgern sie Oesterreich. Das rächt sich durch die Begünstigung der
Ukrainer. Ließen wir ihm den Balkan, dann hätten wir an der West»
grenze Ruhe. Das Bündniß mit Frankreich und die Befreundung
mit England trägt nichts ein und muß uns inLebensgefahr brin»
gen. Ob Frankreich den Elsaß erobert, ob England über die deutsche
Flotte und Industrie siegt, ist für unser Leben gleichgültig. Die
Westmächte sollen selbst für sich sorgen; ist ihnen die deutsche Vor»
herrschaft lästig: uns nicht. Gehen wir noch weiter mit ihnen, dann
zwingen wir Deutschland in den Versuch, uns zurückzudrängen
und die ganze Ukraine, den Grenzwall, abzunehmen. Rußlands
Zukunft liegt in Asien. In Europa ist nur die Erhaltung seiner
Westgrenze wichtig. Die kann weder England noch Frankreich
schützen. ,Deshalb ist ein gutes Verhältniß zum DeutschenReich
von unermeßlichemWerth.Kannuns diesesReich nicht vonFrank»
reich trennen, dann muß es sich zu einem Schlag rüsten, der uns
für lange Zeit wehrlos macht/ . Da hast Du Rosen. Seine Denk»
fchrift ist dreizehnIahre jünger alsKuropatkins und handelt von
Politik, nicht von Strategie. Einerlei. Sie gehören zusammen.
Aus Europa haben wir nichts zu holen. Da mag Deutschland ge-
bieten und seinem Bundesgenossen abgeben, was... Wozu dann

der Krieg? Wenn der Wind aus dieser Ecke bläst, riechts nach
Frieden. Und ich räkle mich hier und schwitze Worte aus wie ein
HampelmannGribojedows.,GeistreichthumisteinUnglück.'Noch
darf man sich ja zur Familie zählen. Ehe über deren Schicksal
gewürfelt wird... Wie spät? Drei Stunden bis zur Abfahrt.
Ich wollte nicht. Jetzt muß ich. Bleib ruhig, Stanja: Dein Vater
wickelt sichheraus.KuropatkinhatNikasOhr?Er sollmich hören."
Posaune.
»Der Kaukasus wird nun sehr wichtig, vielleicht der Haupt«
schauplatz des Winterkrieges. Und die Einheit politischer und mili-
tärischer Leitung wurde erst gesichert, wenn sie sich in einer Person
verkörperte. Diese Spitze kann nur der Kaiser sein. Und nach den
ungeheuren Anstrengungen muß Deine Gesundheit..."
«Bemühe Dich nicht! Daß manmirzumuthen könne, derNach»
folger der fleißigen Schranze Woronzow-Daschkow zu werden
hatte ich nicht geträumt. Wer sieht voraus, wie er enden wird? Da
ich bis vorgestern Oberbefehlshaber aller Streitkräfte zu Land und
zu Wasser war, kann ich die Bedeutung derKaukasus°Armee er»
messen. Von 1038 Bataillonen gaben wir ihr 118; ein Siebentel der
für Europa bestimmtenReiterei und SSGeschütze. Wie derBestand
heute ist, werde ich sehen.Aber wir sind ja ganz einigund Dein Huld»'
voller Befehl hat nur meinen Wunsch erfüllt. Auf derWestfront
ist fürs Erste nichts zu machen. Von Unsereinem,meine ich. Und
Wunder gewährt Gott nur dem Auserkorenen. In meinem Ab»
schiedserlaß andasHeerwarich ganzaufrichtig. UnterdenAugen
ihres Kaisers werden die Leute noch mehr leisten als jezuvor. Die
Empfindung, daß ihr Vater, der höchste Wille ihres Himmelsund
ihrer Erde,kommandirt, wird sie begeistern, wie am Tag der deut»
schen Kriegserklärung die Offiziere, die mitDirvordemBildeder
Heiligen Mutter vonKasan knieten. Das inbrünstige Schluchzen ist
mir noch im Ohr.DerIubel der tzunderttausend.die felig waren, am
Fenster desWinterpalastes denUmriß Deiner Gestalt zu erblicken.
In mancherNachtklang es imBahnzug wieder auf.Schon einIahr.
ZweiterAugust 1914. Erst ein Jahr.Zwischen Fahnen undDegen
schienst Du glücklich. Als Führer Deines Heeres wirst Du es sein.-
«Vielleicht; wenn ich wieder eins habe?«
.Was?«

»Ein Heer."
»Ietzt, sollDas heißen, hastDukeins? Nur Trümmer. Durch
meine Schuld. Wer hat Dirs eingespien? Aus eigenem Urtheil
kommts nicht.Dukennst höchstensZiffern,nicht dasHeer; und könn-
test ja gar nicht schätzen, was Du sähest. Wer also? Gut. Du hehlst
denNamen.Aber sage dem ehrlosen Schurken, daß er lügtwie..."
«Dein Iähzorn vergißt den Ort und die Zeit. Dieser Ton ist
verspätet. Lwow heißt längst wieder Lemberg. Und hier ist nicht
Warschau. Ich sprach nicht von Schuld. Ists aber meine, daß die
Welt uns zermalmt glaubt, der Feind tief im Land steht und ich
ihm kein angriffsfähiges Heer entgegenwerfen kann?"
»Wenn eines Menschen Schuld: Deine."
«Die Siege sind Dir in den Kopf gestiegen. Schlafe den Rausch
aus, önkel Goliath! Wenn Du nüchtern bist, wirst Du Dich schä«
men; und froh fein, daß Du in Tiflis unsichtbar werden darfst."
«Deine Schuld. Wann hast Du für das Heer gesorgt, auf
seinenAthem gehorcht, mit ihmgelebt? Nicht einen Tag lang. Ie»
denmitPopen,Weibern,Aktenschmierern,frömmelndenGaunern.
Warumnicht?DUwolltestjaFrieden.Warstgewiß,dasTausend-
jährigeReich einzuläuten. Noch, als in Asien das in Iahrzehnten
erworbene Ansehen verzettelt war. Was ,Dein'Heer hat, empfing
es von mir. Während Du Dich ergötztest, arbeitete ich. Nicht fürs
Schaufenster. Nicht für Dich. Um eine Lebensspur zu hinterlassen.
Mein Vater war der dritte Sohn eines Zaren; und ich habe kein
Kind. Etwas, hoffte ich, werde von mir bleiben. Ob meine Arbeit
taugte, wird einst der Feind, besiegt oder Sieger, prüfen. Einer, den
man zur Truppenbesichtigung schmeicheln mußte wie die Iungfer
aufs Sofa, kann mir nichtRichter sein. HastDu denn jemals auch
nur gewußt, was Du wollen mußtest? Doch: Freundschaft mit
Frankreich, wenn die Reise nach Paris, mit Deutschland, wenn
sie nach Darmstadt ging; saßest Du in Livadia, dann mußten die
Hospudel den Sultan anwedeln. Hundertmal fragte ich Dich: Asien
oder Europa? Nach der Antwort mußte auch die innere Politik
gerichtet werden. Ist Dir endlich bewußt, warum Iapan siegte?
Weil für ein Unternehmen, an dem dasSchicksal des Reiches hing,
nicht die ganze Kraft Rußlands eingesetzt wurde. DeineSchuld!"
«Deine aber, scheint mir, daß sie Dich aus Ostpreußen, Ga»
lizien, Polen, Kurland prügelten, einMillionenheer abfingen, ein

zweites töteten. Oder hatte ich diesmal nicht die ganze Kraft ein»
gesetzt? Sogar den grotzenOheim.dermiralsVorbildgezeigt wur»
de, Ruhlands unersetzliches Juwel: Nikolai Nikolajewitsch!«
»Grinse nur, Generalissimus! Das ist, endlich, wieder der
käsige Schlingel, der hinter Danilows RückenWodka soff wie ein
Kutscher. Die Tischkante als Bock, statt der Peitsche schlenkern die
Beine und die Lippe glänzt wie eine Butterwoche. Der Nika von
Gatschina. Mir lieber als der aufgeputzte, der in Ohnmacht fiel,
wenn er Branntwein roch. Also: ich bin geschlagen worden, habe
das Heer veraast; und derAllerhöchsteDank vom achtenSeptem»
ber war nur Mitleidszins. Von Rechtes wegen gebührt solchem
Feldherrn ein Tritt in den Hintern und danach die Kugel. Abge»
macht. Aber die Gnade Seiner Majestät wird vielleicht einen
Fetzen unterthänigen Berichtes hinnehmen. Gegen mich stand die
größte Militärmacht der Erde. Daß ich trotzdem bis an dieOmet
und Alle kam, war keine Kleinigkeit. Njemen-undNarew-Armee
sollten gemeinsam operiren. Aber Rennenkampf hatte nur einen
Herzenswunsch: Samso n ows Unfähigkeit zu erweisen. Und Oberst
Miashojedow verkaufte uns. Reinwaschen will ich mich nicht. Der
Feind war besser geführt undunferAufklärungdienst jämmerlich.
Wir tappten in jede Falle. Und hinter der Front klappte nichts.
Daß derVroviant herankam, war noch ein Wunder. Hätte ich der
Eisenbahn mehr zugemuthet, wären meine Leute verhungert. Nach
den ersten Ersahrungen schrie ich: Pioniere her! Alles, was an
Technikern irgendwo zu mobilifiren ist. Geschütze! Bessere Mu-
nition! Der Dreck krepirt nicht! Die Milchstraße wurde mir ver-
sprochen. InDeutschland, Oesterreich, Ungarn arbeitete dasganze
Volk für den Krieg. Ihr lebtet Euren Alltag. Mit Galizien und
der Bukowina wars auszuhalten. ‚Wenn Du Czernowitz hast,
marschiren die Rumänen, Italien folgt, Griechenland kann nicht
zusehen und Bulgarien wikd mitgerissen. Dann ists mit der Türkei
aus.Oesterreich-Ungarn wird vonOst undWest aus überschwemmt
und Deutschland mutz demüthig um Frieden betteln.' Wars nicht
so? Auf unserer Front ist kein Mann aus einem fremden Staat
mit uns marschirt. Was Italien an Truppen aus dem Osten ab»
zog, hat Oesterreich nicht merkbar geschwächt. Dessen Widerstands»
fähigkeit habt Ihr, hinten, eben auch unterschätzt. Sasonow, Su°
chomlinow und ihre Leute wimpelten die Zuversicht auf Revolu»

tionen in Oesterreich s Kronländern: nichts. Auf einen neuen, dies»
mal haltbaren Balkanbund, der sich umkehren und Oesterreich be»
handeln werde wie der alte 1912 die Türkei: nichts. Die Feinde
aber sammelten ihre stärkste Artillerie und schossen uns bei Gor»
lice das Riesenloch in die Linie. Hat Dein Leibarzt eine Salbe
gegen Erdbeben? Wenn Napoleon an meiner Stelle gewesen
wäre: gegen solchen Feuerorkan hilft das Genie nicht. Wir muß»
ten zurück. Und jedes Zögern wurde Lebensgefahr/
»UndWarschau? All meine Festungen anNjemen und Na»
rew, Weichsel und Bug? Als Du, endlich, die Nothwendigkeit
des Rückzuges eingestandest, habe ich, nach hartem Gewissens»
kampf, zugestimmt. Wenn es sein muß, bis nach Dwinsk, sagte ich;
nicht einen Schritt weiter. Noch da aber mußte ich annehmen, daß
der Rückzug den FeindMonate lang aufhalten, zu Einzelgefechten
zwingenundhindern werde, vorWintersanfang indasHerzRuß-
lands vorzustoßen. Daß alle Festungen geopfert wurden,...»
«... war nöthig. Iede andere Strategie wäre Wahnsinn ge-
wesen. An Festungen denken! An unsere, die das artilleristische
Vermögen des Feindes in Scherben zerschmeißen mußte! Seit
dem Dunajec hatten wir, mit dem breiten Loch im Leib, nur eine
Sorge: die Flügel vor Umfassung zu bewahren, damit das Cen»
trum nicht eingekesselt werde. So lange ich führte, ists gelungen.
Ueber allesErwarten des Felndes.Wilna habe ich nicht,geopfert'.
Das blieb Euch; und ich will nur hoffen, daß da nicht schlappes
Zaudern eine Armee oder mehr in die Zange liefert. Geht mich
ja aber nicht an. Ich habeDeinHeer gerettet; nichtTrümmer,wie
Deine Eunuchen winseln. Die Folge des Versuches, sich in einer
Festung zu halten, wäre ein ungeheures Sedan geworden."
«Fehler hinter der Front, Verrath,Unzulänglichkeit der Mi»
nister: jeder geschlagene Feldherr hat sich damit zu entschuldigen
versucht. Du hattest die Macht und die Verantwortung. Suchom»
linow war Deine Kreatur. Ieden Führer, dessen Nase Dir plötz»
lich nicht mehr gefiel, warfest Du hinaus.,Großfürstenwirthschast'
nannten sies; und stöhnten über die Schwachheit des Zaren, der
nicht derb eingreife.IchließDich gewähren, weil Du DeinerSache
so sicher warst, Tag und Nacht bei der Arbeit saßest und weil der
Bauer, der gemeine Mann Dir vertraute. Gewarnt war ich. Vor
Deinen wildenLaunenundDeinem Ehrgeiz. WcnnDu aufOber»

Ungarn verzichtetest, vor den Karpathen st ehen bliebst, die Stellung
in Galizien und die Rückzugslinie vor Einbruch schütztest,..."
«... dann war Alexejew zufrieden; dann geschah, was er
wollte. Der also tutet ins Ohr der Majestät. Sei doch so gnädig,
mir zu sagen, ob Michael Wasflliewitsch Alexejew als Unterlieu»
tenant im vorigen Türkenkrieg oder als erfolgloser Armeeführer
in der Mandschurei die Weisheit gelöffelt hat. Die Anna, den Sta»
nislaus, den goldenen Ehrendegen mit Diamanten hast Du ihm
angehängt; was er jetzt geleistet hat,war anständigeAusführung
meiner Befehle. Ein Professor. Kriegsgeschichte kennt er; aber
ich habe bis heute nicht gehört, daß er die Iapaner schlug. Ein
fleißigerBücherwurm,den die Militärakademien inMoskau und
Nikolajew als eine Perle schätzten. Kriegsgeschichte lehren, Siegs-
geschichte machen : Zweierlei. Meinen Segen hat er.Seinen,Rath',
nicht in die Karpathen zu klettern, konnte auch Tschechows schma»
rotzenderMmpernder General dem Onkel Wanja geben. So schlau
warnochmeineStiefelfohle.AberdieliebenVerbündeten brauch»
ten ja einen Schnaps; fonst wären sie in Ohnmacht gefallen. Der
Choral von der ,Dampfwalze' war das Geländer ihres Muthes;
brach es, dann mußten sie mit bekleckertem Unterzeug ins Feuer.
Der gute Poincare brannte auf die Möglichkeit, in dem schön fri»
sirtenAkademie»Französisch, das ihm die Herzen und das Bürger»
thrönchen gewonnen hat, von derBedrohung Berlins und Wiens
zu reden. Ein Vergnügen war das Karpathenabenteuer nicht.
Ein,Fehler', meinetwegen, auch derzweite Einfall inOstpreußen,
mit zu dünnen Massen, die im Februar, in der Masurenschlacht,
der deutsche Teufel holte. Politik,Kleiner! Sobald ich ungarische
Erde Unter denFüßen hatte, sollte jaRumänien wie eine Pulver»
mine aufflammen. Das konnte Oesterreich, mit der italienischen
Gefahr auf der anderenSeite,nichtmehr vertragen.Und die Furcht
vor einem umBosnien, Herzegowina, Banat, Nordalbanien ver»
größerten,mitMontenegro vereinten Serbien und einem Rumä»
nien, das Transfylvanien und die Bukowina im Bauch hätte,
mußteBulgarenund Griechen gegen die Türken treiben. Da unten
wars dann aus. Wir warennichtmehr blockirt, nicht länger auf das
Getröpfel aus Schweden, auf Archangelsk und Wladiwostok an»
gewiesen,konntenunserGetreideund anderenKram durchsMittel-
meer schicken und bequem alles fürsHeerNöthige einführen. Der

, 'Tag, an dem Konstantinopel uns zufiel und Zarigrad hieß, machte den russischen Menschen unbefieglich. Russalken Habens geträumt; und Suchomlinow hats täglich für den nächsten Morgen der» sprachen. Der meine Kreatur? Seit der Bursche pariser Reportern vorlog, wir seien erzbereit, und,imFrühjahr1914,von denWun» dern unserer Bahnbauten und Bewaffnung schwafelte, war ich mit ihm fertig. Wochen lang brummte ihm der Schädel von der Retraite, die meine Lunge ihm blies. Ehe ich ihn.mitten aus der GeHeimarbeit, wegjagen konnte, stolpertet Ihr in den Krieg. Habe ich nicht tausendmal aufgetrumpft: Unmöglich, vor 1916 halbwegs fertig zu sein? Auch der alte Ioffre hats von mir gehört. Peter von Serbien. Jeder. Trotzdem wir, Alle, nicht ahnen konnten, was das Ding sein werde, das noch immer Krieg heißt."
»Lala ... An Umfang und Menschenzahl übersteigt er das Erlebte. Oft genug ist es nun gesagt worden. Mir wird schon übel davon. Doch Krieg ist Krieg. Und in diesem, wie in jedem frühe» ren, kommts auf die Führung an. Daran ist nicht zu rütteln.*
»Und deshalb mutztest Du die Führung übernehmen. Versteht sich. Meine war miserabel. Gindenburg, nicht wahr? Ich mutz mich wohlnoch dafür bedanken, daßDu mir den Namen nicht um die Ohren haust. Meine Zunge wird pelzig, wenn ich ihn ausspreche. Von Darius bis auf Bismarck und Moltke: alle Staatsmänner undFeldherren der Erde haben, zusammen.nicht solchen Ruhm erworben wie dieser eine. Gindenburg! Er kann was. Ob «r Genie hat, wird sich zeigen. Gründlich, zäh, schlau ist er; kennt das Handwerk bis in die feinsten Kniffe. Hat ers abernicht leicht? Die beste Maschine, die je gebaut worden ist; Dutzende fähiger Gruppenführer; das Offiziercorps zehnmal gesiebt und jeder Gemeine so durchgebildet und tüchtig, daßerselbstdcnkenund.wenns nöthig wird, auf eigeneFaust handeln kann. tzundertIahre lang ist die Generalstabsarbeit, fast ohne Pause, mit Dampf getrieben worden. Die Bereitschaftziffer hat unsere Vermuthung hoch überwachsen. Deutsche, Oesterreicher, Ungarn: bis unten civilisirte Leute.Damit in dreizehn Monaten denRand Rußlands besetzen, ist noch nicht wenig; die Aoßen Brocken aber, die Vergleiche mit Alexander, Caesar, Bonäparte, dem alten Moltke soll man aus der Schnauze lassen. Krieg ist Krieg? Mit dem tzauptschlag,Gor-Zice-Tarnow, hatte Gindenburg nichts zu thun. Und wären Zehn

seines Kalibers aufunferer Ssitegewesen: gegen die Satansmacht
dieserArtillerie hätten sienichts gekonnt. Nichts!Wenn derFeind
für einen Tag eine halbe, eine ganze MillionSchwergeschosse hat
und jeden Centtmeter mit Granaten belegen kann, ist Genie kein
festerer Schutz als Graben und Stacheldraht. Wie bringen sie
diese Stahlmengen an jede Front? Auf den Schienen, die sie längst,
fürdenKriegsfall,liegen hatten oder nach jedemVorstotz neu legen;
legen können: weil alles Material und Personal auf den Wink
wartet. Da Du für Franzosenromane immer Zeit und Lust hast,
könntest Du wissen, daß Anatole France.Anarchist und, jetzt,Zarist,
vorausgesagt hat, im nächsten Krieg werde die Eisenbahnverwal»
tung wichtiger sein als die Generalität. Das feindliche Bahnnetz
ist ums Dreifache dichter als unseres. Da Dein Alexejew Muße
hat, in der Dumaschänke zu lungern und sich bei den Herren Ab»
geordneten niedlich zu machen, kann er Dir auch herausklauben,
wem die Deutschen drei Viertel, mindestens, ihrer Erfolge danken:
dem Grafen Schlieffen, der, als Generalstabschef, beschloß, die'
Schwergeschütze ins Feld mitzunehmen, und diesenBeschluß gegen
alle Trägheitbedenken durchsetzte. Er kannte sein Land und fühlte,
woyn es den Nachbarn überlegen ist. Seitdem wurde der In»
dustriekrieg vorbereitet. Den haben wir jetzt. Unserem Mushik,
der noch nie ein Auto gesehen, ein Telephon gehört hat, ist er die
Hölle, gegen die man nicht kämpfen, der man höchstens entrennen
kann. Drüben sind Hunderttausende, die mit aller Technik und In»
dustrie Bescheid wissen. Die Heeresleitung erhält, auf dieStunde,
was sie verlangt: Treibmittel, Stahl, Geschütze jeden Kalibers,
Torpedos, Minen, Drähte, Cement, Beton, Kleidung, Futter,—
Alles. Wo blieb Englands Verheißung, der Mangel an Salpeter,
Kupfer, Baumwolle, Mangan, Gummi, Oel werde Deutschland
nach Jahresschluß mürb machen? Wo Frankreichs ‚zerschmet»
ternde Offensive', die zwanzig, dreißig deutsche Divistonen von
unserer Front abziehen sollte? Ich habe dem Westen Luft geschafft;
zweiDrittel derMasse.die auf demtzals der Franzosen und Eng»
länder lag, sind nach Osten geworfen worden. Nicht mal die dünne
Linie, die vorIoffre und French blieb, wurde geschlitzt. Wenn sie
krähen,ists immer noch von derMarneschlacht.Würde mich aber
nicht wundern, Wennmorgen auch sie über meine .Fehler' gackerten.
DieFehler,die den Deutschen mehrnützten als alle eigenen Siege.

(Wir hatten ja auch ein Schock, von Prasznysz bis an die Kar«
pathen),wiU ich Dir nennen. Erstens: die Lüderlichkeit, womit der
Herr Churchill die Dardanellensache vorbereitete. Sie konnten zu
Haus bleiben; sich um denOsten nur in Kleinasien kümmern.Daß
sie aber, die gerade die Türkei und die Meerengen wie ihre Krä-
mertasche kennen mußten, acht Monate lang sich da unten die
Zähne zerbissen, ohne vorwärts zu kommen: diesen Eindruckkonnte
der verschlagenste Diplomat nicht aus dem Balkan wegschaufeln.
Von Smyrna bis an die Donau gelten die Deutschen als Hexen-
meister, weil sie das vorgestern von Serben, Griechen, Bulgaren
geschlagene tzeerso aufzupeitschen vermochten, daß es Engländern
und Franzosen widerstand. Zweitens: daß die ruppigen Italiener,
als sie endlich marschirenkonnten, nicht, statt indenAlpen herum-
zufeuern, mit ihrer Hauptmacht nach Frankreich gingen, da, spä-
testens im Juli, einen großen Schlag ermöglick/tqn und einsahen,
ihr Weizen könne nur reifen, wenn Deutschland geschlagen sei.
Trieft und anderes Slawenland zu fordern, war nur frech; sau-
dumm aber, nicht achthunderttausend Mann auf die Westfront zu
stellen, wo damit ein Stümper denDurchbruch leisten konnte, und
sich für dieses Packet die.Erlösuno/des österreichischen Italiener-
landes verbürgen zu lassen. Bei Dir wurde auch nett gepatzt. Di-
plomaten! Bajazzi. Leckerbissen und getrüffelte Ehebrüche; sonst
nichts. Warum der zweideutige Schwatz über Konstantinopel,
der das Balkanrindvieh verprellen mußte? Russisch oder inter-
national: Genebel war schädlich. EinStückBessarabien wäre für
die Rumänen Sakuska gewesen; hätte Appetit gemacht. Nichts
kam vom Fleck. Und doch ging das Spiel um den ganzen Einsatz."
«Für desfen Verlust alle Generale und Minister der vier Län-
der eher verantwortlich zu machen sind als mein Generalissimus;
als derMann, der dreizehn Monate lang, mit denMachtrechten
der ältesten Zaren, das russische Heer führte. Dem ich deshalb den
Oberbefehl nicht nehmen durfte. Das sollte diese verspätete Schul-
stunde mich dochwohllehren.VornGlanz und Herrlichkeit, hinten
die Sünde. Saß ich dem Reichsvertheidigungrath vor? Du warst
Präsident. Fehlt Geschütz und Munition, ist kein Ersatz für die
ai s^cschossenenKanonen,dann wirdDeinSchuldbuchnochdicker
als Suchomlinows. Daß Du Galizien hattest, nützt mir nicht:
weilDus wieder verlorst. DaßDu in jeder Depesche die .deutsche

Schlächtertaktik' schaltest, ändert nichts an der Thatsache. daß sie
Dich besiegt hat und daß Du noch mehr Menschen opfertest als
der Gegner. Der hat fast ums Dreifache mehr Gefangene als wir
von ihm.Wassoll ich mit der Litanei? Sie sagt mirnicht.wasnun,
nach dem Verlust', der Verwüstung meiner Grenzländer, nach der
Massenflucht ihrer bettelnden Einwohner geschehen muß/
»Heiliger Andrej, Rußlands Patron! Wer gewöhnt ist, mit
Frauenzimmern zu leben, lernt Männersprache niemals vestehen.
Hältst mich für den alten Hahn, der wüthet, weil er vom Misthaufen
mutzte? Quatsch. Ich wollte weg, weil jetzt nichts zu machen ist,
und kann als Vicekönig Nieren und Venen Pflegen. Keine Angst:
ich werde nicht, wie mein armer Vater, mit .Enthüllungen' und
einerVertheidigungschnft nach Paris wandern. Daß ich derTür»
kenkopf bin, auf den sie in der Schießbude zielen, ärgert mich gar
nicht. In diesem Krieg waren bisher zwei militärisch wichtige Wen-
dungen. Der deutsche Rückzug von der Marne (mehr klug aus-
genützter Glückszufall als Verdienst joffrischer Strategie) warf
den ganzen berlinerPlan um, ließ den Westkrieg inArtillerieduelle
und Grabenscharmützel erstarren und zog uns die Hauptmacht
des Feindes auf den Hals. Die Losung wurde drüben nun: Erst
Rußland, danach Frankreich-England. Vor den Mörsern, Hau»
bitzen, Kanonen, vor dem endlosen Geschoßregen der Deutschen
standen wir bald, wie Dein Alezej mit den taschkenter Kadetten
vor einem Armeecorps mit modernenWaffen stünde. Ich mußte
zurück.Aus unserer Offensive wurde im MaiDefensive. Das war
diezweiteWendung.Diesmal:fürDeutschland.DeineHofpedan-
ten hätten gewimmert.manmüsse die kostbaren Festungen erhalten.
Wie Bennigsen in Tolstois Roman: .Rußlands ehrwürdige, hei-
lige Hauptstadt darf nicht in die Hand des Feindes fallen/ De-
nen wäre ich übers Maul gefahren wie Kutusow dem deutschen
Papiergeneral: .Solche Bedenken giebts für ein russisches Herz
nicht. Nur das Heer kann das Reich retten. Nehmen wir eine
Schlacht an, dann können wirHauptstadt und Heer verlieren. Des-
halb müssen wir zurück.' Genau so warswieder; und darumhabe
ich jeder Versuchung zu Theilerfolg widerstanden und das Heer
gerettet. Der Entschluß bleibt auf meiner Kappe. Wir sind jetzt in
der selbenLage wie Frankreich; ist dervom Feind besetzte Flächen-
raum bei uns größer, so ists ja auch, schon in Europa, unserReichs-

umfang. Was nun geschehen muß? Leuteausbilden; Waffenund
Munition einkaufen und selbst, in jeder dazu verwendbaren Fa»
brik, machen; von den Bundesgenossen, die uns noch nicht einen
Schritt vorwärts geholfen haben, die Oeffnung der Meerengen
fordern; und die Japaner holen. Die wollen nicht? Frankreich soll
ihnenTongking,Anam, Madagaskar geben. Für die Westmächte
gehts ja um Leben oder Tod. Und sür die gelben Kerle nicht nur
um Schantung. Sie müssen einsehen, daß ihrer Ruhe und Vor»
Herrschaft die Schwindsucht droht, wenn wir in Europa geschlagen
sind; weil wir dann wieder in Asien aktiv werden und uns für
dieses Geschäft mit England, China, Amerika verbünden müßten.
Ist die japanische Hauptmacht nicht zu haben, dann, außer dem
Kram, den sie uns verkaufen, doch Technikertruppen; derApparat,
der uns fehlt. Wir haben Raum und Zeit. Das Verlorene kommt
zurück. Eingebracht hats uns nicht viel; und Polen war halb ver-
loren, als ich ihm, vor einem Jahr, Selbstverwaltung, römische
Religion und polnische Sprache zusagte. Wie mit Napoleon wird
es nicht. Kein Elend bei Witebsk und keine Flucht aus Smorgon.
Die Aehnlichkelt beschränkt sich auf das Motiv: krankhafte Sucht,
den Orient zu beherrschen; damals politisch, jetzt wirthschaftlich,
in beiden Fällen mit der Willensfront gegen England. Was ge»
schehen muß! Juckt Dich denn Zweifel? Auffüllen, bis wieder,
mindestens, sechs Millionen vorstoßen können; mit der besten
Waffe, die Amerika und Japan zu liefern vermag. Schicke doch
Rosen nach Tokio. Da war er ja schon. OderbrauchstDuihn hier?
Ist dieser Baron etwa auf allen Vieren in die Sonne gekrochen?
Der, fammt dem Hasenfuß Kuropatkin, der Eule Kryschanowskij
(heißt das Thier nicht Reichssekretär ?), dem Damenhof und dessen
deutscher Schleppe: da muffelts nach Jammerlappen. Wenn Du
auf diefe Sippschaft horchst und, jetzt, an Frieden auch nur denkst...'
»Nun? Laß die Dame aus Deinem Spiel. Seit Anastasia
Nikolajewna von Montenegro sich von Georg Mazimilianowitsch
Romanowskij°LeuchtenbergschiedundDeineFrnu wurde, scheint
die Sorge für dieZukunftderSerbenDlrmanchmalnäher amHer»
zen als unferesRußlands Schicksal. Nie habeichsDirvorgerückt.
Wage nicht, anzudeuten, mein Wille sei durch Frauen bestimm-
bar und dem Einfluß aus Fremdland offen. Erinnere mich nicht,
wie oft Du, hier und im Hauptquartier, schriest, Du werdest mit

dem Heer der Feinde schneller fertig werden als ich mit meinen ,Hof°Deutschen'. Von den Hof-Serben, die hinter Stana,Militza, IelenaPetrownaklüngeln,war niedieRede.Du bistvomStamm Nikolais; doch schon Dein Vater, der in französische Zeitungen schrieb, hatte keine Ader von dem starken Kaiser; und lehrte Dich nie, daß der Gossudar, der, als Haupt der Kirche und des Reiches, seinOhrzumVortragbeamteterUnterthanenherniederneigt,nicht, wie ein Hündchen auf die Stimme des Herrn, auf sie horcht, son» dern seinen Entschluß inunergründlicher Seelentiefewachsenläßt und ihn erst zeigt, wenn die Rinde hart ist. Dein Mund knirscht Namen, deren Träger in der Meinung gar nicht übereinstimmen und mit hundert anderen Mücken um dasLichtderMajestät tanzen. Die mein Athem in Finsterniß weht. Denken diese Kleinen an raschen Frieden? Ich nicht.Aber wenn ich dran dächte: hättest Du die Macht, tzinderniß vor das Ziel meines Wunsches zu thürmen? Ist der zerschundene Feldherr und Reichsminderer der Mann, mich vom Thron zu stoßen und nach so blutschändendem Thun im Glanz vor Rußlands frommem Auge zu stehen?"
„ Gut einstudirt! Deine feinste Schallplatte. Fast ohne Nebengeschnarr. So saubere Aufnahmen macht sonst nur die Victor» Talking-Machine Co. Wenn man den Trichter nicht sähe, wärs vollkommen. Napoleon lernte bei Talma. Du hättest Schaljapin oder den Burschen, der bei Stanislawskij den Caesar mimt. Mehr Hoheit! Weiter.Auch dasRauchen abgewöhnt? Ich nicht. Rücke, Sch lenkerbein; brauchst d ann das Allerhöchste Ohr nicht zu bücken. So. Auf der Kante sitzest Du fester als auf der Hoffnung, mit angespitzten Worten mir das Fell zu kratzen. Die Zunst, die nach Frieden angelt, ist im Glauben nicht einig. Wozu auch? Kaiserliche Hoheiten und Juden gehören ihr an. Weiß ich. Kuropatkin, Rosen, Kriwoschein sind süßlich liberal; Kryschanowskij schmeckt der .Gesellschaft' nach Reaktion. Ein Unterschied für die Dumagalerie. Der Kitt ist die Sehnsucht nach Frieden. Vielleicht kannst Du ihn noch haben. Ohne Landverlust sogar. Weil die Verschlingung von Polen, Ukrainern, Litauern, Letten, Esthen ihre Verdauung störenkönnte, weilRußland ihnen als großesWirthschaftgebiet unersetzlich ist und sie nicht so dumm sind, in Nordost sich einen neuenBalkan, ein Gekribbel widerhaariger Kleinstaaten zu schaffen, werden sie vielleicht nur eine stärkere Grenze, einen langen

und saftigen Handelsvertrag und ein Bündniß verlangen. Mit
beiden Kaiserreichen. Heilige Alliance gegen die gottlosen, außen
oder tief innen republikanischenWestmächte(derenVertragsrecht
dann natürlich erlischt). Ein geschickterNnterhändler (Kokowzew
und Timiriasew empfehlen sich gewiß schon) wird am Ende auch
eine bedingteOeffnung derMeerengen herauskitzeln. Rußlands
Markt, vonOdefsa bis Wladiwostok, ist einer Industriemacht, die
vom Abendland fürs Erste nicht viel zu erwarten hat, so wichtig,
daß sie ihn nicht gern selbst zerstücken wird. BistDu windelweich:
noch ist solcher Abschluß nicht unmöglich. Den Deutschen würden
wir Hinterland, nach und nach nächste Kolonie; in Schaaren kämen
sie, uns Fabrikation,Technik und ihre berühmte,Organisation'zu
lehren. Allmählich, dunkelt Euch, fräße sie Rußland, das nicht zu
überwinden ist, und wäre danach auf dem Gipfel seiner Erdmacht?
DeinSchmunzeln wirft mirs zwischen die Zähne.Prophetie ist nicht
mein Gewerbe. Du aber, Hühnchen, erlebst diesenSonnentagnicht
als Kaiser. Du bist dann der Schwächling, der zweimal gezwungen
wurde, das Schwert zu ziehen, und ders,inAsien und in Europa,
wieder einstecken mußte. Dessen Befehl Millionen getötet, ver-
krüppelt, zu Bettlern verlaust und dem Reich nicht eine Scholle
fetterErde eingebracht hat. ImDunst solchen Mißtrauens würde
das Gold Deiner Krone blind, Kleiner. Und dächtest Du an Ab-
dankung, an das stille Krimbehagen, in das Dein qualmiges Land-
edelmannsgefühl taugt: auchDeinIunge fände keine Assekuranz.
Gottorp hätte verspielt. DerZungendrescherMiljukow sieht nicht
wie ein Cromwell aus. Ob aber nicht ein Pugatschew aufstünde,
einBauernheer würbe (dcmDeineIwanow undRußkij, die auch
nicht vom SchlagSuworows sind, die Straße nicht sperren könn-
ten) und die dunkle Woge vom Don bis in die Newa branden ließe?
Wiege Dich nicht in den Traum, daß Dir nach der zweiten Er-
lahmung der Mushik noch sicher wäre. Die Kongresse der Stadt-
gemeinden und der Semstwos haben Kriegführung bis in den
Tag hellen Sieges gefordert. Unsere wüst.esten Jakobiner, Kro-
potkin und Plechanow, haben in die Welt gebrüllt, Deutschlands
Sieg wäre nicht für uns nur, sondern für die ganze Menschheit
das größteUnheil, das zu erdenken ist, und müsse mit allen Mit-
teln, von allenParteien,deshalb,unter derFahne desZaren,ge°
hindert werden. ,Wir müssen das zarte, dünne Bäumchen un»

serer Civilisation vor der Gefahr schützen, die ihm von der dicken
deutschen Eiche droht': in der Reichsduma sprach der feuerrothe
Tschkejitse diesen Satz. Bist Du, Gossudar, feiger als solches Ge»
Würm? Meinst Du, Gott und seine breitstirnige Russenmensch»
heit werde dieTotsündoverzeihen? Einmal schienst Du mir fast ein
Mann; nur in der Stunde, die den Entschluß gebar, über mich
wegzusteigen und an der Spitze eines weichenden Heeres gefähr»
liche Verantwortung auf Dich zu nehmen. Damals rüttelte mich
die Frage: War ich ihm ungerecht und ist er dennoch ein Kaiser?
Fieberspuk. Irgendeine Schaffnerin hatte den Docht Deines Wil»
lens getränkt. Nun ist er verglimmt und der schwarze Rand stinkt
nach ranzigemOel. Schlottern die Knochen wieder? Die Memme
käme nicht durch den Winter. Mein Urgroßvater Paul saß im
Michaelpalast hinter Wall und Graben: und ist doch von Skarja»
tins Schärpe erwürgt worden. Nimm Dich zusammen, Nikal
Menschenwachsen schnell nach. In fünfIahren ist keine Lücke mehr.
Versprich den Schreiern jede Freiheit, diesiewünschen;giebihnen
den Gutschkow, denLwow, meinetwegen die ganzeTrudowik-Frak-
tion als Minister. Aber sei, endlich, Zar. DerRusse will einenHerrn
fühlen.Noth ist ihm Gewohnheit. Die verschmerzt er. Niemals die
Schmach neuer Niederlage. Komm, Nikita, versprich mir...«
«Sei Herr und versprich, mir zu gehorchen! Du faselst. Der
Sudelrede konnte ich lachen; Honig auf Deiner Lippe ist ekel. So
billig, wie Du Dir einbildest, ist der Friede jetzt nicht mehr zu haben.
Dafür hast Du gesorgt. Still! Wäre ers: ich möchte ihn nicht.
Doch ehrwürdige Männer, begnadete Kinder Gottes ..."
«... empfehlen Dir Friedensschluß? Ehrwürdig und be»
gnadet: dieKoppelung kenne ich. Nur vonRasputin redestDuso.
Richtig. Noch immer. Pflanze mir den Kerl vors Auge. Er soll
mir ins Weiße blicken und die Behauptung wagen, Rußlands
Pflicht sei, vor dem Eroberer sich in Staub zu bergen. Thut ers,
dann wischt meine Hand die Schäkerspur der Buhlschwestern von
seinerBacke. Aber er wird nicht. Vor einem Mann sänke das be°
gnadete Herz in den Strumpf. Und an solche Binse klammert sich
der jämmerliche Enkel kühner Warjaeger im Sturm."
«SehnstDich in neueNiederlage? Gut. Auch dieserGegner
fürchtet Dich nicht. Der Sommer hat die Polster Deines Heros»
ruhmes vermottet.DenWunfch des lieben Onkels erfülle ichgern.

Dann aber, Statthalter, auf Deinen Posten! Tiflis hat heiße
Schwefelquellen. Noch heute. Der Kriegsherr befiehlt."
Perlthor.
«Aus Sibirien bist Du. Vor den Vatersnamen, der einen
vonWollustZerfressenen bezeichnet, hast Du denSchild desHei»
ligen Gregorij gehängt, daß er Unzucht überleuchte. Du trugst des
Bauers Hemd; warst abernur bei den Mägden fleißig. Ein Ferkel,
das mit Seuche gestraft wurde und sie weiterschmatzte. Da hats
Prügel gehagelt und Deine Flosse durfte nicht mehr unter den
Sarafan. Hast Dich hierher gelungert, im Siechenhaus die Beulen
geglättet und in Strolchhöhlen die Ohren aufgesperrt. Weiber,
denen Deine Scheunenkünste die entlaufenenTataren undMoh»
ren erfetzten, wuschen und verdüftelten Dir das Fell und schoben
Dich in die Gesellschaft. Als einen Wunderthäter, versteht sich;
was ihnen Wonne schuf, durften sie janicht laut rühmen. Hier war
leichter zu ernten als von dem harten Boden unseres Nordens.
Und Du hast Dich flink auf die Höhe geschnuppert. Wo krankes
Spatzenvolk im Adlernest hocken darf, kann der Pfuscher sich als
Heiligen vermummen. Ieden Tag einen Leckerbissen. Zobel auf»
gehakt, junges Fleisch aus Seide gewickelt, im Dampf des Tauf»
bades betätschelt. Speise, Trank, Obdach wie ein Knjaes. Das
schmeckte dem Lümmel. Dieser oder ein anderer, nach dem Hof»
friseur einHofbauer: wenn das Fell gescheuert war und die Füße
nicht mehr säuerlich schwitzten, brauchte michs nicht zu kümmern.
Die Du zu Dirnen machtest, wären es ohne Dich auch geworden.
Deshalb stieß ich alle Beschwerde über Dich mit dem Handrücken
weg, schickte Kokowzew, der über Dynastiegefahr stöhnte, ins Bett,
freute mich, daß die Herren Volksvertreter was zum Sticheln hat-
ten, und spie erst, als unsere Schmeißfliegen summten.- ‚Vater Gre-
gorij ist unverwundbar; dieKugel derverlassenenFraudrangtief
in seineBrust und er ist dennoch so stark wie zuvor.' Wäredamals
nicht Wichtigeres geschehen, dann hätte schon im vorigen Herbst
mein Stöckchen mit Deiner Schwarte geredet. So glimpflich ists
heute nicht mehr abzumachen. Deine Kundschaft gönnte ich Dir.
Nun aber erfrechst Du, Bankert eines räudigen Hundes, Dich, die
Pfote ins Reichsgeschäft zu stecken. Was weißt Du davon? Du
schleichst herum, riechst an Knoblauch, bis Deine Wimper feucht

wird, und gaukelst dentrauernden Gottesknecht und echt russischen
Mann. Der schuftigste Verräther bist Du, führst die Sache des
Feindes und müßtest von sechs Kosakenpeitschen gestriemt wer»
den, ehe Du vors Standgericht kommst. Bist Du zum Geheimen
RathderMajestätbestellt? Floh alle SchamindieSäue? Sprich;
sonst reißt das Stemmeisen meinerFingerDirdieFresseauf.Wo-
her nahmst Du den Frevelmuth, dem vom Allmächtigen Aus-
erkorenen demüthigen Friedensschluß zu empfehlen?"
«Aus dem Befehl des Kaisers, die Wahrheit meines ein-
fältigen Herzens vor sein Antlitz hinzuspreiten. Aus dem Drang,
Rußlands Wunde vor Brand zu schützen. Ein Bauer war ich; und
blieb ein sündiger Mensch. Verräther? Deine Seele, Großfürst,
hats niegeglaubtzundDeine Zunge kann mir Ehre weder nehmen
noch häufen. Immer schritt ich hier wie durch Schneesturm. In
Flocken umstiebt mich Argwohn. Von solchem Weg sangmirWar»
war« nicht. Schwemme, Stall, Acker: Das schien meines Lebens
Geschäft. Im Glanz bin ich verdächtig. Eindringling. Abenteurer.
Der unreine Geist im Munde des falschen Propheten. Diesem
Wüstling, Jenem Machtjäger. Deiner Hoheit ein schlimmerer
Spaßkij. Der war im Herbst Alexanders Nikolajewitsch Herr der
Kirche,desKaisers,desReiches; gebot über den Heiligen Synod,
die Sakramente, Gnade und Bann. Nicht ein Quentchen solcher
Gewalt habe ich begehrt; nie mich, wie dieser verschmitzte Bauer,
mit einer KlUte aufgeputzt. Daß ich den Flimmerkranz der Gaukelei
streifte, ist die Schuld Derer, die mich hineinzwängen wollten. Doch
an irdischer Macht habe ich nicht zugenommen, seit ich kam. In
mir hat der Willensstrom sich vom Schlamm geläutert; seinLauf
ist minder hastig, sein Bett schmaler und der Spiegel manchmal
so hell wie einesBächleins,aus dem Sonnelächelt. MeineTenne
aber ist leer und die Mäuse fänden auf ihr nichts zu nagen."
„Aus dieserThür konntestDu längst gucken.Die istDir nicht
verboten. Gut,Bengel. Du hast zwar wie einGubernator gelebt,
doch nur den Wanst, nicht die Tasche, gemästet. Meine Tenne ist
leer': pfiffig ausgedrückt. Und da ich von Dir nichts zu fürchten
habe, ists nicht mal Erpressung. Du wolltest was für die alten
Tage, hast nichts gerafft und Dich deshalb dem Feind vermiethet.
Kein langes Geschachcr! Dreifachen Sold: und Du sagst, daß ich
Dich weiter sehen gelehrt und von der Unmöglichkeit schwachen
Friedensschlusses üverzeugt habe."

„Aeberzeuge mich; und spare das Geld für Aermere. Will
Dein Zorn aufflackern? Er würde von dürrem Abhang ein ein»
fames Kräutlein wegfengen. WemzuNutzen? Weitermichfehen
zu lehren, ist nicht in Deinem Vermögen. Wer aus derTiefe auf-
stieg, sah mehr als Einer, den die Sänfte von Gipfel zu Gipfel
trug. Dieser hat nie den Abgrund geschaut und meint drum, wie
der Spötter, gegen den der Heilige Petros den Warnfinger hob,
alles in sechs Schöpfungtagen Entstandene müsse ohne Wandel
und ohne Ende währen. Ich aber stand am Born des Erdschlundes
und sandte das Auge zu Gottes Thron. In meiner Hand ist der
Schlüssel zum Abgrund, in meinem Hirn die Gewißheit nahen
Endes, in meinerSeele die Zuversicht auf denneuentzimmel, die
neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnen wird. Du trägst den
Namen des Bischofs von Myra, der in seiner Gemeinde das
reinste Licht war, keusch und liebreich, und sich selbst dennoch täglich
mahnte: .Deiner Amtswürde, Nikolaos, ziemt edlere Lebens»
Würde/Niemals eitel in sich vergafft. Aus der Mutterbrust hatte
er als Kind kein Tröpfchen gesaugt, wenn Fasttage..."
„Warte den nächsten ab, Windmacher; und plärre dann
neben der Gosse. Wäre mir Sühnung nöthig, ich wüßte, wo sie zu
finden ist. Was stammelst Du vom Schlüssel zum Abgrund, von
nahem Weltende und neuem Gottesreich der Gerechtigkeit? Mit
uraltem Popengequarr windestDu denHals nicht aus der Klan?»
mer. Ewiges magst Du mit Denen erörtern, deren Brust künftige
Bischöfe füttern kann. Ich fordere Antwort aufmeineFrage: Bist
Du bereit, sofort, unzweideutig, zu widerrufen, was Du zum
Kaiser über den Vortheil raschen Friedensschlusses sprachest?«
«Auf dem Gutshof des Herrn, dem mein Vater fronte, war
ein Winkel, den Alt und Jung die Hölle nannte. Pranger und
Richtklotz, Galgen und Rad waren da eingezäunt. Noch aus der
Zeit des Leibeigenthumes. Wer vorüber mußte, senkte den Kopf.
Nur wir Kinder schielten hin; kletterten wohl auch an dem Zaun
empor und besahen das gvaue Geräth. DerHerr war nicht härter
als irgendeiner im Kreis; auf seine Art mitleidig und am Feier»
tag keinKnicker. Niemals aber lag auf dem Antlitz seinerKnechte
Abglanz der Sonne. Nnfroh that Jeder die Arbeit; emsig, doch
ohne Lust; dem Erntesegen selbst dankten traurige Lieder. Warum,
fragte der Herr meinen Vater. Der knittert die Mütze und will
nicht reden. Warum? ,Laß dieHölleverschwinden,Vieledler,und

die Sonne wird scheinen, Dein Volk wie eine Vogelhecke zwitschern
und jegliches Korn zehnfach fruchten. Am offenen Grab seines
Leibes und seiner Ehre verlernt man das Lachen/ Dem Herrn
springt das Blut in dieStirn. Unsinn. Er sei kein Wütherich und
habe in drei Iahren nur Einen an den Pranger geschnürt. Der
hatte Aergeres verdient. Abschreckung müsse sein; sonst tanzt der
Hütejunge auf der Nase des Haushalters. Alter Brauch müsse
bleiben. Wer hier von Hölle schwatze, sei gottlos. Wers anderswo
besser haben könne, möge sich trollen. Und wer so freche Antwort
gebe, solle bedenken, daß die Hölle nicht ohne Teufel ist. ,Von
morgen an blanke Augen; abends an dem verschrienen Winkel
ein Tanz. Du haftest dafür. Bittest ab oder wanderst vom Hof/
In der Nacht ging Vater mit seinem Bündel. Zu den Holzflößern.
Weil er nicht lügen wollte. Ich bin fein Sohn."
«Dem, leider, nicht Höllenangst eingebläut worden ist. Soll
ich etwa noch Rösselsprünge mit Dir machen? Dein Vater und x
Vatersvater mag faulen, wo er verreckt ist. Dich ließ der Selbst-
herrscher bis an sein Ohr. Sonst wärst Du eine Blattlaus. Vor»
wärts! Widerruf habe ich von Dir verlangt, nichtFamilientratsch
oder spitzfindiges Gleichniß. Du hastDich erdreistet, über Dinge,
deren Bedeutung Dein Hohlkopf nie ahnte, vor unseres Kaisers
MajestätMeinungauszusprechenund,Rath'zurülpsen. Pashol!
Nimmst Dus auf dem selben Fleck zurück?«
«Der Hund frisset wieder, was er gespien hat, und die Satt
wälzet sich nach der Schwemme wieder im Koth. Menschen aber,
die also thun, hat derApostelKnechte desVerderbens undBrunnen
ohne Wasser geheißen; und wies sie in ewige Finsterniß. Diese
sind mir nicht Gefährten. Mir ist wahrhaftige Antwort befohlen
worden: und ich gab sie; dem Statthalter unseres Herrn imHim»
mel und auf der Erde. Noch einmal wird Antwort geheischt: und
abermals gebeich sie, einemStatthalter des Statthalters, inWahr-
haftigkeit. Wo Recht ist, wo Unrecht, wie lange derFeind stärker
sein wird, vermag ich nicht zu prüfen. Meines Herzens Auge blickt
in das Land. Hörst Du es athmen? Nein. Gestüt und Zierpark
war esEuch.Wasdaraufwuchs,sollteverwendbaroder hübsches
Schmuckstück sein; sonst war es werthlos. Seit Iahrhunderten.
Und auf Eurem Gutshof durfte die Hölle nicht fehlen. Wie der
Herr meines Vaters bist Du;nicht härter als Deinesgleichen, dem
Elenden gern gerecht,mit offenerHand,doch ohneGott. Konntest

Du zwischen den StahlwändenDeines rollenden Hauptquartiers
schlafen? Warnicht hinter den Lidern Blutdunst, im schlummern-
den Ohr noch Geröchel? Millionen schleudertest Du in Tod und
Verkuppelung, Millionen in Gefangenschaft. Hunderttausende
aus mühsälig erworbenem Besitz. Eltern und Kinder, Frauen
und Bräute verloren mit ihrem Glück noch ihreNothdurft. Was
in Iahren die Arbeit ganzer Dörfer erkauft hatte, ließest Du in
einer Ecke des Schlachtfeldes; und warfst, wie Pflaumenkerne,
in die nächste das vom Steuerertrag großer Stadtgemeinden er»
handelte Kriegsgerätt/. Das Land blutet und ächzt;und über seinen
zerfetzten Leib hin rennt der Bettlerstrom. Meinestzerzens Auge
aber sah aufgethan den Tempel des Zeugnisses im Himmel. ,Und
gingen aus dem Tempel die sieben Engel, die die sieben Plagen
hatten, angethan mit reiner, Heller Leinwand und umgürtet ihre
Brüste mit güldenen Gürteln. Und eins der vier Thiers gab den
sieben Engeln sieben güldene Schalen voll vom Zorn Gottes, der
da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und aus dem Tempel hörte
ich eine große Stimme, die sprach zu den sieben Engeln: Gehet
hin und gießet aus den SchalenGottes Zorn auf die Erde!' Aus
diesem Zorn ward eine arge Drüse, ward Blut und Feuer, Ge-
witter und Erdbeben; und Centnerlast hagelte auf die Häupter der
Menschen. Nach solchem Erlebniß soll Dein Geblitz mich schrecken?
Das, sprichst Du, ist der Krieg. Den hat unser Volk gewollt und
siebenmal sieben Plagen werden es nicht hindern, ihn bis in den
Sieg zu führen. SchonedieLunge;derPopc,Kaplan,Rabbi hats
oft gesagt und die Kuhmagd kanns in der trägsten Stunde noch
wiederholen. Hier steht Einer, der nicht daran glaubt. Wille des
Volkes?Das hat einesMorgens gehört, es sei bedroht, sein Kaiser
beleidigt, seine Ehre verpfändet, seinLeben nur durch Gewalt noch
zu sichern. Ehe es der furchtbaren Botschaft nachdenken konnte,
waren die rüstigsten Männer ausdemtzaus,dertzütte gescheucht.
Wer nähme Denen den Trost, daß ihr Kampf unvermeidlich, ihre
Sache gerecht ist? Zweifel würde Verzweiflung und bald danach
Ohnmacht. Wurde dem Volk nicht eingehämmert, es werde schnell
siegen und der Kampfpreis alle Opfer überfunkeln? Ihm nicht der
Wahn geschmiedet, daß bis ins Kleinste Alles fertig, bereit, in
Ordnung sei? Tritt vor den Tempel des Zeugnisses. Um ihn sind
dieLeichen aus den zweiKriegen geschichtet,für die kaum derAn»
fangsbedarfinBereitschaftwar.InfeineTafeln ist derTrug, lüder-

liche Mißbrauch, Frevel eingegraben, der bis jetzt schon aus dem Dunkel kroch. Hebe imVorhof die Schwurhand und bekenneDich dem Weltrichter als den Vollstrecker russischen Volkswillens.«
«Der ist der Kaiser. Auf seine Krone, Narr, stülpe dasNetz Deiner listigen Rede. Hört er Dich, dann wird Dir nicht Muße bleiben, vom Inhalt der achten Zornesschale mit eingespeicheltem Maulzu erzählen. DannkannstDuDeinen SchlüsselzumAbgrund brauchen. Von Iohannes ist zuPeter undPaul nicht sehr weit."
»Von der Offenbarung in den Kerker: sehr nah. Der Kaiser hat mich gehört; nicht in dieKasemattenderApostelfestung geworfen. Und Dir stehe ich Rede, weil Du sie fordertest; jetzt möchte, der so laut mit seiner Mannheit prahlte, ihr, wie ein verträumtes Mädchen derRüge,entschlüpfen. Dir ist derMenschWerkzeug oder Waffe; rechts und links millionenfach zu ersetzen. Gott aber schuf ihnnach seinemEbenbild, als einWesen, das himmelan schaut, und ließ ihm die Wahl, in Sippenenge zu hausen oder sich einenStaatzu bauen. Will Klüglerwitz behaupten, der Mensch des Ostens, der Morgendämmerung sei zumKrieger,zumEroberer geschaffen? ZögestDu mitFarnen,weil ihrer viele sind,in denKampfgegenEichen? Der russische Mensch ist seiner Erde noch nicht fest eingewurzelt. Weil er sich, nach der Tatarenherrschaft, nicht tief in die Scholle gebettet hat, schien er nach Wanderung lüstern. Sein Traum ists, sein Sang; nicht er. Ihr kennt ihn nicht. Mit all Euren Beamten, Priestern, Spähern habt Ihr nie geahnt, was sich diesem Volk entbinden wollte. Nur, in allzu kurzer Vision, der junge Gofsudar: da er nach Friedenssicherung trachtete. Auf dem Dank für dieses Streben ruhte gestern noch das Gebälk Eures Hauses,. Morgen trägt ers nicht mehr.Ich stieg aus demAbgrund; für immer.Das Ende ist nah. Nur der Friede kann Rettung verbürgen."
»Nur der Sieg! Was lallst Du wieder von Ende? Der Russe istPatriot. Er schämt sich, denFeind mit dem Schauspiel innerer Zwietracht zu ergötzen, und vertraut geduldig der Obrigkeit. Er wird nicht ruhen, bis das Verlorene wiedergewonnen ist. Hat er je gezaudert, sein Blut dem Vaterland hinzugeben?"
«Durfte er jemals denn zaudern? Wurde sein Wunsch er» fragt? Von einer Hölle peitschten sie ihn in die andere. Patriot war er nie; nicht im Sinn europäischer Vorstellung. Ringsum, im ^Iben Reichsverband, fremde Völker, Fremdsplitter mitten im

Leib; drüber ein fremderWille. Wo das Reich anfängt, wo endet,
was drin wohnt, was sein Schoß trägt, weiß er nicht. Heimath ist
ihm nur die Gemeinschaft des Glaubens, der Sprache, des Er»
werbes. Die Kraft zur Bildung und Erhaltung eines Staates
müßte ihm anerzogen werden. Daraus aber wäre Gefahr entstan-
den. Ihr wolltet im Westen als Beherrscher civilistrter Großmacht
umschmeichelt sein und zu Haus die Bequemlichkeit des Orients
wahren. Lange schien die Zweiheit möglich; so lange, wie zwischen
Volk und Gesellschaft die Mauer stand. Industrie kam: sie wankte.
Das erste Jahr des großen Krieges hat sie gestürzt. Brächte das
zweite Sieg: sie wäre nicht aufzumörteln. Der Bauer will Land;
will aus dem Acker ernten', den sein Schweiß gedüngt hat, und
wurde von der Agrarreform nicht fatt. Der Balte, Fine, Pole,
Jude will das selbe Recht, das der Russe hat; und findet es als
Wohnstattschmal genug. SolcheWünsche,meinet Ihr, flatternauf
und ab; ein schlauerWärter läßt die hungerndeneinpaarKörner
picken und sperrt die ermüdeten in den Käfig. So dachtet Ihr Euch
ja auchdieBehandlungderReichsduma.Irrthum eineshalbnoch
fremden Geschlechtes. ,Wenn die Väter entschlafen sind, bleibt
Alles, wie es am Schöpfungtag war.' Bliebe es: Jubel hätte die
Deutschen in denGrenzbezirken begrüßt. Wovon abe r sprachenGe-
putzte undAbgeschabte, seitKriegist? Viel mehr alsvonSchlacht»
felderträgenvonfeinerNachwirkungaufRußlandsinneresLeben.
,Dürfen wir Sieg oder müssen wir Niederlage wünschen?' Das
war auf der Lippe aller Wachen die Frage; seltsamere gab nie
einemVolksheerdasGeleit.AntwortsprachdasGelübde:,Strah»,
lender Sieg selbst darfnicht zur Stützung der Selbstherrschaft und
Bureaukratie mißbraucht werden.' Die sind in den Abgrund ver»
urtheiltzund daß auch die neueProbeihreLeistung als unzuläng-
lich erwies, liefert den Schlüssel in die Hand des Volkes. Dem
nunauchdie,Gesellschaft'eingegliedert,eingeblutetist.InPaIästen
bangtMancher vorStraßenaufstand undKommunaldiktatur. Das
wäreZufallsergebniß. Unwichtig, fürs Erste, sogar, ob derFeind
noch ein Bischen tiefer ins Land dringt oder auf der eroberten,
befestigtenLinieüberwinternmuß.Rußlands Menschbeitwillvon
der Hölle los; nicht an kleinen Putsch oder Parlamentshader die
Zeit vertrödeln. Deshalb freut seine Seele sich der Verbrüderung
mit den Vormächten des Westens. Sein Haus soll rein werden;

demWirth und demMiether nicht länger Spott und Schande brin-
gen. Schaust Du, Großfürst der Russen, der sein Heer säubern
wollte, das Land dieser Verheißung? ,Und ich sah einen neuen
Himmel und eine neueErde; denn der erstetzimmel und die erste
Erde verging und das Meer zerrann. Und ich hörte eine große
Stimme, die sprach: Siehe da die HütteGottes beidenMenschen; er
wird bei ihnen wohnen, sie werden seinVolkund er selbstwird mit
ihnen, wird ihr Gott sein. Und wird abwischen alle Thräne,n von
ihren Augen; und wird wederTod nochLeid,wederSchmerznoch
Geschrei ferner sein. And einer von den sieben Engeln, welche die
sieben Schalen voll hatten der letzten^ieben Plagen, kam zu mir
und redete: Ich will Dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes.
Und führte mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg
und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem. Die hatte die Herr-
lichkeit Gottes und' ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein,
einem hellen Jaspis. And hatte eine große, hohe Mauer und
zwölfThore. Und Der mit mir redete, hatte ein güidenRohr, daß
er die Stadt messen solle, die Mauer und die Thore. Die Stadt
war von lauterem Gold, die Mauer von Jaspis und jedes der
zwölfThore aus einer Perle. KeinenTempel sah ichinderStadt;
denn dertzerr, der allmächtigeGott.unddasLammistihrTempel.
Ihre Thore werden nicht verschlossen und nie wird in ihr Nacht
sein. Und wird nicht hineingehen irgendein Gemeines, das da
Gräuel und Lüge mitbringt.'Recht und Gunst ist dann nicht mehr
käuflich. Nirgends einBüttel, der denArmen anbrüllt, die Iung°
frau um die Hüfte faßt, dem Iüdchen erschacherte Rubel abpreßt.
FreimüthigeRede erlaubt. Jeder auf feinem Posten verantwort»
lich. Pranger und Richtblock, Galgen und Rad weggesichelt. Und
das Volk vieler Völker zu froher, von Klugheit berathener Nutzung
desBodens, der unerschöpflich reichen Erde vereint. Wozu hülfe
unsSieg?Nochthatenwir beinahenichts,unserReichzu erobern.
Nur in langem Frieden kann es geschehen. Der heilt die Wunden,
beschert dem Darbenden Arbeit und härtet aus jederBillion bit»
terer Thränen eine Perle, aus der einThorunserer Glaubensfeste
geformtwerdenkann.SosprachichzuRußlandserhabenemVater.
Und er hat den Gottesknecht gnädig angehört."
„Er ist ein Kind, ist... Gossudar und Generalissimus."
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harde» in Berlin. — >
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb G. m. b, g. in Berlin.

9^ x<ö»«^

Bad Salzbrunn. Nachdem bereits den verflossenen Winter hin»
durch die wichtigsten Kureinrichtungen unseres Bades geöffnet waren
und den zahlreichen Militär- und Zivilkurgästen zur Verfügung standen,
hat die Fürstliche Badeverwaltung sich entschlossen, auch ii» kommenden
Winter den Kurort offenzuhalten. Allen denen, die während des
Sommers infolge zu großer Inanspruchnahme wegen des Krieges nicht
in der Lage waren, eine Brunnen» und Badekur zu gebrauchen, bietet
sich im kommenden Winter erwünschte Gelegenheit, das Versäumte nach»
zuholen.
Für aussichtsvolle Behandlung in unserem Bade kommen neben
Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane auch Blasen» und
Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit sowie die Folgeerscheinungen nach
Influenza in Betracht. Besonders bei Blasen» und Nierenleiden hat
Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge gezeitigt.
An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen kohlen»
sauren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebt»
heit erfreuen.
Bis zum 23. September 1915 sind in Bad Salzbrunn S55Z Kur»
gäste, 488g Durchreifende, zusammen 10 442 Personen, eingetroffen;
außerdem wurden 61 039 Tagesbesucher gezählt.
Zur gefl. Beachtung!
Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abon»
nirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus»
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell»Postanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8W.48, Wilhelmstr. Zs.

Ar. I.
S. GKtober ISIS.
— Die Zukunft.
Kennen?ujtoMgarten
tterns^» Kkleeiing
Zonnts^, cken 3. Oktober, »scbln. lV2 Hbr
7 Kennen:
tterieselck » Kennen
^^van^i^stsr 'ISA
ttontaß. Sen 4. Oktober, nscbin. IVs VKr
7 Kennen^
^ssekui'g» Kennen
DonnerstsK, 6en 7. Oktober, nscbm. lV2 VKr
7 Kennen;
^«ZWLHss » Kennen
Lin l.oAeupKt? I, Keine 14 —
<Zo. II. „ 12 —
Lin I, ?Iäti «srrea 1«,—
do. Osinlln » 6,—
Lsttelplät? Herren 8,—
go. Oämeu » 4,—
Lättelpwt? Herren 4,—
öo. Osmen ... « 3,—-
Liu Sritter ?Iät? „ 1,50
XiiilZerK^rteri « 1,

Berlin, den «. Oktober 1915.

Wird im Osten Licht?

Was der Feind sagt.

^eit Rußland gezwungen ward, aus Galizien zu weichen und den Panzergurt seiner Westgrenze dem deutschen Heer hin« zuwerfen, hat der Glaube an den Sieg des Dreibundes (Deutsch» land, Oesterreich-Angarn, Türkei) sich in den Boden des bulgarischenKönigshofeseingewurzelt.DenBalkanstaaten schiendurch den Drang der Amstände die Linie des Handelns vorgezeichnet: sie durften weder (mit finanziell und industriell eng begrenzten Mitteln) zu früh noch zu spät (wenn die Gelegenheit zu wichtiger Mitwirkung versäumt, das Recht auf einenBeutetheil verzaudert war) in den Europäerkrieg eingrekfen; ihr Eingriff mußte in der Stunde beginnen, in der die Entscheidung allen Zweifeln entrückt war und er dem Sieger von morgen noch beträchtlich nützen konnte. Das Nahen dieserStunde zu erkunden, gebot der Stammestrieb dem vom Bukarester Frieden gekränkten Balkanstaat lauter als jedem anderen. Griechenland und Rumänien konnten sich ihren Besitzstand von beiden Mächtegruppen verbürgen lassen und gewiß sein, daß ihnen nach dem Sieg des Vierbundes Stücke austroungarischen, türkischen, albanischen Landes nicht entgehen würden. Dem von allen Nachbarn gehaßten fino» flämischen Bulgarien genügte Bürgschaft und Versprechen nicht mehr, seit ihm der Glaube an den Sieg des Vierbundes geschwunden war. Nur dieser Sieg sicherte ihm den seit dem Bukarester Frieden serbischen Theil Makedoniens (nicht den griechischen, die Zone Drama-Kawala) und denRückfall des denRumänen überlassenenDobrud»

schastückes; siegte die andere Mächtegruppe, dannkonnte Staats»
klugheit ihr empfehlen, die Serben, als ein starkes Bollwerk gegen
italischen Vordrang, an die Adria gelangen zu lassen und ihren
makedonischen Besitz nicht um Wesentliches zu kleinern. In der
Aeberzeugung, daß Rußlands Wehrkraft (auch ohne die erhoffte
Amfassung, Vernichtung seines Heeres oder einer Hauptgruppe)
geborsten, die deutsche Westfront nicht zu brechen und zurückzu-
werfen sei, ist der Entschluß fest geworden, Bulgariens Schicksal
an den Dreibund zu schmieden. In den Septembervertrag, der
dem Königreich aus der Habe der Türkei, des Erzfeindes von
gestern, stattlichen Gebietszuwachs brachte, hakte sich der Vorsatz,
die Waffen gegen Serbien zu heben, wenn demLande derKara«
georgewitsch vom Eisernen Thor her der deutsche Einbruch drohe.
Vielleicht wurde die Freude über diesen Erfolg deutscher Krieger-
leistung (den der Diplomat und Zufallsmifstonar unterstreichen,
nicht steigern konnte) in Berlin und auf anderenPreßzinnen früher
laut, als nothwendig, als rathsam war. Vielleicht wärs klüger
gewesen, bis in den Morgen des deutschen Vorstoßes nach Ser-
bien die Losung auszugeben: »Auf die Hilfe der unsicheren Bal-
kankantonisten rechnen wir nicht; Bulgarien weiß selbst wohl kaum
noch, gegen wen es sein Heer mobil macht. "Der Zipfel des neuen
Bundes wurde wie ein Festfähnchen gehißt: und verletzte Schleier
sank vomAuge des Feindes. England nahm, nach seiner gemäch-
lich kräftigen Art, die Klarheit als Gewinn und rüstete sich, ohne
Hast, zur Abwehr einer Gefahr, die es in seine Rechnung einge-
stellt hatte (doch, wie andere, wohl unterschätzt). Frankreich schrie
zornig auf, als sei unahnbar Verruchtes geschehen; was da, schon
in der letzten Septemberwoche, gesagt wurde, ist merkenswert!):
weil es Gemüthsstimmung und Willensfarbe erkennen lehrt.
l.e lemps: „Die serbischenKrieger sind entschlossen, ihr Blut
fürs Vaterland hinzugeben; doch ihr oft bewährter tzeldenmuth
kann dem vereinten Angriff der Deutschen, Oesterreicher und
Bulgaren nicht widerstehen. Ist Serbien vernichtet, dann öffnet
sich unseren Feinden derWeg nach Konstantinopel. Warten wir,
bis die Bulgaren in Seebien eingebrochen sind, dann kommen wir
zu spät und erlangen nicht mehr, was wir brauchen. Die Zeit ist
immer gegen Den, der in der gün,iigen Stunde nicht zu handeln
wagt. Weil wir dieseStunde vertrödelt haben, siehtsinderTürkei

und in den Balkanstaaten anders aus, als wir wünschen." Herr
Iean Herbette (Zögling des Auswärtigen Amtes) in I.'r-cK« 6e
Paris: »Endlich darf man das Ding beim Namen nennen. Bul»
garien hat sein Heer mobilisirt; einen Tag danach hat auch Grie»
chenland, um nicht schutzlos zu bleiben, die Mobilmachung be»
schlossen. Noch dieserMonat (September) kann den Einbruch in
Serbien bringen. Die Frist ist kurz? Nicht so kurz, wie man glauben
könnte. Wenn ich nicht irre,hat schon imApril der Griechenkönig,
im Gespräch mit einem französischen Diplomaten, auf die Absicht
Bulgariens hingedeutet. Diese Thatsache (der andere zu gesellen
wären) vernichtet den Wahn, Bulgarien wäre in unseremLager,
wenn Serbien ihm vor drei, vier Monaten Makedonien überlassen
hätte. Das ist ein unverzeihlicher Irrthum. Der König und die
Regirung von Bulgarien haben ihren Standpunkt längst gewählt;
vielleicht schon vor dem Beginn des Europäerkrieges; jedenfalls
vor dem neunundzwanzigsten Mai, dem Tag, da der Vierbund
ihnen Makedonien anbot. Hätten sie jetzt dieses Land, also auch
den Etsenbahnstrang, der die Zufuhr nach Serbien ermöglicht,
dann wären sie viel gefährlicher und könnten noch dreistere For»
derung anmelden. Man muß ihnen zeigen, daß sie auf den Vier-
bund stoßen, wenn sie zum Streich gegen Serbien ausholen. Un»
fere Fahne muß in Makedonien wehen. Unsere Regirung hat
gesagt, sie fei zu Handlung bereit. Der Feind bespäht uns. Frank»
reich wartet. Wir müssen die Bahn schützen, die uns die einzige
brauchbare Verbindung mit Rußland sichert und deren Gleis an
mancherStelle nur durch eine Meile von derbulgarischen Grenze
entfernt ist. Frankreichs Volk weiß, daß Griechenlands Haltung
nicht durch Versprechen, nur durch die That bestimmt werden kann.
Weiß, von welcher ungeheuren Gefahr Rußland, als Anrainer
des Schwarzen Meeres, Frankreich, als mufulmanische Macht,
England, dem Egypten den Verkehr mit Indien schirmt, bedroht
wären, wennDeutschland sich denWeg nach demBosporus, den
Heiligen Stätten des Islams, dem Suezkanal gebahnt hätte."
Senator Pichon (einst Minister der Auswärtigen Angelegen-
heiten) in I.e?etit^ournal:«Der Koburger, der in der alten, von den
Russen aus dem Osmanenjoch befreiten Türkenprovinz herrscht,
hat stets nur feinem Ehrgeiz und seinem Groll gehorcht. Er haßt
Griechen und Serben, hat sie 1913 mit Verrätherwaffen ange»

griffen und wüthet, seit dieses Handeln ihn um Gebiete gebracht
hat, zu deren Eroberung die Nachbarheere mitgewirkt hatten.
Wie er damals die Sache des Balkanbundes verrathen hat, so
verräch er nun, da er mit Sack und Pack ins austro» deutsche
Lager übergeht, die Sache Rußlands. Wir dürfen nicht länger
blind sein und uns in neues Wahngebild verspinnen. Theuer ge-
nug haben wir Irrthum bezahlt. Täuschet Euch, um des Himmels
willen, nicht noch einmal! Bulgarien ist nicht an die Türkei nur,
sondern auch an Deutschland durch eine Militärkonvention ge»
kettet und zukräftigem Eingriff in den Kampfverpflichtet, der Ser-
bien zerschmetternunddenWegnach Konstantinopel und Egypten
öffnen soll. Ferdinand hatseinen Platz imGeneralstab desKaisers.
Nicht eine Minute darf noch verloren werden. Serbien, Griechen-
land, Rumänien müssen wissen, daß wir bereit sind, mit dem ganzen
Gewicht unserer Macht die von vier Seiten gefährdeten Balkan-
völker zu stützen, die ohne unseren Schutz morgen leibeigen wür-
den. In der Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, müßten unsere
und Englands Truppen schon auf der Küste stehen, in die der
Serbiens Zufuhr sichernde Bahnstrang mündete." (Erst achtTage
danach hat die Truppenlandung begonnen.) I^e Platin: «Im Fe-
bruar 1907 wurde in Wien eine Frau begraben, von der man
sagen durfte, sie sei ein großer Staatsmann geworden und eine
leidenschaftlich für den Ruhm ihres Vaterlandes wirkendeFran-
zöstn geblieben. Marie Klementine, Prinzessin von Orleans,
Witwe eines Prinzen von Sachsen-Koburg und Gotha, hatte aus
ihrem vierten Sohn, Ferdinand Maximilian Karl LeopoldMaria,
den Fürsten von Bulgarien gemacht. Ehe er sich zum .Zaren'krönte,
starb sie; und nahm den nüchternen Menschenverstand, das Nr-
theilsvermögen und wohl auch das Glück des allzu zärtlich ge-
liebten Sohnes, des verzogenen Kindes, mit in die Gruft. Ein
Franzose, der zur Beisetzung derTochter des Königs Louis Phi-
lippe nach Wien gekommen war und von dem Fürsten empfangen
wurde,traf ihn in derAniform des Elften K.undK. Husarenregi-
mentes, dessen Chef er ist. Ferdinand trug nur österreichische und
bulgarische Orden; knöpfte dann aber den Dolman auf und ließ
den Gast einen blaßrothen Großcordon sehen. Den, sprach er,
,trug Louis Philippe; er sollte den Sarg meinerMutter geleitend
Der arglose Franzos war erschüttert und fragte sich nicht, ob der

Fürst nicht vielleicht ein paarMinutenzuvordemBotschafter des
Kaisers den Hohen Orden vom Schwarzen Adler gezeigt habe,
dessen Band erunterderWeste, nochnäher dertzaut unddemHer»
zen, tragenmochte. DieAnekdote malt uns denMann.Falschheit,
verschmitztes Heuchlerthum ist seinWesen. An derSeite der Völ-
ker, die seinen Aufstieg begünstigt haben, konnte Bulgarien nach
Konstantinopel gelangen. Durch seine Mächlerei mit den Türken,
deren Druck seit Jahrhunderten auf dem Balkan lastet, mit dem ent-
ehrten Deutschland und dem verachteten Oesterreich hat es die
SachederBalkanvölker und aller Slawen verrathen. Wagt es sich
bis an das Endziel seinerAbsicht, dann wird es von der Mensch-
heit geächtet und mordet sich selbst." (Warum dann die Wuth?)
Herrtzerve in ^Ouerre Sociale: „WirddaskalteWasser,das
die Bulgaren uns über den Kopf gegossen haben, uns endlich aus
dem Schlummer aufscheuchen? Werden wir endlich zu verstehen
anfangen, daß wir Krieg führen, den grausigsten aller je gesehenen
Kriege gegen einen Feind, der uns ekelt, der aber alle Eigenschaften
unserer Väter aus derZeit der Revolution erneut: organisatori-
sches Vermögen, Entschlußkraft, Kühnheit, Alles, was uns heute
zu fehlen scheint? Haben die Deutschen den Plan, aufzwei Wegen,
die Jeder kennt, mit starken Streitkräften gegen das kleine Serben»
Heer vorzurücken?Wollen die Bulgaren diese Gelegenheitnützen,
um die Serben von hinten anzugreifen, ihnen den Dolch in den
Rücken zu bohrenundzugleich ihre einzige Zufuhrstraße, die Eisen-
bahn Saloniki-Nisch'Belgrad, zu sperren? Wäre der Marsch der
Deutschen, Oesterreicher, Bulgaren nach Konstantinopel für uns
eine Katastrophe? Ja. Worauf also wartenwir, Franzosen, Eng-
länder, Ilaler? Wir müssen sofort zweihunderttausend Mann
nach Saloniki fchicken, den Serben Hilfe bringen, unsere Fahne
auf der Balkanhalbinsel zeigen, die Griechen und Rumänen er»
muthigen. Nicht in drei Monaten, drei Wochen darf die Ent»
scheidung fallen. Heute, am Tag nach Bulgariens Mobilmachung»
beschluß,müßten die ersten Regimenter unserer Orientarmee schon
feit zwölf Stunden auf dem Weg nach Marseille sein." Herr Du»
mont-Wilden in I^e Natin: „Zar Ferdinand ist ein Enkel, König
Albert von Belgien ein Urenkel des Bürger-Königs Louis Phi-
lippe; und Beider Väter stammen aus der alten Dynastie Koburg,
die oft Europas Throne besetzt hat. Die feine Lebenskunst und der

Geschäftssinn der Orleans, der zähe Wille der Koburger: die
Mischung war gut. Im tiefsten Grund aber unterscheiden flchihre
Merkmale im Wesen der beiden Könige. Ferdinands Verschla-
genheitbereitet den Zusammenbruch seines Thrones, vielleicht den
Untergang seines Reiches vor. Dem belgischen Koburger, dessen
listlose Schlichtheit zugleich edelste Geschicklichkeit ist, winkt die
herrlichste Zukunft, die dem Haupt eines Kleinstaates jemals be»
schieden war." Senator Clemencau in l,'tt«mme l^nckaine: „Die
Auguren (der Republik) gestatten uns endlich die Erkenntnlß,
daß König Ferdinand die Maske abgelegt und gegen uns Par-
tei ergriffen hat. Nicht erst seit gestern fragen wir uns, wie lange
die Unordnung und Schwachheit, die uns mit Knebelzwang
regirt, noch ungestraft die hohen Tugenden ihrer Unfähigkeit ent»
falten werde. Wenn die Austilgung der Kritik auch die Fehler
tilgen könnte, wäre unsere Diplomatie von Erfolg zu Erfolg ge-
schritten. Ists unsere Schuld, daß der Zug nach denDardanellen
nicht gründlicher vorbereitet, nicht in der günstigsten Stunde be-
gonnen wurde? Gedenket Ihr noch des Tages, da wir nur der
Kiellinie des ‚Soeben' und des.Breslau' zu folgen brauchten,
um die Meerengen zu öffnen? Just diesen Tag wählte die Triple»
Entente zum Verzicht auf den Befehl über die Türkenflotte, der
England, als ein Glückspfand, zugefallen war. Ich möchte nicht
mehr sagen. Wenn einst bekannt wird, welche unwahrscheinliche
Fehlerfülle, wider den klaren Rath einfachen Menschenverstan-
des, unsere Verdrängung aus Konstantinopel erwirkt hat, werden
die Leute, die uns regiren, wohl nicht unter Lorber ersticken. Ein
gewissenloserMonarch, dessen Vertragsbruch nicht minder schnöd
war als das deutsche Verbrechen in Belgien, plant, gegen den
Willen seines Parlamentes und Landes, eine große Aktion: wozu
haben wir Diplomaten, wenn sie die Vorzeichen nicht sehen oder,
nach derErkenntniß,raschwiederdieAugenschließen? Bulgarien
mobilisirt? Wahrhaftig: die von Frankreich und England be-
schützten, mit Strömen russischen Blutes erlösten Bulgaren ver-
bünden sich denTürken, denMetzlern von1876, um dasBruder»
Volk zu vernichten, dessen einziges Verbrechen ist, daß es sich nicht
von der Germanenwoge willig von der Erdkarte wegschwemmen
läßt. Gelänge es, den russischen Soldaten, den Befreier, in dichte
Fühlung mit dem Bulgaren zu bringen, in dessen Seelengrund

noch die Erinnerung wurzelt, dann könnte ein Funke aufsprühen,
aus dem ein Lichtstrahl, ein Wegweiser für das Slawengewissen
würde. Diese Andeutung muß genügen. HerrPoincare war Mi»
Nisterpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten,
als wir, 1912, die Bulgarenanleihe ablehnten. tzerrPoincare war
schon Präsident der Republik, als in Paris ein rumänischerAn«
leiheverfuch scheiterte, denTürken aber Geld geliehen wurde, mit
dem sie sich gegen uns waffnenkonnten. SolcheFehler rächen sich.
Ein Römer hohenRanges soll neulich gesagt haben: ,Man muß
den Serben etwas mehr als Bewunderung bieten/ Etwas mehr:
so müßte unser Losungwort lauten. Etwas mehr als die Eroberung,
Aufgabe, Wiedereroberung eines Grabenstückes in Kämpfen,
deren monatliche Menfchenverlustrechnung das Land nicht ahnt,
und als gewaltige Vorstöße, die bisher stets mehr gekostet als
eingebracht haben. Etwas mehr als die Hemmung der Wahrheit,
damit sie nicht allzu hell die Ohnmacht der Männer beleuchte,
die im Frieden nichts voraussahen, im Krieg weder verwalten
noch regiren konnten. Etwas mehr als die Plakatirung von Reden
und Rundschreiben, die man, weil ihnen die Thatsachen wider-
sprechen, nichtzu lesen braucht. Etwas mehr als den Dardanellen»
streich nach der eigenartigen .Vorbereitung' durch die Herren
Winston Churchill und Augagneur. Was ist denn nun dieses
,Etwas'?Was müßte geschehen?Ich habe, wie jederAndereidas
Recht, darüber mir eine eigene Meinung zu bilden, doch nicht die
Freiheit, sie auszusprechen: weil ich den Lesern die Schwäche und
die Stärke unseres diplomatischen und militärischen Zustandes
zeigen müßte und weil mich daran die Leute hindern, die alleGe-
< fahr unserer Lage verschuldet haben." Herr Reinach in I^iMro:
»In Sofia steht ein Denkmal des Kaisers Alezander, den dieBul»
garen den Zar»Befreier nannten; ich erwarte die Meldung, daß
eine fromme tzand es verhüllt habe. König Ferdinand pflegte sich,
unter feinen Briefen, den Titel eines ,gutenEuropäers'zugeben.
Noch im März fügte er diese Formel (die Talleyrand liebte) seinem
Namen an. Er war der unabhängige Fürst eines freien Volkes;
gehört aber wohlzuDenen,dieUnabhängigkeit, wieAndereKnecht-
fchqft, als Last empfinden, und legt sich wieder die Halskette des
Herzogs von Sachsen-Koburg und Gotha an. Die Bulgaren schie-
nen seit dem zweiten Balkankrieg, dem verbrecherischen Wahn»

sinn ihres Königs, Einiges gelernt und dasErlebniß desRussen-
krieges gegen die Türkei nicht ganz vergessen zuhaben. Ich möchte
ihre Soldaten vor russtschenUniformen sehen. Bulgarien muß an
der Seite der Serben sofort den Vierbund finden und vornan das
Kriegerkleid und die Fahnen Rußlands erblicken. Rußland hat
den bulgarischen Staat geschaffen. Jetzt, in der Stunde russischen
Unglückes, öffnet König Ferdinand dem Feinde das Thor. Der
alte Gladstone und andere edle Geister des Westens haben Bul»
gariens Sache geführt; schmerzlich wäre die Erkenntniß, daß ihr
Nrtheil geirrt hat und daß mit dem einen Mann das ganze Volk
zu verdammen ist. Auch nach Konstantinopel aber führt nicht nur
ein Weg. Sollte der Koburger in Sofia ausersehen sein, uns aus
Irrthum zu lösen und schneller in die Stunde großer Entwicke-
lungen zu helfen, als wir noch hoffen durften?" In dem selben
Blatt bejaht Herr Fitz-Maurice die Frage; und verklettert sich
bis in den schluchzenden Iubelruf: „Bald vielleicht wird man
merken, daß Ferdinand uns einen sehr großen Dienst geleistet hat."
Durch die Wendung, die dem Vierbund gestattet, das fast
hoffnunglose Gallipoli-Abenteuer aufzugeben, dessen Gefahren-
zone mindestens zu verengen und durch Griechenland sich einen
Weg in dieTürkei zu bahnen? Diese Möglichkeit dürftemandoch
wohl erst rühmen, wenn sie ansZiel geführt hätte. IcherstenBalkan-
krieg unseres Jahrhunderts sind die Türken, im zweiten die Bulga-
ren besiegt worden. Daß Besiegte sich gegen den Sieger verbündet
haben, steht auf manchem Blatt der Menschheitgeschichte. Wes»
halb, dennoch, das zornige Staunen über das turko°bulgarische
Bündniß? InNeapel hat HerrBarzilai, Republikaner undMi»
nister des Königs Victor Emanuel, gesagt: «DieVorschläge des
Vierbundes sollten die Nngerechtigkeit des Bukarester Vertrages
von Grund aus tilgen, den nationalen Anspruch Bulgariens be°
friedigen, Serben, Griechen, Rumänen von ihrem Opferaufwand
entschädigen, dieEintracht, Freiheit.Unabhängigkeit allerBalkan-
völker sichern. Deren verantwortliche Staatsmänner mögen der
Lehre alter Geschichte und neuen Erlebnisses gedenken, auf das
Strebensziel der Centralmächte schauen und erwägen, wie ihr
Schicksal würde, wenn der großeKampfmit demSieg dieserMächte
endete.« Ein Blick in die Chronik des Balkangedränges ist schon
Dem unentbehrlich, der Werdendes im Geiste wägen will.

Am Webstuhl der Zeit.
Vor neunhundert Iahren rittBasileios der Zweite, der Sohn
des Romanos und der schönen Schankwirthstochter Theophano,
durch das Goldene Thor in die Hauptstadt des Oströmerreiches.
Ein funkelnder, glitzernder Greis. Die Füße in Goldsandalen,
goldene Binden um den Leib, das Kreuzszepter in der zügelnden
Hand, in der linken die purpurne Akakia und auf dem grauen Haupt
die vonPrunkfedernüberwehte Krone. Vor demRoßdesTrium»
phators schritten Gefangene: die Töchter des Bulgarenzaren Sa»
muel, die Zarin Maria und viele Edle, die Ostroms Schwert ent»
waffnet und in Ketten gezwungen hatte. Basileios kam vom Par-
thenon; hatte vor derRückkehr in seine Residenz der MutterGottes
Dank und Weihgaben dargebracht und durfte selbst von den ihm
Unterthanen nunDank heischen. Der ward ihm inüberreichlicher
Fülle. Nie hat das Volk von Byzanz lauter gejauchzt; nie auch
war zum Jubel mehr Grund als beim Einzug des Basileios Bul»
garoktonos.Der hatte nicht nur die,Bulgaren gemetzelt; hatte den
Bulgarenstaat getötet, aus derReihe selbständiger Gemeinwesen
getilgt und das Reich damit von dernächsten Gefahrbefreit. « Heil
dem Bulgarentöter!" Dieser Dank war verdient.Fast vierhundert
Jahre lang hatte der ural-altaische Schrecken Hof und Volk von
Byzanz geängstet. Schon unter tzerakleios (dem Basileus der
exältatio 8äncwe crucis.dessenAndenkendieKirchenderRömerund
derGriechenanjedemvierzehntenSeptembertagfeiern);als diesen
großen Feldherrn und Organisator außer Persern, Awaren und
Slawen auch die von der Wolga an die Nnterdonau gewanderten
Finen hunnischer Herkunft bedrohten, wider derenAnsturmBeli»
sars starkes Schwert fünfundsiebenzig Jahre zuvor die Stadt Kon»
stantins geschützt hatte, schloß er mit ihrem Häuptling, dem Bul»
garenkhan Kuwrat, einen Vertrag, der denOströmern aus einem
Feind einenBundesgenofsen zumKampfgegendieAwarenwan»
dein sollte. Kuwrat bliebt treu und wurde von dem dankbaren
Kaiser in den byzantinischen Patriziat aufgenommen. Doch sein
Sohn Isperich wollte sich nicht in die lästige Fessel solchen Ver»
träges bequemen und wandte sich mit rasch zusammengeballter
Macht gegen den vierten Konstantin (Pogonatos), der als Erster
den ganzen Umfang der neuen Gefahr erkennen lernte. Auf Ost»
roms Boden eine ugro°finischeHorde, die ausderTiefebeneSar»

matienswestwärts gewandert und aus demWinkelzwischenDo»
nau,Dnjestr undSchwarzemMeer in dieHaemusprovinzMoesien
vorgedrungen war. Der Kaiser, der eben erst arabische, slawische,
awarische Angriffe abgewehrt hat, eilt mit allen für den Krieg zu
Land und zu Wasser freien Truppen herbei; vermag wider den
Feind an derUnterenDonauabernichtsauszurichten.UmsIahr
680 gründet Isperich sein Balkanreich; den ersten Bulgarenstaat
und zugleich das erste große Gemeinwesen slawischer Zunge. Denn
dieHordensprofsen unterjochen die Slawenstämme der Nachbar-
schaft schnell, verschmelzen sich fest den Besiegten, nehmen deren
Sprache an und lassen die Herren'von Byzanz ahnen, daß nicht
nur von Asiens Tiefe her die Vernichtung dräut. Slawenstamm»
splitter konnte derReichsleib mühelos ausstoßen; hier aber hatte
die für das politische Geschäft ungemein begabte Herrenkaste der
Finen eine Staatseinheitgeschaffen, auf die auch der Tapfere nicht
ohneBangniß blicken durfte. Schlimme Erfahrung hats die Erben
des Herakleios und die syrischen Kaiser Ostroms empfinden ge-
lehrt. Iustinian der Zweite (dessenPsychose sich früh in verstiege»
nem Herrfcherwahn, in der schroffen Entlassung bewährter Staats-
diener, in krankhafter Betriebsamkeit undgeschmackloserBauwuth
offenbarte und der, während er Alles allein zu machen glaubte,
von unsauberen Hofmächlern am Schnürchen gelenkt wurde) ist,
nach kurzem Waffenglück, von den Bulgaren geschlagen, dann aus
dem Exil, in das der Volkszorn den von der schimpflichen Strafe
des Nasenverlustes Entehrten geschickt hatte, von Isperichs Nach»
folger Terwel mit einem fino»slawischen Heer auf den Thron zu-
rückgeführt worden.Das thatTerwel gewiß nicht desLohnesund
des Titels wegen, den der Kaiser ihm spendete; er thats, um das
Reich zu schwächen, das unter dem Szepter eines Irren nicht ge»
deihen konnte. Kaum war Iustinian getötet und Philippikos ge»
krönt: da drangen die Bulgaren wieder mit Feuer und Schwert
bis ans Thor von Byzanz. Der fünfte Konstantin (Kopronymos)
mußte achtmal gegen sie ins Feld ziehen und hat sie schließlich
nur für wenige Iahre geschwächt. Nikeph^oros verwendet zweimal
zwölf Monate an die Rüstung zum Vernichtungskrieg; wird in der
Hauptschlacht aber von dem Bulgarenkhan Krum besiegt, der seine
Macht nun über Thrakien und Makedonien hin dehnt, Adria-
nopel erobert und Byzanz belagert. Sein Tod rettet Ostrom aus

Lebensgefahr. Sein ErbeOmortag wird beiMesembriavonLeon
demFünften geschlagen und muß einen Frieden schließen, der das
leicht erhitzte Hunnenblut für dreißig Jahre zu gehörsamer Ruhe
verpflichtet. Die Kaiser syrischer Abkunft habenvonihmnichtmehr
zu leiden. Erleben nur noch, daßKlemens, einSchüler desSlawen-
apostclsMethodios. denKhanBoris (derfeitdemMichaelheißt)
tauft und in dem christianisirten Bulgarenreich der erste Bischof
wird. Erst die Armenierdynastie muß sich wieder zum Kampf gegen
den Feind im Norden bereiten. Symeon, Michaels Sohn, will
nicht länger dulden, daß fein Reich von einem Häuflein byzanti-
nischer Großhändler ausgebeutet werde. Friedliche Verhandlung
erwirkt nichts und das bedrängte Byzanz verbündet sich den Ma«
gyaren, die in Bulgarien einbrechen, alles Erreichbare rauben,
auf dem Rückweg aber von Symeon gezüchtigt werden. Einem
starken Regenten, der die schwerste Kunst gelernt hat: warten zu
können. Bei Bulgarophygos fchlägt er die Griechen aufs Haupt;
überfällt in Bessarabien die Wohnstätten derMagyaren; drängt
im Westen bis an dieAdria vor; und nennt sich fortan den Zaren
derBulgaren und Selbstherrscher der Romäer. Ein stolzer Titel;
doch dahinter steht auch eine beträchtliche Macht. Thrakien, Ma»
kedonien, Thessalien, Epirus, Albanien, diesseits und jenseits
von der Donau ansehnliche Gebiete: dies Alles war dem Zaren
Symeon unterthan. Von den Serben empfing er Tribut, von dem
schwachen Oströmerkaifer Konstantin PorphyrogennetosBeiträge
zu den Staatskosten. Und der Metropolit der Residenzstadt Pre»
flaw wurde in den Rang des Patriarchen erhoben, dem Griechen-
Papst in Konstantinopel also im Range gleich. Die staatliche und die
kirchliche Selbständigkeit war gesichert; fürdasfino°slawischeEr«
obererreich derTag hellsten Glanzes gekommen. Ein Tag, der ver»
dämmern mußte. Männer vomSchlage Bonapartes vergessen, im
WahnihrerGottöhnlichkeit, stets, daß auch ihrerLendenFruchtein
Schwächling sein kann; drum währt ihrerReichetzerrlichkeitnie»
mals lange. Symeons Sohn Peter muß froh fein, als Byzanz,
das Serben und Kroaten gegen ihn gehetzt hat, nach makedoni-
schen Schlappen ihm einen glimpflichen Frieden und die Hand
der Kaiserenkelin Maria gewährt. Der Patriarchat wird anerkannt
(damit Bulgarien sich nicht etwa derRömerkirche desWestenszu»
wende);und für politische Folgsamkeit sorgt die Byzantinerin auf

dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons
den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan
Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so ge»
schreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren er»
wirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen
nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt
die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im
Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz;
eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos
Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von
ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt
hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte
von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer
in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach
zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der
Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt
dem Basileus» Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus
schwererNoth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes
macht Ostbulgarien und Nordthrakienzu Provinzen des Oströmer-
reiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende
der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der
Purpurhülle geschältenZarenBoris demZweitennur, als ein ohn-
mächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino»slawischer Selbst»
herrscher derRomäer thront nicht mehr; und die Kraft des inMake»
donien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums
scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben
ist und GeneralBardas Skleros zurRebellion gerufen hat, wagt
Westbulgarien denAufstand. Zar Samuelzieht von feiner Haupt»
stadt Ochrida nachThessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des
Bekenners Achilleus; setzt inThrakien, inHellas selbst seine Herr»
schaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu er»
neuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyr»
rachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zar»
thum einverleibt und den Serben das Ioch aufgezwungen. Doch
Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Drei»
mal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Mnth wieder.
Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend
Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.93 1915.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Buy a copy
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

Partner login required

Partner institution members: **Login** to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090129

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090129?urlappend=%3Bseq=50

Embed this book

About versions

Version: 2012-02-19 12:45 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last
Jump to Go

dem Zarenthron. Nikephoros Phokas will dem Reich Symeons
den Todesstoß geben, verbündet sich drum dem Moskowiterkhan
Swjatoslaw, wird von dessen allzu raschem Erfolg aber so ge»
schreckt, daß er hastig eine Verständigung mit den Bulgaren er»
wirkt und die Patzinaken zu einem Einfall anstiftet, der die Russen
nach Kiew zurückscheucht. Doch Swjatoslaw kehrt wieder, schlägt
die Bulgaren, macht den Zaren zum Gefangenen und will im
Sturmschritt nach Philippopel. Eine neue Gefahr für Byzanz;
eine noch größere. Der Armenier Zimiskes, der auf Theophanos
Wink im Ehegemach den alternden Nikephoros getötet und von
ihm, als Neffe und bester General des Reiches, die Krone geerbt
hat, fühlt, daß es ums Leben geht, und überschreitet, da in Güte
von dem wilden Russen nichts zu erlangen ist, mit seinem Heer
in Geschwindmärschen die Balkanpässe. Swjatoslaw muß, nach
zäher Gegenwehr, vor der römischen Kriegskunst kapituliren, der
Zar wird aus der Gefangenschaft befreit und Bulgarien jauchzt
dem Basileus» Retter zu. Mit dem ersten Athemzug des aus
schwererNoth Erlösten. Schnell folgt die Enttäuschung. Zimiskes
macht Ostbulgarien und Nordthrakienzu Provinzen des Oströmer-
reiches, das die Donau als Grenze braucht, erzwingt das Ende
der kirchlichen Autonomie und gestattet dem entkrönten, aus der
Purpurhülle geschältenZarenBoris demZweitennur, als ein ohn-
mächtiger Magistros weiterzuleben. Ein fino»slawischer Selbst»
herrscher derRomäer thront nicht mehr; und die Kraft des inMake»
donien und Albanien noch erhaltenen westbulgarischen Zarthums
scheint nicht ernstlich zu fürchten. Scheint. Als Zimiskes gestorben
ist und GeneralBardas Skleros zurRebellion gerufen hat, wagt
Westbulgarien denAufstand. Zar Samuelzieht von feiner Haupt»
stadt Ochrida nachThessalonike; holt aus Larissa die Gebeine des
Bekenners Achilleus; setzt inThrakien, inHellas selbst seine Herr»
schaft durch; und scheint auserwählt, das Reich Symeons zu er»
neuen. Schon ist bei Sofia das Byzantinerheer zersprengt, Dyr»
rachion (Durazzo) und der Küstenstrich an der Adria dem Zar»
thum einverleibt und den Serben das Ioch aufgezwungen. Doch
Basileios ist entschlossen, an diesen Kampf Alles zu setzen. Drei»
mal muß er weichen; und kehrt immer mit neuem Mnth wieder.
Er schlägt die bulgarische Armee in Splitter, läßt fünfzehntausend
Gefangenen die Augen ausstechen, die nicht mit der Waffe in der

Hand gefundenen Bewohner des Landes bis nach Armenien
schleppen und sänftigt den Grimm erst, als, nach dem Tode der
Zaren Samuel, Radomir undWladislaw, die stärkste Bulgaren»
partei, der Grundadel, demüthig um Gnade fleht. In Ochrida
findet er hundert Centner Goldes, Haufen kostbarer Gewänder
und die mit Perlen gezierte Krone Samuels. Seitdem heißt er
BasileiosBulgaroktonos und ist der Held der Nation. Er haiden
Bulgarenstaat ins Herz getroffen und Ostrom von dem Schrecken
befreit, der fast vier Iahrhunderte lang nun fortwirkt.
Unter dem zweiten Basileios, sagt der philhellenische Histo»
riker George Finlay, hat Byzanz den Machtgipfel erreicht. »Auf
langer Siegerbahn ließ er feine Adler hin und her schweben; von
der Donau bis an den Euphrat, vom armenischen Bergland bis
an Italiens Küste. Sein unschreckbarer Muth, seine unerbittlich
grausame Wesenshärte, Aberglaube sogar und amusischer Sinn:
Alles vereinte sich,um aus ihm denTypus seinerzeit und seines
Reiches zumachen. Sein Ztelwar: die völlige Einheit des Byzan»
tinerreiches inEuropa. Diewar nur möglich,wennBulgarenund
Slawen niedergeworfen waren. Sprachenverwandtschaft hatte
diese beiden Feinde Ostroms zu einer Nation verschmolzen; und
so lange man sie frei athmen ließ, mußte gemeinsamer Haß sie zum
Vorstoß gegen die kaiserliche Regirung zusammenkitten." Wenn
dieser Kitt aus den Fugen gerissen, der Block wieder zerbröckelt
war, durfte der Sieger sich mild zeigen. Mußte; um vor dem Er»
dreisten Verzweifelnder sicher zu fein. Der harte Basileios hats
erkannt; und danach gehandelt. Die politische und die kirchliche
Verfassung des Landes nicht angetastet; Wehr» und Steuerpflicht
nicht geändert; die Privilegien des Hochadels bestätigt; und die
Machtsphäre der selbständigen Kirche von Ochrida erweitert, statt
sie zu verengen. Warum nicht? Die Zarensprossen mochten sichs
in Konstantinopel wohl sein lassen, die besten Bulgarenfamilien
mit ihrem Kriegerblut den byzantinischenReichsadel auffrischen.
Das konnte dem römischen Osten und der Armenierdynastie nur
nützen. Sie nicht mehr gefährden. Denn Byzanz war, an Umfang
und Prestige, wieder, was es in der Zeit Iustinians des Ersten
gewesen war, und brauchte vom Haemus her nichts zu fürchten.
Fast zweihundert Iahre später, im Herbst Ostroms, kam es
noch einmal zu offenem Konflikt. Isaak Angelos, ein gewissenloser

lng, hat den Komnenenthron geerbt und haust, weil er für
seinen täglichen Festprunk ungeheure Summen braucht, wie ein
Hamster im Reich. Aus der Balkanhalbinsel lastet der härteste
Druck. NunMrd auch noch eine Hochzeitsteuer eingetrieben.Denn
Isaak hat mit den Ungarn, die dem Andronikos das hellnische
Dalmatien genommen haben, Frieden geschlossen und sich der
(zehnjährigen) Tochter ihres Königs vermählt. Wenn der Basi»
leus einIüngferchen aufs Lager zieht, mag dasVolk bluten. Dem
aber wird die Last zu schwer. Die Bulgaren waffnen sich. Peter
und Ioannes Asen, zwei Adelige, die sich der Abstammung von
den alten Zaren rühmen, treten in Konstantinopel für die Volks»
wünsche ein; werden aber mit kaltem Hohn abgewiesen. Propheten
schleichen durch das von Krämpfen geschüttelte Haemusland und
künden, der Heilige Demetrios habe das von den Normannen
geschändete Grab verlassen und bereite den Bulgaren die Erlösung
aus Knechtschaft und Fron. In Tirnowo, in der diesem Heiligen
geweihten Kirche, schwört das Volk den Führern Treue und ruft
Ioannes Asen zum Zaren der Bulgaren und Griechen aus. Isaaks
Heer ist stärker; doch der neue Zar verbündet sich den Kumanen,
schlägt Ostroms sorglos übermüthigen Feldherrn und stellt, mit
Feuer und Schwert, zwischen dem Balkan und der Donau das
unabhängige Bulgarenreich wieder her. Das dritte Zarthum der
Hunnenerben lebt auf; das letzte in der altenWelt. Zweimal, bei
Berroea und, nach dem Sieg über die Serben, bei Arkadiopolis,
wirdIsaak von den verbündetenBulgaren,WlachenundKumanen
besiegt. Den Zaren mordet im Palast ein vertrauter Höfling, den
dieSchwester derZarin mit ihremLeibe belohnt. Auf Kalovetros,
der nicht lange regirt, folgt Kalojoannes, der aus dem päpstlichen
Rom sich eine Königskrone erlistet (gegen das leichtfertige Ver-
sprechen dauernder Union mitWestrom krönt ihn der von Inno»
zenz dem Dritten entsandte Kardinal), wider die Griechen wüthet
und ihnen einen demüthigenden Frieden aufzwingt, den make»
donischenAufstand der Landsleute offen unterstützt und denKai»
ser Balduin in die Gefangenschaft schleppt. Er wollte vergelten,
was Basileios an den Bulgaren gethan hatte, überbot den Bul»
garoktonos noch an Grausamkeit und gab sich den Beinamen des
Romäoktonos. Bald nach dem Sieg bei Adrianopel ist er, vor
Thessalonike, gestorben. Die Lanze des Heiligen Demetrios, spra»

chen ausathmend die Griechen, hat ihn getötet. Doch Joannes
Äsen, der ihm folgte, wurde zu nicht kleinerer Gefahr. Ein ernster,
edler Fürst, der entschlossen war, des Rechtes Hüter zu sein, und
sich mit Fug den in Christo dem Himmelskönig getreuen Selbst-
herrscher der Bulgaren nennen durfte. Die in Byzanz herrschen«
den Lateiner wollen, im Bewußtsein ihrer Schwachheit, den Ortho-
doxen zum Vormund Balduins des Zweiten machen.Zar Joannes
ist bereitund erbietet sich, den Lateinern Thrakienzurückzuerobern.
EininanderemGlauben Erwachsener als Verweser des von fran-
zösischen und venezianischen Priestern überschwemmtenReiches?
Der Klerus bäumt sich gegen den Plan. Theodoros Dukas, der
Kaiser von Thessalonike, kündigt dem Zaren den Freundschaft»
vertrag und bricht mitFranken und Griechen in Thrakien ein.Bei
Klokotnika wird sein Heer vernichtet, er selbst gefangen; und der
Haupttheildes Reiches derAngeli fällt denBulgarenzu. »Ich, Jo-
annes Äsen, Hab? vonAdrianopel bis nach Dyrrachion alle Länder
erobert:das Land der Griechen, derAlbaner undder Serben. Nur
die kaiserliche Residenz und dieStädte ringsumblieben Besitz der
Franken. Doch auch sie unterwarfen sich meinem Arm, kannten
nebenmir keinen anderenZarenund fristeten nach meinem Willen
ihre Tage, wie Gott befohlen hatte. Denn ohne ihn ist weder ein
Werk noch auch nur ein Wort. Ihm sei in Ewigkeit Ehre. Amen."
Diese Sätze ließ Joannes in den Stein der Kathedrale von Tir«
nowo graben. Er hat sich dann gegen die byzantinischen Lateiner
den Griechen verbündet; die Koalition ist aber geschlagen und nach
kurzem Bestand aufgelöst worden. Sein Nachfolger verlorNord-
makedonien und in Bulgarien selbst wichtige Plätze an den klugen
und tapferen Vatazes. 1246. Fünfzehn Jahre danach zogMichael
der Achte (Palaeologos) in die Stadt Konstantins ein. Das la-
teinische Kaiserthum des Ostens war genesen. Den Bulgaren, die
inMakedonien heimlich wieder dasFeuer geschürt hatten, nahm
der neue Herr Stenimachos, Philippopel und die Seestädte An-
chialos und Mesembria; sie konnten ihreWuth nur an den armen
Thrakern auslassen, deren Felder bald einer Wüste glichen. Die
Osmanenzeit naht. Der seit dem Sieg des Serbenkönigs Stephan
Nros um Kraft und Selbstvertrauen gekommene Bulgarenstaat
kann keinen wirksamen Widerstand leisten. Iwan Sisman, der
Dritte des Namens und der letzte Zar von Tirnowo, muß sich

dem Sultan Murad unterwerfen. Der zerstört auf demAmselfeld
mit einem Streich die großserbische Staatsmacht. SeinSohnBa»
jesid macht aus dem Zarthum ein türkisches Paschalik. In Tirnowo
gebietet der Sultan. Konstantinopel ist sein nächstes Ziel. Nach
langwierigen, blutigen Kämpfen erst erreicht es einOnkel Osmans.
ImFrühlicht des dreißigsten Maimorgens dringen 1453 dieIa»
nitscharenMohammeds des Zweiten in die Stadt, in der gestern
noch ein Konstantin befahl. Ueber der Sophienkirche erglänzt die
Mondsichel. Ist Bulgariens Traum von Freiheit ausgeträumt?
...VorstebenunddreißigIahren,amsechsundzwanzigstenIuni
1878, hatte derBerlinerKongreß, der vierzehn Tage zuvor eröffnet
worden war, die Erörterung derOstbalkanfragen fo weit gefördert,
daß die Kommission (der Desprez, Haymerle, Hohenlohe, Kara»
theodory, Launay, Oubril, Odo Russell angehörten) die Ausar»
beitung dieses Vertragstheiles beginnen konnte. Bulgarien ein
selbständiges Fürstenthum, in Ostrumelien ein vom Sultan nach
erlangter Zustimmung der Großmächte zu ernennender General»
gouverneur: darüber hatten Großbritanien' und Rußland sich
schon in dem (von Salisbury und Peter Schuwalow unterzeich»
neten) Memorandum vom dreißigsten Mai geeinigt; und diese
Absicht war in einer Versammlung bequem durchzusetzen, wo
Oesterreich durch die Gemeinschaft der Antipathie mehr noch als
des Interesses an Englands Seite gedrängt und durch die Hoff-
nung auf den in der Konvention vonReichstadtverheißenenBal»
kanbesitz doch genöthigt war, dem Reussenherrscher allzu fühlbares
Aergerniß zu ersparen. Die schroffe, fastkriegerischklingende Rede,
mit der Beaconsfield am ersten Tag den Kongreß verblüfft hatte,
erleichterte die austro»russische Verständigung über Einzelheiten.
Und die türkischen Bevollmächtigten, die diese Einigung hindern
wollten, waren so steif und ungeschickt, daß Bismarck ihnen seinen
Groll nicht hehlte und, als Tyras einen fremden Minister ange»
knurrt hatte, zu Hohenlohe (der nicht als Talent, nur als Kron»
oberstkämmerer des für solche Artigkeit empfänglichen Königs von
Bayern in den Kongreß berufen war) fagte: «Der Hund ist noch
nicht gut genug gezogen, um zu wissen, wen er beißen soll; wüßte
ers, dann hätte er den Türken gebissen." Makedonien hielt die
Vertreter großmächtiger Weisheit nicht lange auf. Philipps Bal»
kanherrfchaft und Alexanders Weltreich, die Römerzeit der ^a-

ceäoniä prima und secunäa, dieKämpfederBulgaren,Byzantiner,
Serben, Beneter und Türken waren längst vergessen, verschmerzt;
und die Griechen und Türken, Bulgaren und Rumänen, Albaner
und Serben, die jetzt in den Wilajets Saloniki, Monastir und Ko»
sowo am Wardar und an der Struma wohnen, fand derKongreß
weder gefährlich noch interessant. Makedonien sollte fortan unge»
fährsoverwaltetwerdenwieKreta:alsomitgleichemRechtfürChri-
sten und Türken. ImInnersten dachten die meisten Delegirten wohl
wie Bismarck, der am fünfundzwanzigsten Iuni offen aussprach,
ihm sei das Schicksal der Balkanstämme höchst gleichgiltig und
dem Kongreß nur die Aufgabe gestellt, den Großmächten denUm-
fang der Konfliktsmöglichkeiien zu schmälern. So wars immer,
seit die Türken nach Europa vorgedrungen sind. Rußland, Oester-
reich und die Türkei streiten um die Grenzen ihrer Machtbezirke;
England und Frankreich haben zu viele musulmanische Unter»
thanen, um als uninteressirte Zuschauer die Vertheilung der Ein-
flußsphären abwarten zu können; die Balkanslawen trachten nach
der Befreiung von der Osmanenherrschaft; Italien möchte die
Adria umfassen, Hellas der alten Größe stolz wieder gedenken
dürfen. Und Ieder betheuert laut, daß er, uneigennützig, nur für
den Christenglau ben, für derMenschheit heiligste Güternur fechte.
Brussa war 1326, Gallipoli 1336 türkisch geworden. Nach
Murads Siegen beiAdrianopel und auf demAmselfeld ward es
feinem SohnBajesid leicht, Bulgarien und dieWalachei,Thessa»
lien und Makedonien zu erobern und mit seinem nach Nrchans
klugemPlan organisirtenHeer, mit Ianitscharen und Spahls vor
dieHauptstadtdesOströmerreicheszurücken.DochdieMongolen»
gefahr zwang ihn, seinen Erben noch der Aufstand der Ungarn
undSerben,Byzantionzuschonen;erstderzweiteMohammedzog
drum als Sieger in Konstantins Stadt ein. Er hat den Peloponnes
und die Krim, Albanien, Trapezunt und die Moldau dem Os»
manenreich unterworfen. In Moskau hatte Iwan der Dritte sich
mit derNichte des letzten Palaeologenkaisers vermählt, den Titel
des Gossudars aller Reussen angenommen und den Griechen
Trachaniotes als Bevollmächtigten nach Deutschland geschickt.
Der sollte mit dem Kaiser ein Bündniß schließen, demRömischen
König Iwans Tochter antragen (für die der vom Ritter Poppe!
empfohlene Markgraf von Baden ein zu armsäliger Werber sei)

und brauchbare Künstler, Baumeister, Bergleute,Handwerkermit-
bringen. Außer dem Reisegeld erhielt er von Iwan achtzig Zobel
und dreitausend Eichhörnchen; als Geschenk für denKönigMaxi»
milian (dem er in Frankfurt vorgestellt werden sollte) einen kost»
baren Hermelinpelz. Nach vier Monaten kam er mit dem Ge-
sandten Georg Delator zurück, und da Oesterreich und Rußland
in dem Sultan Bajesid und dem Polenkönig Kasimir gemeinsame
Feinde erkannten, schlossen sie am sechzehntenAugust1490 einen
Vertrag, dessen kurzer Text lautete: »Nach Gottes Willen und
unserem Belieben sindWir,Iwan, von Gottes GnadenHerrscher
im Russenreich, Herr von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Pskow,
Iugorien, Wjatka, Perm, Kasan, mit Unserem BruderMaximi--
lian, Römischem König, Fürsten von Oesterreich, Burgund, Loth»
ringen, Steiermark, Kärnchen, übereingekommen, für immer in
einträchtiger Liebe zu leben und einander in jeder Fährlichkeit bei»
zustehen. Wenn Polens König und dessen Kinder Dich jema s
Ungarns, Deines Erbes, wegen, bekriegen wollen, so melde es
Uns: und Wir werdenDirherzlich gern, ohne Trug, helfen. Wenn
Wir nach demGroßfürstenthumKiew und nach anderem jetztvon
Litauen beherrschten Gebiete trachten, so werdenWir es Dir mel-
den: und Du wirst Uns aufrichtig, ohne Trug, Hilfe gewähren.
Auch ohne Meldung, für die nicht stets Zeit bleibt, ist Ieder dem
Anderen zu unverzüglicher Hilfe verpflichtet.Gesandten und Kauf-
leuten stehen die Länder beider Kronen weit offen." Mit diesem
auf Pergament geschriebenen, mit dem goldenen Großfürstensiegel
versehenen, durch Iwans Kreuzkuß geweihten Vertrag reisten
Trachaniotes, Delator und der Staatssekretär Kuleschin wieder
nach Deutschland ab. Da Maximilian, der seine ganze Macht
gegen Frankreich brauchte, sich mit denPoleninzwischen geeinigt
hatte, blieb der Vertrag ein werthloses Pergament (das aber, als
die erste austro»russische Verständigung, heute nicht ganz vergessen
sein dürfte). Und da Iwan einsah, daß er allein gegen den Os»
manenstaat, der im Grunde ein pölitisch organisirtes Heerlager
war, noch nichts vermochte, entschloß er sich, dem Sultan die groß»
fürstliche Freundschaft anzubieten, deren Annahme Bajesid in
Moskau durch den Mund eines Gesandten feierlich verkünden
ließ.Noch war anBalkanstreitzweierGroßmächtenichtzudenken.
Noch beinahe dreihundert Iahre lang nicht. Als Iohann

SobieskiWien von der Tmkennoth befreit hatte, kamen ausLeo-
polds Oesterreich Gesandte nach Rußland und baten die Regentin
Sophia, das Kreuz nach Konstantinopel zu tragen und die Türken
nach Asien zurückzutreiben. Baron Blomberg sprach zu den Brü«
dern Peter und IwanAlezejewitsch: „Mag es einst wohl schwer
für Rußland gewesen sein, in der Krim Fuß zu fassen: heute ists
leicht. Kämpfet für das Christenkreuz, schreitet rüstig voran, auf
daß die Ungläubigen von unserer Erde vertilgt werden. DieZeit
ist erfüllt. Konstantinopel muß der Sitz Eurer Patriarchen sein."
EinLockliedznochsahEuropaindenRussendiezurMusulmanen-
erbschaft Berufenen. Doch Sophiens Günstling Galizynhat ruhm-
los gegen die Türkengekämpft.Peter selbst, der Große, ihnen nichts
Beträchtliches abzuringen vermocht und Münnichs Erfolge sind
(unter Anna Iwanowna) fast unwirksam geblieben, weil Oester-
reich, nach lässiger Kriegführung, einen schlechten Frieden schloß.
Erst der deutschen Katharina lächelt das Glück. Die Russen ver-
nichten im Aegaeischen Meer die Osmanenflotte, erobern die Krim
zurück, dringen bis nach Bulgarien vor, sichern sich die Schiffahrt
auf dem SchwarzenMeer.demMarmarameer unddasRecht zur
Fahrt durch die Dardanellen und nehmen, unter Suworow und
Kutusow, der Türkei im Frieden von Iassy einen neuen Land»
fetzen. Das nächste Jahrhundert bringt vierKriegeRußlands ge-
gen das Osmanenreich; das auch nach dem Tag von San Stefano
aber aufrecht bleibt.weil jedeGroßmacht fürchtet, bei einerThei»
lung könne der Nachbar ein zu großes Stück heimtragen.
Bald nach demBerliner Kongreß wird der Makedonenname,
der einst Südwesteuropa mit Schrecken erfüllte, wieder genannt.
Die halb autonome Verwaltung nach kretischem Vorbild hatAbd
ul Hamid abgelehnt. In Bulgarien bilden makedonische Flücht-
linge Komitees, die des Heimathlandes Befreiung vorbereiten
sollen. Auch Griechen und Serben sind für die Makedonensache
thätig. Vergebens. Die Aufstände werden niedergeschlagen, die
großherrlichen Reformverfprechen nicht eingelöst. Die Agitation
derSarafow undMichailowskij hat eben so wenig Erfolg wieder
Bandenkrieg der Iankow und Tzonew. Rußland und Oesterreich
vermitteln; empfehlen, nachdem Lamsdorff in Sofia, Belgrad,
Wien verhandelt hat, einenReformplan, den der Sultan getrost
anzunehmen geruht.Die Gendarmerie wird in den Wilajets Salo-

niki, Monastir, Kosowo aus Christen und Mohammedanern zu-
sammengesetzt und von europäischen Offizieren reorganisirt; die
Osmanenbank wird dafür sorgen, daß die Einnahmen denWila-
jets ungekürzt bleiben; und Hussein Hilmi Pascha wird General»
inspektor. Für die Schreiber giebt esnunArbeit; fürMakedonien
aber kein Heil. Vom Lenz bis in den Herbst 1903 lesen wir von
Kämpfen zwischentürkischenTruppenundInsurgenten.DieFrei»
schaaren der Komitees arbeiten mit Sprengstoff gegenEisenbah-
nen und Dampfer, Bank- und Postgebäude. Noch im selben Jahr
bringt derOktober das mürzsteger Programm: die Autonomie wird
geweigert, dieDurchsührungdes Reformplanes aber ernstlich ver«
sucht. HilmiPascha bleibt Generalinspekior; ein italienischer Ge°
neral wird Kommandant der Gendarmerie, der die Großmächte
dasOffiziercorps stellen; Rußland undOesterreichcrnennenCivil-
agenten; Verwaltung und Rechtspflege werden verbessert. Die
Ruhe kehrtwieder.DleRuhedesKir^Hhofes?IndemVertragvom
achtenAprillWÄ verpflichtet dieHohePforte sich, die wegenpoli-
tischer Vergehen in den letzten anderthalb Iahren Verurtheilten
zu begnadigen und den bulgarischen Makedonen alle Aemter zu
öffnen; verpflichtetBulgarien sich.Waffen und Sprengstoffe nicht
über die türkische Grenze zu lassen, die Komitees der Schreckens-
männer nichtlänger zudulden undflüchtigeRebellen aufWunsch
derPforte inHaft zunehmen. Allessehrschön.Alles, damit Etwas
zu geschehen scheine. Nur: in den dreiWilajets ändert sich nichts
zum Guten und ihre chrisilichenBewohner stöhnen nicht leiser als
vor dem mürzsteger Evangelium. Wir, sprechen die Rumänen,
sind in dieser Provinz die ruhigsten, friedlichsten Leute, werden
von dem konstantinopler Patriarchen und von seiner Priesterschaft
aber gequält und, zu höherem Heil des PanHellenismus, in un-
serem völkischen Empfinden verletzt. Hilft die Hohe Pforte uns
nicht bald in die ersehnte Rechtsgleichheit, so treibt sie selbst uns
in die Rebellenschaar. Die Hellenen.berufen sich auf Salisbury,
der gesagt hat, Makedonien und Thrakien seien griechische Pro-
vinzen, und auf die Statistik, die beweise, daß in den Wilajets
Monastir und Saloniki die Volksmehrheit griechisch sei (650000
Griechen gegen 360 000 andere Christen). Wo sie die Mehrheit
haben, wollen sie, einstweilen unter dem Türkenmond, herrschen
und Rumänen und Bulgaren die Macht der Zahl fühlen lassen.

Gegen diesenTyrannenplan sträubt sich besonders heftig derBul»
gare, der in dem Griechen den Finenverächter und Türkenknecht
haßt, aus den Exarchat stolz ist und ausgerechnet hat, daß seine
Kirche viel mehr Gläubige zählt als (in diesen Wilajets) der Pa-
triarchat. Er beschuldigt Türken und GriechenschädlicherBundes»
genossenschaft, will der Makedonenprovinz ihre alten, natürlichen
Grenzen zurückgewinnenund das ungebührlicheVorrecht anderer
Stämme abschaffen.Das wollen auch die Serben; »gleichesRecht
zu freiem Wettbewerb": ist ihreLosung. And auch sie preisen, wie
die Bulgaren, Delcasses Balkanprogramm, in dem der anodine
Satz prangt: »r>Ious ne ciemänäons en ^aceäoine cle privileZe pour
personne, mais une con6ition tolerablepourtous.ä quelque race czu^ils
appartiennent.« Jeder heischtRechtsgleichheit,findet sich schlechter
gestellt und härter bedrängt als denNachbar; Alle sind unzufrie»
den. Welchem Volksstamm gebührt in diesem Lande das Vorrecht?
Uns, sagen dieGriechen; unsere Ahnen haben Makedonien
civilisirt. Seit den Tagen derXerxes,Philipp,Alexander hat der
Gedanke des Hellenismus über diesemBoden gefeuchtet und die
immer nachwachsende Barbarei überwunden, bis der Türke ihr
stählerne Stützen gab. And selbst er hat, seit der zweite Moham»
med in Konstantins Stadt saß, nur dieGriechen und ihrenOeku-
menischen Patriarchen als Mittler zwischen den Herren und der
Rajah anerkannt. Erst der Zorn über den Kreteraufstand vom
Jahr 1869 hat, leider, die Absplitterung eines Ezarchates ermög-
licht. Ihr hört bulgarisch,walachisch sprechen? Bauerndialekt, liebe
Leute. Bulgaren sind Ackerbauer, Walachen villici; ob sie slawisch
oder romanisch reden: diese Dörfler sind Griechen. Und nur uns
Hellenen gebührt das Makedonien, das von Albanien und Alt-
serbien gelöst ist, das Land der Trümmerstätten von Amphipolis,
Pydna und Pella, woAlezander gebqren ward. Der (antworten
die Bulgaren) war ja auch nicht einmal ein Grieche; kam als Er»
oberer nach Hellas und war dem AttikerDemosthenes der feind»
licheFremdling.Was wolltIhr mit dieser uralten Geschichte be-
weisen? Die Wohlthat hellenischerCivilisation leugnen wir nicht.
Auf Makedonien giebt sie Euch kein besseres Recht, als auf Eng»
land undFrankreich heute dieEnkelderRömer haben,dieGesittung
und Wirthschaftkunst nach Britanien und Gallien trugen. Wäh»
rend derTürke unsereAhnen peinigte, ihre Körper, noch imneun»

zehnten Jahrhundert, foltern und pfählen ließ, habt Ihr, nicht
minder grausam, die Seelen dieser frommen Christen gemartert;
ihre Liturgie verpönt, ihre Schriften und Weisthümer, den gan-
zenBücherschatzdesPatriarchatesvonTirnowoverbrannt.Wenn
uns nicht eine Schaar furchtloser Männer, in Klöstern und Fels»
schluchten, die Tradition des Stammes und seiner Glaubens-
bräuche bewahrt, wenn nicht der Mönch Payssios am Athos die
Geschichte des slawo-bulgarischenVolkes geschrieben hätte, wäre
unser übersinnliches Gemeinempfinden wurzellos. Durch Eure
Schuld; Eurer Priester, die den Türken geschmeichelt, uns aber,
in Ochrida, Ipek, Tirnowo, überall, grimmiger als Heiden der»
folgt haben.InTürkenheeren habtIhr gegen uns gefochten.Wir
haben die Banden gewaffnet, ohne deren wilden Muth die Be°
freiung des fastschonzertretenenLandesniegelungenwäre;unser
ExarchIosephus durftesagen, daß er mit seinen Nägeln dietzöh»
lung gegraben habe, deren Born die dürstenden Seelen quickte.
Von uns wurden, 1878 und 1912, die Türken geschlagen und tau-
sendfach gehärtetes, durchblutetes Recht bindet unseren jungen
Staat an das alte Makedonien, das schonim zehnten Jahrhundert
unserem Zaren Symeon unterthan war. Im vierzehnten aber (ru»
fen die Serben) von dem größerenStephanDuschan erobert wurde.
Serben kämpften und fielen auf dem Amselfeld. Serben waren
die Herren Makedoniens, als die Türken einbrachen: müssens also
wieder werden, wenn der Islam nach Asien zurückgewandert ist.
Nicht nur inAltserbien, sondern in allenmakedonischenWilajets
sind die meisten Slawen vom Serbenstamm; weil sie mit Feuer und
Schwert albanisirt, islamisirt worden sind und mancher Schwärm
sich, im Vertrauen auf Bulgariens Befreierkraft, bulgarisirt hat,
springt diese Wahrheit nicht in des Betrachters Auge. Wir Ser-
ben sind in Makedonien die Mehrheit und müssenmindestens den
Theil fordern, der uns die Freiheit des an die aegaeische Küste
führendenWeges sichert. In diesem Stimmengeschwirr hört man
dieWalachen.dieuntertürkischertzerrschaftgebliebenenRumänen,
kaum noch. Auch sie aber habenoftihrenNechtsanspruchaufMa-
kedonien betont, das, von Aemilius Paulus, dem Neberwinder
desPerseus, bis auf Iustinian, lateinisch sprach und wo noch im
dreizehnten Jahrhundert ein rumänischerFürst gebot. Dertzader
schien bisher nicht zu schlichten. Am neunzehnten Februar 1878

Wird im Osten Licht?
SZ
sagte Bismarck im Reichstag: „Nach Kieperts Karten, den besten,
die ich kenne.geht dieGrenze derbulgarischenNationalität.ziem»
lich unvermischt, im Westen bis dicht über Saloniki herunter und
im Osten, mit zunehmender Mischung mit türkischen Elementen,
bis gegen das Schwarze Meer hin." Fast alle westeuropäischen
Forscher (die einzigen nicht von nationaler Eigensucht geblende-
ten) haben die Slawen Makedoniens den Bulgaren zugezählt.
Als Herr Pinon vor acht Iahren aus dem Wardarthal heimkam,
schrieb er: „Slawen,Griechen,Türken,Albaner,Walachenhaben
sich so oft vermischt, daß die einzelne Nationalität nicht mehr leicht
festzustellen ist. Man findet Griechen, die Bulgarides, und Bul-
garen, die Grekow heißen. Slawen, deren Väter (oder die selbst
noch) Griechisch sprachen, nennen sich jetzt Bulgaren und lehren
ihre Kinder nur die bulgarische Sprache. Walachen, die sich, wie
ihre Eltern, für Griechen hielten, wollen nun Rumänen sein. Im
Wilajet Monastir wissen Tausende nicht, ob sie Bulgaren oder
Serben sind. Ich sah dort einen Handelsmann, der als Albaner
geboren, dann Bulgare, später Grieche geworden war und jetzt
Rumäne ist. Wo esGeldzuverdienengab.war er; undwiedieser
Schlaukopf hatsMancher gemacht." Griechenland hat dann Sa»
loniki besetzt(das es, als Herr überviele gute Häfen, nicht brauchte)
und, mit anderenHauptorten, das Tabakeden Kawala erworben;
und Serbien heischte dieAenderung des Bündnitzvertrages (vom
Februar 1912), der dieBezirkeKöprülü, Monastir, Ochrida.Pri»
lep den Bulgaren zusprach und Dibra, Gostiwar, Kumanowo,
Tetowo neutralisiren wollte, bis der Schiedsspruch des Kaisers
von Rußland das Schicksal dieser Zone bestimmt habe. Mit dem
Waffengeklirr sind die Heldenlieder, vonAlexander, Symeon, Du-
schan, verhallt und von den Ideologismen war nicht mehr viel zu
sehen. Jeder wollte denBeutetheil des atopischen Löwen erraffen.
Fast immer (derRückblick hats wieder gelehrt) nahte dem Ost»
römerreich, dem üppigen und dem welken Leib seiner Erben ge»
sährlichesFieber, wenn sichBulgariensNngeduld regte. Tot schien
es, als Staat vernichtet: und erstand, nach vierhundert Iahren,
jungund stark aus derGruft.SeineFürstenglittenvonallzu steilem
Pfad in Klüfte: die Kraft des in langem Elend mitleidigerHerzens-
milde entwöhnten Volkes wurde nicht morsch, das Finenblut nie-
mals träg. Bauernland, in dem nur noch spärliche Bleibsel des

Großgrundbesitzes aus der Paschalikzeit zu finden sind; die Wil-
lensrichtung wird von derMasse derkleinenBesitzer(fünfbisacht
Hektar) bestimmt und der Wucher wie Beelzebub befehdet. Bul»
garien war, ehe Osman den GriechenKaradschahissar nahm und
von Kleinasten her die Palaeologen bedrohte; allen Gewaltenzum
Trotz will sichs erhalten. Rußland hat es aus Rnterthänigkeit und
Zerrissenheit gerettet (und eine Viertelmillion seiner Menschen da-
fürgeopfert). England hates, seitdenRegententagendesBatten»
bergers, gegen den Retter aufgehetzt, mit dem Schreckbild russischer
Satrapie geängstet, nach Makedonien gewiesen. (Noch in diesem
Herbst steifte sich, den Griechen zu Leid, in Manchester ein Ge»
lehrtenkongreß in den Beschluß, die Makedonen als einenAst des
Bulgarenstammes anzuerkennen.) Weil der in San Stefano auf-
erstandene Staat von Russen und Briten eifersüchtig umspäht
wurde, hielt Bismarck sich ihm fern. »DieganzeorientalischeFrage
ist füruns keine Kriegsfrage. Wir werden uns wegen dieserFrage
von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns
mit Rußland zu brouilliren. Rußlands Freundschaft ist uns viel
wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden,
die wir bei uns im Land haben. Auf dem Berliner Kongreß waren
wirAlle derMeinung,daß in Bulgarien der vorwiegende Einfluß
Rußland zufalle solle. Bis 1885 hat es denn auch in Bulgarien
geherrscht, den Fürsten, die Kriegsminister, einen großen Theil
der Offiziere ernannt. Durch den Staatsstreich, den Abfall von
Rußlandist einfaktischesVerhältnißentstanden, das wir mit den
Waffen der Gewalt zu ändern keinenBeruf haben, das aber die
Rechte, die Rußland aus dem Kongreß nach Haus gebracht hat,
doch theoretisch nicht schmälern kann. Bulgarien, das Ländchen
zwischen Donau und Balkan, ist kein Objekt von hinreichender
Größe, um dafür Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und
von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen
Ausgang kein Mensch voraussehen kann." So spricht Bismarck
1888. Noch 1890 stemmt er sich gegen den Wunsch der Kaiserin
Friedrich, eine Tochter demAlexanderBattenbergzu verloben (der
seit dem September 1886 nicht mehr Fürst von Bulgarien, dem
Reussenzaren aber noch ein Aergerniß ist.) Und zwei Jahre da-
nach schreibt er: «Die traditionelle russische Politik, die sich theils
auf Glaubens», theils aufBlutsverwandtschast gründet, der Ge»

danke, die Rumänen, die Bulgaren, die griechischen, gelegentlich
auch dierömisch-katholischen Serben, die.unterverschiedenenNa-
men, zu beiden Seiten der österreichisch»ungarischen Grenze vor»
kommen, von dem türkischen Joch zu .befreien' und dadurch an
Rußland zu fesseln, hat sich nicht bewährt. Alle diese Stämme
haben Rußlands Hilfe zur Befreiung von den Türken bereitwillig
angenommen, aber, nachdem sie frei geworden, keine Neigung ge«
zeigt, den Zaren zum Nachfolger des Sultans anzunehmen. Be«
freite Völker sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll; und ich
denke mir, daß die russische Politik in derheutigenrealistischenZeit
mehr technisch als schwunghaft vorgehen wird in Behandlung der
orientalischen Fragen. Gelingt es, einen festen Verschluß des
Bosporus durch Geschütz« und Torpedoanlagen zu erreichen, so
ist die Südküste Rußlands noch besser geschützt als die baltische,
der die überlegenen englisch-französischen Flotten im Krimkrieg
nicht viel anzuhaben vermochten." Jetzt sind England, Frank-
reich, Italien Rußlands Freunde, denen es gern das Schwarze
Meer öffnen würde. And gegen diefen Vierbund und die zwei
. Serbenstaaten ist den drei Kaisern aus Habsburgs, Hohenzol»
lerns,Osmans tzaus der Fürst verbündet, der sich seit dem fünften
Oktober 1903 den Zaren der Bulgaren (also auch der makedo-
nischen) nennt. Der Enkel des Bürger-Königs trägt die Krone,
die 1393 dem letzten Sisman vom Haupt gerissen ward, und ist,
drei Jahre nach seinem Aufruf zum Kreuzzug wider die Türken,
des Sultans Waffenbruder. Basileios, Symeon, Samuel leben
als Schatten im Buch der Geschichte. Ferdinand, der sie an dem
Islam rächen zu wollen schien, der die letzten Zeichen türkischer
Oberhoheit wie Binsen brach und im Prunk der Oströmerkaiser
abgebildetward,schärstdasSchwert,dasMohammedsEuropäer-
erbe wahren soll. Grund, zu staunen? Der Bulgarenkhan Kuwrat
war der in Gehorsam starke Arm desHerakleiosvonByzanz. Der
dritte Zar Iwan demOesterreicherMaximilian gegenPolen ver-
bündet. Grimmiger hatten kaum jemals Staaten einander gehaßt
als Oesterreich und die Türkei, Oesterreich und Ungarn, Oesterreich
und Preußen. Nun fechten sie in der selben Front. «Die im Ge-
schrei der Unfruchtbarkeit war, ist im sechsten Monat jetzt schwan-
ger. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich/ So sprach Gabriel,
der Engel des Herrn, zu Josephs jungfräulicher Ehegenossin.

Morgen.
Als GrafVictorKotschubej aus dem Diplomatendienst schied,
empfahl er dem ZarenAlexander die Erhaltung der Türkei, deren
SchwachheitundschlechteVerwalwngunersetzliche Pfänder ruhi-
gerNachbarschaftseien.DieserMeinung,die auchMontesquieus
war, hat der Geschichtschreiber Solowjew widersprochen. «Ein
schwacherStaatistnicht immerderbequemsteNachbar: dennjeder
starte will ihn beherrschen, keiner ihn einem anderen als Einfluß»
gebiet, Mündel, Werkzeug gönnen. Daraus entsteht leicht Streit.
Ist einKrieg zurErhaltung derTürkeinichtgefährlicheralseiner,
der sie zerstücken soll?" Metternich hat die Warnung des mos-
kauer Wahrheitsuchers nicht mehr gehört. Auch ihm schien eine
schwache Türkei der unschädlichste Nachbar (»eine sicherere Grenze
als jedesMeer"); er wolltesie nicht stärken, sträubte sich aber auch
gegen dieWerbung derRajahvölker, besonders derSerben, und
ließ seinenFolgern diePflicht, Oesterreichstzorizont in Südost auf»
zuhellen, als die schwerste im dicken Sorgenbündel. Der erste Zar
Nikolai mußte denWunsch bestatten,Serbien,Bulgarien,Moldau
und Walachei an sich zu reißen, inKonstantinopel«alsStatthalter
Europas" zu thronen, und sich dem Trug des Satzes entknüpfen:
»Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs
identisch." Da erzurBändigung derMagyaren mitgewirkt hatte,
befahl er.eineMedaille zu prägen.auf derRußlands gekrönterAar
eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische
Wappen schirmt. Als den Schmied österreichischer Einheit durfte
sein Kanzler Nesselrode ihn feiern. In dem selben Iubelfestbericht
auch als «den treustenBundesgenossen und diefesteste Stütze der
Türkei". Drei Jahre vor dem Krimkrieg, der ihn, endlich, denAb-
stand russischer von wienerOrientpolitik sehen lehrt und andessen
AusgangRußlands europäische Uebermacht schrumpft. Für eine
Weile«stützen"nunAndere denStaat desKhalifen; wer ihn ver-
engen will, empfiehlt ihmReformen. Nach den fünf Königreichen
fplittertBosnien, Libyen,Albanien, fast auch schonThrakien von
der Mondsichel ab; und mählich nistet der Glaube sich ein, nur in
Asien könne die Türkei genesen und der Vormundschaft wieder
ledig werden. Dort ist ihr alter Kraftquell, ihr ergiebigster Men»
schenschacht, ihre größte und sicherste Einkunft, ihr Land an Um»
fang beinahe dertzälfte Europas gleich. Jetzt ist sie Kämpfer, nicht

Beute, im Europäerkkieg; und hat Gefährten, die sie stärken wol»
len: weil liebenswürdige Schwachheit ihnen nicht nützen könnte.
AuchBulgarien darf, wenn es sich dem Vierbund, denGriechen,
Rumänen, Südslawen verfeindet, nicht wünschen, daß am Mar»
marameer einKrankerMann Hause. Trotzdem esMakedonien,das
Land zwischen Pindus und Wardarthal, für sich heischt. Aeltere,
wildereFeindschaft als von denSerben dräutihm austzellas. Dem
Griechen sind, nach dem Willen des Patriarchates, die der Bul»
garenkirche Anhangenden Schismatiker; scheint die Gleichheit
des Priesterkleides Schmach. Wenn der bulgarifche Erzbifchof
(vor dem Balkankrieg) nach Saloniki kam, verrammelte jeder
Grieche die Wohnstatt und den Bazar und durch leere Straßen
fuhr.wie ein gefürchteterEroberer,derKirchenfürst in denKonak.
«Angst lähmtAlles. Die Bulgaren leben in derVoraussicht einer
Griechenverschwörung; die Griechen zittern vor Brandstiftung
und Plünderung. Im Abenddunkel fühltIeder staunend, daß er
noch lebt. InMonastirwüthet der Schrecken noch schlimmer. Laza»
risten haben ausSaloniki gemel det.ein ganzesStadtviertel brenne.
Der Menge genügt solche Gräuelkunde noch nicht; Einbildner-
vermögen ergänzt sie: Türken und Bulgaren haben die Stadt mit
Petroleum besprengt und danach angezündet. Wie von einem
Scheiterhaufen lodert die Flamme. Niemand zweifelt. Gewiß ists
die Folge des Berats, den derErzbischof gebracht hat. Der An-
blick der langenPergamentrolle mit denrothen,grünen,schwarzen
Schriftzeichen hitztedieGriechen inZorn: und die Bulgaren lechz-
ten nach Rache. So kanns auch inMonastir werden. Schon rüsten
sich manche Griechen zur Flucht." Herr Victor Berard, der diese
Sätze schrieb, erzählt (in seinem guten Buch «I^l'ui-quie et I'ttelle.
. nisme contemporäin")auch eine minder düstere.nicht minder lehr»
reicheMär. Er rastet in einerMühle und wärmt sich amFichten»
Holzfeuer, während der Müller das Gerstenbrot im Wasser des
Flüßchensweicht.ErheißtIanko; dreißigIahre:undkenntschondie
Hälfte der islamischenWelt.DerKaiserlichen Tabakregie.deren Ka-
waß erwar,entlieferausKonstantinopel,weil er einemIuden unter-
stellt werden sollte. Er spricht ein Asiatengriechisch; stammelt Tür-
kisch, Arabisch,Armenischz ist an deralbano-makedonischenGrenze
geboren,Musulman,bewundertFrankreichund schwärmt fürGrie»
chenland. SeineKinder werden kaumvonAlhenern, garnichtvon

Moraiten zu unterscheiden sein. Die Griechen, spricht er, Müßten
in Albanien ein Söldnerheer werben. Das würde sich leichtrekru»
tiren; sogar Musulmanen würden ihm zuströmen. Die Griechen
zahlen ja jeden Monatslohn pünktlich; die Türken, leid er, keinen.
Mit diesem Heer könnte der Grieche den Bulgaren furchtlos er»
warten. Kommt Griechenland eines Tages hierher, dann laufen
dieBeys und die Agas wohl weg, wie die thessalischen einst, und
Ieder erhält ein Ackerstückchen. Diese ganze Ebene, Häuser und
Felder, gehört den Beys von Gortscha. Ist Das Gerechtigkeit?'
Ein Müller aus Briainitz, Albaner seines Stammes, Musul»
man seines Glaubens, harrt hier getrost auf das Nahen des
Hellenismus!" Und jeder Hellene des Tages, der seinem Volk
die alte Pracht heiteren Gricchenfrühlings zurückbringt. Unzer»
störbar ist der Fels dieses Glaubens. «Denn Hellas ist der Ge-
danke, unsterblich wie er und von Gewalt nicht ins Joch zu zwingen.
Perser, Römer, Barbaren haben auf diesem Boden geherrscht,
Normannen, Türken, Veneter kamen und gingen: und der Ge-
danke wuchs in höhere Kraft, die Rasse erhieltsichundjedesIahr»
hundert gebar, von Themistokles bis auf Kanaris, einen neuen
Helden. Währt die Herrschaft der Türken noch so lange fort, fol-
gen ihnen die Bulgaren, läßt der Russe seine Kosakenbanden auf
die Levante los, meißelt Oesterreich seine Siegesadler an die
Thore von Saloniki: der Kampf des Gedankens gegen rohe Ge-
walt ist ewig; und da der Gedanke ohne Ermatten neue Völker
in Hellenen umschmilzt, kann die Rasse niemals vergehen. Wohl
funkeln auch der Gewalt Tage hellen Triumphes: Xerxes lagert
auf der Akropolis. Doch diese Tage hat die gerechte Vorsehung
gezählt; und was gilt die kurze Spanne einer Elendszeit Dem,
der Ewigkeit vor sich hat? Wir Griechen haben Schlimmeres her»
untergeschluckt!" Dieser Geist wilder Frommheit, der deutlicher
als die Sprache an die Heimath ehrwürdiger Tragik (und Hystero»
Ekstase) erinnert, schüttelt auch in Makedonien heute noch seinen
Speer. Der würde das derbe Bauernfell Bulgariens fchinden,
wenn ers unverhüllt, unbehütet fände. Das geweitete Königreich
wird kräftige Freunde und willige Nachbarn brauchen.
Und welcheFrucht verheißt die neueBlutausfaat denDeut»
schen? Ihr hörtet die Feinde murren und pfauchen. Sie wissen,
was diesem Kampsplatz entkeimen kann,und wüthen, leis oder laut,

weil ihre Landpfleger ihn nicht früher bestellten. (Jauchzet, Germanen! Ephialtes, der dem Heer des Terxes, über denKallidromos, in den Thermopylenpaß half, ist auf Euren Fluren nicht heimisch. Ein Halbjahr lang wurde der Orientkriegsplan bis ins Kleinste erörtert: und demFeind nicht verrathen. Der täuscht sich selbst und Andere heute noch überWesentliches und wird erst im Weinmonat dierechteEhrfurchtvordeutscherThatkraftundTüch» tigkeit lernen.) WarZweifel möglich? Mußte das vom Ozean abgesperrte Reich nicht, sobald seine Ostfront sich glättete, trachten, den letzten Strang zu zerstören, der Rußland den Westmächten verbindet, die Türken aus sacht nahender Mangelsgefahr zu lösen und sich insAegaeische, ins Schwarze Meer denWegzubahnen? Hätte die feindliche Heeresleitung, die solchen Plan, den noth» wendigsten, nie vorbedacht hat, nicht schimpfliche Strafe verdient? »Ich willMenschen undVieh.Pögel des Himmels und Fische im Meer wegnehmen; ja: ich will die Menschen aus dem Lande reuten. Der Herr hat ein Schlachtopfer zubereitet und seine Gäste dazu geladen. And am Tag dieses Schlachtopfers will ich heimsuchen die Fürsten und des Königs Kinder und Alle, die ein fremdes Kleid trägem Zur selbigen Zeit wird sich ein laut Geschrei erheben von dem Fischthor her, ein Geheul von dem anderen Theil der Stadt und ein großer Jammer von den Hügeln. Heulet, die Ihr in der Mühle wohnt: denn das ganze Krämervolk ist dahin und Alle, die Geld sammeln, sind ausgerodet. Zur selbigen Zeit will ich Jerusalem mit Leuchten durchsuchen und will heimsuchen dieLeute,dieaufihrentzefen!licgen undsprechen inihremHerzen: Der Herr wird weder Gutes noch Böses thun. And sollen ihre Güter zum Raub werden und ihre Häuser zur Wüste. Sie werden Häuser bauen und nicht drinnen wohnen; sie werden Weinberge pflanzen und dennoch keinen Wein davon trinken. Des Herrn großerTag ist ganz nah; wenn das Gerüchtvonihm kommt, alsdann werden die Starken bitterlich schreien. Denn dieser Tag ist ein Tag des Grimmes, der Trübsal und Angst, des Wetters und Angestüms, der Nebel und Finsterniß; ein Tag derPosaune und Drommete wider die festen Städte und hohen Schlösser. Ich will den Leuten bang machen, daß sie umhergehen sollen wie die Blinden: darum, daß sie wider den Herrn gesündigt haben. Ihr Blut soll vergossen werden, als wäre es Staub, und ihr Leib, als

wäre es Koth. Ihr Silber und Gold wird sie am Tag des Zornes
nicht erretten. Sammelt Euch und kommet her, Ihr feindsäliges
Volk, ehe denn des Herrn grimmiger Zorn über Euch komme. Ich
habe das Schm ähen Moabs und das Lästern der Kinder Ammons
gehört. Wohlan: weil sie mein Volk schmähten, soll Moab wie
Sodom, sollen dieKinderAmmons wie Gomorra werden, wahr»
lich, wie ein Nesselstrauch, eine Salzgrube und ewige Wüstenei.
Auch Ninive wird öde und dürr sein und drinnen sich lagern aller»
lei Gethier zu Haufen; Rohrdommeln und Igel werden in ihren
Säulenknäufen wohnen und in den Fenstern singen. Das ist die
fröhliche Stadt, die einst so sicher wohnte und sprach in ihrem
Herzen: Ich bins und keiner mehr. Wie ist sie so wüst worden, daß
dieThiere drinwohnen! Nndwervorübergehet,pfeifet sie an und
klappet mit derHand über sie. Alsdann ccher will ich denVölkern
reine Lippen geben, daß sie sollen des Herrn Namen anrufen und
einträchtiglich, alle, ihm dienen." (Gottes Wort zu Zephanja.)
Reine Lippen undEintracht denVölkern: den Tag desZor»
nes heilige diese Bitte.Wieder wird jungesBlutverströmen,edle
Mannheit in Krüppelqual zerfetzt werden. Daß sich danach die
Schlachtopfer nicht neu häufen, ist des ungeheuren Aufwandes
Zweck. Nicht, wie geschmäht wird, das tapfere Serbenvolk zu zer»
stampfen; dazu wäre dieUebermacht dreierHeerenichtnöthig.In
Ost lockert, zwischen Sereth und Düna, sich kein Stein in derMauer.
InWest hat der jähe, von Erfolgsucht, noch nicht vonBereitschaft
empfohlene Vorstoß grausen Verlust erwirkt und Zehntausende
muthiger Männer in die Pein dumpfer Unfreiheit geschleudert,
dochdiedeutscheErzfrontnirgendstiefgefurcht.DieKriegerschaar,
die Menschheit langt inbrünstig nach Entscheidung. In Südost
kann sie werden. So lange dieHoffnung aufKonstantinopel glimmt,
wird Rußland, Britanien, Frankreich sich kaum in Verhandlung
mit dem als stärkerErwiesenenbequemen.RuheninSerbien,wie
in Belgien, die Waffen, ist Rußland von den Verbündeten fast
völlig getrennt, ohne Ausgang nach Südosteuropa, in Wirthschaft
und Rüstung auf Archangelsk und Wladiwostok beschränkt, ist
einem deutschen Heer das Amt des Meerengenpförtners zuge-
fallen und die Straße nach Suez offen: vielleicht spricht, schüch«
tern, dann wieder, mit reiner Lippe, Vernunft von weiser Men»
schenachtung; und aus Blutdunstdämmern wird Morgenröthe.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur- Maximilian Horden in Verlin. —
Berlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paf, S Garleb G. m. b, S, in Berlin.

Sie Zuüünil. —

orbül!"
vi-, ttsi-sngs Ans!,, ttslle 8. 72.

durob ^.pcitbeKer Or^ ^, IlscKer, «, ni, u, tt, in dessen Wll K«i öassen (l^,) (vis
UanckeK-UocKscKuIe öerlin
itrikulstioil: klontsö, Sen 2Z. VKtoder.

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die »Zukunft" bei der Post abon-
nirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus»
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell »Poftanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8W. 48, Wilhelmstr. Z«.

Dr. .'. — Z?ie Zukunft. — :i. mirivvkr r»H^
kennen?u Zloppegarten
Uvi'KsK» üilevKing
Sonntag, 6en 10. Oktober, nacbln. iVs vnr
7 kennen;
^Ki'snKegen » Kennen
ttontag. 6en II. Oktober, nacnin IV2 VKr
7 kennen-
I.S^NSZZSZ'F'k- VuSNNVN
Donnerstag, cken 14. Oktober, nacbm. IV2 VKr
7 kennen;
LspKii'» Kennen
Till I^o^enpist? I. ReiKs 14.—
So. II. „ . . . 12,—
TW I, I'wtz Herren K),^
go. Osm?« » 6,—
Hill Lzttelplst? Herren » 8,—
g«. Damen ?4,—
Sättelpläl? Herren 4,—
ilo. O^roell ... „ ^,
Hill dritter ?Iat? « I,ö0
KinZerKsrlen » ^,

Berlin, den 16. Oktober 1915.
Die Sternenwage.
Antworten.
b ich, Herr Professor, über die Behandlung Ihrer in Serbien
.-^ gefangenen Landsleute Glaubwürdiges erkundet habe? Ich
stand nie mit irgendeinem Serben in Berkehr; hatte also nicht die
Gelegenheit zu privater Erkundung und bin, wie Sie, auf die ver-
öffentlichten Berichte angewiesen. Die destzerrn Du Bochet und
des Fräuleins Sturzenegger stimmen im Wesentlichen überein
und dürfen deshalb als glaubwürdig gelten. Die Schweizerin hat
zehn Monate in Serbien gelebt, eine Lazaretabtheilung geleitet,
täglich mit den Gefangenen, kranken und gesunden, verkehrt und
die meisten Lagerplätze photographirt. Belgrad war schon Ende
1914 durch die wiederholte Beschießung unwohnlich geworden;
in der halb zerstörten, fastunbefestigten Stadt,dichtanderGrenze,
konntemandie Gefangenennichtunterbringen.Nnd in derkleinen
Provinzialstadt Nisch den nöthigen Raum (auch für Verwundete
und Flüchtlinge) zu schaffen, war«eine Riefenarbeit für Serbien".
Dennoch war sie nach einer kurzen Weile bewältigt und für die
siebenundfünfzigtausend Oesterreicher und Ungarn, darunter sie»
benhundert Offiziere, alles Nothwendige in Bereitschaft. (Diese
Ziffern nannte Fräulein Sturzenegger imIuni; andere Berichte
sprachen von siebenzigtausend Gefangenen.) Die große, moderne
ReiterkaserneundähnlicheGebäude wurden denGefangenen ein»
geräumt. Vom ersten Tag an erhielt jeder Mann alltäglich ein
ganzes Brot und Speck; bald danach, als die erbeuteten Feld»

küchen in Vollbetrieb waren, eine gute Suppe, Fleisch, Gemüse>
Brot, Thee.» Sie erholten sich rasch von ihren Anstrengungen und
sahen kräftig aus.Den Tag verbrachten sie im Freien (ohne Zaun).
Tausende fanden, gegen kleinen Entgelt, Arbeit: in Krankenhaus
und Küche, auf Straßen und Feldern, als Maurer, Zimmerleute,
Schreiner, Klempner, Schuster, Maler, Elektriker, Schreiber,
Uebersetzer. Niemand aber wurde zu Arbeit gezwungen." Die
Zeit der Kälte und des Typhus war hart. «Das gesammte öfter«
reichische Sanitätpersonal, das die Aufsicht über die Lager hatte,,
erkrankte. Alle aber,Aerzte und Offiziere, wurden wieder gesund.
Ich sorgte für sie, kümmerte mich aber auch um die Mannschaft,,
sah, was ihr, trotz der österreichischen Aufsicht, fehlte, und berichtete
darüber an die zuständige Instanz. Dort fand ich Gehör; man be»
willigte neuen Kredit, stellte, sobald das Wetter es erlaubte, i»
gesunder Luft, vor der Stadt, große Baracken und Riesenzelte (mit
Betten, die eben so gut wie meins waren) auf. Unter dem Elend,
das besonders um die Februarmitte fühlbar war, litten die Serben
und freien Ausländer, auch wir Schweizer, nicht minder als die
Gefangenen. ImFrühjahr,nach dem Erlöschen der Seuche,sahen
sie wieder so frisch und munter aus wie zuvor. Am Wenigsten hatte»
die gefangenen Offiziere zu leiden. Sie bewohnen, im schönsten
Stadttheil,die helle,saubereKaserne,derenVierflügelbau in einend
großen Park fast versteckt ist, und haben ein breites Feld als Spiel»
platz; bei gutem Wetter sieht man sie da von früh bis spät beim
Sport." Große, hübsche,von den Insassen bemalte und geschmückte
Zimmer. Lesesaal (in dem auch deutsche Bücher liegen). Bühne»
Klavier. «Die Offiziere sind nach Stämmen gesondert. Ieder
Stamm hat seine Küche und kann nach der Heimathgewohnheit
leben." Allen steht ein Kasino offen. Gemeinsame Spazirgänge
werden von Zeit zu Zeit gestattet. »Mir kam das Ganze vor wie ein
großes Sanatorium. Ich glaube nicht, daß Gefangene es irgend»
wo auf der Welt so schön haben wie in Serbien. Mein Kompli»
ment dem menschenfreundlichen Kommandanten Obersten Po»
powitsch." Wir wollen hoffen, daß Ihre Landsleute nun, von
der vordrängendenArmeeMackensen, befreit werden;ihrBerichr
kann vielleicht die Versöhnung der allzu lange verzankten Nach,»
barn beschleunigen und zur Beruhigung Bosniens mitwirken.

Nicht minder als Sie, der liebe Kinder in den Vereinigten
Staaten leben, freue ich mich, wenn unser Verhältnis zu Amerika
sich nicht unheilbar vergiftet. Pein machtIhnen,wie vielenDeut«
schen, noch immer die amerikanische Waffenlieferung; und Sie
fragen, ob dagegen denn gar nichts zu thun fei. Die Frage lehrt,
daß Sie im Dust und Wust alltäglicher Nachrichtenhäufung die
Note(Wilfon-Lansing)übersehen haben,dieindenletztenAugust-
tagen aus Washington nach Wien gingund deren Hauptsätze bün-
dige Antwort geben. «Die Kaiserliche und Königliche Regirung
scheint zu meinen, ein neutraler Staat sei verpflichtet, die Vor»
theile, die einer Krieg führenden Macht als Folge der Seeherr»
schaft zufallen, durch die Hemmung des Handelsaustausches mit
ihr zu tilgen. Wenn diese Meinung berechtigt wäre, müßte sie nicht
nur für Waffen und Munition, fondern für Banngüter allerArt
gelten. Der Seebeherrscher kann reich an Waffen und Munition,
arm aber anNähr» und Kleidstoffen sein; weil er sie nur auf dem
Handelsweg erlangen könnte, müßten, nach dem nunverkündeten
Grundsatz, neutrale Staaten die Ausfuhr solcherStoffe verbieten.
Und müßte, was für die Uebermacht zu See gilt, nicht auch, für
denauf demFestlandUebermächtigen Rechtfein? Diebehauptete
Pflicht zu gleicher Wägung würde dann bedingen, daß nicht der
völlig Gerüstete, sondern nur der in unzulänglichem Umfang für
den Seekrieg Vorbereitete aus neutralen Ländern Waffen und
Munition beziehen dürfe. Oesterreich»Ungarn und (besondere)
das Deutsche Reich haben Iahre lang auf der ganzen Erde, be»
fonders oft an Krieg führende Mächte, ihren Ueberschuß an Was^
fen und Munition verkauft und niemals den Grundsatz gefordert
oder angewandt, der jetzt gelten foll. Während des Burenkrieges
waren die verbündeten füdafrikanischen Republiken Transvaal
und Oranje, denen englische Geschwaderpatrouillen die Waffen»
einfuhr sperrten, ungefähr in derMben Lage wiejetzt dieverbünde-
tenKaiserreiche.Trotzdem, trotz der Handelssperre, unter der eine
Kampspartei litt, verlauste Deutschland der anderrn Partei, dem
Britenreich, Explosivstoffe, Pulver, Patronen, Kanonen, Waffen,
Hunderttausende vonKilos; undOesterreich-Ungarn schloß sich,mit
kleineren Mengen, an. Wenn die Kaiserreiche damals diesen Han-
del, als mit dem Geistredlicher Neutralität unvereinbar, abgelehnt
hätten, wäre der jetzt geforderte Grundsatz auf wuchtigere Logik zu

stützen. Im Krimkrieg, im italo-türkischen, in den Balkankriegen ha-
ben die Kämpfenden aus Preußen, Oesterreich»Ungarn, Deutsch»
land Waffen und Munition gekauft. Solcher Verkauf schien den
Centralmächten also unter allen Umständen erlaubt. Die Märkte
der Vereinigten Staaten sind allen Kämpfern offen und werden, im
Bereich derRegirungmacht, allen offen bleiben, obwohl dieUm»
stände Oesterreich»Angarn(und Deutschland) hindern.bei unszu
kaufen. Aber auch Erwägungen der Praxis haben uns, vom ersten
Lebenstag derRepublik an, gezwungen, für den freien, uneinge»
schränkten Handel mit Waffen, Munition, Kriegsgeräth einzu»
treten. Die Politik der Vereinigten Staaten war nie so, daß sie in
den Entschluß trieb, in Friedenszeit zur Abwehr eines starken,
gut bewaffneten Feindes sich zu rüsten. Denn wir wollten mit
allen Völkern in Frieden leben und den Schein derFriedensbe»
drohung(durchHeer undFlotte)meiden.Wenn uns nun einstar»
kerFeind angegriffen hätte.wärenwir zunächst.mindestens.in arge
Verlegenheitgerathen: unsereRüstungwarunzureichend; sollten
wirdanngehindertwerden,daszurLandesvertheidigungNöthige
zu kaufen? Wir haben stets auf das Recht gebaut und mit der
Möglichkeit gerechnet, Waffen und Munition aus neutralenLän»
öern zu erwerben. Heischen wir dieses Recht, so dürfen wirs An»
deren nicht weigern. Ein Volk, das feine Politik auf Gerechtig»
keit und internationale Verträge gründet, müßte, wenn ihm nach
Kriegsausbruch der Waffenweltmarkt gesperrt würde, das Opfer
des Angreifers werden, der sich in Friedenszeit für einen E robe»
rerkrieg bis ins Kleinste gerüstet hätte. Wird den Neutralen der
Waffenverkauf an Kämpfer verboten, dann muß jedes Volk in
jeder Stunde solche Vorräthe von Waffen, Munition, Kricgsge»
räth haben und herzustellen im Stande sein, daß es, zuLand und
zu See, auch bei längster Kriegsdauer damit auskommen kann.
Nach derAnnahmedieserPflichtlehre würde jedes Land einver»
schanztesHeerlager; und wäre dann nichtnurzuAngriffsabwehr
bereit, sondern auch leicht verleitet, seinen Anspruch mit Gewalt
durchzusetzen, statt Vernunft und Gerechtigkeit dafür zeugen zu
lassen. Wer dem immer zum Krieg Gerüsteten dadurch Vorrechte
giebt, daß er dessen Gegnern den Waffenbezug aus neutralen
Ländernverbietet,DerbegünstigtdenMilitarismusund erschwert
den internationalen Frieden: die ersehnte Herrschaft von Recht

und Gerechtigkeit im Völkerverkehr.. Die Haager Konvention be»
stimmt ausdrücklich, ,daß ein neutraler Staat nichtvervflichtet ist,
die Ausfuhr von Kriegscontrebande zu hindern'. Der einzige
Grund, der ihn zu Abweichung von dieser Regel treiben könnte,
ist: die Wahrung seiner eigenen Rechte. Ob undwannsolcheWah»
rung nothwendig wird, hat der Neutrale, nicht eine Krieg füh»
rendeMacht, zu entscheiden; er.nicht sie, weiß, was der Schutz sei»
ner Interessen erfordet. Die Behauptung, alle Völkerrechtslehrer
eine das Urtheil, daß Waffenausfuhr mitNeutralität unverein-
bar ist, müssen wir, nach gründlicher Prüfung, für irrig und halt»
los erklären. Noch nicht ein Fünftel der befragten ansehnlichen
Männer ist für ein uNbedingtesAusfuhrverbot; und selbst in dieser
Minderheit bezeugendiemeisten Stimmen, daß der Völkerrechts»
brauch für uns spricht. Die Rechtsgrundsätze und die Sitte des
Völkerverkehres, die Sicherheit der Vereinigten Staaten und an»
derer schwach gerüsteten Länder, die Gefahr derSteigerung aller
Wehrlasten, derWunsch, internationale Schwierigkeitmitfreund-
lichenMittelnzu schlichten, sogar die Neutralitätpflicht selbst: jede
gerechte Erwägung wehrt sich gegen das Streben, den Kämpfern
in Kriegszeit den Bezug vonWasfen,Munition und Geräth aus
neutralen Ländern zu verbieten." Die Antwort ist unzweideutig;
die Berufung auf internationales Vertragsrecht und deutschen
Vorgangunverwerfbar. Deutschland ist zu stark, um über dieWaff»
nung seinerFeinde zu flennen; undzuklug, um ohneunausweich»
lichen Nolhzwang sich einen jungen Erdtheil zu verfeinden, der
sein Handeln und Weigern berechtigtem Interesse anpaßt.
Was Italiens Schicksal sein werde, möchten Sie wissen? Viel-
leicht kennen große und kleine Propheten es bis auf das Tüpfel»
chen. DasAuge unbegnadetSterblichererblicktals dieFolge des
blutigen, ungeheuer schwierigen und fast fruchtlofen Sommer» und
Herbstfeldzuges den Amsturz des Staatsgemäuers. Schlimmer
als die Enttäuschung Italiens (das wohl morgen gern leidlichen
Frieden schlösse) ist die seiner Westgenossen (die auf ihrer Front
bisher vergebens seinen Beistand erwartet haben). Lächelt For»
tuna nicht spät noch dem Vierbund, dann bleibt dem dritten Victor
Emanuel kaum Anderes als freiwillige Abdankung. Nach ihm?
Ein unbescholtener Savoyer (Wunsch der Bourgeoisie) oder

(Wunsch des Proletariates) die Sintfluth einerRevolution. Herr
Giovanni Giolitti holt schon zum Streich aus. «Wenn dasWerk
der Salandra undSonnino mißlänge und er laut davor gewarnt
hätte, würde er vielleicht der erste Präsident der Italerrepublik."
Ins letzte Maiheft schrieb ich, als Italien in Wien (nicht in Ber.
lin) Krieg angesagt hatte, diesen Satz. Ob aus Vermuthung Ge»
wißheit wird? Gedulden Sie sich noch ein paar Wochen lang. Im
November sollen dievonItaliensVolkAbgeordneten wiederden
MonteCitorio erklettern. DannwirddasBalkangewölk sich wohl
verzogen haben; und für den vom alten Dreibund abtrünnigen
Staat graue oder röthllche Morgendämmerung werden.
DieGriechen.
Weil Hellas war, konnte römische Geistesmacht einst in lenz»
liche Schönheit erblühen. Weil das neue Rom in den Europäer»
krieg eingriff, wurde in diesem Krieg die Stellung der Erben von
Hellas streitig. Wer sie verstehen will, muß das Werden ihres
Staatswesens, als einer Britenschöpfung, besonnen haben; der
in Klarheit Strebende sich zu mühsäligem Nmweq entschließen.
Die Orientgeschichte derIahrzehnte zwischen Bonaparte und Bis-
marck ist fast völlig vergessen: sie jctzt, da in Ost neue Machternte
reifen will,Stück vorStück insGedächtnißzurückzurufen,befiehlt
dem nicht nach Blindheit Sehnsüchtigen ernste Pflicht.
Unter dem Protokol, das die Griechen vom Türkenjoch be»
freit und nur noch verpflichtet, den Sultan als Schutzherrn anzu»
erkennen, stehen die Namen Nesselrode und Wellington. Doch
ists das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbst»
mord wieder Leiter der internationalen Politik geworden war und
in Reden und Trinksprüchen nun dem Erdball das kostbare Gut
derFreiheit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evan»
gelium nicht horcht, mag sich hüten: England kann den Schlauch
des Aiolos öffnen und schließen, die Gewalten der Revolution
entfesseln und binden. Daß der Minister des jungen Zaren Ni»
kolai Pawlowitsch, der die Griechen Rebellen und Barbaren ge»
schölten hatte, überredet werden konnte, seinen Namen unter die»
ses Protokol zu setzen, scheint zunächst unfaßbar. Der Londoner
Vertrag vom sechsten Juli 1827 bringt noch schlimmere lieber»
raschung. England, Frankreich, Rußland verpflichten sich, den

Vriechisch»türkischen Krieg zu enden und einen selbständigen Hel»
Zenenstaat zu schaffen, der dem Sultan nur noch Tribut zu zahlen
habe. Metternich wüthet, Gentz tobt und fein Günstling Anton
Prokesch»Osten erklärt, dieserVertrag sei diePandorabüchse, die
der unter demLocknamenLiberalismus umherschleichende Teufel
der Unordnung in die Welt gebracht habe. Im Westen aber wird
OanningsWerk bejubelt(sein letztes: vierWochennach dem Ver-
tragsabschluß starb er). Gegen den neuen (lächerlichen und doch
gefährlichen) Dreibund dünkt den wiener Staatskanzler jedes
Mittel erlaubt. Er läßt inLondon, Paris, Petersburg freundliche
.Zustimmung andeuten und zugleich in Konstantinopel zu hart-
näckigem Widerstand hetzen.DiesesDoppelspiel wird früh durch»
schautundNikolai schreibt an seinenSchwiegervaterFriedrichWil-
helm den Dritten: »In meinen Händen sind die dokumentarischen
Beweise dasür, daß wir (ich sage: wir) von dem wiener Ministe-
rium schändlich verrathen sind. Ich will gern glauben, daß Kaiser
Franz der Sache fremd ist, bin sogar davon überzeugt. Welcher
Zustand aber, wenn ein Minister seinen Herrn bis zu solchem
Orade zu betrügen wagt!" Friedrich Wilhelm möchte vermitteln.
Den Vertrag nicht unterschreiben, wenn Oesterreich ihn verwirft.
redet dem Schwiegersohn ins Gewissen und überhäuft den
Fürsten Metternich in Töplitz mit Huldbeweifen. Die Orientfrage
wird am berliner Hof zum Erisapfel. Der Kronprinz schwankt;
wills weder mit dem Schwager noch mit dem wiener Götzen ver-
derben. SeinBruderWilhelm ist für die Griechen, für den neuen
Dreibund; und mit ihm fühlen in der Armee, am Hof, in der Di-
plomatie die besten Köpfe. Darf eine aus AsiatenundAfrikanern
gefügte Heidenschaar auf europäischem Boden ein Christenvolk
metzeln? Und müssen wir Erben fritzischen Ruhmes in alle Ewig»
seit unter Oesterreichs Vormundschaft bleiben? So ist die Stim-
mung. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn melden
Pch zum Eintritt in das Griechenheer. Als man gar hört, wie
schlecht es in der Verwaltung, im Heer, in den Finanzen Oester-
reichs aussieht, und klar erkennt, daßMetternich dleAusrodung
des Griechenstammes ersehnt, siegt die Europäerpartei und Graf
Christian Günther von Bernstorff,derMinister des Auswärtigen
<und,wieschonseineStellungzudenKarlsbaderBeschlüssenzeigt,
«gewiß kein Liberaler), schreibt den Gesandten: «Obgleich unser

Hof weder an dem Londoner Vertrag mitgewirkt hat noch ihm bei»
getreten ist, billigt er doch ohne Rückhalt dessen Grundsätze und
Ziele." Inzwischen ist, weil Ibrahim Pascha, trotz dem Protest
der drei verbündeten Großmächte, auf Mores weitermordet, bei
Navarino die Türkenflotte von den drei Admiralen vernichtet
worden. Höhnisch fragt Nefselrode: »Was wird unser Freund
Metternich zu diesem Triumph der Gewalt über die Vorurtheile
der Grundsätze sagen ? "Laut sagt Der nichts; hofft aber, dieser Sieg
werde den Dreibund rasch lockern: und behält endlich wieder ein-
mal Recht. Rußland Herr auf dem Schwarzen Meer, auf dem
Weg nach dem Balkan, den kein Halbmondgeschwader ihm fortan
sperren kann? Dieser Wandlung soll England sich freuen? Lieber
paktirts mit Metternich. Wellington tritt an die Spitze eines Tory»
kabinets, der Britenkönig nennt in seiner Thronrede die Schlacht
von Navarino ein unwvarg event und die Türkei fordert Rußland
zum Kampf heraus. Europäischer Krieg? Fast sieht es aus, als
müsse gegen die franko»russische morgen eine austro»britische Koa»
littön waffnen.Fraglich scheint nurnoch,wasPreußenthunwird.
FürdieOrientinteressenOesterreichs, dessenschlechteRüstung dem
berliner Hof kein Geheimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich
'Rußland verfeinden oder mit Nikolai gehen und den Deutschen
Bund sprengen? Preußen muß wünschen, daß der Orientkrieg
lokal begrenzt bleibe und nicht lange währe. Als der Zar mit sei»
ner Frau nach Berlin kommt (wo er als Hellenenbefreier vom
Volk bejubelt, von der Universität mit einer griechischen Hymne
begrüßt wird), mahnt Friedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden
zu schließen. Diebitsch hat die Türken geschlagen, Silistria ist ge»
fallen, Paskiewitsch auf dem Weg nach Trapezunt: die russische
Waffenehre strahlt in neuem Glanz. Aber die Fortsetzung des
Krieges ist immerhin schwierig und ein anständigerFriedensschluß
muß den Russen willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen
Pforte als unparteiisch; ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kanns
nur durch Preußen geschehen. Friedrich Wilhelm schickt seinen
Generalstabschef Müffling nach Konstantinopel. In welchem
Zustande der gelehrteste Vorgänger Moltkes die Stadt des Kha»
lifen fand, hat Treitschke erzählt. «Der Sultan war ohne Heer;
denn die Wuth der rechtgläubigen Osmanen in der Hauptstadt
richtete sich zunächst gegen ihn, der durch seine frevelhastenneuen

Gefetze die Strafe Allahs auf das Reich herabgerufeu habe; der
mächtige Anhang der aufgelösten Ianitscharen murrte laut. Um»
fonst ließ Mahmud die grüne Fahne des Propheten durch die
Straßen tragen. Niemand wollte dem heiligen Feldzeichen zum
Glaubenskrieg folgen. Die Rekruten aus Asten wurden, an Ka»
mele gebunden, in die Hauptstadt geschleppt. Eine englische Fre»
gatte lag an der Serailspitze, um den Großherrn nach Asien hin»
überzuführen, und draußen vor dem Eingang des Hellesponts
sammelte sich eine englische Flotte, bereit zur Einfahrt, falls die
Russen gegen die alten Mauern der Komnenen heranrückten. Die
Gefahr war furchtbar. Das Diplomatische Corps begrüßte den
preußischen General wie einen Retter." Dem gelingt auch wirk»
ltch, den Sultan zur Abordnung von Bevollmächtigten zu über»
reden. Und fünf Wochen nach Müfflings Ankunft ist in Adria»
nopel der Friede unterzeichnet. Die Hohe Pforte erklärt ihren
Beitritt zum Londoner Vertrag; derBosporus wird den Handels»
schiffen aller Nationen geöffnet; Rußland darf erst jetzt auf die
Erfüllung der in den Verträgen von Bukarest und Akkerman von
der Türkei übernommenen Pflichten rechnen und feine Schiffe
durch dieDardanerstraße schicken; erhält das Donaudelta, Grenz«
plätze am Kaukasus und eine Kriegsentschädigung, deren Stun»
dung dieHohePforte mitWillfährigkeit erkaufen muß; außerdem
ein Patronatsrecht über die befreitenDonaufürstenthümer. Und
Griechenland ist frei; hängt nicht mehr vom Sultansgebot ab.
Den Henker Ibrahim Pascha hat schon der französische Mar»
schall Maison aus dem Peloponnes vertrieben. Ietzt ist die
Freiheit besiegelt: Hellas hat der Pforte Tribut zu zahlen, be»
kommt aber einen christlichen König. Knirschend blicktMetternich
auf Preußens Ersolg. Der Sultan nenntFriedrich Wilhelm seinen
großherzigen Freund und die russischenOffiziere bittenMüffling,
den redlichen König vonPreußen ihrer Dankbarkeit zu versichern.
Dem fielim Gratulantengedräng vielleicht das Wort Fritzens ein:
»Wenn die Russen die Türken schlagen, dars Unsereins nur von
einem Sieg der Einäugigen über die Blinden reden."
Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kann
keinen Briten freuen. Wellington und Metternich begegnen ein-
ander in dem Wunsch, denRussen die Beute zu schmälern. Europa,
nicht die petersburger Regirung allein, soll den Besitzstand der

Türkei verbürgen. Gegen wen denn diese Bürgschaft gerichtet sein
solle, fragtNesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren und
von äußeren Gefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen die
Großmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der russischen
Seite her. Doch diese Furcht sei ganz grundlos. Rußland werde
seine Pflicht pünktlich erfüllen, sich auf andere Abmachung aber
nicht einlassen. Ein aus derben Wolgaweiden geflochtenerKorb.
Bleibt das Schlußprotokol über Griechenland. Samos und Kreta
darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als Seemacht zu
stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn:
er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König
werden? Bernstorff und Gentz hatten gemeint, ein Prinz, dessen
Gaumen diese Speise reize, werde schwerzu finden sein. Sie unter»
schätzten den Lockreiz einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von
Frankreich empfohlenen Prinzen Karl von Bayern und Iohann
von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp
von Hesfen»Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl.
Prinz Friedrich der Niederlande gilt dem Zaren als der«geborene
Kandidat",wird aber von Frankreich bekämpft;eben soEmil von
Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog
Max von Oesterreich hatRußland und England gegen sich. Auch
Markgraf Wilhelm von Baden und Herzog Karl von Mecklen»
burg»Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto
vonBayernscheintzunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz
Leopold vonKoburg hat sich mit Capo d'Istrias, dem griechischen
Präsidenten, verständigt und gilt in Petersburg als ein möglicher
Hellenenkönig, seit er für die Einverleibung Kretas gesprochen und
sich zumUebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit
erklärt hat.Auch inLondon sind ihm mächtige Freunde geworben.
Dennoch wird er nicht König. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie
erstrebt und angenommen hat. Griechenland ohne Kreta und Sa»
mos, ohneAkarnanien: Das genügtihm nicht. Die Hellenen wür»
den unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuenUnterthanen
mit Waffengewalt zum Verzicht auf einen Theil des ihnen ge»
bührenden Bodens zu zwingen, will der Koburger nicht auf sich
nehmen. »Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher
Herabwürdigung meines Charakters nicht entschließen." Bindet
jhn keine andereErwägung?Hoffter,seitKönigGeorg ein aufge»

gebenerMann ist, nicht etwa.alsVormundseinerNichteVictoria
der RegentBritaniens zu werden? Hat Capo d'Istrias, der ihm
ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron wegge»
Ichsucht, nach dem derKorfiot selbst zu schielen wagt? DerAovo»
tatensohn,der inItalienMedizin studirt, inRußlanddasDiplo»
matenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein
wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene
Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staats-
mann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer,
der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des
Zaren Alezander durch dieAllure der Frommheit und übersinn»
licher Sehnsucht gewinnt und, um sich bei Barclay de Tolly ein»
zuschmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hof»
<idel gemiedener Frau Boston spielt. Geschmeidig und glatt; aus
dem Stoff, den man heute clianMänt nennt. Von gottähnlichem
HSHenbewußtsein. »Mich anhören, wohl gar mir antworten
, müssen, mir.der wederMinister nochAdmiral ist und keinen irgend»
wie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine unangenehme
Notwendigkeit. EuerHochwohlgeboren kennen ja feine Eitelkeit
und Reizbarkeit. Personen wie mir, meint er.solleneinpaarKom»
plimente und ein paar Witzeleien den Athem nehmen. Nicht zu
seinen Worten nicken, ist Hochverrat!). Er ist das personifizirte
Las Empire in russischer Uniform. Möchte aber lieberHerr als russi-
scher Emissär in Griechenland sein. Schon während derNational»
Versammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm neu ist, und
thatMeles,um den Abstand zwischen sichunddemVolk aufmilde,
aber klareWeise hervorzuheben und Auge undGesinnungen daran
zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Truppen unter Waffen; er
fetzte seinen Namen auf das erste in Griechenland geschlagene
-Geld; erwar viel weniger barsch als vorher." (ProkeschanGentz.)
„Er hatte dieArtder erfahrungreichenWeltleute aus den großen
napoleonifchen Zeiten, gern viel und allein zu sprechen, und in
dieser Redseligkeit konnte er sich, lebhaft fühlend wie jeder Süd»
länder, zu starken Indiskretionen hinreißen lassen. Selbst Dies
änderte nichts an dem Eindruck von Zurückhaltung, von Zwei»
züngigkeit und Duplizität, den man von ihm empfing. Wie von
seiner Religiosität, so sprach er auch von der .geraden Linie'seines
Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte geneigt werden follen,

nach krummen Gängen zu spähen. Man hätte ihn auf solche«
schiefen Linien, aufWidersprüchen ertappen können: er wäre ge»
rüstet gewesen», die Zweideutigkeit als Vielseitigkeit auszulegen
und aus den Gegensätzen selbst eine Maxime zu machen." (Ger»
vinus.) Er glaubte wohl, der Griechensache mehr leisten zu können
als »ein fremder Prinz"; schrieb aber an Palmerston, der wieder»
geborene Hellenenstaat brauche einen Souverain, und schien be»
reit, dem Koburgerzu dienen. Der war russischer General gewesen»
hatte 1814 in Paris auf Metternichs Vorschlag das Theresien»
kreuz bekommenund zwei Iahre danach, alsnaturalifirterHerzog
von Kendal, die Tochter des Blitenkönigs geheirathet. Daß der
Schwiegervater ihn (dem dieFrau im zweiten Ehejahr gestorben
war) nicht allzu zärtlich liebte, konnte Caps d'Istrias, den King
George in der Bildergalerie von Windsor so schlecht behandelt
hatte, nicht gegen den Prinzen stimmen. Warum ließ er ihm den»
noch denZustand des Landes so schildern, daß Leopold scheu wer»
den mußte? Weil er selbst Präsident bleiben oder Fürst werden
wollte? Eine andere Erklärung ist kaum zu finden. Der Koburger
hat im Februar Ja gesagt und sagt im Mai Nein. Ob er sich in
Athen so bewährt hätte wie in Brüssel? Die schlimmsten Stunden
hätte er, als kluger Geschäftsmann und Onkel der Queen, dem
jungen Staat wohl erspart. Wer soll ihn nun auf neuerBahn leiten?
Ein abhängiges Griechenland, schreibt Prokesch an Gentz,
»wird ein Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischen Han»
dels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine
ofseneWunde für diePforte und eine Nahrung des Brandes, der
auf fo vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird
dem europäischen Handel undbefonders dem unserenAbsatzquel»
len öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meer Das, was
sie am Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze fein und
fürs Allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete
des Liberalismus macht." Da der Kluge von zwei Uebeln das
kleinere wähle, müsse Oesterreich, dem die Auferstehung des Hel»
lenenstaates unwillkommen war, jetztGriechenlandsUnabhängig-
keit wünschen. Richtig, antwortet Gentz; nur über die Fürstenwahl
denke ich anders. »Ich finde es nicht allein bejammernswürdig»
sondern höchst lächerlich undnuraus der selben groben Ignoranz»
die in dem ganzen Lebenslauf derTriplealliance gewaltet hat, er»

Zlärbar, daß man einen deutschen Prinzen zumFürstenüberGric»
chenland ernennen will. Ueber das Unsinnige, was in dieserIdee
liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen
Punkt derReligion. Soll der protestantische Prinz die griechische
annehmen? Könnte manDies einem Deutschen zumuthen? Oder
soll er mit einem Gefolge von Aufklärern und Philosophen die
alten ,Götter Griechenlands' wiederherstellen und ein ohnehin
demoralistrtes Volk zum heillosesten Materialismus erziehen?
PrlnzLeopold,der besessen sein müßte,um seineHerrliche Existenz
gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger; und
doch schäme ich mich in seinem und der englischen Minister Na»
men der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch
noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen
Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch feine
geographische Lage, durch feine physische Konstruktion, durch den
Charakter feiner Einwohner, durch feine heutige Armuth, durch
all feine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung
wie die helvetische, nur mit dem Unterschied, daß ein mit großer,
fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze
steht: Das nenneich le gouvernement Zrec.« Als Leopold abgelehnt
hat, empfiehlt Prokesch den Herzog vonReichstadt, dessen «Blick,
Urtheil, Schärfe und praktischen Verstand" er bewundert. «Ich
fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann
nur ein sehr kräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Na»
men hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte
machen und der Erbe der zertrümmerten europäischen Türkei wer»
den. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde:
fonst fallen die Stücke in die Hände Rußlands und lange Kriege
werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der
Ableiter desUebels werden; er kann: alfo foll ers. Ie mehr Na-
men der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er.' Am
neunten Oktober 1831 wird Capo d'Istrias, der den Syntagmati»
kern, den Männern der Berfassungpartei, als Büttel Rußlands
längst einGräuel ist und sichnunauchdiemächtigeFamilieMau»
romichalis persönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin
und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenten Mai 1832
öer stebenzehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter
Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland ge»

wählt. Ingrimmig spottet Gentz: «Der freudetrunkene Vater ver»
langt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Mil-
lionen Franken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten.
Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieserWahl nicht das Werk des
russischen, sondern des französisch»englischen Einflusses zu sein
scheint." Noch ehe die griechische Nationalversammlung die Wahl
anerkannt hat, stirbt Gentz; und Prokesch schickt seine Berichte nun
direkt an Metternich. Zunächst noch aus Wien. «Wodurch lebr
das heutige Griechenland? Durch seine Agglomerirung um den
Thron des Königs Otto und durch den Schutz der Großmächte.
England, Frankreich und Rußland haben das griechische König»
reich unter Otto gewollt; Oesterreich nimmt es als ein bestehendes
an; das Selbe thut Preußen und der Rest von Europa. Alle
Mächte, vorzüglich die drei zuerst genannten, können nun nichts-
Anderes wollen als Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sick>
organisire und zu der Lebensentwickelung, zu dem Lebensgenuß,
komme, dessen er fähig ist. DieAufgabe der griechischen Politik ist»
dieMächte beim Wort zu nehmen und daran festhalten zulassen»
welche auch die Verhältnisse dieser Mächte unter sich seien. Das
Land ist in der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vor-
gehen mag, sich notwendigerWeise beirren zu lassen." Dannaus
Athen, wo er als Gesandter die Befehle des Kanzlers ausführt.
«DerKönig ist wahrlich zu beklagen. Er steht wie dasSühnopfer
für dieVerirrungen derPolitik und für die Mißgriffein derWahl,
seiner ersten Umgebung da. Seine Persönlichkeit hält das wan»
kende Gebäude zusammen. Er ist wirklich geliebt und man kann
sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien be»
stehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durch»
aus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier
gern sieht, und bewahrt eineReinheit der Sitten, die um so höher
geschätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegen»
satzes verrufen sind. Er hat vielerlei Kenntnisse und einen großen
Drang, sich zu unterrichten; dabei ein langsames, aber richtiges
und unabhängiges Urtheil." Auch im Lande siehts leidlich aus.
Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine
Revolution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu bringen
und derMenschenbedarf ist so groß, daß jeder zurArbeitWillige
seinLeben leicht fristen kann. Die Freude dauertnicht lange. Graf,

Armansperg, der unter demTitel desErzkanzlers wie einBasileus
regirt, läßt den mündig gewordenen König durch ein conclusum
mecZicum für unfähig zurRegirung erklären. Der erschreckte Vater
eilt von München nach Athen, um selbst nach dem Rechten zu
sehen,und bittet denOesterreichischenGesandten um ein redliches
Gutachten. Das wendet sich schroff gegen den KanZler und der»
theidigt den König. Der sei mit Kleinkram überbürdet und so mit
'schlauer Absicht von den Geschäften weggeekelt worden. Schlech-
tes, rückständigesVerwaltungsystem; lüderlicheFlnanzwirtschaft;
Mißachtung nationaler Ansprüche, auch der gerechtesten: dürfe
man sich da wundern, wenn die Zufriedenheit mit jedem Mond
weicht? Der König soll ein Ministerium aus Griechen bilden, sich
selbst nur mitDingen beschästigen, die seine Entscheidung fordern,
und dafür sorgen, daß sich das Verhältniß zu den Großmächten
und zu der Türkei bessert, die Verwaltung einfach und praktisch
wird. „DieRegirung klagt stets über den Heißhunger der Griechen
nach Anstellungen. Hat sie aber Etwas gethan, um zu beweisen,
daß sie denMann ehre, der unkultivirteStrecken bebaut, derneue
Baumarten, neue Pflanzen einführt, der durch irgendeine Ein»
richtung Feldbau und Industrie hebt? Dafür soll der KönigLiebe
undAchtungzeigen.dafürAuszeichnungen geben. Beschwichtigen
soll er die Furchtsamen, aneifern die Trägen durch sein Beispiel.
Einem Haus, das er sich baut, einem Baum, den er Pflanzt, wird
man mehr glauben als den feierlichsten Versicherungen. Das
Kanzleileben soll nicht sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine
Spazirritte fruchtbar machen, Augen haben, zu sehen, Ohren, zu
hören. Was soll oasVolk von ihm denken, wenn er Monate lang,
täglich über Anrath reitet und ihn nicht wegschaffen läßt, wenn er
nicht theilnimmt, nicht abhilft, sobald Ungerechtigkeit, Gewalt,
Nachlässigkeit sichtbar werden? ErhatsovieleedleEigenschaften:
er darf nur wollen und sich vertrauen. Die Krankheiten älterer
Staaten dürfen nicht jungen angehören. Die Karl und Peter setzten
sich zu Pferd, durchzogen das Land, hielten Gericht unter freiem
Himmel, erforschten an Ort und Stelle und bewiesen Willens»
kraft und Entschluß. Ein Jahr so verlebt: und Griechenland wird
seinenKönig fürchten, achten und lieben." EinvernünftigesPro»
gramm, das den Königen Ludwig und Otto einzuleuchten scheint..
Armansperg wird durch Rudhardt ersetzt, dem englischen Einfluß;

dertzofkanal verstopft und dem wiener Staatskanzler die Lebens»
fähigkeit Griechenlands als so gesichert dargestellt, daß er sein altes
Borurtheil fallen läßt und zu Prokesch sagt: »Wie mancheIndi»
viduen, so sind auch manche Staaten niemals gesund. Ein solcher
Staat ist die Türkei. Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorga»
nismus «ich! vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommts zu einer Ent-
zündung. Ist sie überwunden, so trittnicht Gesundheit ein, sondern
das alte chronische, von diesem Körper untrennbare Uebel kehrt'
wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstan»
tinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griech-
ische Sprache herrscht. Athenmuß nach Konstantinopel übertragen
werden. Dazu muß derKönig freilich stark sein. Ich nehme ihn auf
IhrWort, auf Ihre Verantwortung fo, wie Sie ihn schildern. Alle
Meinungen waren gegen ihn und ich hielt mich lange an die all»
gemeine Ansicht. Erst IhrWort hat mich veranlaßt, sie aufzugeben;
und jetzt stehe ich überall für ihn ein." Im Dezember 1839.
Noch länger. Trotzdem Otto die Forderung Palmerstons,
den Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen
Nachdruck ablehnt. Metternich warnt. «Die Politik des Königs
muß von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der
Vernunft weichen. Sie muß griechisch, konservativ und nicht er»
oberndsein. lieber daswtderstnnigeenglisch»konstitutionelleTrei»
den ist der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit uns. Griechen-
land muß die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus
derKindheitin dasIünglingsalterund aus diesemin dieMannes-
jahre übertreten. Das Ueberschreiten der natürlichen Grenzen
bringt nie Gedeihen. Kommen nun noch fremdartige Elemente ins
Getriebe, stellen sich Projektanten an die Spitze des Haus Haltes,
dann muß der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechen-
land gegangen. Diese Nebel will ich, so weit es irgend möglich ist,
vondort abwehren. Eine andereSorge ist die, die Politik vonAthen
zu verscheuchen; denn dieses Element wuchert in Gestaltungen, wie
es die hellenische ist, wie die Schmarotzerpflanzen, welche den
Stamm, der ihnen zurAusbeute dient, bis ins Mark aussaugen.
Wo vor Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Trei»
ben ein reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles
Aufreizende. Die griechischeRegirung hatwahrlich genug aufdas
eigene Land und dessen Bestes zu sehen, um anEroberungen auf

Unkosten der Türkei nicht zu denken. Solche Aufwallungen sind
Thorheiten; und die Iugendthorheiten tragen stets bittere Folgen,
die dann auf dem reiferen Alter lasten." Kreta? Da handelt sichs
nicht nur um eine Insel, sondern um Fragen der hohen Politik.
«Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber
kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude
fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung
geben. Welches Schicksal dann demThron von Athen bevorsteht,
ist eine nicht schon jetzt zu beantwortende Frage; aber in jedem
Fall eine derjenigen, denenman nicht entgegenkommenmuß, weil
manHundert gegen Eins wetten kann, daß mandenfalschenWeg
einschlagen werde. Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht
in Folge des revolutionären, sondern in Folge des Sirges des
monarchischen Prinzips geschehen. Vergißt Dies der König, so
stellt er sich in die Luft; und was solchen Stellungen bevorsteht,
ist im Buch der Geschichte geschrieben." Das klingt schon weniger
zuversichtlich; aber nicht unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm
Athen »eine politische Kloake, in der die verschiedenartigsten Ele-
mente in steter Gährung sind". Und Prokesch beklagt den König,
der sein aufregbares Land„ an einenVulkan wieFrankreich hänge"
und zu spät, vielleicht erst durch einen bewaffneten Aufstand, er-
kennen lernen werde, wohin der unter Frankreichs Leitung ge-
wählte Weg führt. Im September 1843 steht er selbst noch den
Aufstand. »Es ist keine Revolution: es ist eine Verschwörung, aus
Fanatismus geboren, durch die Fehler der Regirung und (ich
muß es sagen) durch die der Londoner Konferenz großgesäugt, de-
ren elende Wirksamkeit gerade nur dazu taugte, die Unzufrieden-
heit aufs Höchste zu steigern, den König ganz zu entblößen und
seinen Anhängern (vielmehr denen der monarchischen Ordnung:
denn der König persönlich hat deren keine) jede Hoffnung zu neh-
men." Metternichs Geduld ist jetzt erschöpft; noch bevor die grie»
chischeNationalversammlung die Verfassung (mitZweikammern»
system) beschlossen hat, schreibt er: «In dem ganzen heutigen Ver»
hältniß des hellenischen Königthumes gereicht nichts zu meiner
Verwunderung. Daß dem Kartengebäude ein Sturm ein Ende
machen würde, habe ich nie bezweifelt; und nun, da es zu Boden
liegt, kann das Gefühl der Verwunderung wohl bei mir nicht ein-
treten. Helfen ist schwer, weil die Mittel zur Hilfe mangeln. Was

wird aus dem Quark werden? Das kann Niemand wissen. Der
einzige rationelle Rath, der dem König gegeben werden kann, muh
sich darauf beschränken: aus dem Schiffbruch zu retten, was aus
selbem zu retten ist; denn die reLtitutio in integrumistnichtmöglich.
Die ganze griechische Boutique ist ein höchst gefährlicher Quark!*
Der Koburger Leopold ist als Monsieur ?eu a peu und Marquis
lout cioucement bespöttelt worden. Der Wittelsbacher Otto hätte
denSpitznamen desIammermannes verdient.Blaß undzitternd
tritt er vor das Parlament, dessen Einberufung er sich abtrotzen
ließ, und leistet mit flüsternder, stockender Stimme den Eid Stöhnt
über die Undankbarkeit der Griechen, über die englischen Zette»
lungen und französischen Ränke und läßt sich von der stärkeren
Frau trösten. «Sie hat die Hosen an", heißts unter den Bayern;
und„Ihre Schuld ists gewiß nicht, daß die Ehe kinderlos bleibt."
Ein liebenswürdiger, arbeitsämerundansehnlichbegabterPrinz.
keinKönig, kein Soldat; kaum einMann. Er will nicht abdanken,
doch auch nichtsTapferesfürseineSelbsterhaltungwagen.Wim»
mert über die Britentyrannei, die ihn allmählich entwurzele, und
bemüht sich doch schwitzend um die Gunst des Sir Edmund Lyons,
der, als Vertreter britischer Majestät, alle zur Schwächung der
jungen Königsmacht tauglichen Elemente an groben und feinen
Fäden lenkt. Keine Figur, die Metternich für fein Spiel brauchen
kann. Im letzten Iahr seiner Regirung giebt der Staatskanzler
Griechenland völlig auf. „Gewohnt, in allen Dingen Das, was
die Sache ist, ins Auge zu fassen und mir sie zu verdeutlichen,
glaube ich, nicht zu irren, wenn ich Das, was Lord Palmerston
beabsichtigt, in diekurzeFormel bringe: daß er Englandzumalle!»
nigen Lenker der Schicksale Griechenlands durch die Beseitigung
aller dem Unternehmen im Wege stehenden Hindernisse heran»
reifen will. Als das Mittel zum Zweck betrachtet Palmerston die
Behauptung der Oberhand in der hellenischen Regirung, die Be-
setzung der Ministerstellen durch englische Kreaturen und das
Prokonsulat des Englischen Gesandten.Ist derZweck erreichbar?
Ich glaube: Nein; wenn die griechlscheRegirung auffestenFüßen
steht und wenn sich das russische Kabinet nicht breitschlagen läßt."
Nur glaubt er an diese Regirung und diesen König nicht mehr.
Und könnte wiederholen, was er drei Iahre zuvor geschrieben
hat: „Ueber die Lage in Griechenland habe ich keine Meinung.

als die, welche über den Leisten geschlagen ist, den ich von je her
meiner Betrachtung eines improvistrten Staates zu Grund legte.
Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen sich selbst.
Kommt nun noch die Zugabe irgendeines i8mus zur Schöpfung,
so erhebt sich das Werk nicht über die Sphäre der gespenstigen
Wesen. Für Griechenland läßt sich wahres Gutes nicht thun. Die
unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht den Stoff.
Nnd indem die Sache so steht, dient^das Feld zum Kampsplatz
für politische Abenteurer und gewagte Spekulation."
Otto hält sich mitMühe ündNoth unter demDruck derWest»
mächte. Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen
stets nachgeben und die Prügel hinnehmen, die demRückenRuß»
lands zugedacht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den
Griechen nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl auf»
heult, wird der Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der
Ertrag der Monarchie, die Hellas mit so froher Hoffnung begrüßt
hat? Der Staat schlecht verwaltet, mit zerrütteten Finanzen, von
den Westmächten gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne
irgendeinen kräftigenSchützer; und nicht einmal die Möglichkeit,
die noch unter derTürkenherrschaft lebenden Glaubensgenossen zu
befreien. Die Balkanwelt wird getheilt undHellas erhältnichtden
kleinsten Zipfel. «Das habt Ihr von den Bayern; ein kleinmüthi»
ges Geschlecht, dem nie einPerikles lebte und das uns mit feinen
Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne Homers verhinge. Doch
wir sind ihm nichtangetraut; können, zu unserem Glück, das Band
lösen, wenn es zur lästigen Kette wird." Ein Wispern ists erst, dann
einMassengemurr; und bald danach derEntschluß zur befreienden,
erlösendenThat. EinStudent, der die Königin mit der Waffe an«
gefallen hat, wird zum Tod verurtheilt. Doch Otto, der Griechen»
könig, wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn
ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.
Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Losungwort.
Empor zu Deinem Gotte, e:npor Ku Deincem Recht,
Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!
Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, sang dieses
Griechenlied. Ist es, mit anderer Erinnerung an die Hochzeit des

Philhellenismus, verhallt? Nein. Am dreizehnten Februar 1862
meutern in Nauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft
das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht.«Fesseln,
die uns vierhundert Iahre lang drückten, sind gefallen und der
verabscheuenswerthe Halbmond, dessen Dunst die Wiege der Frei-
heit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter,
aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre u^nd Leben wieder und
die Nation schaarte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und
Gut um den Thron. Doch zu unserem Unheil ernteten Fremde
die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem
Riesen gleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, aber tapfe»
rer Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem
dritten Septembermorgen! Doch Weh uns: eine jedes Fluches
würdige Politik, ein Verbrechersystem, das mit Mord und Tücke
jeder Art arbeitete, bedrohte uns mit neuer Versklavung und
hätte uns in Schande erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag
angebrochen wäre. Nauplia hat auf Heldengeheiß die Waffen er»
griffen und die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die
Auflösung der Kammern, die ein gefälschtes Bild desVolkswil»
lens bieten, die Einberufung einer Nationalversammlung, die
den gerechten Wunsch der Hellenen erfüllen und ihnen die mit
Füßen getretene Freiheit zurückbringen wird, und die Beseiti»
gung des schmählichen Regirungsystems. Stehet auf,Mitbürger,
hebet die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen un»
feresWerkes und handelt dann,wie es zurRückeroberung Eures
Rechtes, Eurer alten Freiheit nötig ist." Otto will nach Korinth
und versucht, auf die zur Belagerung Nauplias bestimmten Trup»
pen einzuwirken. »Mit tiefem Kummer hat mich die Kunde er»
füllt, daß Leute, denen ich den Ehrentitel des Soldaten nicht mehr
geben will, durch Rebellenthat unsere Waffenehre befleckt haben.
Die Pflicht, sie von diesem Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut.
Und frohen Herzens kann ich Euch erklären, daß mein ganzes
treues Volk bei Eurer Fahne ist und die Gelegenheit ersehnt, für
die Regirung zu kämpfen, in der es mit Recht die sicherste Bürg»
schaft seines Glückes und künftigen Ruhmes erblickt." Vierzehn
Tage danach Proklamation an das Griechenvolk. Wahnsinn hat
zum Aufruhr getrieben, aber die Masse des Volkes ist für die Re-
girung, für den König, der ihr deshalb zu Dank verpflichtet bleibt.

»Harret, Hellenen in dieser edlen Gesinnung aus und seid über-
zeugt, daß Euer König nur das Wohl des Volkes bedenkt. Als
den Vater aller Griechen fühlt er sich und seine väterliche Liebe
ist so zärtlich, daß er die Strafen, zu denen er sich jetzt mit beküm-
mertem Herzen entschließen muß, mit der äußersten Milde bc»
messen wird." Dieses Versprechen genügt den Meuterern nicht.
Nur wennAllen, ohne Ausnahme, Amnestie zugesichert ist, wer»
den sie die Festung übergeben; sonst biszumletztenBlutstropfen
fechten und ihre Leiber unter die Mauern von Nauplia betten.
Daß sie dem Erdball mit tönendemWort verkünden,ihrAufstand
Habesich nicht gegen den König gerichtet, klingt fast wie Hohn. Otto
will nur neunzehnRädelsführer strafen; alleAnderen sollen frei
ausgehen. Das Anerbieten wird abgelehnt. Putsche auf Syra
undNaros, in Kalamata undNavarino.NachsechzigtägigerBe»
lagerung ergiebt sich Nauplia; vorher haben britische und franzö»
fische Schiffe Flüchtlinge aus der Festung aufgenommen. Fast
alle Soldaten, Beamten, Bürger, die an dem Aufstand mitgewirkt
haben, werden begnadigt, alle wegen Preßvergehens eröffneten
Strafverfahren eingestellt und dieNauplianer noch reichlich ent»
schädigt. König und Königin reisen in denPeloponnes. Revolu-
tion in Vonizza. Provisorische Regierung in Patras. Während
. Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom Admiral Kanaris
und vom Senator Vulgaris unterzeichneter Erlaß veröffentlicht,
in dem die Sätze stehen: «Hauptstadt, Provinzen und Heer haben
sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu enden. Das Volk
der Hellenen hat einstimmig beschlössen, Otto der königlichen, Ama-
lie der vicekoniglichen Würde zu entkleiden. Eine Konstituirende
Nationalversammlung wird eine neue Regirung ernennen und
die Wahl eines neuen Königs vorbereiten." Otto verhandelt im
Piraeus mit den Gesandten der Großmächte, geht dann nach Sa-
lamis undschickt von dort den Scheidebrief. «Die Ereignisse, deren
Schauplätze dieHauptstadt und einzelne Landestheile waren, ha-
ben mich überzeugt, daß blutige, schwer zuschlichlendeWirren ent»
stehen würden, wenn ich in Griechenland bliebe. Deshalb habe ich
mich entschlossen, für eine Weile das Land zu verlassen, das ich
stets geliebt habe, das ich heute noch liebe und für dessen Wohl-
fahrt ich fast dreißig Iahre lang jede Last und Mühe auf mich
nahm. Nie habe ich an meinenVorteil gedacht,immer nur an die

InteressenGriechenlands, dessen sittlicher und wirtschaftlicherEnt»
wickelung all meine Sorge galt. Ie dem sollte Gerechtigkeit werden.
Das war mein heißer Wunsch. Und meine Milde hat da keine
Grenzen gekannt, wo meine Person angegriffen worden war. In
der Stunde, da ich in mein angestammtes Vaterland zurückkehre,
bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nöthe,
denen das mirtheureGriechenland entgegengeht. Möge ihm der
allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebetscheideich von
Euch." Otto kehrt heim. Hat aber weder für sich selbst noch für das
Haus Wittelsbach auf die Hellenenkrone verzichtet. Wird ihr
Glanz auch jetzt noch Bewerber aus gutem Haus anlocken?
, Drei Namen werden genannt: dcs Brittenprinzen Alfred,
des Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen»Koburg. Die
meisten Stimmen sind für denBritten. Kein Wunder: Hellas hat
ja gesehen, was England vermag. Doch in denVerträgen von 1830
und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und Rußland
regirenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht be»
besteigen darf; und die Schutzmächte sind entschlossen, diese Be»
stimmung inKraft zu erhalten. Das von der Provisorischen Re»
gierung zu direkterKönigswahl gerufene Volk wählt Alfred. Die
Vertreter der drei Mächte erklären, daß die Wahl unannehmbar
fei. Aber Englclkd möchte sich dankbar zeigen. Im April und im
Mai hat der Lord»Oberkommissar der Ionischen Inseln sich ge»
weigert, die Adresse anzunehmen, in der das Insularparlament
dieVereinigungmitGriechenland erbat; schon 1839 habe dieKö»
nigin solche Forderung mit demHinweis abgelehnt, daß sie durch
den Pariser Vertrag zur Schutzherrin des Ionischen Staates ge»
worden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser Art
an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen.
Am Tag nach AlfredsWahl zeigt die londonerRegierung in Athen
an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regirung
mittheilen, unter welchenBedingungenGriechenland sich die Io»
nischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergibt
Elliot das Memorandum. Inhalt: Sitzet hübsch still, versuchet
nicht,derTürkeieinenLandfetzenabzureißen, wählet einenKönig,
der in London gefällt: undIhr bekommt die ersehnten siebenInseln.
Abgemacht. Wilhelm, der achtzehnjährige Sohn Christians des
Neunten von Dänemark, wird zum König der Hellenen gewählt.
Seine Herrlichkeit hat länger gehalten als Ottos. Vor sechs

Iahren schien auch ihm seinTagvonSalamisnah. Die athenische
Garnison hat die Kasernen verlassen, sich am Fuß des tzymettos
gelagert und der Regirung angezeigt, daß sie in den Dienst erst
zurückkehren werde, wenn ihrenWünschen Erfüllung zugesagt sei.
Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Krön»
prinzenKonstantinvomOberkommando,EntfernungallerPrinzen
aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armeeinstruktoren,
Einberufung der Kammern; die an dem Pronunziamento Be»
theiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat alles Ver-
langte bewilligt, das Ministerium Rhallis ist zurückgetreten und
Kiriakulis Mauromichalis (auch dieser historische Name taucht
wieder auf) steht an der Spitze der neuen Regirung. Als Ver-
trauensmann der Armee. Die herrscht nun. Erklärt feierlich, wie
einst die Rebellen vonNauplia, daß ihrpatriotisches Unternehmen
sich nicht gegen denKönig richte. Nnd willihn dulden, wenn er ihrem
Befehl gehorcht. Einstweilen ists ein Anfang. Georg hat nichts
geleistet (so sieht ihn des Griechen Auge). Schwager Eduards,
Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, dem Haus
Holstein-Gottorp eng verwandt,inPäris ein oftund gerngesehener
GastundtzerrnClemenceaufastintimbefreundet: fürHellas den-
nocheineNiete.Staatsbankeröt,NiederlageimTürkenkrieg,kläg°
liche Schwachheit drinnen und draußen, besonders im kretischen
Handel: selbst dem Geduldigsten wurde es ein Bischen zu viel.
Otto durfte noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meu-
terer insFeld zu schicken. Georg hat weislich auf solchen Versuch
verzichtet. Für ihn mochte Keiner fechten. „Was nützt er uns?
Regentengaben brachte er nicht mit und durch all feine Familien»
beziehungen hat er für Griechenland nie Etwas erreicht." Die
Welle des letzten Erlebnisses hebt ihn übersolches Getuschel hin»
aus. D'er Krieg von 1397 hat die Grenze verschlechtert, außer den
Kosten vier MillionenTürkenpfund, die den Sultan entschädigten,
verschlungen und das Selbstgefühl der Osmanen gestärkt. Fall»
merayer(hieß es inWesteuropa), der.alsReisegefährte des russi-
schen Generals Ostermann-Tolstoi, die Neugriechen aus der vor»
nehmen Familie der alten Hellenen wies und ins Slawenge»
mengsel schrieb, hatte das hellcAuge der athenischen Pallas. Im
Abendstrahl verblühender Schönheit siecht Hellas hin und muß
froh sein, wenn eine gute Korinthenernte es vor dem Bankerot
rettet. Darf die Türken, in deren asiatischem Reich, von Smyrna

bis nach Trapezunt, viele Griechen wohnen, nicht inRächerwuth
reizen; und wird im Wettlauf um Handelsgewinn nicht nur von
Großmächten, sondern auch von bulgarischen Spinnern, turko»
jüdischen Kaufleuten und Geldleihern überrannt. Die Hoffnung
auf Kreta scheint eingesargt. Der kretischeRechtsanwalt undPoli»
tiker Eleuterios Venizelos sprengt den Deckel. Macht seinen König
zumHerrn der lange begehrten Insel. Entringt ihm denschweren
Entschluß zumBündniß mit Serben und Bulgaren. Und führt ihn
durch zwei Kriege (gegen denSultan Mohammed und den Zaren
Ferdinand) in Steg. Die Griechen kämpfen, daß die Helden von
Marathon solcher Enkel sich nicht zu schämen brauchten. Ianina,
Saloniki, Kawala, Drama, Seres, Simethli,Xanthi: überall fun»
kelt die Goldkrone, leuchtet das weiße Kreuz im blauen Flaggen«
quadrat Siegern voran.Lorber gürtet endlich wieder dieFustanella
der Ewzonen. Aus Thessalien, Thrakien, Makedonien, dem Epi»
rus winken Griechenlands Götter (derenMythos, sammt seinem
in hoher Kunst und Weisheit unsterblich nachwirkenden Saatgut,
gestelzte Tröpfe morgen aus deutschen Schulen verbannen möch-
ten). Daß der König ein Holstein»Sonderburger, in Kopenhagen
geboren, lutherisch ist, wird vergessen; aller Wesensmangel, der
ihm Iahrzehnte langnachgerauntward. NichtWilhelm vonDäne»
mark ist er mehr, nur noch der Hellene Georgias; Basileus, Reichs«
mehrer, Hort des Volkes. Als er, am achtzehnten März 1913, in
der eroberten Stadt Saloniki, ermordet worden ist, betrauert ihn
die erstarkte Nation wie den gütigsten, umsichtigsten Vater.
Konstantinos steigt auf den Thron. Als Diadochos und Her»
zog von Sparta ist er gehöhnt, von dem Offiziercorps aus seines
Vaters Heer gedrängt worden. Als König wird erumjubelt: weil
er eine Viertelmillion gut geschulter und bewaffneter Krieger ins
Feld gestellt, zum Siege geführt, mit feiner Mannschaft Lager und
Speise getheilt und, wie einst Theophanos Sohn Basilius, den
Ruf des Bulgarenbezwingers erworben hat. Sein Schwager, der
Deutsche Kaiser, macht ihn zum Feldmarschall. Mit dem Stab in
der Hand rühmt Konstantin die Methode, die meisterliche Taktik
des deutschen Heeres. Sein Vater hatte aus Paris Truppenlehrer
geliehen, General Eydoux, und die ihm Untergebenen waren in
Athen als Erzieher des Griechenheeres, als Siegbereiter gefeiert,
noch gestern ersuchtworden,ihreInstruktorenarbeit inHellas fort-
setzen; und Griechenland braucht Frankreichs Geld und för»

dernden Beistand im Archipel und am Nordrand des Epirus.
Konstantins berliner Rede verkritzelt die Kreise des Minister-
präsidenten Venizelos. Sie sei, läßt er mit schriller Glocke aus»
klingeln, der unverbindliche Gefühlsausdruck eines Familien»
gastes, der ohne die Mitwirkung eines verantwortlichenMinisters
niemals und nirgends die Politik des Griechenstaates festlegen
dürfe. Dann streichelt er dem Gallierhahn den von Wuth geschwell-
ten Kamm; knüpft an den Dank für die Drillarbeit den Wunsch,
sie noch lange zu nützen. Will dieser KreterdenBtsmarckspielen?
Ein unbequemer Herr. Doch klug, dem Baterland mit ganzer Seele
verlobt und vom Volk, dem er das Ansehen und die Grenzen ge»
weitet hat, wie ein Erlöser geliebt. Ihn abzuhalftern, wäregefähr»
lich. Ottos Schicksal, des weggejagten Wittelsbachers, warnt vor
der Wiederaufkunft des Gerüchtes, der Hof wolle heimlich das
Staatsgeschäft leiten. Als Konstantin, 1868, in Athen geboren
wurde, hatten Serben undRumänen leis dieEingliederungBul-
gariens vereinbart. Nun ist der uralte Bulgarenhaß Griechen»
lands, der tausend Jahre vor dem Türkenhatz war, durch Hellenen»
Handlung gesättigt worden. Den Entschluß dazu hat Venizelos er-
wirkt. Ein unbequemer Mann. Noch aber muß man ihn hätscheln.
Ein Jahr nach Konstantins Besuch in Berlin tobt der Völ-
kerkrieg von der Nordsee bis ans Schwarze Meer. Auf dem Thron
Agamemnons sitzt der Sohn eines Dänen und einer Russin (der
GroßfürstinOlgaKonstantinowna);GriechenlandsSchutzmächte,
Britanien, Frankreich, Rußland, die im Juni 1863 dem Haus
Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg die Hellenenkrone
antrugen und verbürgten, stehenimKampf gegen Deutschland und
Oesterreich-Angarn; auch, seit, in der letzten Oktoberwoche, die dem
Sultan verkauften Kreuzer «Goeben"und «Breslau" imBerein
mit dem „Hamidieh" Rußlands Küste beschossen, russische und
französische Schiffe angegriffen haben, in offenem Kriege gegen
das Osmanenreich. Darf Griechenland neutral bleiben? Gleitet
es nicht in die Gefahr, das mitBlutopfernErkauftezu verlieren und
seine Zukunft, an derAdria, amAigaiermeer, zu umwölken, wenn
es nicht wagt, Ruhe und Lorber aufs Spiel zu setzen?
Am elften Januar 1913 schreibt Ministerpräsiden Venizelos
an König Konstantin von Griechenland:»Bisher konnten wir neu-
tral bleiben; so lange die Bündnißpflicht gegen Serbien es ge-
stattete. Jetzt heischt nicht nur eine sittliche Pflicht unseren Eintritt

in den Krieg: nns winkt einGewinn, der aus Hellas einsogroßes
und starkes Reich machen müßte, wienochvoreinpaarIahrender
hitzigste Optimistnicht für möglich hielt. Dieser Gewinn ist nicht ohne
ernste Gefahr einzubringen. Nach langer und gründlicherAeber-
legung dünkt mich, daß wir dieser Gefahrnicht ausweichen dürfen.
Hauptgrund: sie bliebe bestehen, selbst wenn wir bis an das Ende
des Krieges unsere Neutralität zu wahren strebten. Würde der
austro-deutsche Einbruch, nach Serbiens Vernichtung, anunserer
makedonischen Grenze Halt machen, nicht dem natürlichen Drang
in die Richtung nach Saloniki folgen? Nehmen wir einmal an,
Oesterreich werde sich mit einem Waffensieg über Serbien begnü-
gen: wird es nicht Bulgarien zum Vormarsch ins serbische Make»
donien einladen? Dann müßten wir Serbien helfen; oder wären
durch dieVerletzungderBündnißpflicht entehrt.Wer darauskeinen ^
Werth legt, muß sich doch sagen: das durch die Störung des Bal-
kangleichgewichtes gestärkteBulgarien würde uns, die dann keinen
Bundesgenossen, keinen Freund mehr hätten, sofort oder später
angreifen.Wir müssen dieMitwirkungRumäniens und sogarBul-
gariens erstreben. Gelingt uns, alle christlichen Balkanstaaten zu
einen, dann schwindet nicht nur die örtliche Gefahr, sondern diese
Einheit kann auch beträchtlich auf die Sicherung der von derTriple-
Entente gewollten Vorherrschaft einwirken. Damit der Plan ge-
linge, müssen wir den Bulgaren Wichtiges gewähren. Bis heute
haben wir nicht nur jedes Gespräch darüber abgelehnt, sondern
auch gesagt, daß wir gegenjedegroßeserbischeKonzessionanBul-
garien seien, weil sie das durch den Bukarester Frieden geschaffene
Balkangleichgewicht, den Bulgaren zu Gunst, stören würde. Diese
Politik war bis heute richtig. Ists aber nicht mehr, seit uns aus
Kleinasien die Erfüllung alter Wünsche winkt. Um aus der Hoff-
nung eine Gewißheit zu machen, können wir auf der Balkanhalb-
insel einige Opfer bringen. Wir müssen zunächst auf den Wider-
spruch gegen serbische Konzessionen verzichten; selbst wenn sie bis
an das rechte Ufer des Wardar reichen. Wird dadurch Bulgariens
Mitwirkung oder, mindestens, wohlwollende Neutralität noch
nicht verbürgt, dann würde ich vor dem schmerzhaften Entschluß,
Kawala zu opfern, nicht zaudern: weil ich dadurch das Griechen-
thum in der Türkei retten und unserer Reichsherrschaft fast alle
Gebiete eingliedern könnte, in denen je, im wechselnden Lauf der
Jahrhunderte, der Hellenismus sein Haupt erhob. Dringt meine

Meinung durch, dann muß Bulgarien, unter der Bürgschaft der
Entente-Mächte, sich verpflichten, in den ihm eingeräumten Be-
zirken allen Besitz der Menschen zu kaufen, die nach Griechenland
auswandernwollen.GriechischeMenschenundGüterindenneuen
GrenzenBulgariens würden gegen bulgarischeMenschen undGü-
ter inunseremGebiet ausgetauscht. Menschenaustausch und Gü-
terrückkauf würden von einer fünfköpfigen Kommission überwacht,
indie England, Frankreich,Rußland, Griechenland, Bulgarien je
einen Vertreter zu senden hätten. Erst nach der Erfüllung aller
Vertragsbedingungen würde Kawala von uns geräumt. Eine völ-
kische Ordnung und ein endgiltigerBalkanbund wäre erlangbar;
einMutualbürgschaftvertrag würde die verbündeten Staaten von
der Pflicht zu steter tzeeresstörkung entlasten und ihnen Muße und
Vermögen zu innerer EntWickelung lassen. Streckt Bulgarien sich
über den Wardar hinaus, dann müssen wir, als Ersatz der gün-
stigen Ostgrenze von heute, eine starke Nordgrenze gegen dieses
Königreich haben, die der Bezirk Doiran-Gewgelij uns schüfe.
Da, leider, nicht gewiß ist.obselbstsolchetzingabederbulgarischen
Habgier genügen würde,müssenwirunsmindestensdenBeistand
Rumäniens sichern, ohne den der Kampf allzu gefährlich würde.
Natürlich müßten die Mächte der Triple»Entente uns das zum
Krieg nothwendige Geld leihen und auf ihren Märkten den Ein»
kauf derWaären undGeräthe erleichtern, die wir brauchen. Blei»
den wir unthätigeZuschauer, dann können uns, außer den ange»
deuteten.noch andereGefahren erwachsen. Selbst wenn Oesterreich
und Deutschland auf neuen Einfall in Serbien verzichten, werden
sie, um den Sieg zu erringen, sich von Flandern und Polen, den
tzauptkriegsschauplätzen, abwenden; und siegen sie,dann können
sie die Balkangewichte so vertheilen, wienachderZerschmetterung
Serbiens möglich würde; die Unabhängigkeit aller kleinen Staa»
ten wärebedroht und wirverlören zunächstdieInseln.Siegtkeine
Gruppe endgiltig und kehrtderZustandwieder.dervordemKrieg
war.dann wären in der Türkei rasch alle Griechen niedergemetzelt.
Wenigstens würde die Türkei, die aus einem gegen drei Groß-
mächte dreist unternommenen Krieg ungeschmälert und als Bun-
desgenossinDeutschlands hervorginge.nicht zaudern, dieGriechen
in Schaaren wegzujagen uud ihre Habe zu rauben. Deutschland
wirdsie nicht hindern,sondernfrohsein,wennaus Kleinasien, dem
Zukunftziel seinerBegierden, einMitbewerber getilgtwird.Ganz

Griechenland aber würde in eine Wtrthschaftkrisis gerissen, wenn
TausendegriechischerMenschenausgeraubtundvonihrerScholle
gejagt würden. All diese Gründe fordern unseren Eintritt in den
Krieg. Selbst eine Niederlage könnten wir in dem tröstenden Be»
wußtsein überdauern, für die Befreiung unserernoch geknechteten,
noch von schlimmer Gefahr umdrohten Volksgenossen, für die edel»
sten Werthe der Menschheit und für die (nach germano» türkischem
Sieg arg gefährdete) Unabhängigkeit der kleinen Staaten gefoch»
ten zu haben. Ans bliebe die Achtung, die Freundschaft starker
Nationen, die unser Griechenland geschasfen.uttd ihm seitdem
immer wieder geholfen haben.Weigernwirden Serben, was uns
die Bündnißpflicht befiehlt, dann erschüttern wir die Grundlage
unseres sittlichen Lebens, setzen uns den ernstesten Gefahren aus
und bleiben einsam, ohne Freunde, allen Vertrauens unwürdig."
Sechs Tage danach: zweite Epistel. «Eure Majestät ken-
nen Rumäniens Antwort auf unserenVorschlag zu gemeinsamer
Unterstützung Serbiens. Mir scheint, daß Rumänien nur schla»
gen will, wenn Bulgarien mitschlägt. Uebrigens hält auch unser
Generalstab einen graeko»serbo»rumanischenKamvfbund für ge-
fährdet, so lange Bulgarien nur durch eine Neutralitäterklärung
gebunden ist, die es in jedem Augenblick brechen kann. Deshalb
müssen wir, auch mit unserer Seele schmerzlichen Opfern, versu»
chen, die Kampfgemeinschaft aller Balkanstaaten zu erwirken.
Was uns, für den Fall der Verständigung mit Bulgarien, Sir
Edward Grey in Kleinasien verheißt, fügt dem durch zwei sieg»
reiche Kriege ums Doppelte vergrößerten Griechenland ein neues,
eben so großes und mindestens eben so reiches Hellas an. Ich bin
gewiß, daß wir in Kleinasien 123 000 Quadratkilometer erlangen
würden. Das abzutretende Balkanland (Sali-Chaban, Kawala
und Drama) ist reich, an Umfang aber nur ein Sechzigtel des da»
mit zu erwerbenden; und obendrein erhielten wir den Grenzstrich
Doiran-Tewgelij. Wir verlören 30000 und gewönnen 300000
Griechen: und ich bin überzeugt, daß alle, mit deren Verlust wir
rechnen müssen, sich, nach dem Verkauf ihrer Güter, bis auf den
letzten Mann in dem griechischen Kleinasten ansiedeln würden.
Daß sich je wieder eine so günstige Gelegenheit bieten werde, ist
unwahrscheinlich.Nützen wir sie nicht, dann ist das kleinasiatische
Griechenthum uns verloren. In jedemFall: siegt dieTriple»En-
tente, dann theilt sie, mit oder ohne Italien, in Europa und Klein»

asten die Türkenländer; siegt der deutsch-türkische Bund, dann
bleiben nicht nur die aus Kleinasien gejagten Griechen, zweihun»
derttausend,heim° und besitzlos, sondern unzählige müssen ihnen
noch folgen und Kleinasien wird die Beute der Deutschen. Dürfen
wir zaudern, da Schicksalsgunst uns den Weg in ein Griechen»
land weist, das fast alle einst vom Hellenismus beherrschten Ge-
biete umfaßt und dem, mit höchst fruchtbaren Bezirken, die Vor»
Herrschaft im Aigaiermeer zufällt? Der Generalstab fürchtet, die
Verwaltungfo großerneuerLandstrecken könneschwierig und un»
sere Schwächung (durch den Krieg) ärger werden als dieBulga»
riens, das uns bald danach angreifen könne. Ich unterschätze die
erste Schwierigkeit nicht. Immerhin beweist das Ergebniß unserer
Verwalterarbeit in Makedonien die Leistungfähigkeit des Helle»
nismus. Der Glaube, daß wir schneller als die Bulgaren müde
werden, ist durch die Balkankriege widerlegt worden. Richtig ist,
daß in den nächsten Iahren, bis unser Heer reorganistrt, die Re»
krutenmenge aus dem neuen Griechenland ihm eingereiht ist, der
Kriegsfall uns zwingen würde, einen Theil unserer Streitkräfte
in Klein asten zu lassen, um dort etwa versuchte Aufstände niederzu-
zwingen. Solche Versuche sind übrigens unwahrscheinlich; nach
dem Tode des Osmanenreiches wird derMusulman ein ruhiger
Unterthan sein. Zweitens: die in Kleinasien nöthigen Truppen
würde das dort heimische Grlechenvolk selbst uns sehr bald lie»
fern. Drittens: für dieGefahrenzeitwürdedieTriple»Ententesich
uns zu Beistand gegen bulgarischen Angriff verpflichten. Bulga»
rien wäre nach dem großen Krieg von der Verwaltung und Orga»
nisation seiner neuen Gebiete in Anspruch genommen; und ver»
blendet der Herr im Himmel es so, daß es uns anzugreifen wagt,
dann zwingt dieDankesschuld Serbien, uns zu helfen. Wenn die
Bulgaren Kawala schon als Preis für die Erhaltung ihrerNeu»
tralität fordern oder verlangen, daß wirs sofort, vor der Kriegs»
entscheidung, räumen, müssen wir auf das Abkommen verzichten.
Dann hätte Bulgarien unseren Eintritt in den Krieg gehindert, uns
bliebe die Freundschaft der Triple» Entente und sie würde nicht
nur unser Interesse wahren, sondern uns auch, nach dem Krieg,
finanziell unterstützen. Die Lebenskraft, die das neue Griechen-
land gezeigt hat, wirbt ihm das Vertrauen, daß es nach dem Zu-
sammenbruch der Türkei ein starker Helfer zur Erneuung des
Orientlebens sein wird. Unser Vaterland darf zuversichtlich auf

denBeistand, finanziellen und diplomatischen.derMä chte rechnen,
deren Vertrauen ihm eine so geschwinde Vergrößerung zugedacht
hat. Muthig darf es den herrlich hellen Weg beschreiten, der sich
ihm aufthut. Als ein Glück betrachte ich, daß Eure Majestät in der
Vollkraft Ihrer Jahre sind und nicht nur mit dem Schwert ein
größeres Griechenland zu erobern, sondern auch das eroberte po»
Misch gut zu organisiren vermögen. Wenn einst die Stunde schlägt,
werden Sie Ihrem Erben ein vollendetes, übermenschlich großes
Werk hinterlassen, ein Vermächtniß, wie nur wenigen Fürsten je
zu häufen gelang. Eurer Majestät ergebenerDienerVenizelos.«
Der Kreter sieht weiter als die Steuermänner der Triple»
Entente. Er ahnt im Januar, daß Deutschland versuchen werde,
durch den Balkan sich den Weg nach Konstantinopel zu bahnen,
und wittert, daß Bulgarien dem starken Eindringling in Make-
donien helfen werde, wenn mans nicht zuvor befriedigt und in
einen neuen Bund einknüpft. Ist er auf seiner tzeimathinsel dem
Kern des Griechenempfindens zu fern geblieben, um zu ermessen,
was er mit dem Rath, Kawala, Drama, Sali-Chaban hinzugeben,
der Landsmannschaftzumuthel? Kein anderer Nationalhaß ist auf
Europens Erde so alt und so wild, keiner so tief, in fünfzehn Jahr»
Hunderten, mitMenschenblut gedüngt worden wie der desGrie»
chen gegen den fino» tatarischen Bulgaren (Wolgaren), der, auf
demVormarschausSibirien,dembreitenFlußAthel,demWasser»
wall seines ersten Zeltlagers, den Namen Wolga gab. Noch in
dem neusten Buch über den Völkerzwist, dem des Professors Ka».
sasis, schäumt der Griechenzorn hoch über das Bett des Planes.
HerrVenizelos mag meinen, ihm,dem derBalkanbund von 1912
gelungen sei (ein die Türken einschließender gegen Bulgarien wäre
leichter zu stiften gewesen), müsse das Volk auch die Mehrung
bulgarischen Besitzes verzeihen. Er scheint in Irrthum verstrickt.
Das serbische Makedonien und die Zone von Kawala dem Erz»
seind? Der für solchen Vorschlag Verantwortliche ist nicht mehr
unantastbar. Konstantin wagt, sich von ihm zu trennen; löst die
Kammer auf.inderVenizelos dieMehrheithatzundruft zu Neu»
Wahl? Noch nicht. Der König erkrankt; die Wahl wird verzögert;
das Ministerium Gunaris regirt ohne Parlament. Will es die
Neutralität wahren oder sich einer Kämpfergruppe verpflichten?
Im „lemps" ist mehrmals berichtet worden (und der pariser Ver»
treter Griechenlands hat nicht widersprochen), im April habe Mi»

Nisterpräsident Gunaris, im Auftrag des Königs, Waffenhilfe
gegen die Türkei unter zweiBedingungen angeboten: keine Hin-
gabe griechischen Landes anBulgarien und Landung franko« bri-
tischerTruppen zum Schutz vor bulgarischem Angriff. An welchem
Parzenfaden hängt Völkerschicksal! Die ins Wahngebild eines
neuen Balkanbundes vergafften Leiter der Triple» Entente lehnen
den Antrag ab, dessen Durchführung den Fall Konstantinopels,
die Auffrischung der russischen Wehrmacht und Wirtschaft, den
Eingriff Rumäniens bewirken und mindestens den Orientkrieg
gegen Deutschlands Wollen entscheiden konnte. Intzellas beginnt
nun der Wahlkampf. Der häßliche Wunsch, seine Front gegen
»den Bulgaren Venizelos" zu kehren, taumelt über jedes mög»
liche Ziel hinaus. Den Verstimmten klärt sich das Gedächtniß.
Der jetzt Beschimpfte hat das Land aus dem Elend des Partei»
zankes und wirrer Krisen erlöst; seine Grenzen weithin gedehnt;
dem Kronprinzen das Heer versöhnt; die Dynastie in das Ver»
trauen des Volkes eingewurzelt. Darf man ihn, nach dieser in
einem Lustrum vollendeten Leistung, in den Ruch des Landesver»
rathes zerren? Am dreizehnten Juni wird gewählt: der Anhang
des Kreters füllt 240 Sitze (von 316). Erst am sechzehntenAugust;
fo lan.ge wird, unter Berufung auf die Krankheit des Königs, die
Kammereröffnung vertagt, das Ministerium Gunaris gehalten.
Dem Volksjubel, derAbstimmung für Venizelos muß es weichen.
VierzigTage danach scheidet derMann, den die Menge als
denRelter, dentzeiland umjauchzt hat, wieder aus demAmt des
Ministerpräsidenten. Am letzten Septembertag hat erinderKam»
mer gesprochen. «Der bulgarischen Mobilmachung mußte unsere
folgen. Herr Radoslawow hat unseren Gesandten versichert, er
wolle weder uns noch das uns verbündete Serbien angreifen, son»
dern in bewaffneter Neutralität zuschauen. In Ländern allgemei-
ner Wehrpflicht erschüttert aber die Mobilmachung des ganzen
Heeres den Leib der Wirtschaft, der Gesellschaft so heftig und
wird so theuer, daß sie ohne ernste Friedensgefährdungnicht lange
währen kann. Nnd die Gefahrenlast wächst, wenn eins der für den
Krieg gerüsteten Länder nicht hehlt, daß es den durch Vertrag ge-
ordneten Besitzstand seiner Nachbarn nicht anerkennt." (Bulga-
riens Stellung zum Bukarester Vertrag, der Serben und Griechen
makedonisches Land gab.) „Inbrünstig wünschen wir, Alle, die
Erhaltung desFriedens. Doch mit freudigertzingebungwirddas

Griechenvolk in Waffen für die Unantastbarkeit seines Landes und
seiner Lebensinteressen fechten; und jedem Balkanstaat sich ent-
gegenstemmen, der dasUebergewicht erstrebt und dadurch die sitt»
liche undpolitische Freiheit der Nachbarn bedroht. Ich wäre glück-
lich, wenn in beidenLänderndie Mobilmachung rasch widerrufen
undGriechenlandnichtzur Erfüllung derBündnißpflichtgenöthigt
würde. Aber an unferem Willen, sie imNothfull zu erfüllen, kann
keinZweifel haften." König und Minister (der schondamals Ver-
trauensmangel zu fühlen glaubte und feinen Rücktritt anbot) ha»
ben sich geeinigt; die von dem Herrn Gunaris geführten Gegner
der Regirung zugestimmt. Am vierten Oktober spricht Venizelos
abermals in der Kammer. »Wir haben gegen den Entschluß, in
Saloniki französische und britische Truppen zu landen, protestirt;
werden aber gegen die Armee, diedem uns verbündeten, vonBul«
garien bedrohten Serbien zu Hilfe eilt, nicht Gewalt anwenden.
Die würde über unsere (redlich gedeutete und den Umständen des
Europäerkrieges angepaßte) Neutralitätpflicht hinausgehen.Und
die Furcht, daß der Truppendurchzug unseren Interessen schließ»
lich schaden werde, ist geschwunden, seit wir wissen, daß die Entente
ihr Versprechen, den Bulgaren Landzuwachs zu schaffen, nach der
Mobilmachung des bulgarischen Heeres zurückgezogen hat. Von
der serbischen Regirung habe ich die Erlaubniß erbeten, denWort»
laut unseres Vertrages zu veröffentlichen, den ich als giltig be»
trachten und achten werde, so lange ich die Ehre und die Last des
Staatsgeschäftsführers trage. Heute kann ich nur sagen, daß der
Vertrag beide Völker verpflichtet, gegen jeden Angriff eines Drit-
ten einander zu helfen. Vertragsbruch würde uns mit Schmach
besudeln. Ihn zu meiden, mahnt aber auch unser Schutzbedürfniß.
Ich würde bedauern, wenn wir in Streit mit Deutschland und
Oesterreich»Ungarn kämen; stellt uns aber das Schicksal einen an»
derenFeind alsBulgarien entgegen, so müssen wir dennoch thun,
was die Ehre befiehlt. Daß unsere Politik von der Nation ge-
billigt wird, ist durch das Wahlergebniß erwiesen worden." Die
Sitzung dauert zwölf Stunden. Die Gegner, Gunaris, Rhallys,
Theotokis, laufen gegen die Schanze des Kreters Sturm. Der
ruft, schon im Morgengrau, noch einmal in den Saal: «DieZer-
schmetterung Serbiens müßte auch uns in Lebensgefahr brin-
gen. Wer noch einen Beweis dafür braucht, daß unser Platz nicht
an der Seite Deutschlands und Oesterreichs ist, kann ihn in der

Thatsache finden, daß diesenKaiserreichenBulgaren und Türken
verbündet sind." Alle Minister enthalten sich der Stimmabgabe
(um sich nicht selb st das Vertrauen zu bezeugen): ein beträchtlicher
Theil der Regirungpartei ist durch Nachwahlen der Hauptstadt
entrückt;von 237Stimmen sind 142 für Venizelos(die derMusul-
manen, Natürlich, gegen ihn). Noch am selben Tag bittet der König
ihn zu sich und sagt: er könne die Politik des Kabinets nicht bis
ans Ende mitmachen. Trotz seiner Mehrheit tritt das Ministerium
zurück. Die Kammer wird vertagt. Herr AlexandrasZaimis (wie
1897 und 1901 für kurze Zeit) das Haupt der Regirung.
Im Frühling ist Herr Venizelos zum Abgang gezwungen
worden, weil er freundlicheVerständigungmitBulgarien erstrebte;
im Herbst, weil er den von bulgarischem Angriff bedrohten Ser-
ben helfen wollte? Anwahrscheinlich. Am KapKara werden, auf
die von Franzosen erbauten und verwalteten Quais der Bucht
von Saloniki, Truppen und Kriegsgeräth der Westmächte ausge-
schifft. Der Belagerungzustand erlaubt der athener Regirung, alle
Depeschen, auch der Konsuln, zurückzuhalten. Vielleicht sieht sie in
dem deutschen Vorstoß nach Belgrad und Semendria die «höhere
Gewalt",die siederBundespflicht enthebt: weil gegendie in Ver-
einigung strebenden Armeen der Deutschen, Austro-Ungarn, Tür-
ken, Bulgaren das Opfer hellenischen Blutes ertraglos bleiben
müßte.Vielleichtmeint sie,nachdemUltimatum, das derMerbund
in Sofia überreichen ließ, habe Bulgarien nicht mehr als Angrei- -
fer, sondern als Angegriffener zu gelten und die Beistandsbestim-
mung des Bukarests? Vertrages dadurch ihre Anwendbarkeit ver-
loren. Der Märzstreit (und manches Wort Konstantins) hat ge-
lehrt, daß der König auf Bulgarien nicht aus heitererem Auge
blickt als der Kreter. Der Meinungspalt muß alfo anderswo sein.
Derunbequem geroordeneMinister hoffte wohl, durch ernsteDräu-
rede noch in der letzten Stunde Bulgariens Schwert hemmen und
soauchDeutschlandsraschenOrientsieghindernzukönnen.Andiese
Möglichkeit hat Konstantin (und sein Generalstab)nicht geglaubt:
und deshalb das Thor der Straße verriegelt, auf der Hellas, im
Kampf gegen Nebermacht, mühsälig Errungenes verlorenund sich,
ohne Nutzen selbst für den Nachbar, verblutet hätte.
,,(2«llp 6e tlMtre": kreischen die Pariser. »Die bulgarischen
Winkelzüge widern denKönig von Griechenland an. Seine gerade,
ehrliche Soldatenseele weiß, wie leicht die Zusage eines Nachbars

wiegt, der sichvorzweiIahrendoppelzüngig gezeigthat.DieOhn»
macht des deutschen Haschens nach Sieg kann demklarenBlick des
Griechenseldherrn nicht entgehen. Er ahnt, welches Unheil seinem
Lande nach der Vernichtung Serbiens drohen würde. "Das stand
am zweiten Oktober im „lemps". Am siebenten: »KönigKonstan-
tin war bereit, die Truppen, die Serbien, seinem und unserem Bun-
desgenossen, helfen sollen, den Marsch durch sein Land zu erleich-
tern. Die Furcht vor Deutschland, vor Wilhelm hat ihn in neuen
Rückzug gedrängt. Wieder trennt er sich von dem Spruch der Par»
lamentsmehrheit und von dem Staatsmann, dem Griechenland
die Doppelung seines Gebietsumfanges dankt und dessen Politik
das Volk in denWahlen gebilligt hat." Die gerade, ehrliche Sol»
datenseele, der klare Blick: in fünf Tagen ist Alles verthan. Herr
Pichon sagt: „Von Wilhelms Schwager, der 1913 die berüchtigte
Rede auf die deutsche Wehrmacht hieltundvonihrerUnbezwing»
lichkeit überzeugt ist, war kaltblütige Wägung eines Krieges, der
gegen das in Deutschlands Schlepptau hängende Bulgarien ge»
führt werden müßte, nichtzuerwarten.DemgelehrigenGattender
Königin Sophie war so viel Scharsblick, innere Freiheit, Thatkraft
nicht zuzutrauen. Doch dieser König, der weder griechischen Ge-
blütes noch, wie sein unvergeßlicher Vater, in heißer Liebe der
Heimathsache ergeben ist, herrscht nicht allein. Werden die besten
Griechen gestatten, daß ihr ruhmreiches Vaterland in die Grust
gerissen wird und daß Deutschland mit Schmach, Gemetzel, Zer»
störung gegen dieMächte fortwüthet, denen Hellas seineWieder»
geburt dankt? Das ist die Frage." (I.e Petit lournal.) Herr Her»
bette in^' öcko 6e ?sris: „Im April ließ KönigKonstantin uns, unter
derBedingung des Verzichtes auf bulgarischen Gebietszuwachs,
Griechenlands Beistand anbieten. Daß bei uns damals eine an»
derePolitik beliebtwurde, entschuldigt denKönignicht.Aberwaren
Die nicht im Recht, die von Machtaufwand mehr als von schlauer
Diplomatie erh offten und deshalb im Lenz schon Truppen in Salo»
niki landen wollten?" I^e^lätin: „Die vom Kaiser mit unleugbarem
Talent getriebene .Familienpolitik' trägt Früchte. Mit seiner
Schwester Sophie ist derKaiser in fast alltäglichem Depeschenver-
kehr.StelletEuch vor.welcheSeelenkrastKonstantin besitzenmüßte,
um solcherAnsteckung nicht zu erliegenZWer weiß, welches Mär»
chenglück Wilhelm ihm als Entgelt für die Verabschiedung des

Ministers zugesagt oder ob er ihn mit dem Schreckbild eines ,ko-
lossalen' deutschen Heeres, das in Griechenland einbrechen werde,
verschüchtert hat?" I^etit Partien (das Blatt milder größtenAuf-
lage): «DerRücktritt des Herrn Venizelos enttäuscht unsereHoff»
nung bitter. Alles ist wieder in Frage gestellt. Nichts bleibt uns
als die Zuversicht, daß unsere Schutztruppe rasch an den Wardar
vordringt." Herr Herve in Querre Sociale: »Am Ende glauben
wir, Engländer undFranzosen, einWunder vollbracht zu haben,
wenn hundert» bis hundertfünfzigtausend Mann in Saloniki ge-
landet sind. Was, Teufel, will man denn damit anfangen? Das
könnte knapp genügen, wenn Rumänien und Griechenland mit
uns gingen; aberRumänien zaudert und in Griechenland istVe-
nizelos nicht allmächtig. Deutschland wird starke Massen gegen
das kleine Serbenheer werfen. Bulgarien nicht, wie inall unseren
Zeitungen steht, dreihunderttausend Mann, sondern die doppelte
Men,schenzahl mobilisiren. Und hinzu kommt die thrakischeTürken»
armee, die jetzt noch Konstantinopel deckt und die wir nicht ver»
gessendürfen.MarschirtRumänien nicht, dann brauchen wir (ohne
Verdünnung der Dardanellenkampflinien) sofort drei» bis vier»
hunderttausend Mann, mit zulänglichen Waffen» und Geschoß-
mengen, in Saloniki. Sonst trampeln die Deutschen über Serbiens
Leib und gelangen nach Konstinopel. Auch da fänden sienicht das
Heil (vor endgiltigerNiederlage vermag nichts sie zu schützen); aber
ihr Ansehen würde heller, würbe ihnen vielleicht Rumänien und
gewiß eineMillion türkischerSoldaten, die, mitWaffen undMuni-
tion, ein gewaltiges Heer bilden könnte; für ein Iahr, mindestens,
bekämen die Deutschen wieder Muth in die Kaldaunen. Frankreich
undEnglandkönnennichtdrei-bisvierhunderttausendMannnach
Serbien schicken? Aber Italien?" Daß ein kleines Corps, nach
Menschenvoraus ficht, verloren wäre, ist richtig. Doch die Feder-
strategen sollten zunächst mal erfragen, wie viel Schiffsraum,
Lade» und Löschzeit nöthig ist, um vierhunderttausend Mann mit
Artillerie, Proviant» und Munition»Kolonnen, Pferden, Kriegs»
geräth in schmale Häfen zu landen. Pariserstimmung.
Vor dem zweiten Balkankrieg wurde in Sofia eine Postkarte
gedruckt, auf der im Westen Skoplje (Ueskūb), Prizrend, Dibra,
im Süden Saloniki fammt der ChalkidischenHalbinscl dem Bul-
garenreich zugezeichnet, den Serben und Hellenen jedes Stück de?

Kriegsbeute entplnselt war. Wenn Konstantin fürchten müßte, aus diesem Bildchen Wirklichkeit werden zu sehen, bliebe er nicht eine Stunde lang neutral. England hat den tzellenenstaat ge» schaffen und dann, weil es ihn russischem Einfluß offen fand, in Bedrängniß gehalten: dennRußland durfte weder inOst noch in West starke Stützpunkte erwerben. Um die Weihnacht des Jahres 1839 spricht Metternich: „Konstantinopel darf nur griechisch, Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden." Nach dem Abschluß des Vorvertrages von San Stefano grinst Rußlands GesandterIgnatiew: «Nur als Schwimmer können dieGriechen fortan nach Konstantinopel gelangen." (Fortan: wenn das Groß-bulgarien wir.d, das Makedonien und die Saftstücke Thrakiens umfaßt und von Albanien bis nach Kawala reicht.) Zwischen sol» chen Willenspolen schwankt das Schicksal Griechenlands. Auf dem Berliner Kongreß wird Lord Salisbury fein kräftigster An» walt. Gortschakow will dem Königreich keinen Vertreter gewähren. Dagegen wendet sich Englands Zweiter Bevollmächtigter; weil (sagt Salisbury) das große Rußland hier Bulgariens Anspruch vertheidige, müsse den Griechen, für die kein Volk gleichen Stammes fechte, wenigstens erlaubt fein, selbst ihre Sache zu führen. »Die Slawen, die sich einst vordem griechischen Patriarchen beugten, stehen unter kirchlicher Sonderorganisation, seit ihre Liturgieform sich von der imPatriarchat giltigen abgespalten hat. Das Recht auf Kirchen undSchulenistauchda.woGriechendieMehrheit haben.streitig geworden.Nicht ohneGrund fürchtet derHellene, Kirche, Sprache, Selbständigkeit seiner Rasse zu verlieren, wenn Bulgarien in Vormacht aufgerückt ist." Noch heute fürchtet ers; preist noch heute Salisbury als denErben byronischer Hellenenfreundschaft, der das papierne Großbulgarien von San Stefano zerfetzt, Makedonien und Thrakien griechisches Land geheißen hat; und murrt wider England (das er, als Seehändler mit schutzlosen Küsten und Inseln, nicht reizen darf), seit Lansdowne und Grey denLöwentheil von Makedonien denBulgaren zusprachen. Weil Herr Venizelos, der Noth gehorchend, sich diesem Spruch fügen, gar noch Kawala, Drama, Seres dem Urfeind hingeben wollte, schien ermanchem Landsmann allzu englisch: und wurdedemGroll des Königs erreichbar. Im Herbst wie im Lenz; denn er begünstigte jetzt noch die Streilschlichtung, die Bulgariens Bereich tief

in Makedonenland hinein dehnen würde. Die.Neutralität Ru-
mänienswäre,nachderversäumten Gelegenheit, wohl schon durch
die Verbürgung derGrenzeTurtukaia-Baltschik zusichern.Wenn
Oesterreich-Nngarn ihm das russische Bessarabien als Preis hin»
schöbe, müßte Habsburg erst recht um das Banat, Siebenbürgen
und die Bukowina bangen. Der bukarester Ferdinand muß wissen,
daß zu seinem Großonkel Anton vontzohenzollern einst Bismarck
gesagt hat: »Rumänien ist das Belgien des Südostens; es muß
neutral scheinen, mit Allen gut stehen, warten, bis ihm die Früchte,
die es nicht selbst pflücken darf, in den Schoß fallen, und erst, wenn
Alles zusammenbricht, im letzten Augenblick sich der Macht an»
schließen, von deren Sieg es überzeugt ist." Griechenlands Neu»
tralität wird theurer fein. Bürgschaft für den eigenen Besitzstand
und gegen die Wiederkunft des Großbulgariens, das im Juni
1878, als Rußlands Säugling, im berliner Reichskanzlerhaus
erwürgt worden ist. Ein größerer Theil von Albanien, als der
Balkanfriede ihm gab? Goethe, der in Neuhellas einen revolutio»
nären Staat sah, hätte dem Feldherrn Konstantin mehr Erfolgs-
möglichkeit zugetraut als dem «Kabinetsmann" aus Kreta. Capo
d'Istrias, sprach er zu Eckermann, «wird sich auf die Dauer als
Erster nicht Lchaupten. Mit dem Säbel in derFaust, ander Spitze
einerArmee, mag man befehlen undGesetze geben und sicher sein,
daß gehorcht werde; ohne Dieses ist es ein mißlichesDing."
.. . Ein Lostag brach an: unter dem Himmelszeichen der
Wage der Herbsttag des Heiligen Gallus, an dessen Klosterpforte
Franken und Burgunder, Alemannen und KeltenRath erflehten.
Schon der Tag, der unseres Krieges Schicksal offenbaren kann?
Ein auf solche Hoffnung gebautes Haus stünde auf schwankem
Grund. Doch aus der Einsiedelei des Hirnes fällt schlankes Licht
auf den Weg, der hinter, der vor uns liegt. DieFeinde haben die
Fehler gebündelt: nicht im Kielwasser der «Soeben« die Dar-
danellen durchdampft und, vordem Ausbruch des Türkenkrieges,
die Straße ins Schwarze Meer, also nach Rußland, gesichert; in
derZeitrussischenVordrangesswederGriechenlandsBedingungen
(Besitzstand des Bukarester Friedens, Truppenfchutz vor bulga-
rischem Angriff) noch Bulgariens angenommen (Besetzung von
Serbo-Makedonien.Ostgrenze Enos-Midia, Zusage der Kawala-
Zone für den Fall, daß der Bezirk von Smyrna den Hellenen zu-

erkannt wird); Serbien nicht früh in Verzicht auf den Ertrag des
zweiten Balkankricges noch Rumänien, alsNikolaiin Czernowitz
befahl, in unwiderrufliche Entscheidung gezwungen; leichtsinnig,
wie Hans Lüderlich das Getechtel mit einer Kuhmagd, dasGalli«
poli-Abenteuer begonnen ;und nicht erkannt, daßItaliens Eingriff
die auf ihrem Schachbrett wichtigsten Figuren verschieben mußte:
weil Griechen, Serben,Bulgaren dieSavoyerslagge sehr ungern
auf der Ostküste der Adria sehen und Hellas den Römern weder
Kypros, die Kupferinseinder Dorer und Ionier, mit der National«
trauerstätte Salamis noch das kleinastatische Kilikerland gönnt.
Wenn England nicht die Bulgaren begünstigt und den Italern,
außer den »unerlöstenLändern", Albaniens Mittelstück, Dalma»
tien, Cypern, Kclikien, also Slawen« und Griechenbezirke, als
Kampspreis zugesagt hätte, wäre Herrn Venizelos im Frühling
und imHerbstnicht dasSpiel mißlungen und die Hellenenstellung
nie streitig geworden. Der vorletzte Fehler des Merbundes war:
daß er mit dem deutschen Orientkriegsplan (Hemmung des Ver-
kehrs von Saloniki nach Nisch und Rußland, Wacht am Bos»
porus)nichtgerechnet hatte. Derletztewäre:dieHöllenfahrtfranko-
britischer Truppen auf dem Gleis derWardarbahn. Daran aber
kann ich nicht glauben.LandungundAbschubwürdeWochendau»
ern; Geräth und Menschen führen zum Teufel der LocKes. Undenk-
bar. England macht düster hallenden Lärm, um die Stimmung für
allgemeine Wehrpflicht zu bereiten. Das Ultimatum sollte Bulga-
rien (dessen bewaffneteNeutralität zur Zersplitterungdeskleinen
Serbenheeres genügen würde) in Angreifbarkeit vorlocken; Ru-
mänen und Griechen ins Bündnißgelübde an Serbien schmieden.
Wird die Gallipoli»Mannschaft (italische Mitkämpfer, lieber Ge-
nosse Herve, hat Serbien abgelehnt) verfrachtet, dann nicht ans
Kap Kara, sondern nach Enos oder Dedeagatsch (vielleicht auch
ein Russencorps nach Burgas). Nascher Friede mit Serbien, das
sein makedonisches Lendenstück verlöre, Nordalbanien mit Adna»
Häfen gewönne, rachsuchtloser mitItalien, dessen Zusammenbruch
nicht unser, nichtOesterreichs Vortheil wäre, Klarheit über Bel-
giens Zukunft: dann wären die Zipfel des Riesenknotens gelöst.
Noch liegt aufderWagschaleunseresHimmelsstrichesdas schwe-
rere Gewicht. Verzauberte Schicksalstage kehren nicht wieder.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von PaK S Garleb G, m, b, H, in Berlin.

Iniii'ingei' i
ist «,u^>, »skrenck
9^ ^»«^
ßi>n?.e Xur Kostet nur einige rkennige pro 'I'äA), ^ ^
Kennen?u Zloppegarten
Sonntag, 6e» 17. Oktober, »scbi». I VKr
7 Kennen;
Dlusge » Kennen
klontaK, cken 18. Oktober, nacbm 1 UKr
7 Kennen;
Uppenkeim » Kennen
preise cker Plätze:
«in I.o«enpw^ ^I. Nsins . «K, 1^,^
Liu I, ?Iät2 Herren .... , 10,-
Din ilritter ttatu "1,S0

?ie Zukunft. —
SD«

Der ttufräumungs.ttrbeiten »egen beginnt cler Ver-
Kauf erst morgens ^ ^öö^I'
I»lill-j!»!VI!sIliIIlk
unserer Filiale
In c!en Abteilungen
UmeiiüoiMlM, Irillgtägell.
lZsrllVeii, leppjekö, Höbelstoffe k
geben «?ir ausser unseren Rabattmarken

I
v?elcner sofort vom Kassenzettel abgezogen «?irc>
Wänrencl cles Ausverkaufs bleiben clie <Zesciiäft>.
f?äume von 'Iz2 bis 4 UKr geschlossen
I
I

Oktoberrennen.
Der Götterfreund.
MAeil er das Abenteuer am Kap Kara, bei Saloniki, nicht ver» antworten, den Landsleuten nicht vorgaukeln wollte, ein bort ausgeschifftes franko» britisches Corps könne, ohne die Mit- wirkung griechischer oder rumänischer Truppen, die Serben aus dem Gedräng dreier seindlichen Heere retten, ist Herr Theophile Delcasse vom höchsten Sitz des AuswärtigenAmtes gestiegen. Der Machtgeber, Präsident der Republik, und die Kabinetsgenossen haben ihn nicht zärtlich gebeten, im Amt zu bleiben. Der regirende Lothringer liebte ihn, er Herrn Poincare, den Mann der polirten Sätze und des schönen, vor dem Spiegel eingeübten Gestus, nie» mals (deshalb zog Theophil in der stürmischenMaienzeit dieses Präsidiums den petrograder Botschafterposten einem Minister» platz vor); nur in dem Haßgeheul des räudigen Tigers Clemen» ceau und in der Abwehr feiner Wuth wurden sie, immer wieder, vereint.Und die sozialistischen Minister Mviani,Millerand, Sem- bat, Guesde, denen der weiße Igel nicht behagte, nahmen ihn nur in ihren Kahn auf, weil sie in derNoth derRepublik einen Zunft» kundigen, einen in England, Rußland, Italien als vollgewichtig Geltenden haben mußten. Schon im Sommer hatte, während des Russenrückzuges, derMinisterpräsidentViviani(der seinenVor» namenRene unter alle Erlasse schreibt und mit der heiter scheinen» den Würde des alten guten Königs Rene thront)Besuchern, die 4hm schroffe Worte Theophils meldeten, spöttelnd zugerufen: «Herr Delcasse ist schließlich doch nicht Frankreich!« Ihm ist die s

Trennung gewiß nicht schwer geworden. Delcasses Anhang war
in der Presse größer als in der Kammer der Abgeordneten und'
im Senat. Der kleine Mann war ja selbst Zeitungschreiber gewe»
sen. Saß im schmalen Vorhöfchen der Heiligen Hallen, in denen
Ranc und dessen Gefährten Gambettas «I^a ^publique l^ran^ise»
redigirten, und fühlte sich begnadet, wenn ein in Ruhm Wach«
sender ihn, der dicht an der Eingangsthür hockte, huldvoll auf die
Schulter schlug und mit dem Gruß ehrte: »Von jour, petit!« Im
Gambettistenhaus fiel nur Kleinarbeit für ihn ab.Mittags kletterte
derarmeTeufel in den Reporterkäfig desBourbonenvalastes,unr
(nicht etwa fürRanc: nursür einProvinzblättchen)über diePar«
lamentssitzung berichten zu können. Sein Sehnen langt auf di>
Höhen der Politik. Er bietet sich einem Wahlbezirk an, könnte in
die Stichwahl kommen, verzichtet aber, dem Gegner zu Gunst. Der
stirbt bald: und Herr Delcasse heirathet die Witwe; wird Haus»
besitze? und ein wohlhabender Mann. Von»maßvollen" Wählern
ins Hohetzaus der Republik abgeordnet. Schon vierIahre danach,
als Vierzigjähriger, Unterstaatssekretär, ein paarMonate später
gar Minister für die Kolonien. In diesem Amt ergrübelt er, was
das Ileberseereich der Republik braucht und über welche Aus»
tauschwerthe es verfügt. Da Herr Gabriel Hanotauz, weil ihn das
Dreyfusvolk haßt und weil er, der die Erobererzüge der Majore
Monteil(189S) und Marchand (1896) in den Sudan gewollt hat,
dasStaatsschiff in Zwistmit England steuert.nicht mehr haltbar ist,
folgt ihm tzerrDelcasse in die von Geheimnitz umwitterten Räume
am Quai D'Orsay. Sechsundvierzig: und Minister derAuswär»
tigen Angelegenheiten; auf dem Sitz derRichelieu undTalleyrand,.
Gramont und Decazes. Nicht wenig für den Knirps, dem Ranc
(der, Zola zu stetemAerger, alsHeilsbrlnger Gepriesene) höchstens
den, Schlußdienst ".DepeschenflickereiundVerständigung mit dem
Umbreche? (metteur en päMs) anvertraut hatte. Erste Klugheit»
probe: derWechsel desGesellschaftklimas erwirkt wederGehirn»
entzündung noch Erkältung der Haut. Seine Ezcellenz bleibt (oder
scheint mindestens) bescheiden; giebt sich den Kameraden als den
schlichten Mann von gestern. Nur gegen die Nichtsalsparlamen»
tarier undKammermächler, die, ohne Kenntniß und Ahnung, ins
internationale Geschäft dreinschwatzen, sträubt er manchmal die
spitzen Borsten. Im Verkehr mit der Presse protzt er niemals mW

Oktoberrennen,
Wohlstand und Amtsrang; zeigt er sich immer als den derGilde
zugehörigen guten, zuAuskunft, Rath,Hilfe bereiten nettenKerl.
Noch.als er ausplaudern oder andeuten kann.was ihm beim Früh-
stück King Edward, im Elyfion der Zar ins Ohr zu raunen geruht
hat. »Un bon bouAre«: nennt ihn die Schreiberschaar. And hat ihm
die vernünftige Bescheidung bis in diesen Herbst hinein gedankt.
Juni 1898. Der diplomatische Verkehr zwischen England
und Frankreich ist schwierig geworden. Trotzdem schon Sir Ed-
ward Grey, im März 1895, gesagt hat, jeden Versuch fremden
Vordranges in den alten Egyptersudan werde England, dessen
Recht auf diese Provinzen längst bekannt sei, als eine unfreund»
licheHandlung auffassen,und trotzdemLordLansdowne, der dem
stillen Idealisten ins Auswärtige Amt gefolgt ist, die Warnung
in heftigerem Ton wiederholt hat, steht Major Marchand, als
Kommissar für den Ober°Nbangi, dicht vor der Sudanesenstadt
Faschoda, wo ein von Frankreichs Vertreter in Abessinien, Herrn
Lagarde, gerüstetes Corps sich ihm gesellen soll. Italien ist, seit
derNtederlagebeiAdua, weit vom Nil weggescheucht; wiUFrank»
reich nunBritaniensHerrschaft über dasNilthal bestreiten? Ge-
neral Kitchener wird mit einem Heer gegen Dongola, das Nest
des aufsässigen Mahdi, vorgeschickt; und das Parlament bewilligt
die hohenFeldzugskosten, als der Versuch, sie der Oette^Mplienne
aufzupacken, an dem Widerstand französischer Mitglied er und an
dem Spruch des Gerichtshofes von Alexandria gescheitert ist. Fritz
von Holstein kennt, aus Briefen seines Freundes Paul Hatzfeld!,
des Deutschen Botschafters in London, den Groll der Aermel-
anrainer und möchte das schlechte Wetter im Pas de Calais zu
einem Fang nützen, durch den derLieblingwunsch seines Kaisers
erfüllt, ein-freundlicheres Verhältniß zuFrankreich gesichert wür-
de. Der Botschafter Fürst Münster foll die Republik für ein neues
Abkommen über Ostasien ködern und in einen Vertrag überreden,
der den Kolonien des fast in den Rang eines englischen Lehn«
staates gesunkenen Königreiches Portugal die Tatze des Briten-
löwen abwehrt. Herr tzanotaux ließe sich vielleicht!« einen Plausch
über solche Versippungmöglichkeit ein. Darf die eisige Tugend des
Ministerpräsidenten Brisson sich dem Mann gesellen, auf den
Salisbury scheel blickt, der mit Deutschland äugelt und allen Drey-
fusleuten (im Februar war der Prozeß gegen Zola) ein Gräuel
8>

ist, obwohl er sich in den Iahren des Iugendsturmes, am Tisch
der Brüder Goncourt, als Gottlosen, also nicht der Priesterschaft
Unterthanen, bekannt hat? Nein. Gabriel geht und Theophilos
kommt. Vierzehn Tage danach ist Marchand in Faschoda; sechs
Wochen später Kitchener(derdenFeldzug alsIngenieur geführt,
sich selbst den Eisenstrang durch den Sudan gelegt, vonUaditzalfa
bis an den OberenNil zwei Jahre gebraucht hat und deshalb ein
träger Zauderer fchien) in Karthum, der Hauptstadt des Sudan.
Am Sedantag vernichtet er, bei Omdurman, den Schwärm des
Mahdi; stößt von dort geschwind nach Faschoda vor und hat es
am neunzehnten September eingeringt. Salisbury fordert den
Abzug des Corps Marchand; und hört aus Courcels, desFran»
zofenbotfchafters.Mund dieFrage.mit welchemRecht er imNa-
men Egyptens, das dem Sultan» Khalifen untersteht, rede und
Kitchener einen egyptischen General nenne. Fruchtloser Eifer.
Dietzäupter der Republik,die inNordafrikaAlgerien undTunis
besitzt, fügen sich in endgiltigen Verzicht auf die Ntlländer und
rufen, am vierten November, Marchand heim (den Kitchener
jetzt, als in der Franzosenfront Schwerverwundeten, wiederge»
sehen hat). Die Kolonialpartei knirscht; die nur auf Europens
Wochenstube starrendenPolitiker sind zufrieden. Am sechsten No»
vember antwortet ein weitsichtiger Botschafter Frankreichs auf die
Frage des italifchenZunftbruders,ob die Erinnerung an den er»
zwungenen Rückzug aus dem Sudan nicht Gift in die Hoffnung
auf franko»britifcheEintrachtträufelnwerde: »Sichernicht;dader
Nilstreit nun geschlichtet ist, wird rasche Verständigung über alles
noch Unausgeglichene wahrscheinlich." And am selben Tag spricht,
zu dem gescheiten Orientkenner Herrn Victor Berard, Minister
Delcasse: »Ich will nicht aus diesem Haus gehen, nicht von dem
Stuhl, auf dem Sie mich hier, vor dem Schreibtisch, finden, auf»
stehen, ehe Frankreich und England in ungetrübte Eintracht zu»
rückgekehrt sind, die dem Erdtheil unentbehrlich ist." Die Durch»
führung dieses Vorsatzes ist dem zähen Männlein gelungen.
Nicht immer auf glatt gewalzter Landstraße. Mancher Weg
war ihm gesperrt; und demIbykus der Republik dräute, wie dem
gen Korinth wandernden Götterliebling Schillers, Mördergier.
Noch imNovember läßt er den inLondonunbequemgewordenen
Herrn De Courcel von KemHerrnPaulCambon ablösen, derseit

Oktoberrennen.
seiner konstantlnoplerBotschafterleistungalsFrankreichsstärkster Diplomat gilt. In der Französischen Handelskammer betont der Kömmling kräftig seinen Willen zu unverschrammter Einigung mitBritanien (dessen damals noch rauhe und schlecht vermummte Selbsucht Herr Delcasse, da er im Parlament den Faschodazwist einscharren muß, mit so zager Schonung behandelt, daß er nur dünnenBeifall wirby.Aus dem londonerNebel funkeltdas erste Wetterlicht nahender Gefahr. Dem mächtigen Kolonialminister Joseph Chamberlain wird eine Neigung zu Deutschland nachge» sagt, mit dem er sich über Mozambique und, durch die berliner Unterhandlung seines Freundes Cccil Rhodes, über Portugals afrikanische Kolonien, die Eisenbahn» und Telegraphenlinie Kap» Kairo undAehnliches verständigt habe; verständigen konnte, weil Frankreich die deutscheAnfühlung vomIunl 1898 nicht beachtet, Delcasse die Verbalnote Münsters, die Herr H anotaux ihm hinter» ließ, nie beantwortet hat und England jetzt, wie diese Note vor» aussah, im Transvaalkrieg (der im Oktober 1899 begonnen hat) über Mozambique undLouren?o»Marquez für seinen Nachschub selbstherrisch verfügt. Im November ist der Deutsche Kaiser mit dem GrafenBülow Gast seiner Großmutter Victoria. Beide haben Gespräche mit den Staatsmännern Salisbury, Balfour, Cham» berlain. Deuteten sie dem verwegenen Ioseph, deutete er ihnen eine Bündnißmöglichkeit an? Am ersten Dezembertag spricht er inLeicester: .Das Gefühl, das uns in Freundschaft mit den Ver» einigten Staaten stimmt, muß uns auch in ein inniges Verhält» niß zum Deutschen Reich bringen. Anglo»amerikanisches Einver» nehmen ist ein wichtiges Friedenspfand; noch festerwäre aberder Weltfriede für die Zukunft geschützt,wenneinneuerDreibundden zwei angelsächsischen Zweigen auch den teutonischen verknüpfte." Frankreich horcht auf. Ein Germanenbündniß, dem Schweden wohl nicht lange fern bliebe, könnte den franko» russischen Plan» strang zerstören^Die Narbe von Faschoda brennt wieder. Oberst Marchand wird, jetzt erst, Volksheld; der Burengesandte Leyds, gar der alte Ohm Krüger von den Parisern umjauchzt; die greise Queen auf allen Witzblättern, in allen beuZIants mit Pöbelschimpf besudelt; die wölfische Bretonenwuth gegen Albion, Is perfide, so ungestüm aufgepeitscht, daß derFürst von Wales sich, fürs Erste, nicht mehr in die geliebte Hauptstadt seinerFreuden wagen darf.

In solchem Ungewitter hat Herr Delcasse einen schweren Stand.
Er verstummt; bleibt aber stehen. Die Rede von Leicester weckt
weder an der Spree noch an der Themse langwierigen Nachha.ll.
Auch die Deutschen nehmen, hitziger noch als der händelsüchtigste
Franzos, für die Buren Partei; und wirbeln mit ihrem Gestampf
und Gefuchtel den Staub auf, der sich über Wilhelms Depesche
und Helferantrag an Krüger geschichtet hat. Das innere Verhält«
niß der Nordseevetlern wird schlechter, als es seit dem Zank um
die Tlbherzogthümer je war. Der Franzosenfreund Lord Lans»
downe tritt aus dem Kriegsamt in dasAuswärtigeüber(wonoch
der mürrisch müdeSalisbury sich nie zuschrofferAbkehrvomLand
Bismarcks entschlossen hätte). Lord Rosebery, noch Liberalen-
anwärter auf das Foreign Office, nennt Chamberlains Rede«un»
geschickt"und spöttelt, die dringlichenBündnißangebote der regi»
renden Tories und Ueberläufer feien wohl in Washington und
Berlin überhörtworden.BülowundChamberlainaberstraucheln
in heftige Wortfehde, die von dem Novembergetändel nichts mehr
ahnen läßt. Fühlt derDeutsche sich von einer Hoffnung enttäuscht,
der Brite sich vor den Landsleuten, zum ersten Mal, ins Geflimmer
unernsten Schwatzes geschoben? In seinem Buch über «Deutsche
Politik-hatFürstBülow gesagt: «Die Gefahr lag nah, daß einem
mit England verbündeten Deutschland gegenRußland die Rolle
zufallen würde, die späterIapan alleinübernahm. DerKrieg gegen
Deutschland wäre unter solchenUmstönden in Rußland nicht un»
populär gewesen und mit dem nationalen Elan geführt worden,
wie er dem Russen in der Vertheidigung seines heimathlichen Bo»
dens eigen ist. Für Frankreich hätte der Bündnißfall vorgelegen
und es hätte seinen Revanchekrieg unter nicht ungünstigen Be»
dingungen zu führen vermocht. WirDeutsche hätten einenschwe»
ren Landkrieg auf zwei Fronten zu tragen gehabt, während Eng»
land die leichtere Aufgabe zugefallen wäre, sein Kolonialreich ohne
große Mühe weiter zu dehnen und von der Schwächung der Fest»
landsmächte zu profitiren. Endlich (und nicht zuletzt) hätten wir
Während einer kriegerischen Verwickelung auf dem Festland und
geraume Zeit danach in keinem Fall Kraft, Mittel und Muße ge»
funden, den Aufbau unferer Kriegsflotte fo zu fördern, wie wir
es gekonnt haben." Ob die Verpflichtung, Britaniens Schwert
gegenRußland zu werden, nicht auch in engemBündnißgurt ab»

zuwehren, ob der Aufbau einer England gefährdenden Schlacht»
fflotte ersprießlicher war alsdieWeltrichtergemeinschaft des Meer»
Geherrschers mit der gewaltigsten Landmacht, brauchen wir heute
nicht zu erörtern. Daß die Gunst der Stunde verpaßt, keine der
beiden Verbündungmöglichkeiten genützt und so die Einung der
vonunsAbgestoßenen erleichtert,die Knüpfung neuenDreibundes
gefördert wurde, erkennt jederWache jetzt als einen Lotsenfehler.
Die Straße vonCalais nach Dower istwiederentnebelt: und
Herr Delcasse säumt nicht, sie zu befahren. Die blutigen Schatten
der Iungfrau von Orleans und Bonapartes schrecken ihn nicht;
<luch denLandsleuten will er sie aus dem Gedächtniß tilgen. Noch
im Frühjahr 1899 hatte er den Vertrag unterzeichnet, der unter den
Sudanstreit den Schlußstrich zog, Englands Recht auf das ganze
Nilbecken anerkannte und Frankreichs mittelafrikanische Besitz»
grenze um fünfzehn Grad weiter nach Westen zurückschob. Sechs
Jahre bleibt er danach Minister: und hat in dieser nicht langen
Frist die Entente Loräiäle mit England, Italien, Spanien erlangt
und die wichtigste, Britaniens mit Rußland, wirksamer als Herr
Iswolsklj selbst vorbereitet. Herzliche Verständigung, der kühle
Wägung von Gewinn und Verlust vorangegangen war. Unsere
Einigung, sagt Herr Paul Cambon in London, »ist ein Geschäfts»
abschluß'. In Paris HerrDelcasse: »Wir dürfen uns desStim»
mungwandels freuen, der den Abschluß des anglo»französtschen
Vertrages ermöglicht hat und der noch vor kurzer Zeit unerreich»
bar schien. Doch die Erkenntniß, daß England und Frankreich
sich selbst und einander durch Hader politisch und wirthschaftlich
schwächen, ist so klar geworden, daß sie fortan die Beantwortung
aller etwa zwischen den beiden Ländern noch auftauchenden Fra»
gen bestimmen wird."Das gefährlichste Hinderniß auf Delcasses
Weg wurde der von England angezettelte Iapanerkrieg gegen
Rußland. Sein größter Glückszüfall: daß die nüchtern würdige
Königin Victoria starb und Eduard endlich den Thron bestieg.
Der spricht in der pariser Englischen Hande ls kammer:»Frankreich
und Britanien sind dieVoikämpfer und Pioniere bürgerlicher Ge»
flttung und friedlichenFortschrittes.Auf der weiten Welt erblicke
ich nirgends zwei andere Länder, die, um zu gedeihen, so deutlich
<ms einander angewiesen sind. Ihre Freundschaft noch fester ein-
zuwurzeln, ist ein Ziel meines steten Mühens." Ihm (und dem

Zaren) paßt Theophilos in den Staatskram. Trotz dem fastzwerg--
haften Rumpf. Der bon bouZre wird ein Liebling der Erdengötter.
Feind Deutschlands? So sah der geräuschlos Fleißige, dem
aller Schwulst und panscKe des Franzosen fehlt, während seines
Ministerseptennates nicht aus. Auch Eduard, sein kluger, jedes-
Lebens dranges kundiger Patron, war uns nicht feind und wollte-
nicht Krieg. Da ich als Erster von der Absicht aus Einkesselung, Ein»
kreisung des Deutschen Reiches sprach, als Erster aus das Ver»
hältniß der Westmächte zu uns diese Wörter anwandte, muß ich-
wissen, welcher Sinn aus ihnen warnen sollte. Eduard fürchtete,
das Reich des Neffen, mit dem er nie in Empfindenseinklang kam»
wolle sich in Vorherrschaft über Europa recken, seine Flotte, der
eine andere lohnende Aufgabe nicht erdenklich schien, und seine-
Macht über den Islam einst zum Vorstoß gegen Englands See»
gewalt, gegen Egypten und Indien nützen; er kannte es, aus
Vickys, Hirschs, Cassels Berichten und aus hurtiger Beobachtung,
gut genug, um zu ahnen, daß es zur Ausführung solchen Planes
bald fähig, von den Heeren Frankreichs und Rußlands nicht zu
hemmen fein werde, und erstrebte drum einen Staatenpool, eine
kräftige Abwehrgemeinschaft, deren Dasein schon Deutschland ein»
schüchtern,zum VerzichtaufungestümenVordrang zwingenkönne.
In den Grenzen von 1900 wollte der Einkreiser das Deutsche Reich
halten (das darin, ohne Krieg, nach dreißig Iahren das reichste
Land der Alten Welt geworden wäre); nicht es kleinern (was ja
heute noch Briten, Russen, neun Zehntel aller Franzosen nicht
ernstlich wollen); und vor dem Kriegswagniß hätte er, dessenkluger
Blick den Sitz reizbarer Schwachheit am Leibe Britaniens erfühlt
hatte, sich immer scheu geduckt. Er wollte Lebensversicherung,
Schutz: undkam (auch, weil derBlutsgroll gegen denihm imWesen
urfremden SohnMckys sein Handeln und mehr noch seinReden
färbte) in den Verdacht, Trutz und Machtvernichtung zu wollen.
Ungefähr eben so ists dem pariser Schützling geschehen. Herr Del»
casse gehört zu den Franzosen, denen keine Gewalt des Himmels
und der Erde je auszureden vermochte, was Gortschakow und
später der Dänenhof des dritten Alexander ihnen eingeredet hatte:
daß Deutschland nach der Gelegenheit lechze, noch einmal den
Körper Frankreichs zu zerstücken. Schon bevor der Pyrenäenbezirk
Ariege ihn in die Kammer schickte, hatte er sich dem Wort Garn»

Oktoberrennen, ZOT"
bettas verlobt: «Unser Herz schlägt nicht für das Ideal blutiger Abenteuer, sondern für die Pflicht, Das, was vonFrankreich ge» blieben ist, zu erhalten/ Auch Theophtl ersehnte nur Sicherung, Assekuranz gegen neue Vereinsamung,AuskelterungFrankreichs; in meinemGedächtniß haftetnichteinWortdesKleinen,dasüber dieVogesen hin winkte. Ihn hatFritz von Holstein in den Geruch des Deutschenhassers gebracht. Der glaubte, mit tzanotmix und, unter VermittelungSardanapaulstzatzfeldt, mit Courcelarbeiten zu können, wurde ärgerlich, als Beide gingen, und pfauchte, als Delcasse die von Münster überreichte Verbalnote ohne Antwort ließ. Unhöflich wars ;und der mißtrauischste aller Sterblichen stand auf derUeberzeugung.daß dahinter der Wille zu Kränkung laure. Ich Habs nie geglaubt. Der Minister war in seinem Haus noch nicht heimisch, dicht vor der Fafchodaklemme, also Englands durch-aus nicht gewiß: und sollte sich ohnejeglichen Grund die Berliner verfeinden? Er hatte sich den schlechtenVerkehrsitten derMeinung» farmer nochnicht ganz entwöhnt. „UnverlangteManuskripte wer» den nicht zurückgesandt.- Das da? Vielleicht hats tzanotaux noch erledigt; vielleicht wars nur diesem Günstling der Wilhelmstraße zugedacht. Sonst wird Münster ja mahnen. Dann istZeit, ihm zu antworten, Erkundung habe gelehrt, daß man in Lissabon von dem an die Spree gemeldeten Trachten Englands nichts wisse,an neuen Vertrag über Afrika nicht denke, der Gegenstand der gewünschten Aussprache also ungreifbar sei.DergeschulteDiplomatwärediese Antwort schon deshalb nichtschuldig geblieben,weil sie dieMög» lichkeit bot, zu erhorchen, wohin der Frager eigentlich steure. Daß Delcasse stumm saß, schwellte Holsteins Zornader; galt ihm als Beweis bösen Sinnes und hochfahrender Geringschätzung. „Der Kerl will uns schneiden. Dem müssen wir auf die Finger passen."
Im ersten Marokkojahr flackert die Erinnerung an den Takt» fehler vom Sommer 1898 wieder auf. FürstBülow sagt in seinem Buch: »Dem französischen Minister des Auswärtigen, Delcasse, einem eben so begabten wie thatkräftigen Staatsmann, der aber, wo Deutschland in Frage kam, sich zu sehr von Gefühlsmomenten bestimmen ließ, fchwebte der Gedanke vor, uns in Marokko vor ein Kit accompli zu stellen. Er wußte, daß er damit unserem An» sehen in der Welt einen empfindlichen Stoß versetzen würde. Die Ignorirung der madrider Signatarmächte beiAbschluß desfran»

zösisch»englischen Marokko»Abkommens bedeutete eineBrüskir»
ung desDeutschen Reiches. Ließenwiruns einmal ungestraft (soll
heißen: ohne zu strafen) auf die Füße treten, so wäre dem ersten
Versuch,uns schlecht zu behandeln, bald der zweite und dritte ge-
folgt." Den Liebenswürdigen, der diese Zeilen schrieb, hatte Hol»
stein, wie er so gern und so gut that, «gründlichaufgeputscht". Ich
höre ihn. »Nun haben Sie wieder eine Folge Ihrer sanftmüthigen
Weichheit, lieberBülow! Für den frechenKerl sind wirLuft. Hätten
Sie nicht, als junger Staatssekretär, dieMünsterpille 'runterge»
schluckt, er würde jetzt wedeln. Lassen Sie sich aber die zweite Un»
verschämtheit gefallen, dann lachen die Expedienten Sie aus und
der gräuliche Harden macht Sie zum Kinderspott. Mir kanns ja
einerlei sein; aberSie sind schief gewickelt, wenn Sie meinen, daß
mit Ihrem Hammann allein..." Der Thatbestand war nicht, wie
Holstein ihn dem Kanzler darstellte. Seit, 1880, Bismarck den zur
Madrider Konserenz Bevollmächtigten verpflichtete, jeden fran«
Mischen Antrag, ohne Ausnahme jeden, mit der deutschen Stimme
zu stützen, durfte die Republik glauben, daß Deutschland sich selbst
von Marokko enthalten und ihr lieber als den Briten die Schutz»
herrschaft über das Scherifenreich gönnen wolle. Die franko»
britische Deklaration vom achten April 1904 (Marokko» Egypten)
ist weder von England noch vonFrankreich irgendeiner Signatar»
macht vorgelegt worden (auch, zwei Iahre zuvor, das franko»
italische Protokol über Marokko und Tripolitanien nicht). Fünf»
zehn Tage vor der Veröffentlichung aber hat Delcasse sie dem Deut»
schen Botschafter gezeigt und erläutert (Fürst Radolin fand sie
»durchaus natürlich und berechtigt"und dankte dem Minister für
den Vertrauensbeweis und die stets angenehme Form seines Ver»
kehrs mit der Botschaft); dannHerrnBihourd, den berlinerVer»
treter derRepublik, ersucht, imAuswärtigenAmt zu wiederholen,
daß Frankreich in Marokko jedes giltige Recht einer anderen
Macht unter allen Umständen gewissenhaft achten werde. Und in
den Reden, die der Kanzler am zwölften und am vierzehntenApril,
vier und sechs Tage nach der Verbreitung des Wortlautes, im
Reichstag hielt, rügte er weder den Inhalt noch die Entstehung
desAbkommens, wehrte lächelnd dieZumuthungab, »Marokkos
wegen vom Leder zu ziehen", und deutete nicht mit einem Hauch
an, daß Deutschland schlecht, ungebührlich, verächtlich behandelt

worden sei. (Im Reichstag: «In Marokko sind wir im Wefent»
lichen wirthschaftlich interessirt. Wir haben keinen Grund, zufürch»
4en>daß diese Interessen von irgendeinerMacht mißachtet oder ver»
letzt werden könnten." Im Buch, neun Jahre später: »Wir hatten
in Marokko bedeutende und zukunftreiche wirtschaftliche Inter»
«ssen.die durch das französische Vorgehen schwer geschädigt wur»
ben."SoMnchtVerstimmtheitdasUrtheil.)War»unsaufdieFüße
getreten",dannvonLansdowneso derb wie von Delcassö. WarAn-
sehensschmälerung gewollt worden, dann gegen uns nicht ärgere
als gegen jede andere Signatarmacht des Madrider Vertrages.
Was danach kam, ist hier oft geschildert worden. Das uns
Schädlichste war: der Schein, daß die russicheNiederlage aufder
Liauhalbinsel und bei Mukden unsere Politik gewandelt, zu offe»
ner Bedrohung Frankreichs ermuthigt habe. Zuvor hat, in den
privaten und öffentlichen Worten Radolins, Richthofens, Bü»
Iows,keinLaut verrathen, daß der Mangel offizieller Anzeige als
„Brüskirung Deutfchtands" empfunden werde. Nun soll er un»
verzeihlich erSchimpf, nun soll DelcassesAngebot, jedes»Mißver»
ständniß" durch Aufhellung und Aussprache zu entgiften, zu fpät
gekommen, auch in der Ceremonialform einer (von Bihourd über-
brachten) Denkschrift belanglos sein. Nicht ein Zwiegespräch will
Deutschland, sondern eine Konferenz. Eduard tröstet: »DenVer»
such, Frankreich zu demüthigen, wird England nicht dulden." Mi-
nister Tittont, eine Leuchte des Dreibundes, stiebt Funken nach
Paris: »Wenn Ihr englische Hilfe habt, wagt Deutschland nicht,
Euch anzugreifen; ein franko-britischesSchutzbündniß ist die sicher»
ste Friedensbürgschaft." Dreimal wird es von Lansdowne (der
fürchtete, die Iakobinerrcpublikwerde sich aus dem Schmollwinkel
«n Deutschlands Seite schrecken lassen) angeboten; zweimal von
Delcasse abgelehnt. Das dritteAngebot(MobilmachungderBri°
jenslotte und eines Heeres von hunderttausend Mann: Iaures
hats in seiner Zeitung»l.'ttumanite«entschleiert) platzt in die Tage,
die der junge Spanierkönig in Paris verschwelgt und die Roms
Warnruf vor deutschem Neberfall der Regirung umflort. Schon
hat Theophil gefügt: , Gilt die berlinerWuth meiner Person, dann
^änftige ich sie gern durchmeinenRücktritt." Präsident Loubet, der
^hn noch höher schätzt als der König und der Zar, seine Freunde
Bourgeois, Brisson, Sarrien, die Botschafter Barrere und Cam»

bonhabenihnbeschworen,imAmtauszuharren.Abgemacht.Zwei--
terIuniabend: Prunkvorstellung inderd«meciie-^rän^lLe.Wäh»,
rend der Pause liest er demMinisterpräsidentenRouvierunddden
Kollegen Depeschen aus Rom und London vor. Englandistjetztso»
garzurUnterzeichnung eines Vertrages (traite ecrit) bereit, der sei»
nerWehrmacht,zuSee und zu Land, die Pflicht zu Beistand gegen
deutschenAngriff aufbürdet. WennAlfonso derDreizehnte abge»
reist ist, soll Antwort nach Downingstreet blitzen. Noch heute aber^
auf demUmwegüberRom, Berlin beruhigt werden: wederseinac^
Fez einUltimatum noch an das algerische Corps ein Marschbefehl
gegangen, sondern Frankreichs Vertreter beim Maghzen ermahnt
worden, Vorsichtwaltenzulassenund.zu stoppen".SechsterIuni:
Ministerrath.DemstämmigenGeldmacherundBankregentenRou-
vier, der sich nie völlig vom Panamaschlemm säubern konnte, war
der unantastbare, selbstbewußt schweigsame Theophilos, der Licb»
ling Eduards, Nikolais, Loubets, immer ein Gräuel gewesen.
Dieses Mißgefühl hatte sich vertieft, seit der kleine Tugendprot>
RouviersBagdadbahnwünschen widersprochen, dieUnvermeid»
lichkeit des russisch»japanischen Krieges nicht früh genug erkannt,
den petersburger Meldungen geglaubt und dadurch den Mi»
nisterpräsidenten um Spekulantengewinn und, in der höchsten Fi»
nanzschicht, um den Prophetenruf gebracht hat. Der Knirps han»
delt, als gebe es keinen Premier; schweigt, als sei dem Inhaber
dieses Amtes der Vorsatz zuzutrauen, jedes Staatsgeheimniß im
Börsensaal auszumünzen. Verschweigt gar, daß ihm Iapans Bot»
schaster Kurino eineNote überreicht hat, die sich heftig gegen den
langen Aufenthalt der Russenflotte inindochinesischenHäfen wen-
det. Rouviers Südfranzosenblut brüllt auf; und ahnt, da der erste
Zorn verraucht ist, die Gelegenheit, das unheimlicheBorstenthier»
Loubets Spion im Kabinet, loszuwerden und sich selbst als den
Retter des theuren Vaterlandes zu bestrahlen. Dazu ist nur nöthig,,
die Franzosen zu überzeugen, daß ihrer Republik eine Lebens»
gefahr drohe, die derseit siebenIahrenfastselbflherrisch schaltende
Ministerfürinternationale Politikverschuldet habe, HatnichtHerr
von Miquel, ein deutscherVotschaftrath, dem Ministerpräsidenten
erzählt, Fürst Bülow werde auf den Konferenzplan verzichtenund^
sich in freundliche Zwiesprache bequemen, wenn er sicher sei, nicht
den ekligen Theophil am Plaudertisch zu finden? Der spricht nun

Oktoberrennen,
^ungefähr): «Da das Staatsoberhaupt und andere Männer von
Rang meinen Rücktritt derRepublik schädlich finden, mußich auf
der Politik stehen, die Erfahrung mir befiehlt. Deutschlands Droh»
gestus wird sich in Höflichkeit runden, wenn wir den von England
angebotenen Schutzvertrag unterschrieben und, zugleich mit dem
Tripolis»Protokol, das Italiens Neutralität bedingt, veröffent»
licht haben. Bedenken Sie, daß Deutschland, dem Oesterreich»
Ungarn nur für den Fall russischen Angriffes verbündet ist, den
Krieg gegen die Westmächte allein führen müßte und feine Ost»
grenze nicht ganz vonTrupp.n entb'ößenkönnte. Bleibenwirfest,
dann siegt unser Recht; und das Sehnen, Frankreich zu demüthi»
gen/wird kläglich v ereitelt. - Und wir hätten, schreitRouvier,„ mor»
gen den Krieg. Fürst Donnersmarck sagt es Iedem, ders hören
will. Die Sozialistenpartei zeiht uns schon der Friedensgefähr-
dung. Iames will interpelliren. Meine Hand foll verdorren, ehe
-sie den englischen Pakt unterschreibt l* «Der,HerrRouvier,trittja
niemals in Kraft. König Eduard bürgt dafür, daß Berlin wider
kräftig Entschlossene' »nicht das Aeußerste wagt." Die Mehrheit
ist fürRouvier.Nurim Schweigenist Größe, lehrtVignys Flügel-
wort. Der beinahe Vereinsamte hebt die Achseln, neigt stumm das
Haupt; und geht: von dem Freunde Loubet den Abschied zu er»
bitten. Moritzchen Rouvier röstet sich an den Freudenfeuern der
radikalRothen.Nicht lange. Schon amnächstenMittag bringtihm,
der geprahlt hat,dieKonferenzseinunSpukausdervorigenWoche,
Herr von Flojow eine Note, die noch einmal dieNothwendigkeit
solcher Mächtetagung betont. Er sucht Ausflucht. Hört am zehnten
Juni von Radolins Lippe: «Wenn Sie unferen Vorschlag ab»
lehnen, finden Sie uns hinter dem Sultan von Marokko." (Trotz»
dem der Kaiser zu dem General DeLaCroix, den dieRepublik zur
Hochzeit des Kronprinzen abgeordnet hat, am Siebenten sprach:
, Er ist weg; jetzt hindere ichEuch nicht länger.") Der arg enttäuschte
Bankregent erwinselt aus London die Zusage,sich an den Inhalt
des Vertrages, vor dem er schauderte, noch bis ans EndederAl»
gesiraszeit zu binden; und ist dem Deutschen Reich fortan feind»
licher, als Delcasse in seinen finstersten Stunden gewesen war.
Der ist bei uns so lautund so grob geschimpft worden, daß er
mit unholderem Gefühl, als er ins Amt mitbrachte, ins Dunkel
Meidet. Deutschlands Wille, heißts auf dem ganzen Erdrund,

hat ihm die Laufbahn gesperrt, auf der er noch manches Ruhm«
reis erstreiten konnte. Die Seele verknittertflch ihm wie das Antlitz.
Schade.Er,denselbstderPatriotenbundnichtalsfeigenDeutschen-
knecht verdächtigen durfte, wäre derMann gewesen, Europa von
dem Vozesengeschwür zu befreien. Frankreichs Flamme der
deutschen Wucht zu vermählen. Götterliebling? LoubetsZeit war
um, Fallieres nicht seinMann, Poincare von ihm (der, alsMa«
rineminister, den Präsidenten und Pfuschdiplomaten wie einen
Neuling von Mittelwuchs behandelte) noch unfreundlicher ab»
gekehrt; Eduard starb ihm zu früh undWilhelm,dem er, der ihm
vielleicht gefallen hätte, traf ihn nirgends aufseinenWegen. (Als
HerrDelcasse, im Ianuar 1914, aus Petrograd heimfuhr, besprach
ich mit pariser Politikern die Ermözlichung solcher Bekanntschaft,
die beidenLändern fruchtbar werden konnte;schon aberwar, nack>
der Armeemilliarde und dem Gezänk über die Fremdenlegion,
Gewitterschwüle über dem Wasgenwald.) Sechs Iahre lang hat
Theophil geduldig auf der Kammerbank gesessen; neuenAnhang
geworben, Clemenceau vom Ministerplatz gescheucht und sich, als
Ausschußvorsitzender, emsig ins Marinegeschäft eingearbeitet.
Dessen Leiter war er in den Ministerien Monis, Caillcmx, Poin»
care; drückte den neuen Flottenplan durch. Am Zarenhof wollte
er für regeren Wirthschaftverkehr der befreundeten Reiche, für
Heeresstärkung und raschen Ausbau der strategisch wichtigsten
Bahnen, fürRumäniensAufnahme in den latino-slawischenBund
wirken. Nach Nikolais Besuch in Konstanza, Sasonows Fahrt
an diesiebenbürgischeGrenze,nach bündigerAbrede mitdenMi»
nistern Bark undSuchomIinow wähnterAlles aufblankem Gleis
und sputet sich, der Mission ledig zu werden, dieihnsonstwohlgar
zwingen konnte, der Weisung irgendeines Doumergue nachzu»
tölpeln oder im Zarenschloß, als ein wackerer Dienstmann, im
Schatten des Herrn Poincars und des besternten Ministerpräst»
denten zu stehen. Deren Wallfahrt ins Newaheiligthum ist schon
angesagt; höchste Zeit drum, daß der Selbstbewußte den Heimath»
wimpel hißt. Presse undParlament, Kolonien undMarine, Diplo»
matte und Hofgekribbel hat er nun durchaus studirt. Gilt zu Haus
aber, in der republique 6es camaracies, der überall doch die zu Füh»
rung tauglichen Männer fehlen, nicht als verwendbar. Dem Klün»
gel der Radikalen und Sozialisten graut vor ihm. Seine Rückkehr

insAuswärtigeAmt könnte die BerlinerHerausforderung dünken.
Und der alte Wortwüstling Clemenceau lallt injederWoche min»
bestens einmal, nie habe die Republik auf hoher Wacht solchen
Stümper gehabt. Woher die Tobsucht? Delcasse kam aus der
Schule Gambettas, den Clemenceau, wie jeden Schöpferkopf und
Thatmenschen, haßte; war weder in die Boulange noch, wie der
kindisch eitle George auch, in den Sumpf des Panamisten Cor»
nelius tzerz abgerutscht; halte Das gerade erlangt, wonach des
Tigers Machthunger heulte; und dem Totfeind endlich den lange
umlauerten Premierstuhl unter dem hageren Steiß weggezogen.
Clemenceau war gegen Ferrys kluge Kolonialpolitik, ingrimmig
gegen das Russenbündniß, eben so hitzig für enge Befreundung.
mit Britanien, wurde, als England hörig, von den Wählern ge»
ächtet: und mußte erleben, daß Eduard seiner berühmten Stichel»
zunge, seinem aus allen Literaturen getrüffeltenWitz den trockenen
Theophil vorzog, der nie ein mot gemacht, doch den ungleich ge»
zacktenWillendreierWeltreiche leis und fest inTriple-Ententege-
bunden hatte. Giuid genug, den Kleinen anzufpeien. «Er wollte
uns, 1903, ehe wir bereit waren, in Krieg gegen Deutschland zer»
ren"(dasdertzerrSenator,deraufdeutscheHofbühnenzugelassene
Stückschreiber Clemenceau niederträchtiger schmäht als ein im
Krieg verwaister Zeitungjunge). Er wollte nicht;und: warFrank»
reich jemals bereit? Noch jetzt, nach einem Jahrzehnt ungeheurer
Geldhingabe ans Heer, stöhnt es ja alltäglich: »Wir friedlichen
Lämmer waren schutzlos, als uns der Wolf aus dem Barbaren»
urwald überfiel.« Wohin sind die Milliarden gesickert, da bis
in den Kriegslenz neues Schwergeschütz nicht zu haben war und
tausend poilus heute noch aus papierdünnen Sohlen, in rothen,
um Bauch und Knöchel mit Fädchen gebündelten Hosen herum»
laufen? HerrDelcasse hat gewiß nicht amTrog schmarotzt. Dessen
»Genie" hat der rüde ttomme ^nckawe unter jeder Sonne ver»
höhnt. Sah es sogar noch aus der Rede qualmen, mit der Herr
Vivianl am zwölften Oktober die Kammermenagerie zu bändigen
trachtete. An deraberhattedervonAriegeAbgeordnetenichtmehr
mitgearbeitet; für die hätte er die Verantwortung nicht aufsich ge»
nommen. Drei Wochen nach dem Kriegsausbruch holten die von
Deutschlands Vorsprung entsetzten Radiko» Sozialisten ihn ins
Ministerium; ungern und der Noth nur gehorsam: weil kein an»

deresKammermitglied das internationaleGeschäft bis in dieWin»
kel kannte und dieBundesgenossen nichtmehrmitLehrlingenver»
handelnwollten. Daß er damals, in sternloser Finsternlß, vordem
Aufgang derMarnesonne, statt auf besseres Wetter, aufdieWie»
dergeburt des Friedens zu warten, sich mit der Last belud, war im»
merhinmuthig.(AchtTage danachkonnte unserHeer inParis ein»
ziehen). Nun soll der Götterliebling in die Wüste wandern;Frank»
reichs Sündenbock werden. In seinem Leben zum zweiten Mal.
Hat ers diesmal verschuldet? Daß die Vierbundesdiplomatie
nicht ohneFehl war, habe ich vor acht Tagen gezeigt. Wer die Ge»
schichte und Gemüthsart der Balkanvölker kennt, mußte wissen,
daß sie der traurige Hingang des Gallivoli-Abenteuers (Churchill-
Augagneur) der Ehrfurcht vor den Großmächten des Westens
entbinden werde. Rußlands Rückzug, nach tief fortwirkenden Er-
folgen, hätte sie, denen das Zarenreich nicht ein ferner Fremdling
ist, nur sacht aus demVertrauen gelockert. Daß England undFrank-
reich, die angestaunten Befreier und Schützer, wider die Türkei,
die 1912 drei Balkanheeren weichen mußte, nichts Rechtes ver-
mochten, schus in Athen, Bukarest, Sofia eine neue Weltanschau»
ung. Konnte Delcasse nicht die englische»Bulgaromanie" hemmen,
dasGefühlsbleibsel aus der Zeit abstcheln^daStambülowsStaat
die Südoftschanze der Briten gegen die Russen war? Sie nicht
überreden, nach blindem Haß nun auch blinde Liebe zuopfernund
dieFrist nicht an eine Unterhandlung zu vertrödeln, derenPreis,
wenn sie gelang, Griechen, Rumänen, Serben erbittern mußte?
Hatte er als Marineminister übersehen, daß Bulgarien seine Ver-
fassung flickte und einen Artikel 3 einsäumte, der den Ministern
das Recht giebt, alle Staatsverträge, wenn die Sorge für die Lan-
dessicherheit dazu räth, der Sobranje zu verheimlichen? Seine
Rechnung war einfach. «Die Walachen sind Wahlfranzosen und
begehren Habsburgs Rumänenbezirke. EleuteriosVenizelos ist
unser Mann und zwischenAdria undSchwarzemMeer das stärkste
Hirn. Bulgarien bleibt, im schlimmsten Fall, nach derBelehnung
mit Altserbien (das es Makedonien nennt), neutral; hebt unter
keinen Umständen aber das Schwert gegen den Enkel des Zar»
Erlösers.«Allzu einfach? Wenn der Wille des weitsichtigenVe»
nizelos nicht, im Ianuar und im März, gelähmt worden wäre,
hätte die Rechnung kein Loch gehabt; wäre Griechenland nach

Gnos, Rumänien über die transsylvanischen Alpen marschirt,
Konstantinopel gefallen, Ungarn überrannt, Rußland zu Ein»
«nd Ausfuhr frei, Marmara und Schwarzes Meer ein Doppel-
becken für anglo« französische Kriegsschiffe, die Vereinung der
Heere aus West und Ost mühelos möglich geworden. Diese Ge»
legenheit, seufzte der Kreter, kehrt uns niemals wieder. Bedachte
seitdem aber kein Staatsmann oder Stratege des Vierbundes,
^icht^iner, die Nothwendigkeit, die Wardarbahn, die Linie von
Saloniki nach Nisch und Kischinew, so auszubauen, daß sie Ar»
meen, Geschütze,Train ungefährdet tragen kann.Rußlands letzte
Zuflußader in Europa gegen Bandeneinbruch nichtnur, nein, auch
gegen den Ansturm eines modernen Heereszusichern ? Nicht einer.
Dazu ist jetzt nicht mehrMuße. Das Stränglein, das sich, manch»
mal dicht an der bulgarischen Grenze, krumm nordwärts schlän»
gelt, können zwei Dutzend verwegener Komitatschi zerstücken. Das
wird von einer Brigade, mit allem Zubehör und Geschoßbedarf
von heute, so verstopft, daß derAbfchub auf den Kriegsschauplatz
wohl eine Woche, den Zeitraum der Bibelweltschöpfung, füllen
würde. Und was nützen zwei, drei Regimenter, selbst wenn sie
schneller hingelangten als Fausts Schüler an derWeisheitBrüste,
den armen serbischen Helden gegen Deutschlands, Oesterreich»
Nngarns.BulgariensArmeen? DenPlan.deransLichtkam,hat
Frau Henne erbrütet. Klein-Gallipoli; ohne Wasserdekoration.
Solchen Unfug schwindliger Gewissen wollte Herr Delcasse
nicht mitmachen; nicht demMob dreierWeltreiche Etwas bieten,
das den ungeheuren Kaufschilling, edles Männerblut, nicht mit
dem winzigsten Werthzuwachs verzinst. Durch den Klemmer, an
den auch sein inneres Auge sich gewöhnt hat, sah er wohl die Stätten
seiner Paragraphensicge: Rom und Madrid, London und Petro-
grad, Fez und Kairo, den ausgespülten Kabylenstrand und Li-
byens Wüste. Welche Ernte reift aus all den mitTinte gedüngten
Schollen i>em Vaterland, dem Ran cs Scheerenlehrling denAus»
zugallerfeinenKräftegeweihthat? ,,Son jour,petit!" Eindeutsches
Heer amBosporuszvorihmOdessa und dieKrim.dervonLesseps
ersonnene.vonBritenbusineßausgebeuteteKanal.Egypten.Mar-
chands Etapenstraße. Kleinasien und,wenuPersien,morgen wohl
schon, die anglo-russischeZwieherrschaft abgeschüttelt hat.Afgha»
nistan, Indien ... Herr Viviani hat das Wort. „Der Kraftauf»

wand, der das heroische Serbenland erretten soll, muß so gewaltig
sein wie die Anstrengung unserer Feinde, die, weil sie im Westen
unterliegen, im Osten auf ihrem Wege gehemmt sind, versuchen^
auf einer neuen Front, mit Bulgariens Beistand, den Erfolg an
sich zu reißen, der ihnen in Frankreich und in Rußland fortan un»
erreichbar ist." So gaukelts weiter,- ohne Wirkung, sogar ohne
»Effekt". Umwölkte Blicke im Saal. Reglos ruhen die Hände.
Nicht einmal dervernützte Kniff, fadenscheinige Stellen mitIoffres
Namen zu polstern, wird noch gelöhnt.»Gerade die Sätze, dieZu»
stimmung herauslocken sollten, versteinten die Horcherschaft. Sie
hörte nur, was sie schon wußte. Nicht eine neue Antwort auf all
die Fragen, die aus der Volksleidenschast aufsteigen. Die Kälte
der Kammer war nur zu begreiflich." Genosse Rouanet hat im
Parteiblatt ,,l.'ttumänite" dieses Urtheil gefällt. Der gute Rene!
Ietzt leitet er das internationale Geschäft. Für den Entschluß, Oft
und Sudost sich selbstzuüberlaffenund alles Markan den Westsieg
zu setzen, der auch Serbien befreien, auch Rußlands Athem ent»
knebelnmüßte, wäre Delcasse, wenns, nach unfühnbarerVersäum»
niß, sein mußte, zu haben gewesen. Nicht für albernen Trug, der
den in hartem Dienst erarbeiteten Ruf schänden, den Ernsten ins
Schellenkleid des vor Pöbel dienernden Schalkes zwängen würde.
Er ist krank, ohne Amt, ohne Hoffnung auf Frühjahrssaat in die
vom Feind verengte, ihrer Industriekraft beraubte Heimath; der
Sohn gefangen, gröblicher Ungebühr wegen zu achtzehn Kerker»
monaten verurtheilt. Dennoch: er war nicht Minister, als dieser
Kriegwurde; und ist vonderZinnegestiegen, weilernichtbleiben,
nicht Frankreich plump belügen durfte. Liebling der Götter?
Zügelt die Freude!

Noch wird, als Losung für Alle, verkündet: Kampf auf Leben
und Tod. An die Liberalen der Grafschaft Flfe schreibt Premier»
ministerAsquith,nie habe in Großbritanien, seit Pflicht es zu den
Waffen rief, der Entschluß geschwankt, erst nach dem Sieg sie nie»
derzulegen. »Nie wird die Größe der zu bringenden Opfer, nie
eine zeitlich begrenzte Schwierigkeit diesen Entschluß auch nur
eine Minute lang erschüttern." An den Munition»Ausschuß des
Parlamentes schreiben die Arbeiter, die mit dem Unterstaats»
sekretär Bruce (aus dem Ministerium des Inneren) die Fronten

Oktoberrennen.
in Flandern und Frankreich besucht haben, die Entscheidung hänge
an der Gewißheit, über ungeheure Geschoßmengen zu verfügen;
deshalb seijedeHemmungderIndustriearbeitzuverdammenund
jederArbeiter,ohneAusnahme,verpflichtet,fürdienationaleSache
seine ganze Kraft einzusetzen. «Uns fehlen die Worte, die richtig
aussprächen, mit welcherBewunderung wir auf den Geist und auf
die Leistung unserer Soldaten blicken. Von unsererReise bringen
wirdengebieterischenWur,schheim,alleKräftezurSicherungüber-
reichlicherGeschoßlieserungaufzubieten,diederheldischenAnstren-
gung unserer Kämpfer den Erfolg bescheren muß." Die Vertreter
aller mit der Herstellung von Waffen und Munition beschäftigten
Gewerbe haben den Bericht an den Parlamentsausschuß unter»
schrieben. Die Dritte Verkündung der zweiten Oktoberwoche stand,
unter dem Titel« Wir werden siegen im „ lempZ"..«Die Enttäusch-
ung, die wlrim Balkan erleben, trübtnicht im Geringstendie Seele
unseres Volkes und kränkelt nicht mit dem kleinsten Zweifel ihren
Entschluß an,denKriegbis an dasEnde zu führen,dasdieLogikfor-
dert.Einmüthiger als je zuvor befiehlt die Offentliche Meinung,
deren Vertrauen auf den Sieg des Vierbundes nicht wankt, daß
alles Nothwendige geschehe und kein unvermeidliches Opfer ge»
scheut noch verzaudert werde. Nur in Geschichtzeiten, deren Be-
trachtung uns im Tiefsten ergreift, ward so feste Seelenstimmung
Ereigniß.Vor der schlichtenHelle des Bildeszerrinntdie häßliche
Mär von Frankreichs Verfall. Wir galten als leichtfertig, als un-
bekümmert von denwichtigsten Fragen des nationalen Lebens, wir
schwärzten selbst unser Thun und Politikerleidenschaft schuf Haß
undklaffendenSpalt.Dasist,Alles,geschwunden,da,inderStunde
derGefahr,PflichtbewußtseindieedelstenKräftederRasseinneues
Leben erweckte. Das Recht kann nicht sterben; dieLiebe zurFrei»
heit nie aus den Menschenherzen weichen. Aus dieser Gewißheit
erwächst unser Wille zum Sieg. Unser Gestus wird das Schicksal
Europas gestalten und die Zukunft der Völker so sein, wie sie unter
den Waffen unserer Krieger wird. Im Angesicht eines Feindes,
der sich vierzig Iahre lang auf den Krieg vorbereitet hat und uns
zwar überrumpeln, doch nicht überwältigen konnte, empfinden wir
deutlich, daß jede Ermattung Verbrechen, jede Nachgiebigkeit Ab-
dankung wäre. Der uralte Kriegsruf,Sieg oder Tod'ist heute eine
Wirklichkeit, über die selbst unsere Kinder sich nicht täuschen. Alle

Kriege, die vorMesem Krieg waren, gestatteten politsche Schlich-
tung, die, mehr oderminder aufrichtig,nach dem Kampf die Volks«
kräfte einander wieder versöhnte. Irgendwie Aehnliches ist un»
denkbar, wenn sichs,wie diesmal, darum handelt, die Menschheit
vor dem Zugriff beutefüchtiger Völker zu retten, die allein in der
Staatengesellschaft zu herrschen begehren. Weil wir nicht sterben
wollen,weil all unser Enthusiasmus,unsere ganzeLebenslust sich
an diesem Kampf, dessen Preis wir kennen, entflammt: deshalb
sind wir unbeugsam entschlossen, ihn bis ans Ende zu führen.
Keine Neberraschung, auf militärischem oder diplomatischem Ge»
biet, kann uns in Zweifel oder Zaudern reißen. Wir wiegen uns
nicht in dieHoffnung, daß derFeind schon erschöpft sei, kümmern
uns nicht um die Frage, ob er zu ermüden beginnt, Gewissensbiß
spürt oder durch Doppelzüngigkeit neue Mitschuldige wirbt. Wir
wissen, daß wir ihn niederwerfen müssen und daß, um ihn sicher
niederwerfen zukönnen,unsere Ausdauerlänger als seinewähren
muß. Wir sind unsererAusdauer gewiß;sind,nach der geleisteten,
zu neuer Anstrengung fähig, zu jedem noch nöthigenOpfer bereit.
Was der Sieg, anZeitund anBlut,fordert,werdenwirhingeben.
Aber wir werden siegen." Und über welche Schänder hehrsten
Menschheitgutes! Horchet noch auf die Stimme des Chronos-
lempZ! „Die Erfindungskraft der Deutschen ist verblüffend. Eine
Telegraphenagentur hat gemeldet, daß die Offiziere des Kaisers
türkischeTruppen im Thal vonSamaria exerziren lassen und auf
Golgatha einen Schießstand eingerichtet haben. Wo einst dasge»
waltigste Drama der Menschheitgeschichte, das Millionen heute
noch im Herzen heiligste, sich vollendet hat, wo der Menschenfohn
von der Erde schied und ein Weltschicksal wurde, geben die Teu-
tonen geknechteten Türken Instruktionstunde; Golgatha ist für
einen Schießstand gerade gut genug. Da haben wirunverwässer»
ten Germanismus und vollkommene,Kultur'. Selbst der from»
memEmpfindenFernestehterschüttertvorsolchemausUnverstand
und Selbstverhimmelung geborenen Kynismus. Der Gedanke,
der Schönheit und Größe schafft, die Geberde befeelt und zum
Ausdruck reinsten Herzenssehnens läutert, ist diesen Leuten un»
bekannt. Sittliche Kraft taugt ihnen nur, wenn sie zur Stillung
von Gier und Ehrgeiz mitwirken kann, also greifbaren Nutzen
bringt; sonst ist sie verächtliche Schwachheit. Der Türkenphanta»

sie sagt Golgatha nichts; der Berg ist das Sinnbild einer vom
Islam befeindetenCivilisation.Also darf der Deutsche mit ihm wie
mit jedem Erdwinkel schalten. Eine Zufallsbildung des Gelän»
des, die zu einem bestimmten Zweck nützlich verwendbar ist. Das
Deutschland Wilhelms des Zweiten rühmt sich, alle Religionen
zu schützen, jede da, wo sie ihm dienen kann. Sein,alterGott' be»
hauptet, über allen Christenbekenntnissen, aber auch über Iuden
und Mohammedanern zu walten. Und sicher wird im dunkelsten
Afrika der Germane denNomadenvölkern einreden, daß auch die
von groberHand geschnitzten Götzenbilder, die Einfalt inUrwäl»
dern anbetet, den Deutschengott darstellen. Warum sollen es die
Wilden nicht glauben? Man braucht ihnen ja nurein Standbild
Hindenburgs zu zeigen, das von deutscher Inbrunst mit Nägeln
gespickt worden ist." (Und vor der Victoria von 1870 ragt.)
In dem selben Blatt spricht Herr Charpentier grimmig über
die»Germanolatrie in der philologischen Wissenschast-. Auch ein
gelehrter Herr. Er citirt Goethes Wort über die Mitarbeiter an
der Zeitschrift«l^e «lobe" (1826):„ Sie sind Leute vonWelt, heiter,
klar, kühn bis zum höchsten Grad, doch in ihrem Tadel fein und
höflich. Unsere deutschen Gelehrten meinen immer, daß sie Den
hassen müssen, der nicht so denkt wieste." Schon damals, sagt Herr
Charpentier, »sah Goethe in den deutschen Denkern, was sie von
Tag zuTag mehrwerdensollten: hochmüthige Doktrinäre, die von
Iedermann den Glauben an die Ueberlegenheit ihres nationalen
und, insbesondere, persönlichenGenies heischten. DerUeberlegen-
hei t gebührt die Vorherrschaft, die sich Gehorsam erzwingen kann.
Irgendwer begehrtFreiheit? Ein Sünder; weigert sich,die Wahr-
heit derGrundsätze undThatsachenzu erkennen. Zorn,Haß,Strafe,
Vernichtungsolchem Rebellen! So sieht das Dogma, so die Sitten-
lehre aus. Daß diese Germanolatrie entstehen und lange gedeihen
konnte, wird durch das Wesen derRasse nichtvöllig erklärt. Denn
sind dieDeutschen germanischen Ursprunges, so diePreußen nur
wendo»slawisches Mischlingvolk. Leider haben andere Völker die-
sen Stammeshochmuth begünstigt; und wir, Franzosen, waren die
Hauptschuldigen,ehe wir dieHauptopfer wurden.Wievieleunter
uns haben gesagt, Frankreich sei der deutschen Philologie Dank
schuldig! Nur der nicht gründlich Gebildete kann aber leugnen,
daß die deutsche Gelehrsamkeit kleinlich ist, Winziges und Be«

deutendes mit gleicher Geduld wägt und erörtert und sehr oft
pomphaft ausstellt, waszuvorAndere erdacht oder entdeckt Hab en.
Ein Beispiel bietet uns die berühmte .Historische Schule', deren
Begründer Wolf 1785 war und die durch das ganze neunzehnte
Jahrhundert fortwährte. Ihr Wissen war ungeheuer; ihr Haupt»
recht aus Ruhm sah sie in der Thatsache, daß sie entdeckt und er-
wiesen habe, die Philologie müsse, als die Wissenschaft vomgeisti»
gen Leben der Völker, Geschichte, Mythologie, Grammatik, Lite-
ratur, Archaeologie, Palaeographie, Epigraphie und alles Ver»
wandte umfassen. Diese Schule zeigte uns Gottfried Hermann
Niebuhr, Welcker, Boeckh, Bopp, Ottfried Müller, Curtius
Mommsen, Herzberg und hundert Andere. Aber zweihundert'
Jahre vor ihrerGründung hatte,im sechzehnten Iahrhundertund
in der ganzen Zeit der Renaissance, Frankreich seine ruhmreiche
Polyhistorische Schule; sie formte und entwickelte schon die Auf-
fassung, die Spätere ausbeuten sollten. Boeckh selbst hatgeschrie»
ben: ,Die Werke der französischen Periode bleiben für alle Zelt
ein wahrer tkesauius eru6itioni8.' Wir, Franzosen, Habens nur
vergessen und die Allwissenheit derNebenbuhler gepriesen. Wer
wagt heute, in unseren Schulen zu lehren, daß Cujas, der 1590
starb, das Römische Recht richtiger deutete, als Mommsen 1858
in Berlin vermochte? Unser achtzehntes Jahrhundert hatte einen
Mann,dessen philologischesWissenfastgrößerwar,alseinMen-
schenhirn bergen zu können scheint. Er wurde 1698 geboren und
durchschritt in langem Leben alle Bezirke der Gelehrsamkeit. Besser
als irgendwer nach ihm kannte er die DenkmaleunsereraltenLite»
ratur. Aus Bleibseln ehrwürdiger Handschriften schuf er, in drei»
zehnBänden, einWörterbuch der französischen Alterthümer und
schrieb noch hundert andere Bücher. Er hieß La Curne de Sainte»
Palaye. StelletEuch vor: diesesWörterbuch, einDenkmal unserer
Philologie, und diese hundert Bände sind aus dem Staub der
Öffentlichen Bibliotheken noch nicht ans Licht gelangt! Wenn
Sainte-Palaye ein Deutscher gewesen, fürDeutsche geschrieben
hätte, dann gäbe es von seinem im edelsten Sinn kolossalen Werk
drüben längst eine Nationalausgabe. Unser Gewissen darf nie
vergessen, daßwir uns selbst zu gering geschätzt haben. Wieoft ist
uns im Forschen klar geworden, daß gefeierte Entdeckungen beut»
scher Philologen nur als geschickte Ausbeutung französischer
Grundsätze und Voraussetzungen zu werthen waren! Nehmen

wir den Fall Niebuhr, weil er typisch ist. Niebuhrs Weltruhm,
als des Schreibers altrömischer Geschichte, kommt aus der That-
sache, daß er einevor ihmentstandeneHypothesezuentwickelnund
geschäftig zu verbreiten wußte. Die Urzeiten der Ewigen Stadt
sind unbekannt. Der Bericht, den die Historiker darüber gaben,
stammte, sagtNiebuhr, aus epischen Gedichten, die verschwanden,
den Römern fremdwaren, derenBruchstücke aber indenLegenden
des Titus Livius zu erkennen sind. Am diese Hypothese zu be-
gründen, schrieb Niebuhr seine Römische Geschichte, deren erster
BandlS11 veröffentlichtwurde.Alldeutschland kündete denRuhm
des Mannes, der das große Rom zum zweiten Mal geschaffen
habe. DerWiderhall dieser Huldigung tönte durchs ganze neun» ^
zehnte Jahrhundert hin und auch wir klatschten lautBeifall. Erst
als dem Fünften in einer Reihe aber gebührt Niebuhr dasVer»
dienst, dieWahrheit, daß die Wahrheit unfindbar ist, erwiesen zu
haben. Der HolländerWoorbroek, genanntPengonius, hat 1683,
Ä)e Pouilly, Bennfort (1738). CharlesLevesque (1807) denGe-
danken ausgesprochen, denNiebuhr vertiefte und aus dem erden
Sockel seines Ruhmes machte. Lobet immerhin also Niebuhr,
Mommsen,Schweyler,DrumannundAndere; schärfet Euch aber
ein, daß alle fremden Römergeschichten stolz das großartigeWerk
von Victor Duruy überragt, der, leider, nur unser Landsmann
war. Das helle Licht derThatsachen weist in das Bewußtsein un-
seres Werthes zurück. Auf dem Gebiet der Philologie warFrank-
reich der Führer. Die unvergleichlichen Werke unserer Ahnen
trotzen den Barbarenwaffen, dem tzochmuth deutscher Zunftge»
Nossen, dem Zahn der Zeit und überdauern sogar den Undank
mancher Franzosen." Der Mann hat Allerlei gelernt; ahnt aber
nicht, was gerade der Deutsche durch Schweihung und Nützung
der Gedanken, die sonst zersplittert, verrostet, stumpf geworden
wären, dem Menschheithort gerettet hat. Nicht auch geschaffen?
Mag er an ragenden Urgedanken ärmer gewesen sein als ein
Nachbar: was sein geworden war, trug nicht ihm allein Frucht.
Der auch inDeutschland geachtete Historiker HerrErnestLa-
Visse, der, neben dem General Pau, dem Franzosenbund (^iZue
ffran^ise)vorsitzt,veröffentlichtim«1'emps«einenAufsatzüber«den
Frieden, den Deutschland machen möchte". Frankreich, sagt er
sei besser gerüstet und nicht weniger zuversichtlich als in irgend-'
einer früheren Stunde des Krieges und die begonnene Offensive

gestatte die herrlichste Hoffnung; auch der Feind aber, dem frei»
lich die Urkraft und manche Wahnvorstellung geschrounde n sei
bleibe stark und entschlossen. Deshalb müsse Frankreich sich in Ge»
duld fassen und in den Gedanken an lange Kriegsdauer gew öhnen
Das werde durch dieBetrachtung derPläne erleichtert,dieDeutsch»
land für den Tag des Friedensschlusses nähre.Dem Franzosen»
bund müsse man dankbar dafür sein,daß er dieDenkschriften ver»
breite, die von Verbänden und Gruppen an den Kanzler des Deut»
schen Reiches gerichtet, in Frankreich aber noch nicht so aufmerk»
fam geprüft worden sind, wie sie verdienen. Nur eine davon sei
leidlich verständig (also undeutsch und belanglos); ihrWortl out
«Deutschland ist in den Krieg nicht mit der Absicht auf Er-
oberung gegangen, sondern zur Erhaltung seines von der feind»
lichen Koalition bedrohten Daseins, seinernationalen Einhcitund»
seiner fortschreitenden Entwickelung.Nur,was diesen Zielen diente
darf Deutschland auch bei einem Friedensschluß verfolgen. Ein»
gaben, welche Eurer Excellenz zugegangen sind, verstoßen gegen
. dieseZiele. Wir halten es daher für unserePflicht, diesen Bestre-
bungenmit aller Entschiedenheit entgegenzutreten und offenaus»
zusprechen, daß wir in deren Verwirklichung einen folgenschweren
polittschenFehler undnicht eine Stärkung, sondern eine verhäng»
nißvolle Schwächung des Deutschen Reiches sehen würden. In
rein sachlicher Erwägung bekennen wir uns zu dem Grundsatz, daß
die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und
anSelbständigkeitgewöhnterVölker zu verwerfen ist.DasDeutsche
Reich ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Ein»
heit,dernationalenZusammengehörigkeit. Eshatnationalfremde
Elemente nurlangsam undnochunvollkommenmitsich verschmol»
zen; und wir wollen'uns weder durch Ereignisse noch durch Per»
sonen noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen
lassen, die leitenden Grundlinien derReichsschöpfung aufzugeben
und zu verändern und den Charakter des Nationalstaales zu zer»
stören. Es ist ganz selbstverständlich, daß die von uns nach Maß-
gabe unsere<Friedensbedingungen zu räumenden Gebiete nicht
zu einem Bollwerk für unsere Gegner werden dürfen; daß kein
Rival Deutschlands sich dort festsetzen darf. Die Möglichkeit darf
nicht bestehen,daßfeindsäligeGefühlederBewohnersich in feind»
liche Handlungen umsetzen, die den Frieden und die Sicherheit
unsererGrenzen bedrohen könnten. Solchen Gefahren kann vor»

gebeugt werden; und wir vertrauen darauf, daß es gelingen wird, geeignete und wirksame Mittel auszuwählen und zu verwirklichen. Dazu vermögen wir aber wiederum solche Mittel nicht zurechnen, die uns aufUmwegenschließlich doch zur Annexion hinleiten wür» den.WirAllesind.mitdemganzenVolk, fest überzeugt,daß dieser Krieg mit einem vollen Sieg Deutschlands enden wird. Nach so bewunderungwürdigenHeldenthaten.nach so unendlichen Opfern undMühen, nach so vieiRu hmund nach so viel still und mit Seelen-größe getragenem Leid wird das deutsche Volk einen Siegespreis beanspruchen dürfen, der(so vielDasüberhaupt möglichist)Dem, was es hingegeben hat, entspricht. Der höchste Siegespreis wird immer in der stolz errungenen Gewißheit bestehen, daß Deutsch-land auch eine Welt von Feinden nicht zu fürchten braucht, und in dem beispiellosen Kraftbeweis, den unser Volk den anderen Völkern derErde und denkommenden Generalionengegeben hat. Das deutscheVolk kann abernur einen Frieden schließen, der den strategischen Bedürfnissen, den politischen und wirthschaftlichen Interessen des Landes und derungehemmtenBethätigung feiner Kraft und feines Anternehmungsgeistes in der Heimath und auf dem freien Meer gesicherte Grundlagen giebt. Wir hegen das Ver-trauen, daß es EurerExcellenzmitdenverfassungmäßigberufenen Instanzen gelingen wird, unbeirrt, zu gegebener Zeit, auf der Höhe unserer militärischen Erfolge einen solchen Frieden zu schaffen."
Die Unklarheit des Zieles, die Kluft zwischen den ersten und den letzten Sätzen erwähnt Herr Lavisse natürlich nicht. Er meint, die Zahl der halbwegs Verständigen sei sehr klein und dieses Häuf« lein werde von den Alldeutschen bespien, denen gelungen sei, die Leitung derdeutschenPolitik an sich zu reißen undmit ihremHaß, ihrer Gier die Menge anzustecken. Davon zeuge die Denkschrift sechs großer gewerblichen und agrarischen Verbände. Schaudert! »Die nothwendige Weitung des deutschen Landwirthschast» gebietes werde einen neuen Industrieaufschwung ermöglichen. Weil Deutschland mehr Eisenerz und mehrKohle braucheund diese Stoffe in den Bezirken von Briey, Meurthe°et°Moselle, Nord, Pas-de-Calais und in Belgien zu finden seien, .deshalb' müsse es sich dieseBezirke eingliedern. Allen großen und mittlerenBe-trieben sei, in Ackerbau und Gewerbe, auf Frankreichs, Rußlands, Belgiens Boden, das Besitzrecht zu nehmen und von den besiegten Staaten eineangemefseneEntschädigungzugewähren.Aeber den

seelenruhigen Kynismus der Begründung dürsten wir staunen,
wenn er uns nicht schon bekannt wäre. Genau so Philosophiren
Räuber, die nach ihrer Willkür leben, selbst bestimmen wollen, was
sie.für Nothdurft und Behagen, brauchen, und gegen unbequeme,
also verwerfliche Gesetze stolz die Waffen des Räubers und Mör-
ders anwenden. Daß auch .christliche' Verbände und ein theolo-
gischer Hochschullehrer solche Denkschriften unterzeichnet haben,
darfDer nicht übersehen, der sich an dieAufgabe macht, von dem
germanischen Christenthum und der Seele des wilhelminischen
.altenGottes'denSchleierzu ziehen. Rußlandsollzurückgeworfen,
den Briten dieSeeherrschaft, uns die Kolonialmachtgeraubt, Bel»
gien einfach ins Deutsche Reich eingefügt werden, unsere tzeimath
alles Gebiet bis an die Somme nebst dem nöthigen Hinterland
und im Osten die Hauptfestungen, besonders Verdun und Belfort,
verlieren: weil sie .Deutschland bedrohen'. Vorsolchen Sätzen steht
man starr; glaubt, Tollhäusler zu hören. Die deutschen Festungen,
strategischen Linien, Gewaltmittelhäufungen bedrohen unsere
Grenze nicht; Toul.Berdun, Beifort aber bedrohenDeutschland.
Schön; die Deutschen mögen zu uns reden, wie in der Fabel der
Wolf zum Lamm spricht. Daß wir nicht Lämmer sind, haben wir
ihnen bewiesen. Trotzdem wollen sie uns im Osten die Bezirke der
Ardennen, der Maas, Meurthe°et-Moselle, der Vogesen, den
Kreis vonBelfortnehmen undeineGeldsummeabzwingen,deren
Höhe sie nochnichtanzudeuten wagen,dieinDeutschland aberauf
zwanzig, dreißig, sogar auf vierzigMillionen beziffert wird. Daß
diese Denkschriften übersetzt wurden, ist für uns ein Glückszufall.
Auch bei uns lebenLeute, die sich in dieSüße ruhigenLebens zu-
rücksehnen und hoffen,ein annehmbarerFriede werde bald mög-
lich sein. So harmlose Gemüther werden von ihrem Wahn nun
gründlich enttäuscht.Wasunsangedrohtwird, bedeutet, daß nach
demFriedensschluß von kleiner Einkunft die Hälfte, von größerer
zwei Drittel oder drei Viertel an den Fiskus abzugeben wären.
Und wie den Zins der Staatsrente, den Alterssold zahlen und
die heilige Pflicht gegen Invaliden und gegen die Familien der
Gefallenen erfüllen? Wovon die zerstörten Dörfer und Städte
wieder aufbauen, dem Gewerbe in neue Blüthe, den Arbeitern
in Lebensunterhalt helfen? Deutschlands Sieg wäre für die Be-
siegten der Bankerot, das unheilbare Massenelend. And oben-
drein: die tiefste Schmach. Das Kolonialreich, auf das wir, weils

mit dem Blut unserer Krieger erobert, vom Geist unserer Ver»
Walter organisirt und den Eingeborenen zu einer echten Mutter
gemacht wurde, mit Recht stolz sind, sollen wir verlieren und in
Europa von Maas und Somme begrenzt werden, den Flüssen,
die uns A3, als die Enkel das Reich Karls des Großen theilten,
als Grenzen gegeben wurden! Bis an die Somme und an die
Maas zurückweichen, hieße: um tausendzweiundsiebenzig Jahre
zurückweichen. Und dieses verstümmelte, erschöpfte Frankreich
würde, mit leeren Adern, sein erbärmlichesLebensbleibsel unter
der Oberhoheit Deutschlands hinschleppen, das sich anmaßt, es
arbeiten, es .denken' zu lehren. Wir wären dem Kaiser tribut-
pfächtig; wir, Frankreich, wären dcmKaiser nicht nur unterthan,
sondern hörig! Dünkt irgendeinen Franzosen, im Vergleich mit
solcher Zukunft, nicht selbst der Tod sehr süß? Doch wir werden
nicht sterben. Denn Deutschland wird nicht siegen. Wohl ists noch
sehr stark undGrößenwahn mehrt die Wucht seinesDranges; hat
es aber auch in Forderungen getrieben, deren Erfüllung einer
zehnmalstärkerenMachtunerlangbarwäre.DeutschlandhatSiege
zu verzeichnen und kann neue erringen; seiner Vorbereitung war
die der Gegner nicht zu vergleichen. Endgiltigen Sieg abcrt hindert
der wachsende, an Waffnung und Entschlußkraft zunehmende
Widerstand der verbündeten Großmächte; hindert der Abscheu
derWelt, sich von einem Volk beherrschen zu lassen, das sie durch
seinen tzochmuth, seine blöde Verachtung, seine ewige Drohung
beleidigt und indenentkräftendenZustandbewaffneten,stets dem
Krieg nahen Friedens gezwungen hat. Waffnen wir, hinter der
Front, uns also mit Geduld! Die ungeheure Mehrheit unseres
Volkes fühlt.um was es in diesemKriege geht; daß mit Deutschland
ein Kompromiß nicht mehr möglich ist, der Kampf über Leben und
Tod entscheiden muß. Die Nation ist geduldig und sest im Ent°
schluß: weil sie von Frankreichs Unsterblichkeit überzeugt ist."
DerAbgeordneteVenizelos hat, achtTage nach seinemRück-
tritt aus dem Ministerprästdium, in der Griechenkammer gespro-
chen. «Seit siebenMonaten zeigtdieEntwickelungunserespoliti»
schen Lebens, daß wir uns von der Grundlage des Parlamentaris-
mus gelösthaben.AufdemGebietinnererPolitikwirddermündige
Wille desVolkesnochanerkannt;wennwir aber aufdieLeitungder
Auswärtigen Angelegenheiten, auf die Richtung der nationalen
Politik blicken,merken wir.wie völlig derWahlspruch desVolkes

und die Stimme der von ihm Erwählten verkannt wird. Doch bei
dieserBetrachtung will ich nicht länger weilen. Seit Griechenland
aus dem Schutt seines Staatswesens erstand, hat es wohl nie eine
so ernsteKrisis erlebt, wie die von heute ist.DieRegirunghat den
Vertrag, der uns an Serbien bindet, nicht erwähnt; und auf mir
lastet die Pflicht, diesem Gegenstand auszubiegen. Doch wenn
nie ein Vertrag dieser Art abgeschlossen wordenwäre: dürfte man
auch nur eine Minute lang zweifeln, daß wir das im Bukarester
Frieden gesicherte Gleichgewicht um jedenPreis wahrenmüssen?
Dürften wir den Bulgaren gestatten, Serbien zu vernichten und sich
danach in Vormacht zu strecken? Sollen wir warten, bis Serbien
zerschmettert ist und unser Hauptgegner, Bulgarien, das unsere
reichenMakedonenbezirke für sich heischt, uns ohne Genossennnd
Freunde findet und auch dem Hellenenstaat das Schicksal Ser»
biens zu bereiten sucht ? Auf der Höheunseres Heerwesens herrscht
der Glaube an Deutschlands Sieg; besonders imKopf der Män-
ner, die imBereich der deutschenArmee erzogen wurden. Um die
Entscheidungfrage zu beantworten, braucht man nicht Soldat zu
sein. Da noch jetzt,trotz der bewundernswerthenOrganisationder
Deutschen, nirgends ein zerschmetternder Streich gefallen ist, bin
ich durchaus nicht sicher, ob die Gruppe des deutschen Kolossos
siegen wird. Der Born, aus dem die andere Gruppe ihre Kraft,
Menschen und Wirthschaftgüter schöpft, ist ums Doppelte größer.
Und fürDeutschlands Feinde arbeitet die Zeit, die ihnen erlaubt,
die unzulängliche Anfangsvorbereitung zu ergänzen. Unbestreit»
bar ist, daß uns nationale Pflicht an die Seite des Vierbundes
weist. Bulgariens Drang in Vorherrschaft auf dem Balkan wäre
für immer gebrochen, wenn die Partei, der es zugehört, unterläge;
Griechenland könnte sich dehnen und aufKleinasienhinübergrei»
fen. Deutschland soll uns einen winzigen Landzuwachs in Mittel»
albanien zugesagt und denReichsumfang von heute verbürgt ha-
ben. Unverantwortliche erzählen mir, Monastir, der Dodekanes
und Kypros seien uns sicher. Kinder mögen glauben, gegen den
Willen der Seebeherrscher sei ein Wandel im Insularbesitzstand
möglich. Der Krieg, den wir jetzt scheuen, wird uns später aufge»
zwungen werden: und dann werden wir einsam sein. Bedenket,
wie dasReich aussah, als die Liberale Partei dieRegirung über-
nahm, und in welche Maße sie es vergrößert hat. Hütet Euch, es
durch blinde Politik wieder zu verkleinern!"

Auch durch Rußland tönt manchmalnoch der Ruf: Wirwer-
densiegen! Ihn aus der Kehle zu lassen, scheint nun sogar Baron
Rosen bereit, der den Zaren in Belgrad, Tokio, Washington,
Portsmouth vertratund aus dessen geheimerDenkschrift(vom Lenz
1913) ich neulich, in den Nikolai»Heften, Einiges erzählte. Rückkehr
nachAsten,VerzichtaufdenBalkan,Konstantinopel,dieMeerengen
denPanslawismusunddieBefreiungunterjochterBruderstämme:
Das rieth der verrußte Balte den Reichssteuerleuten. Der Krieg,
den er, sast so, wie er geworden, voraussah,hatauchihn,alswäre
er ein deutscher Professor, Dichter oder Trachter, »umdenken"
gelehrt. Was ihn abscheulich dünkte, ist ihm nun heilig; und
frommer Ehrfurcht werth, was gestern Gräuel war. Ein Dreibund
mit Deutschen und Oesterreichern? In seiner heißesten Hölle soll
Satanas dieses Pack seinen Küchenjungen in die Pfanne ver-
leihen. Rußland, sagt er (imReichsrath), ist stolz und, trotz allem
Leid, selig, weil es in einer Front mit den zwei großen Demokratien
des Westens ficht. Für Freiheit und Kultur. »In dem Kampf,
der Rußland den civilisirtestenVölkern der Erde gesellt, kann es
sich die Freundschaft der Kulturmenschheit nur dadurch wahren,
daß es selbst sich auf die Höhe westlicher Gesittung hebt. Zwei
Systeme ringen um Tod und Leben. Daß wir uns in das deutsche
System einfangen ließen, ward uns zu Unheil. Nur das Gesetz
darf herrschen;Knechtungniemals wiedergeduldetwerden. Ruß-
land kampft für Freiheit und Menschenrecht gegen den deutschen
Militarismus." Und wird, versteht sich, siegen. Dem reuigen Sün-
der, der niedersteigt,klettertvonunteneinerentgegen: Plechanow,
der grimmig gescheite Sozialdemokrat. Der schreibt aus Genf:
„Seit den unruhigen Anfängen des siebenzehnten Iahrhunderts
drohte unsererrussischen Erde nie mehr solche Gefahr. Sie muß alle
Kräfte zurBertheidigungraffen; und unsere Parteigenossen wür-
den schlecht handeln, wenn sie durch unbedachtePolitikdiese Ver»
theidigung lähmten. Wirft Deutschland uns seinen Lasso um den
Hals, dann hatunserrussisches Proletariat, hat die ganze Arbeiter-
klasse darunter zu seufzen. Deshalb müssen die Sozialdemokraten
in der Reichsduma unter allen Umständen für die Kriegskreditc
stimmen.Wer sie weigert, verräth dasVolk; wer nicht mitstimmt,
ist ein Feigling. Stimmet dafür! Wenn es wahr ist, däß Genosse
Tschkeidze in denAusschuß fürdieReichsvertheidigungeintreten
will, fo faget ihm, daß ich mich seines Entschlusses von ganzem

Herzen freue und ihm große Folgschaft wünsche. Bedenket, Ge»
nossen, daß jetzt Ieder für die Reichsvertheidigung sein muß/
Reinere Inbrunst loderte nicht aus der Seele der Ritter, die
hinter der Kreuzfahne ins Heilige Land zogen. Revolution?
... Zügelt die Freude an Siegesposten; und wecket, Euch selbst
und den Nachbarn, das Gewissen. Unsere Heere sind weit vorn»
an: und der Krieg kann, dennoch, über den Winter hinaus wäh»
ren. Wir wollen nicht Brüller: die das Maul aufreißen und, un»
gewaffnet, ungefährdet, von den Brüdern draußen, ehe denn Ruhe
werden darf, die Eroberung neuer Welten fordern. Das istspott»
billig, trägtvonRindvieh Dankgebrumm ein; und ist den Kriegern
der ekleAussatz amLeib derVolkheit.TragetEuerGebeindurchs
Mordfeuer, da Ihr, Gaudiebe oder Grafen, so schlachtlustig seid.
Wir wollen nicht Ermahnung in Patriotismus von gefahrlos
Lungernden, denen der Krieg den Beutel füllt, den Sold doppelt,
das Ansehen und den Machtbereich weitet, Frucht, Schachtge»
wachs, Waare hoch überzahlt. Die müßten still sein; und redlich
prüfen, ob ihre Wonne an der Heldenzeitnicht irgendwo an einem
Schnürchen des Wunsches hängt, das Kriegsgeschäft noch hübsch
gedeihlich zu verlängern. WerBescheidung räth, wirdmeistmür»
risch angeschaut; läßt er sich davon nicht schrecken, so soll auch der
anders Wollende den Tapferen loben. Wer aus blutrothem Fluß»
bett Gold wäscht, braucht sich nicht immer zu schämen; soll Dar»
benden aber nicht Martyrhingebung ans Vaterland, auch nicht
Heldenvergottung predigen.Wir wollen nichtWucherer: diedem
Massennothstand für schlichten, unentbehrlichen Nährstoff mehr
abmelken, als zur Deckung der Kosten, zum Leben des Händlers
und der ihm Nächsten, zu Pfennigzuschlag langt. Nährmittel»
wucher ist jetzt Todfünde. Wer heute Fleisch», Korn», Gemüse»,
Kartoffel»«Konjunktur" münzt, ist ein Schuft. Wer Butter spei»
chert,damit derPreis noch höher springe, gehört an den Galgen;
der Schaffner, der fastet,weil er den Iungen wasFettes insFeld
geschickt hat, dürfte ihn henken. Wir wollen anständig, andächtig
fein; nicht Götzen zimmern noch uns brüsten, weil Andere froh
für uns bluten. Des Römers wollen wir denken, der, wenn Mars
auf goldenem Wagen durchs Gefild donnerte, das schnellste Roß
mit Broten kränzte und dem gewaltigen Gott, daß er der Aus»
saat und Ernte nicht tückisch sei, als Opfer auf den Altar legte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden tn Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G. m. b, S in Berlin.

Silsnz sm 50. Zun! 1915.
O sd st.
Iilodiiisu unil vtsnsilisr, , ,
«kkrkten
KrsS1 t,
^ulsills von 13!» . . ,
4V/« ScKuIäverseKi-, v, lg«?
41/2°/« ScKuwrsrsoKr, v, 1212
4>I.°/g^Il?siKs.'ri>gllns?° 1822
4V/« SedriISv,.?i>^iiiig v, 19«?
4V2°/«ScduIl!v,.«lAunF v, 1212
4^/2°/« ScKuI6v,.«ivssn12U7
4>/z«/„ Sc>i>iI6v,-2inssll v, 1212
dl,
3S9 371
127S38l
1S2 2U3>
188 121
ISS 181 —
I —
1 —
1
1
1
I
1
1412 «02 W
IS 222 27
S»»,!S0
1408 1»^!80
243 322 2»
s s»7 »«.«s
2>;
2 oou ovv
317 447
SS SSV «
288 »V0
717 SW
«72 S«0
100 0«0
1 so«
s I «u
24 MU
2 17,
8 »7»
7'«7
2 IS»
»27 872^1, l
2«»«i!«
IIA»,!-
,1,
0637 9> U 03
Le«>lnn> uncl Verlust IZecnnung.
v s 1, e 1,
Pk
HvKostsli
3,3» 807
öl
32L27
20
S8 282
72
S4 S3»
«g
382 478
»1
««823
31
1 47» S_^>
M
!>!,
,'k
Vortrag
17 822
24
1 427 7,!.'
117» l !2»
,,,
«otlik, Ssn 3, Septenibor
121»,
9^ ><öm^'

mir Winbslspitz«,
«Derlir^
NO
» r^?k r^z? r^ss? > l^s« r?s« r^« r^z? i^s« «s« >

!L Seftellnngen H!
!? auf die ^
^ VV^ Ginbauddecke
K zun, 92. Bande der „Zukunft«
(Nr. 40—52. IV. Vuartal des XXIII. Jahrgangs), Ä
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung zc. zum ^?
preise von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt »j
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, wilhelmstr. ?>
entgegengenommen. I
» i»^ »

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die »Zukunft" bei der Post abon»
nirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus»
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell »Postanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8W. 48, Wilhelmstr. Z».

Berlin, den ä«. Oktober 1915.
Aller Seelen.
Heilige Eintracht,
m siebenundzwanzigstenAugust haben die drei pariser Kam»
„ merausschüsse für Auswärtige Politik, für das Heer und für
die Flotte den Präsidenten der Republik und des Ministeriums
den hier folgenden Antrag vorgelegt: «DieAnsammlung deutscher
und österreichischerTruppen an Serbiens Grenze deutetnichtnur
auf die Absicht, dieses Königreich anzugreifen, sondern auch auf
den Wunsch, die Verbindung mit der Türkei zu sichern und die
Meerengen von derBlockade zubefreien. GelingtdemFeind(der
von Bulgarien kaum Widerstand zu fürchten hat), die Bahnlinie
Sofia»Philippopel zu erreichen, so ist die politische Wirkung ge»
jährlich. Da thatloses Zögern diese Gefahr mehren müßte, fordern
wir die Regirung auf, geschwind alles von den Umständen Ge»
botene anzuordnen und durch Truppensendung den nahen Fall
von Konstantinopel zu verbürgen." Die Regirung «beräth«; ver»
Handelt mit London, Petrograd, Rom und den Balkankabineten;
hofft noch, daß Bulgarien mindestens neutral bleiben und den
Durchzug fremder Heere hindern werde. Schließt sichs, wider Er»
warten, den Kaiserreichen und der Türkei an, gegen die es sich
1912 zum Kreuzzug erhob, dann wird der Eingriff schwierig. Oberst
Repington sagt inden,,1'imes»: «Sollen wir in Saloniki etwa das
Dardanellenabenteuer wiederholen? WennRußland,Rumänien,
Griechenland den Serben beistehen, können wir in Saloniki die
Mannschaft landen, die aufunserenHauptkriegsschauplätzenent»
lbehrlich ist; aber nichtmehr.DieHeereRumäniensund Griechen»

lands Würden gegen die Mackensens und Ferdinands genügen?
und die Mittelmeermächte könnten die türkischen Streitkräfte in
Schach halten. In diesem Fall, nur in diesem Fall könnte das
Unternehmen gelingen; und wir wären unseren serbischen Ver»
Kündeten den Versuch schuldig. Greifen Rumänen und Griechen,
nicht ein, dann ist die Aussicht aufErfolg so schmal, daß uns das
Abenteuer nicht verlocken darf.- Im Oktober, als Herr Vivianr
vonRadikalen und Sozialisten gefragt wird, warum er noch nichts
gethanhabe und was erjetztthunwolle, antwortet er: «Wir haben
nicht nur mit den Kammerausschüssen, sondern auch mit denRe»
girungen der verbündeten Staaten zu arbeiten; und wo diese Ar-
beit öffentlich erörtert wird, hats Einer, der Fragen stellt, leichter
als Einer, der antworten soll. Fragen nach diplomatischen und
militärischenVereinbarungen kann ich weder hier noch anderswo^
weder in öffentlicher noch in geheimer Parlamentssitzung beant»
Worten. Ehre und Eigennutz gebieten uns, zu hindern, daß, von
vom oder von hinten (starker Beifall), das edle Serbenvolk, das
seit drei Iahren in schweren Kämpfen steht, niedergeschlagen und
uns derWeg zu den verbündetenFreundenabgeschnittenwerde^
Weil wir aufdieGemeinschaftmitanderenRegirungenangewie»
senund für die allgemeineKriegslage mitverantwortlich sind^konn-
tenwirnichtfrüherhandeln.UnserewichtigstePflichtist,dieSchwä«
chung der französischen Front zu meiden. Wir durften nicht nach
dem Balkan gehen, ehe dietzeeresleitungen, die Generalstäbe ihre
sachverständige Zustimmung gegeben hatten.Was auch geschehen
möge: hier, wo wir mit heldischen Gefährten kämpfen, wird, durch-
unsere Kraft, die endgiltige Entscheidung fallen; daß sie von einem
anderen Schauplatz her kommen könne, haben wir nicht eine Mi»
nute lang geglaubt. Der Plan des Marsches nach Serbien ist, für
Heer und Flotte, von den Verbündeten mit vorsichtigster Sorgfalt
ausgearbeitet, alles Nothwendige ist vorbereitet worden und die
Regirung bürgt dafür, daß die Ausführung wirksam sein wird,,
wenn dieDinge so sind,wie wir sie sehen.Daich mehrauch ingehei-
mer Sitzung nicht sagen, weder Ziffern nennen noch Mittheilungen
fremder Kabinete weitergebenkönnte, werde ich nur in öffentlicher
Sitzung sprechen. Sie haben eine Regirung. Der können Sie Ihr
Vertrauen gewähren oder weigern. Zwischen Vertrauen undMiß-
trauen leben, ausgefragt werden und danach hören, die Antwort:

Aller iseelen.
genüge nicht und deshalb müsse die Frage, in andererForm, am
nächsten Tag wiederholt werden: in solcheLage darfdieRegirung
sich nicht herabdrücken lassen. Ich stelle nur eine Frage; aufrichtig,
klar, vor demLand und vorIhremGewissen: Haben wir nochIhr
Vertrauen? Wird dieseFrage bejaht, dann wächst dasAnsehen,
das die Regirung in ihrer schwierigen Stellung braucht." Sie wird
bejaht: 372 (gegen 9) Stimmen stützen den Satz: ,Die Kammer
vertraut der Regirung, billigt das von ihr Ausgesprochene und
geht zur Tagesordnung über." Triumph? Ein Drittel der Ab»
geordneten (ihr röthestes) hat sich der Abstimmung enthalten.
Zum erstenMal seit fünfzehn Monaten, seit der Verkünd ung
heiliger Eintracht gellt wieder wüster Zank durch das Bourbonen-
schloß.Republikaner schelten Herrn Viviani einen Selbstherrscher;
Monarchisten zählen die Sünden der Republik auf; in langwie»
rigen Dialogen wird erörtert, wer sich vom Wehrdienst gedrückt
habe oder zu drücken suche. Wir dürfen, stöhnt derMinisterpräsi»
dent, nicht denGlaubennähren, daß hier ein Faustkampf umPorte-
feuilles tobe. Herr tzerve fagt in «l.a Ouerre Sociale«: «Trauriger
noch als dasGezeter undTegeifer.das dieSitzung durchheulte.war
das von derMehrheitunfererFreundemit alberner Hartnäckigkeit
wiederholte Verlangen nach genauen Angaben, die jede Regirung
weigern müßte. Eine, die sich zu solchen Angaben entschlossen
hätte, müßte man, ihrer Dummheit oder Verrätherei wegen, am
Tag danach stürzen. Eine Woche nach der Mittheilung des Mi»
nisters hätte die ganze Hauptstadt gewußt, was wir auf dem Balkan
vorhaben. Ists nicht schon schlimm genug, daß beklagenswerthe
Schwatzhaftigkeit ihr, acht oder vierzehn Tage zuvor, enthüllt hatte,
wann unsere Offensive in derChampagne beginnen werde?Statt
einen an Verrath streifenden Vertrauensbruch zu fordern, mußten
unsereFreunde im Parlament zu offenem Ausdruck bringen, was
wir, Alle, über die Führung unseres internationalen Geschäftes
auf dem Herzen haben. Unfere auswärtige Politik war feit langen
IahrenimSchlepptau.WeilwirdieBesiegtenvon187l)warenund,
um uns vor neuer Verstümmelung zu schützen, Bündnisse suchen
mußten,machten wir uns ganz klein und sagten zuAllemIa.was
unser Bundesgenosse wünschte. Seit einem Jahr aber sind wir
nicht mehr die Besiegten von 1870, sondern sind, dank dem tzel»
denmuth unserer Krieger, die Sieger von der Marne. Wer dem
w

preußischen Militarismus das Kreuz gebrochen, vier His sechs
MiUionenMänner auf die Beine gestellt und, nach man chem Miß»
griff.MunitionundWehrgeräthinMassenausderErdegestampft
hat, Der dars wohl, bei aller Freundschaft und Dankbarkeit für
Rußlands Volk, den Gefährten trüber Tage, über die Pflichten
internationaler Politik seine eigene Meinung haben und zu dem
Verbündeten als Gleichberechtigter reden, sogar im rauhen Ton
des Freundes, der dem Freunde die Wahrheit nicht schminkt.
Weil wir uns zu tief gedemüthigt haben, sind wir auf dem Balkan
in so übleLage gerathen." HerrDelcasft habe, Rußland zuLiebe,
Hellas besser als Italien behandelt. Zum ersten Mal wird jetzt,
am Ende des Vierteljahrhunderts, das seitBismarcks Entlassung
verstrichen ist, in Frankreich öffentlich gesagt: Rußland hat uns
in Verlegenheit gebracht. Auch der Akademiker Barres beseufzt
die Sitzung; im »i^cko 6e ?aris« spricht er: »Die Kammer war
furchtbar erregt. Fünf Stunden lang hielt ich die Feder in derHand,
um aus all dieser Leidenschaft etwas der Landesvertheidigung
Nützliche aufzuzeichnen: fand aber nichts. Ich habe gegen die ge-
heime Sitzung und für die Regirung gestimmt. Ich will sie nicht
stürzen. Sie ist unvollkommen; zu meinem Bedauern fehlt ihr
Mancher, denThatkraft und geleisteter Dienst in ihreReihe weisen.
Doch welche Zusammensetzung bereitet Ihr vor? Würdet Ihr
Millerand und Ribot behalten, denen die Nation, das Heer, die
Bundesgenossen und die Neutralen vertrauen? DerMannschaft
von morgen würde die Kenntniß der Dinge, der nicht belichteten
Vorgänge fehlen; dieMannschaftvon heutehat dieseKenntniß im
Amt erworben. Und zuVersuchen ist jetzt nichtZeit. ‚Was hätten
wir vermocht, wenn die Regirung auf der Höhe ihrer Aufgabe
gewesen wäre!' Herr Chaumet hats in den Saal gerufen. Ein
schönes, großes, zu Trauer stimmendes Wort. Er hat gefragt:
‚Wo ist dieRegirung? Wo derLotse? Auf der Ministerbank sehe
ich ihn nicht.' Ist er anderswo? AllerBlicke suchten die Bänke ab.
Einer schaute denAnderen an. Die Kammer leidet unter dem Ge»
fühl, daß die Regirung nicht genug Willen und Entschlußkraft
habe, und möchte deshalb, natürlich, selbst die Geschäftsleitung
erlangen. Das wäre denkbar, wenn unseres Heeres Führer Ge»
nerale vongestern, ohne gründlicheErziehunginderTechnik ihres
Berufes, wären. Unsere Heereshäupter sträuben sich aber, mit

Aller Seelen,
gutem Recht, gegen die Zumuthung, die Handlanger von Stuben»
strategen zu werden. In den Heldentagen des Wohlfahrtaus»
schussesGlnter dem große Techniker standen) führte das Heer einen
langsamen Krieg, einen Lagerkrieg, der den ungeheuren Aufgaben
von heute gar nicht zu vergleichen ist. Jeder durch Kenntnißmangel
bewirkteFehlerunsererStubenstrategenwürde jetzt zuernsterGe»
fahr: denn wir kämpfen gegen das gewaltigste, von der höchsten
Wissenschaft geleitete Heer, dessen Ansturm unser Vaterland je zu
erdulden hatte. Schließlich ist der betrübendeTag ohne ernsteSchä-
digung vorübergegangen.Am Ende derpeinvollen Sitzungsprach
der allgemein geschätzeOberst Driant edleWorte.Wer aber wünscht
nicht mit ihm, daß heute kein offizieller Sitzungbericht erscheine!"
Der Lothringer Barres (der am Tag von Jena so düstere Weise
ins Land blasen mußte)hat seine Kümmerniß bald geborgen.«Weil
die Deutschen unsereFront nicht brechen und zwar russtfcheFeft»
ungen und Provinzen besetzen, nicht aber Rußlands Heer um»
fassen, vernichten und so den Friedensschluß erzwingen konnten,
weil sie wissen, daß Rußland im Frühjahr mit neuen Menschen»
Millionen den Kamps wieder aufnehmen wird, wollen sie in Südost
ein Loch in den Reif stoßen, der sie einzwängt. Auf die Märsche
nach Paris, Calais»London,Moskau»Petrogradläßt ihrTraum
den Marsch nach Konstantinopel»Kairo folgen. Sie hoffen, in
Asiens ungeheurerFülle neue Soldaten und Pfänder, dieBrita»
nien auslösen müßte, zu finden. Sie glaubten, durch gewaltige Be»
festigung.durch die sorgsame Organisation ihrerVertheidigungden
Menschenverbrauch gemindert und sich die Möglichkeit gesichert
zu haben, Massen auf den Weg nach Konstantinopel zu werfen.
Nun aber ist, in derChampagne und im Artois, erwiesen worden,
daß wir ihre Sperre brechen, ihrer Grabenmannschaft Herr wer»
den können und daß uns der Angriff nicht mehr kostet als sie die
Abwehr. Dieser Beweis ist ungemein wichtig. Deutschland hegt
noch kühne Pläne und bleibt furchtbar; ist aber hart getroffen. Weil
es zwischen seinenFeinden steht, kann es bequem aufseineninne»
ren Linien manövriren. Dazu braucht man nicht Genie; die kluge
Ausnützung der geographischen Lage genügt. Aber Deutschlands
Kraftquell ist nicht unerschöpflich; und wenn ein reiflich besonne»
nerund kräftig ausgeführterVorstoß der Verbündetendie Schwie-
rigkeit wegschafft, die ihnen die Entfernung vom Balkan bereitet,

wird das Ungethüm, nach der letzten Zuckung, seinen Hingang zu
bejammern anfangen. Die Mittwochssitzung der Kammer war
traurig und ich bedaure, daß der Präsident und dieFraktionvor»
stände uns nicht wenigstens für die Kriegsdauer dieses Haßgeheul
ersparen können, das die Sitzungen verpestet und die Seelen ver-
zwergt.WirwollenehrlicheEintracht,nichtDolchstößeindenRücken.
DaßdieDeutschen,dieachtzigKilometervor Parisstehen, das Be»
dürfnißnachandererMarschrichtung empfinden, isteinSchwäche»
zeichen. Unter der Maske des Stolzes wird die Strategie der
Verzweiflung sichtbar. Der Vierbund hat die Uebermacht und
braucht nur Zeit, um zu siegen. Kommen die Deutschen nach Kon»
stantinopel,dann ist unsere Sache nicht etwa verloren (weder dort
noch in Kairo kann die Entscheidung fallen); aber der Krieg wird
verlängert. Griechenland und Rumänien können durch Begün«
stigung die Niederlage Germaniens nicht hindern, durch ihren
Beitritt aber den Sieg des Vierbundes, also die Sicherung des
Weltsriedens beschleunigen. Der Vierbund kann, nach der Kopf-
zahl seiner Völker, noch zehn Millionen Mann ins Feld stellen;
der germano»türkische Bund nur zwei Millionen und eine halbe.
Mit dieserReserve ist, wenn wir sie bis in Rußlands Tiefen hinein
waffnen können, der Sieg gewiß und wir haben keinen Grund,
einer diplomatischen Schlappe oder militärischen Verspätung we»
gen zu bangen. Selbst der übertreibende Glaube, aus Bulgarien,
Griechenland, Rumänien könne dem feindlichen Heer ein Ersatz
von vierzenhunderttausend Mann zuwachsen, braucht uns nicht
zu ängsten: uns bliebe ja dieUeberzahl von mehr als sechsMil»
lionen; bliebe, auch nach einem vollen Balkanerfolg der Deutschen,
dieFreiheit derMeere und, als gewaltiges Pfand, die Herrschaft
über die deutschen Kolonien und die Sperre des ganzen deutschen
Aeberseehandels. Wer diese Kampfbedingungen durchdacht hat,
kann an dem Endergebniß nicht zweifeln. Serbien (dessen Helden
ich nicht einmal mitgezählt habe) giebt unsdas herrlichsteBeispiel
zäher Ausdauer. Deutschland klammert sich an die Hoffnung auf
Sonderfrieden. Fester als je aber sind die vier Völker entschlossen,
bis ans Ende zu gehen. In der Stunde, da Napoleon von Spa»
nien bis nach Moskau gebot, schien er stärker als jemals zuvor: und
dennoch begann diese Stunde den Tag, der ihn als den Schwäch»
sten erweisen sollte." (Er war allein und die Welt wider ihn.)

Auch Herr tzervä bläst längst wieder frohere.Lieder. Die
Mütter, Frauen, Schwestern der nach Serbien geschickten Krieger
sollen nicht jammern. »Ist ja gar nicht weit.VierTage vonMar»
-seille nach Saloniki. Frankreichs, Englands, Italiens Torpedo»
boote schützen dieUeberfahrt; der Soldat kann sich ruhig aufs Ohr
legen. Klima? Auf demBalkanwieinSüdfrankreich;nicht gerade
wie in Nizza und an derAzurküste, doch wie in Albi und Rodez.
In Griechenland wird, außer in einer dünnen Regirungschicht,
derFranzose als Freund und Erlöser begrüßt; und die serbischen
Bauerhelden, denen wir beistehen wollen, werden sich ihm nicht so
als Hund und als Ratte zeigen wie mancher französische Bauer in
unserer Kriegszone. Ein prächtiger Führer: Sarrall. Der wird
^eine Leute nicht als werthloses Kanonenfleisch behandeln, son»
Dern als Bürger, deren Haut kostbar ist und die man nur da dem
Feuer aussetzt, woNutzenundEhredesVolkesinWaffenfolches
Dpfer fordert. Langweilig wirds nicht dauntenz nicht wie im Gra»
benkrieg. Und Eure Söhne, Männer, Brüder gehen nicht etwa nur
Hin, um Serbien zu vertheidigen, sondern, um den Deutschen den
Weg nachKonstantinopel zu verriegeln und um den Krieg ein Halb-
jahr früher zu enden. Nach EurerMeinung dürfte mannurFrei«
Milligehinschlcken?DerFreiwilligenaufrufbrächteEuchnichtwei»
4er: dennalle Haarigenwürdensich fürSerbien melden! OberstRe»
Hington ist gegen die Landung in Saloniki. Er meint, wir könnten
nicht genug Truppen hinwerfen, um ohneRumänienundGriechen-
land Wirksames gegenDeutsche, Austro-Ungarn, Bulgaren und
Türken zu erreichen, und sollten deshalb lieber alle Kräfte auf der
Westfront zu entscheidendem Schlag ballen. Ziehen aber die
Deutschen in Konstantinopel ein, dann ist nicht nur die Hoffnung
aus Rumänien zu begraben, sondern Wilhelm kann sich eine Mil»
Zion Türken holen, sie waffnen und entweder an unsere Grenze
oder nach Egypten werfen. Putzig ist, daß erst wir einem englischen
Dberst sagen müssen: In Serbien soll Egypten und der Suezkanal
vertheidigt werden, tzauptfront! Diewechseltmit denUmständen.
Jetzt ist sie in Serbien. Ein sicherer Durchgang in die Türkei schafft
den Deutschen Getreide, Vieh, Kupfer, Soldaten. Der Balkan»
fieger gewinnt eine Million Gewehre: derFeindvon den Türken,
der Bierbund von Rumänen und Griechen. Und wir sollten
zögern, eine halbe Million Menschen auf die Balkanhalbinsel zu

schicken? Rußland allein müßte, selbstwenns seine Front dadurch
unvorsichtig entblößte, so viel nach Bulgarien werfen. Sind wir
solchen Kraftaufwandes nicht fähig, dann werden die in den vier
Staaten Regirenden nach ein paar Wochen ein schönes Konzert
von Seufzern undFlüchen hören! Wir dürfen nicht eine Stunde
mehr vertrödeln. Aus jeder Verspätung der Truppentransporte
kann ein Zusammenbruch des ganzen Unternehmens werden.*
Senator Elemenceau will den Tigerzahn nicht stumpfen»
I.'ttommetIncKäin6 pfaucht: »Wenn die Verbündeten einen Plan
haben, wie sie einen (sogar zwei) für die Dardanellen hatten, kann
das Ereigniß ihn uns kennen lehren. Nur möchte ich anmerken»
daß wir nicht blind dem Glück vertrauen dürfen; erstens: weil die
Deutschen seit einem Jahr inNoyon sind; zweitens: weil das hel»
dische Belgien und das heldische Frankreich für uns am Ende
eben so wichtig ist wie das heldischeSerbien. Wer bürgt uns,vor
einem Abenteuer, an dem Frankreichs Leben hängt, für gute Vor»
bereitung und Organifation, wer dafür, daß die Mittel, über die
wir verfügen, den Vorbedingungen des Erfolges genügen? Diese
Frage, die einzige, die sie stellen mußte, hat die Kammer nicht ge»
stellt. Die Deutschen, die unter Menschenmangel zu leiden an-
fangen, weiten ihre Front über alles ahnbare Maß hinaus, weil
sie hoffen, uns schließlich noch den Islam entgegenschleudern zu
können. Sollen wir ihnen blind dahin folgen, wo ihnen, unter den
günstigsten Bedingungen, zu schlagen beliebt, oder sollen wir auf
unserer verkleinten Front die Kraft zu entscheidendem Keulen»
schlag sammeln? Daswill überlegt sein. WirhabenDenkorgane?
und ich fordere nur, daß sie in der Stunde vaterländifcher Gefahr
nicht den Dienst versagen. Die allzu einfache Auffassung der Re«
girenden wähnt, daß wir nur in Serbien den Serben helfen kön»
nen. Schicken wir kleine Packete, eins nach dem anderen, dann
entsteht die Gefahr, daß wir, ohne Gesammtvorbereitung, über den
Punkt, bis zu dem wir gehen wollten, hinaus gerissen werden.
Jeder Brite oder Franzose, der nach Saloniki oder Gallipoli geht,
fehlt auf unseremBoden. Handelt sichs um eine Ehrenfrage? Dann
begreife ich nicht, daß Rußland, das für Serbien den Krieg be«
gönnen hat, sich um das serbische Heer, das ohne den Entschluß
des Zaren den Feldzug nicht gewagt hätte, nicht mehr kümmert.
Gilts einer Nutzensfrage? Italien ist dem Balkanschicksal fester

als wir verknüpft. KleinePackete: Daswärezuvielunddochnicht
genug. Zu viel für die Sicherung unsererFront; nicht genug, um
die Deutschen auf dem Weg nach Konstantinopel zu hemmen.Wäh-
rend der Kaiser über die Türkei, der wir die zum Krieg nörhigen
Millionen geliehen hatten, wie über feine Sache verfügte, wäh»
rend er sich die Neutralität Griechenlands und Rumäniens, ge»
gen Völker, denen diese Länder ihre Befreiung danken, sicherte
und Bulgarien für den Angriff auf uns kaufte, war unsere poin»
carirte Diplomatie ängstlich besorgt, die Staatshäupter zu hät»
schein, die siemitWortzuckerwerkbewirtheten;dieWarnerzuHaus
ließ sie das Ioch der Censur fühlen. Viele Engländer fürchten, wie
viele Franzosen, daß derZug nach Saloniki den großen Interessen
des Vierbundes nicht nützen, sondern schaden werde. Wer Eng»
land auffordert, im Hinblick auf einen mindestens ungewissen Er»
folg die französische Front zu schwächen, scheint mir recht leicht«
finnig zu handeln. So schwere Verantwortlichksit würde ich nicht
auf mich nehmen; denn ich bin überzeugt, daß die Entscheidung,
auch für Serbien, Rußland, England, für Europas Civilifation
und für den Orient, auf unserem Boden ausgefochten werden wird.
Der Heldenmuth des Serbenvolkes muß uns mit höchster Be»
wunderung erfüllen. Auch Leonidas war, mit seinen dreihundert
Spartanern (und ein paar tausend Helfern), in den Thermopylen
herrlich: dennoch gelang dem Xerxes der Durchbruch. Unsere
Aufgabe ist nicht, den Plutarchen der Zukunft Stoff zu bereiten^
sondern, uns Erfolg zu schaffen. UnferHelfercorps wird, überall,
von dem unglücklichen Volk, dem es Rettung bringen möchte^
mit Iubel empfangen werden. Das ist gewiß. Ungewiß bleibt nur
Eins: das Ergebniß.Und da bin ich zu der Erinnerung genöthigt,
daß nicht Ueskueb oder Monastir unser Ziel ist, sondern Kon»
stantinopel. Unseren russischen Freunden, die bewundernswerth
sind, will ich keinen Vorwurf machen; nicht einmal aus demVer»
steck. Wer ihre Lage nicht bedenkt, ist ein Narr. Da sie uns aber,
für den Vormarsch nach Konstantinopel, den doch ihr Interesse
empfahl, nicht die Truppen liefern konnten, die sie versprochen
hatten: was könnten sie jetzt leisten, da ihre strategische Lage
noch nicht viel besser ist? Sie sind unschuldig; schuldig die Leute,
die zwar genau wußten, wie es inRußland stehe, aber glaubten,
ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie uns mit schönenWorten fütterten.

,Wtr führen einen Krieg und erstreben, fürAlle, einen Ausgang,
wo auch immer gefochten werde/ Das hat Sir Edward Grey im
Parlament gesagt. Anders spreche auch ich nicht; nurist mir gewiß,
daß in Frankreich, von Frankreichs Kriegern, die Entscheidung
bestimmt werden wird. Uns aber wurde stets erzählt, England
wolle, daß wir nach Saloniki gehen. Greys Worte zeugen nicht
von solchem Streben. Wer entwirrt uns den Knäuel all dieser
Fragen, die einstweilen noch nicht beantwortbar scheinen?"
Die Stimmen, die den Eingriff in den Balkankrieg empfehlen,
sind stärker. «Wir sind des Sieges gewiß, können aber noch nicht
wissen, wann undwo wir ihn erringen werden. In welcheUmwege
wird er uns nöthigen, ehe er sich greifen und halten läßt? Wenn
eines Tages erwiesen würde, daß wir, um ihn zu packen, nur die
Hand ins serbische Gebirg auszustrecken brauchten: könnten wir
dann den Biß des Gewissens ertragen? Keine Methode ist un»
sehlbar, kein Wagniß ohne Gefahr; jeder Schritt kann an einen
Abgrund führen. Plötzlich wird aus dem wirren Geknäuel des
Handelns der Sieg hervorblitzen. Gewichtige oder spitzige Gründe
für und gegen den Zug nach Serbien zu suchen, ist nutzlos. Jede
Begründung kann entkräftet werden. Sicher ist nur: die Noth»
wendigkeit, überall zu kämpfen, wo ein Deutscher steht. Die Vor-
bereitung des Kampfes ist die Sache der Führer, die unser Schicksal
gestalten. Aus dem Munde der ersten Landsleute, die im Orient
verwundet wurden, hören wir nicht Klage, sondern den Rath, in
Geduld und Verzicht uns an das Vaterland hinzugeben. Die
großen, dramatisch wirkenden Schläge der Deutschen bieten uns
immer ein Doppelschauspiel. Eins, von wilder Schönheit, zeigt
die kräftige Organisation, die gründliche Vorbereitung, die Zu»
sammenfassung aller Kräfte zur Sicherung des größten Ertrages.
Das andere Schauspiel ist rein theatralisch, langt nach derBühne,
will durch Verblüffung und jähen Donner auf die Phantasie wir»
ken und den Feind inAngst oder Lähmung schrecken. Dabei hilft
die deutsche Presse. Man hört Triumphgeheul und ist für eines
Augesblickes Dauer getäubt. Die Neutralen beben; in Frankreich,
England, Italien schwankt die Oesfentliche Meinung: Furchtsame
werden vonUnruhe gepackt. Ein paarTage lang scheint Deutsch»
land der Sieger und Weltbeherrscher. Die Versuche, England
durch Unterseeboote zu blockiren und Rußlands Heer zu ver«

michten, boten demAuge dieses Doppelschauspiel. Die starken, nur
durch cheatralischen Ueberschwang geschädigten Pläne hatten zu»
nächst, nach gründlicher Vorbereitung, Erfolg; scheiterten aber
schließlich an ihrer Künstlichkeit, ihrer merkbaren Absicht aufdeko»
rative Wirkung; Bluff kann derNeberlegung, der Erfahrung, der
Zeit nicht widerstehen. Große Theaterschläge müssen schnell aus-
geführt werden; sonst werden die hohlen und morschen Stellen
des Werkzeuges fühlbar und der Schlag trifft Den, der durch ihn
schrecken wollte. England hat denAnfall derUnterfeeboote grim»
mig gerächt und Rußland ist wieder aufrecht. Auch derPlan des
Zuges nach Konstantinopel hat, neben der düsteren, durchaus ernst
zu nehmenden Drohung, Etwas vom Kunststück, das uns nicht
blenden darf. Nach Konstantinopel kommt Egypten, kommt In»
dien. Wir sehen eine bewundernswerthe Maschine, deren Bau,
deren Hebel und Räder ein furchtbares Bild ihrer Kraft geben.
Was aber ist ihrZweck? DerAufstieg indenMond.Dannwollen
wir unsere Bewunderung sparen. Der Mond ist zu hoch; keine
Menschenmaschine trägt bis zu ihm empor. Auch in dieser wird,
vor dem Anmöglichen, eines Tages das Räderwerk versagen.*
(Akademiker Capus in l.e l'igär«.) In der selben Zeitung fagtHerr
Reinach: »Abermals bewähren die Serben solche tzeldentugend,
daß die ihnen verbündeten Großmächte, wenn sie ihnen nicht hül»
fen, mit unauslöschlicher Schmach befleckt würden. Anfangs«»
solge der Deutschen, Oesterreicher, Bulgaren sind denkbar. Auch
Rußland schien völlig geschlagen: und nun stecktder deutfcheAn»
griff im gefrorenen Schlamm Kurlands und des Pripet; und am
SaumGaliziens und derBukowina zeigen sichstarkerussischeAr»
meen. Wars nicht richtig, noch in den dunkelsten Stunden auf die
Rückkehr des russischen Glückes zu bauen? Freilich: von selbst
kommt auch die Gerechtigkeit, die in den Dingen lebt, nicht inBe»
wegung. Die Ausschweifung auf den Balkan kann Katastrophe
oder Triumph werden: je nach dem Aufwand von Kraft und Ent»
schlossenheit, der den Verbündeten erreichbar ist. Mit wahrem
Köhlerglauben, dem letztenBleibsel der einst von Frau von Stael
gepriesenen Sentimentalität, nimmt Deutschland seit fünfzehn
Monaten alle Verheißungen und Träume seines Kaisers hin. Am
Sedantag, hörte es, ist Einzug in Paris; am Neujahrstag Fall
von Calais und Einbruch in England, das durch Unterfeeboote

ausgehungert, durch Luftbomben der Zeppelins eingeschüchtert
wirdzRußland auf die Knie gezwungen, seinHeer beiWilnaeln»
gekreist, gesangen und Petrograd in Lebensgefahr. Nach mancher
Enttäuschung mag leiser Zweifel in die deutsche Seele geschlichen
sein. Doch der Kaiser und WolffsTelegraphen»Bureau arbeiten
weiter. Zermalmung der Serben. Einzug in Konstantinopel. Die
Meerengen frei. Spazirgang durch Kleinasien und Syrien. Er»
oberung Egyptens. Gut. Wir müssen handeln. Daß zwischen Bei»
grad und dem Bosporus achthundert Kilometer liegen, entbindet
uns nicht der Pflicht, rasch zu handeln. Die serbische Decke darf
nicht platzen. Noch geht der Kampf über das dem deutschen Ein»
brechergünstigste Gelände; morgen wirds der Vertheidigung gün»
stiger sein. Gebirg, Wälder, Schluchten: für die Serben, die mit
gewohnter Tapferkeit kämpfen, der beste Kriegsschauplatz. Denn»
noch müssen wir unseren Vormarsch beschleunigen. Der deutsche
Größentraum? Leset im Erschrecklichen Leben des großen Gar»
gantua (von Rabelais) das dreiunddreißigste Kapitel. ‚Wenn
Spanien sich Euch, allergnädigsterHerrPikrocholus, ergeben hat,
fahret Ihr durch die Sibyllische Enge und richtet da zwei Säulen
auf, viel stattlicher als die des Herkules. Dann wird Barbarossa
Euer Sklave sein. Im Sturm erobert Ihr die Königreiche Tunis,
Hippo, Algerien, Bona, Corona, kühnlich die ganze Berberei. Eure
Hand umklammert Majorka, Minorka, Sardinien, Korsika und
andere Inseln. Ihr kehret Euch linkwärts und nehmet das ganze
narbonische Gallien,dieProvence undAllobrogien,Genua,Lucca,
Florenz. Dann sei Gott Dir gnädig, Rom! Schon schlottert der
arme Iunker Papst vonAngst. Neapel, Kalabrien, Apulien, Si»
Zilien: das ganze Welschland habt Ihr nun in der Tasche; und
Malta gleich mit. Loretto kommt auf dem Rückweg. Zuvor Kan»
dia, Cypern, Rhodus; von dort werfen wir uns auf Morea. Gott
schütze Ierusalem! Aber mit demAufbau dessalomonischenTem»
pels müsset Ihr noch warten. Nicht zu plötzlich in Eurem Unter»
nehmen sein! Eile mit Weile, rieth Kaiser Oktavian. Erst müsset
Ihr Kleinafien, Karlen, Lykien, Pamphylien, Lydien, Phrygien»
Mysien, Alles bis an den Euphrat haben. Inzwischen hat Euer
zweites Heer die Bretagne und Normandie, Flandern, Brabant»
Hennegau, Artois, Holland, Seeland Euch erobert; ist, über de»
Bauch der Schweizer, bis an den Rhein geklettert; Luxemburg.

Aller Seelen,
Lothringen, die Champagne und Savoyen sind in seiner Hand;
nun ward Norwegen und Schweden, England, Schottland, Ir»
7and unterjocht; von da gings durch die Ostsee nach Preußen;
Einser ists, sammt Polen, Litauen, Rußland, der Walachei, Sie»
Henbürgen, der Bulgarei und Türkei; Eure Leute stehen schon
in Konstantinopel. Ein alter Edelmann sprach, da er solches
Reden hörte, aus Erfahrung: All dieser Anschlag wird, fürchte
ich, einst ausgehen wie der Schwank von dem Milchtopf, aus dem
der Schuster im Traum schwelgte, der dann aber in Scherben
brach. Unsinn, schrie Pikrocholus; vorwärts! Angst habe ich nur
vor den verteuselten Legionen Großmauls; was machenwir, wenn
sie uns, während wir in Mesopotamien festsitzen, auf den Schwanz
treten?' Diese Legionen sind die Heere der Ioffre und Kitchener,
Russkij und Iwanow. Nur sie fürchtet der Kaiser. Deshalb
schwächen wir sie nicht im Geringsten. Nicht in ‚Mesopotamien'
Ist unser Hauptkriegsschauplatz." Der Vergleich ist nicht ganz witz»
los. FastTodfünde aber, Ioffre S Co. mit demNamen des Groß»
mauls (QiAn6Zosier) zu züchtigen. Und warum verschweigt Herr
Reinach dieAntwort, die dem rabelaisischen Helden wird?Zwickt
Euch die Teufellegion, dann, spricht Hauptmann Diarrhöe,»sendet
Ihr einDepeschlein an die Moskowiter: und flugs stellen sie Euch
vierhundertfünfzigtaufend Mann, erlesenes Kriegsvolk, auf die
Beine". Frankreichs Hoffnung auf Rußland nistet heute nicht
fester. Alles wiederholt sich nur im Leben; und im Völkerlos.
Noch eineStimme; l.elemp8:„ Seit mindestens dreiMonaten
mußte jede Staatskanzlei und jeder Generalstab sich auf das Er»
eigniß von heute vorbereiten. Außer dem höchster Bewunderung
würdigenWiderstand der Serben warAlles vorauszusehen. Die
Schnelle des Entschlusses und derAusführung muß den Beweis
erbringen, daß die Entente nicht überrumpelt wurde und daß ihre
Leiter nicht kleiner sind als ihre Pflichten. Allzu viel Zeit ist ver»
läumt worden. Ietzt ist Eile das höchste Gebot. Wenn in jedem
der verbündeten Staaten das Bewußtsein der Verantwortlichkeit
und der Aufgabe lebt, kann die gemeinsame Kraftleistung die
Balkanvölker überzeugen, daß der Krieg mit dem Sieg des Rechtes
und der Gesittung, mit derNiederlage barbarischer Knechter enden
muß. Trotzdem es auf allen Fronten gesiegt zu haben behauptet,
lechzt Deutschland nach Frieden. In ihrer Gesammtheit sind die

Deutschen des Krieges müde. Das Balkanabenteuer gefällt ihnen,
weil sie von ihm eine Beschleunigung des Friedensschlusses er-
hoffen. Sie fürchten den zweitenWinterfeldzug; denn ihnen war
vorgeredetworden,derKriegwerdekurzseinundschnelleinenFeind
nach dem anderen zerschmettern. Nun ist, nach vierzehn Monaten,
nicht eine Armee Frankreichs, Rußlands, Englands, Italiens^
Belgiens gefechtsunfähig; und umnurmit Serbiens tzeldenmuth
fertig zu werden, mußten die Kaiserreiche die verbrecherische Treu-
losigkeit derBulgaren erkaufen. Ein SchimmerdieserWirklichkeit
ist ins Auge des deutschen Volkes gedrungen. Der Traum von
Weltherrschaft ist verslogen; man denkt nur noch daran, die durch
die Besetzung russischen, französischen, belgischen Bodens erwor-
benen Pfänder zu gutem Preis einlösen zu lassen. Da droht die
letzte Enttäuschung. In keinem Fall werden die Verbündeten
Frieden schließen, ehe ihr Sieg unbestreitbar ist und Deutschland
sich als geschlagen bekennt. Auf der einen Seite Ehrgeiz und er»
bärmliche Gier; auf der anderen ein hohes Ideal. Der Friede
wird und muß den preußischen Militarismus töten; überlebt er,
dann bleibt das Leben der Völker unsicher und unsere Kinder ler»
nen das Unheil kennen, das wir erleben. Den Menschen unseres
Tages hat das Schicksal die edle Pflicht aufgebürdet, die Freiheit
der Völker zu sichern. Sie werden derPflicht nichtfehlen;werden
die Ehrenlast bis ans Ende tragen. Die verbündeten Mächte
werden nieanderenFrieden schließen als den von ihrem Waffen»
sieg empfohlenen. An diesem Entschluß kann ein ortlich begrenzter
Vorgang, ein Erfolg auf dem Balkan oder sonstwo, nicht rütteln.
Auf der breiten Gesammtstrecke des europäischen Kriegsschau«
Platzes werden wir Entscheidung erlangen; auf dem Festland und-
auf dem Meer, wo unsere Herrschaft unbeschränkt und von dem
Deutschlands Flagge seit einem Jahr verjagt worden ist."
Aus dem selben Blatt wird, in der Nachbarspalte, denNeu»
tralenvordeutschemLandhungerundGrößenwahnAngst gemacht.
»Herr Professor Martin Spahn, der seinen Lehrstuhl kaiserlicher
Gunst, nichtpersönlichemVerdienst, dankt, hatjüngstFranzIosepl>
ermahnt.Italienzuplündernundschnelldaslombardo-venetische
Königreich wiederherzustellen, von dessen Gräuelwirthschaft die
Bleidächer von Venebig und die Galgen von Belfiore zeugen.
Jetzt räth der selbe Professor seinem huldvollen Herrn,Frankreich?

Aller Seelen,
in die Grenzen zurückzudrängen, die es im Mittelalter hatte. In welchem Mittelalter? Will der beflissene Höfling, den Hohen» zollern zu Gunst, die verscharrten Königreiche der Caribert und Guntram, Childebert und Chilperich ausgraben? UnsereWissen- fchaft könnte antworten, daß diese Königreiche in die französische Reichseinheit eingeschmolzen, mit der Zustimmung all ihrer Be- wohner dem Königreich Frankreich eingefügt worden find. Auch gab es ,im Mittelalter' (genauer: am vierzehnten Februar einen Vertrag, der als,Eid von Straßburg'bekannt ist.DieHand» schriftenfammlung unsererNationalbibliothek hat unsdenWort- laut erhalten; die Deutschen müssen ihn kennen, da der greifs» walderProfessorKoschwitz ihn in seinem Kommentar zu den älte- sten sranzösischen Sprachdenkmälern anführt. Und dieser Eid von Straßburg, dieses zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen ausgetauschte Gelöbniß scheidet die zwei Sprachen, zwei Völker durch die Rheingrenze. Wozu aber mit Herrn Spahn streiten? Er leugnet, daßdieVölker das Recht zur Selbstbestimm» ung haben, und meint, wie 1912 ein Doktor Frymann, Frankreich müsse niedergeworfen und gezwungen werden, zu Haus und in den Kolonien fo viel Land (das zuvor von den Einwohnern ge- räumt wird) abzutreten, wieDeutschland brauche. AnsolcheFor- derung hat uns deutscher Massenwahnsinn gewöhnt. Die Sonder- heit des Herrn Martin Spahn beruht nur in der Thatsache, daß er, kurz vor dem Krieg, auf dem Heidelberger Friedenskongreß als Redner viel Beifall fand. Das Beispiel lehrt uns wiederum daß der Pazifismus eine der Masken ist, die das deutsche Bar- barenthum vorbindet, um wildes Trachten und rohe Gier zu ver« bergen." Abgemacht. Was aber, redlicher lemps, ist in Deutsch- land nun stärker: Gier oder Müdheit, Landhunger oder Sehnsucht in Frieden? Herrscht Größenwahn oder ward die letzteHosfnung enttäuscht? Der Spähne Bündel soll ja dick sein wie ein Wanst.

Diagnose.

Ich ließ die Stimmen sprechen, die beträchtlicher'Gruppen- Meinung Ausdruck zu geben scheinen. Wer in dieses Geschwirr hineingehorcht hat.muß merken: daß von tief überwiegenderMeh r- heit das Balkanabenteuer als unbequem, gefährlich, doch unver- meidbar empfunden wird; daß die ernstesten Geister sich mühsam

in den Glauben an den Erfolg des Unternehmens peitschen, das,-
felbstwennnichtunerwartetesHinderniß sich ihm entgegenstemmt,
Wochen braucht, um auch nur ein Armeecorps auf den Kampf«
platz zu fördern; daß die Union Sacree rostig geworden, die Re»
publik im Urtheil und Alltagswunsch nicht mehr einig ist. Noch
aber, ganz und gar, im Willen zum Sieg. Ob der nicht unfähige,
doch unwahrhaftige Herr Viviani noch einWeilchenweitergaukelt
oder bald stürzt (und dadurch Herrn Delcafse, dem immerhin Sach»
verständigsten, die Rückkehr ins Amt ermöglicht), ob er, unter dem
Firmenschild des siechen, halb blinden Blenders Bourgeois, das
internationale Geschäft fortführt, Hanotaux, Pichon ausurnt oder
es Herrn Briand anvertraut, der sich lautlos in Bereitschaft hält,
ist für uns ohne gewichtigen Belang. Daß für das Heerwesen (Mil»
lerand»Thomas),für Finanzen (Ribot, Melineund Genossen) gut
gesorgt wird, scheint durch die Ruhe des Landes erwiesen, dessen
Hochöfen, Eisen» und Erzwerke zum weitaus größten Theil (bis
zu drei Vierteln) in deutschem Besitz sind und das dennoch kräftig
athmet und kämpft. Unzufrieden ists nur mit dem Balkanrennen
der Merbundsdiplomatie und, im Innersten, auch mit den Sozien.
DteBritenfront,diedenKüstenschutzinsUnüberbietbaregetrieben
hat, wird noch immer zu kurz gefunden. England, heißts, müßte
für seinen Orientruf und für Egypten, Rußland für Serbien und
denBosporus vielmehr wagen;Italien,da es imTrentound am
Isonzo nicht schnell genug vorwärts kommt, die Heere Ioffres und
Sarrails wuchtig stärken. Auf Iapans Eingriff in den Europäer»
krieg wird fürs Erste nicht mehr gerechnet. Baron Kato, der das
Auswärtige Amt des Tenno geleitet hat, sagte im Herbst, dieser
Eingriff werde von einigen Politikern gefordert, sei aber unmög»
lich. »Mit Schiffraum könnten die Verbündeten uns aushelfen.
Aber die Beförderung und Ernährung dernöthigen Heeresmassen
würde viele Milliarden Pen kosten. Sie uns vonAnderen bezahlen
zu lassen, würde dasAnsehen, die Ehre des Vaterlandes niemals
gestatten. Anleihen sind jetzt nicht zu haben; wir könnten sie auch
nicht tilgen. Waffen und Munition aber können wir in großen
Mengen liefern; und werden es gern thun. Einzelne Iapaner
übertreiben Deutschlands Macht; fürchten, es werde siegen und
dann einen Rachekrieg gegen uns führen. Man braucht weder
Augurnoch Prophet zusetn,umdieHaltlosigkeitsolchenGlaubens

zu erkennen und einzusehen, daß Deutschlands Niederlage un»
vermeidlich ist."Der neue Minister,der aus der pariser Botschaft
kommt, soll dem Eingriffsplan freundlicher sein. Indochina wäre
ein hoher Kampfpreis; Mongolenland zulänglicher Lohn für den
(billigeren) Truppenvorschub nach Rußland. Durchschnittsglaube
der Westpolitiker: «WennIapan an unserem Sieg zu zweifelnbe»
gönne, würde es eingreifen. Sicher wäre es zum Schutz Indiens
zu haben; wahrscheinlich schon für Egypten. Heute liefert es den
Russen Geschütze, Munition, Unterseeboote; morgen vielleicht
Offiziere. Wenn es auf einem Kriegsschauplatze zur Entscheidung
mitwirkt, leuchtet sein Nimbus über Asien hin und seine Geltung
schwillt auch in Amerika. Hätten wir die Balkangefahr früher er»
kannt, dann könnten imNovemberIapaner inKleinasien, in Sa»
loniki, Kawala, Dedeagatsch landen und den Kampf gegen die
Türkei aufnehmen. Zu spät!« Durch alles Gespräch stiehlt sich
dieser Seufzer. Nikolais Aufruf andieRussen, derBulgarien als
abtrünnigen Glaubensgenossen, als undankbares Kind russischer
Blutströme, als Brudermörder und Verräther der Slawensache
mit Himmelsstrafe bedroht, hat dem Franzengaumen geschmeckt.
Nur: zu spät! Und mußte Rußland, um wirrem Volksdrang zu
schmeicheln, Konstantinopel, das doch Freie Stadt werden soll,
öffentlich für sich fordern? Konnte es nicht dem sofioter Koburg
die Stalthalterschaft, dem bukarester Hohenzollern ein bessarabi»
sches Rippenstück anbieten? Ueberall versäumte Gelegenheit.
Wahrscheinlich ist der Versuch, einen Kriegsrath zu schaffen,
der über alle Armeen des V ierbundes nach freiem Ermessen und
nach dem Bedürfniß des Tages verfügt. Heilmittel oder neue
Reibungfläche? Die Bestimmung des auf ihrer FrontNothwen»
digen werden die Feldherren sich nicht entwinden lassen. Insbe-
sondere sind die Generale Ioffre und French, die in der Marne»
schlacht siegten, ein Jahr lang nicht wichen und so den zur Waff»
nung und Geschoßlieferung unentbehrlichen Zeitraum sicherten,
zu mächtig, um einem Kriegsrath unterthan zu werden. Dessen
Wink brächte auch weder Russen noch Italer in Trab. Wieder
^eigt sich, wie schnell imWirbel des Krieges derWertheinerBun»
desgenossenschaft schmilzt, deren Streitkräfte sich nicht, im Noch»
fall, flink auf einen Kampsplatz fammeln können. Was hätte uns
die Leitungeinheit genützt, wenn der deutsche Vorstoß nach Ga»

ltzien und in die Karpathen nicht möglich gewesen wäre? Ueber
Krakau, Brünn, Prag wären die Russen vielleicht in Deutschland
eingebrochen. Und hätte eine Million Russen, nicht einmal bester
Sorte, vom ersten Tag an auf der Westfront mitgekämpft, dann
wäre der Krieg wohl noch 1914 beendet worden. Ueber die Un»
Möglichkeit derTruppensammlung hülfe kein Oberkriegsrath hin«
weg. Auch der Genius nicht. Selbst der Tyrannenfeind Clemen»
ceau ersehnt, für die Kriegszeit/jetzt einen Bonaparte. Und ein
anderer Senator, Herr Cheron, hat eine Interview mit dem Korsen
erschwitzt. Was läßt er ihn sprechen? Quark. Er trifft ihn, natür»
lich, im Paradies, zwischenAlexander, derüberMakedonienredet,
Caesar, der den Isonzo dem Rubikon vergleicht, und tzannibal,
der Ioffre in seinen Himmel hebt und an den Zauderer Fabius
erinnert, dem Geduld und vorsichtige Abnützungtaktik den Sieg
bereitete. Napoleon ist in Eden klein geworden. »Hätte ich Eng»
land und Rußland für mich gehabt, dann wären Preußen und
Oesterreicher nicht weit gekommen. Auch jetzt aber sind sie verloren.
Sie scheinen nicht zu ahnen, was eine zum Sieg entschlossene Koa-
lition ist. Früh oder spät erliegt ihr Jeder. Neulich erst hat mich
der alte Blücher daran gemahnt; eristaußersich.weilDeutschland
jetzt von so schlechten Händen geleitet wird. Das freute mich. Das
ist meine Rache. Die Entscheidung kann nur auf Eurer Front
fallen. Doch die Staatslenker müssen Männer sein, nicht blasse
Schatten. Wer nichts kann, muß weg." Ueber die Balkandiplo»
matte des Vierbundes lacht Bonaparte, wie der Senats r nieEineu
lachen hörte. Uns kanns ergötzen; kann auch erfreuen, daß ein
Franzos den ^rcki öocke Blücher im Paradies schwelgen läßt.
Seltsam dünkt uns nur, daß Bonaparte gegen die Wehrgemein»
schaft mit England nicht ein Wörtchen sprach. Haben Sie, Herr
Senator und Totfeind, Lust, ein paar Minuten lang demNapo»
leon zu lauschen, der unsWilden gelebt hat und heute noch lebt?
»Ist Euch, Franzosen, das Hirnschmalz eingetrocknet oder
habt Ihr, trotz aller Lobhudelei, das Zielmeines Kometenmarsches
nie erblickt? Britaniens Politik begreife ich. Kalt wie Wellington,
klug wie Pitt. Werdet Ihr geschlagen und wird, was Euch Bel»
gien heißt, deutsch, dann bleibt an der Kanalküste ein deutsch-eng»
lischer Ausgleich möglich und der Sieger wird froh sein, wenn er
Calais anglisiren und Euch dadurch von Eduards Erben trennen

kann. Wird gar Rußland zerstückt: weitsichtige Briten müssen die
Freude dämpfen. Ruhe in Asien; kein Russenschiffim Mittelmeerz
keine Landgrotzmacht, der sich hier Deutschland, drüben Japan zu
wirksamem Angriff verbünden kann; auf Jahrzehnte hinaus
Kriegszustand inOsteuropa und keineMöglichkeitrusso-amerika-
nischer Wirthschaft-Kumpanei, der Japan Brücke und Agent,
China tzauptmarkt ist. Wie der Krieg ende: die wichtigste Briten-
waffe, die Flotte, das eigentliche Heer der Infel bleibt im Kern
unangetastet und ist, wenn alle Armeen abgenützt, alle anderen
Kreuzer versunken oder lahmsind,nochvielmächtigeralsjezuvor.
Wer weiß, ob Deutschland die Insulaner nicht auch dadurch in
Freundschaft ködert, daß es ihnen alle Dreadnoughts, die es selbst
nicht braucht, zu stattlichem Preis verkauft? Pitt ist nicht tot. So
muß man Politik machen: Vorsorgen, daß jeder Fall, noch der im
Augenblick ungünstigste, Korn auf die Tenne liefert. Ihr,Kinds»
köpfe, mahnet die Engländer, an ihre Kolonien zu denken? Indien
ist weit; und daß Egypten weder leicht zu erobern nöch ohne See-
herrschaft zu halten ist, weiß der ausgepichte Kitchener so gut wie
ich Wüstenbummler und Pyramidenschwärmer. Die strampeln
sich nicht aus der warmen Decke. Worauf aber hoffet Ihr? Alle
Grabenlinien, in Belgien, Lothringen, Elsaß, zu stürmen und bis
an die Mosel, den Rhein vorzudringen? Nicht mehr. Der alte
Ioffre ist ein tüchtiger Kerl. Bin ich aber so ganz verschollen, daß
IhrEinen anbetet, dervierzehnMonatelangdenFeindin Frank-
reichs wichtigsten Bezirken duldet?HundertneunIahreists heute,
seit ich in Berlin einritt. Der StaatFriedrichslag zerfetzt unter mei»
nem Stiefelabsätze. Das war doch wohl ein Bischen mehr, als das
abgeleierte Lied von derMarne meldet. Neun Jahre danach saß ich
auf Sankt Helena. Wer hat mich hingeschleppt undzuTod gemar-
tert ? Der Sieger von Azincourt und Waterloo. Der auch die Jung-
frau von Orleans gemordet hat. Euer Herzensfreund. England.
Dem werdet Ihr leibeigen, wenn, im Euch günstigsten Fall, das
Spiel unentschieden bleibt. Deutschlands Menschenzahl ist bald
ums Doppelte größer als Eure. Ehe es so weit ist, hat es, sicher, er-
kannt, daß es ihm auf die Länge Nützliches nur von den jetzt ihm
Verbündeten erlangenkann: deutschesLandundnahe,ohnelange
Seefahrt erreichbare Kolonien. Was wird aus Euch? Basallen
Kriegsknechte.Belustiger Englands.Wer holtEuch das in den Ori-

ent verlieheneGeld zurück?Wer hilftRutzland wieder inZinskraft?
Wer hindert Deutschland, nach drei, fünf, zehn Iahren Euch das
Erz und die Kohle auszubrechen und in Toulon sich ein Gibraltar
zu schaffen? Wird aus Eurer unbedachten Balkanjagd gar ein
Abenteuer, wie mein ewig verträumter Herr Neffe (der meinen
Namen in Verruf gebracht hat)es in Mexiko fand, kommt Ihr zu
spät, seid zu schwach, werdet eingekeilt, in den Hals einer tzaemus-
flasche eingepfropft, glücktEuremFeind, was mir nicht beschieden
war, dröhnt, zum ersten Mal, der Marschtritt eines deutschen Hee-
res durch Stambul, weit in den Erbosten hinaus, dann steht Eure
Sache schon heute höllisch schleHt und ich weiß nicht, wie Ihr
dem Deutschen das Pfand, das er von Euch hat, je ablösen könntet.
Er bliebe, wo er ist, behielte Euer Erzbecken und die hundert»
zwanzig Hochöfen; würde Eure Industrie nützen und von Eurer
Scholle ernten. Zu dem alten Einfallsthor käme Belgien als neues.
Er bliebe, bis Ihr die siebenzigMilliarden draufgelegt hättet, die
zwanzig Kriegsmonate fammt denRentenfürtzinterbliebeneund
Invalide verschlingen. Dürft Ihr in folche Lebensgefahr tölpeln,
die vonkeinertzoffnung auf triumphalen Sieg, auf die Eroberung
von Straßburg, Koblenz, Köln aufgewogen wird? All in meinem
wüthenden Ehrgeiz war ich niemals fo toll; und hatte doch, sagt
man, ein Gehirn, das sich Luxus leisten durfte. Machet, ehe es
wieder zu spät wird, Frieden! Lasset Euch den Besitzstand von
gestern verbürgen, Egypten (das Ihr stets begehrtet, das Ihr, in
Freundschaft mit Deutschland, halten könntet) und Tripolitanien
verheißen: mit Marokko, Algerien, Tunis wärs das herrlichste
Afrikanerreich, das zu erträumen ist; und Ihr könntet, Ihrmüßtet,
um nicht überlastet zu sein, auf alles Kongoland verzichten. Soll
auch durch den Zuwachs von Europäererde bescheinigt werden,
daß Ihr nicht mehr ,die Besiegten von 1870' seid: fordert die Wal»
lonenbezirke und lasset den Deutschen dieMamen. Die Theilung
zöge sie aus peinlicher Klemme, Ihr erhieltet altes Franzosen»
gebiet und die zwei Völker, die auch unter dem Deckblatt des Bei»
giernamens nicht aneinanderwuchsen, würden das Trennungweh
verwinden, wie die Jungfer den berüchtigtsten Einbruch, wenn er
inWohlstand hilft undFrucht trägt.SolchesBrot essetIhrnicht?
Müßtet Euch schämen, mit einem Theil des edlen Belgiens die
Kriegswunde pflastern zu lassen? Schwatz. Den Wallonen bliebe

Deutschenherrschaft erspart, sie wären den Vlamenzank los und kä-
men aus einem engen.verdünstetenReich in ein großes mit reiner
Athemluft. Dankbar müßten fieEuchseln. War ja fast dereinzige
kluge Einfall, der dem holländischen Sohn der heißblütigen Hör»
tense kam. Gehts drüben ohneBriey nicht: lasset Euch im Oberelsaß,
bei dem.geliebten, weil wiedergewonnenen Thann, entschädigen
(Deutschland wird die Theobaldkirche nicht vermissen) und schlaget
vor, aus Elsaß, Lothringen, Mamland (das den Belgierkongo als
Mitgift bringt) einen selbständigen Bundesstaat (wenns irgend
möglich ist.unterAlbert und der Bayerin) zu machen. Ihr dürstet
zwei Drittel der Wehrausgaben abzwicken und ruhig leben; wäret
vonEnglandunabhöngig; könntet mitSvanien undPortugal einen
Verein, für Wirtschaft, Zoll, Eisenbahn, Heer und Flotte, grün-
den; und die Scheu vor demLandnachbar bestatten, der Euch eines
Tages doch überwachsen muß. Ehre? Die, Kindsköpfe, ist gewahrt,
wenn Ihr die tzeimath stärker, als Ihr sie empfinget, den Söhnen
vererbet. War ich ehrlos,weil ich, meineMsionWirklichkeit wer-
den zu lassen,Iosephine ausunsauberenLakennahm? Porck.weil
er, sein Vaterland zu retten, von mir zum Zaren überging? Solchen
Entschluß muthe ich Eurem verschnupften Gewissen nicht erst zu.
DasGescheitestewäre freilich, dasVolk,dasAzincourt,denFeuer-
tod der Ieanne d'Arc, zwei Feindeseinzüge in Paris, Hudson
Lowe und Faschoda auf dem Kerbholz hat und Euch Kanada,
Egypten, den Lessepskanal wegschnappte, aus Gibraltar, Suez
und Aden zu jagen. Das thäte ich. Hätte noch in Moskau gern mit
AlexanderPawlowitsch paktirt, der, leider,nur allzu fest auf seine
Generale November, Dezember, Januar, Februar vertraute, vor
deren Unüberwindlichkeit Talleyrand, das varfumirte Schwein,
im Frühjahr gewarnt hatte. Ihr sollt nur Frieden schließen, so
lange er zu haben ist; ehe Ihr so tief im Pfeffer lieget, wie ich am
ersten Novembertag in Smolensk, als die Russen sich im Guber»
natoriumMinsk zu siegreicher Offensive aufgerafft hatten und mir
nachts dreihundertMann erfroren. Dann wärs wieder zu spät."
DerSenator lächelt, „l.e Napoleon 6es LocKes! Nie hätteFrank-
reichs Herrlichster so geredet. Unser Sieg steht überjedem Zweifel."
Amen. Lernet mindestens, Deutsche, glauben, daß der Feind
noch daran glaubt. Wenn der Sturz eines Ministers, ganzerKa»
binete gemeldetwird: die Ezcellenzen fielen nicht, weil sie zu kriege-

risch, fielen nur, weil sie zu friedlich schienen. Die in Frankreich
regirenden Sozialisten, der sanfte Herr Sasonow, in England
die Herren Asquith, Haldane, Lloyd George und (besonders)Grey
waren rosige Hoffnungen aller Friedenskongresse. Das wird ihnen
jetzt dick angekreidet. »Zum Teufel mitPazifizisten, die denKrieg
nicht gründlich vorbereiteten! Sie könnten rückfällig werden." Sir
Edward Grey, von dem Deutschland ein Trugbild hat, wird, in
drei Hauptstädten, härter noch als andere Gildehäupter gerüffelt.
Er hat vor der Kriegserklärung gezaudert; rückhaltlos ausge»
sprochen.daß er sie ohne den deutschen Eindrang in Belgien nicht
empfohlen hätte; demBotschafterFürstenLichnowsky (der weder
geprellt worden noch an dem Nnheil mitschuldig ist) gesagt, daß
er stets gern vermitteln werde und die Zertrümmerung Deutsch»
lands nicht wünsche. Er hat dem Nebergang zweier deutschen
Kreuzer in den Türkenbesitz nicht widerstrebt, nur die Bedingung
gestellt, daß die deutsche Mannschaft, nach Kriegsbrauch, fofort
nachEngland geschickt werde; und denBZunsch derHohenPforte er-
füllt, die englische Marinemisston in Konstantinopel zu lassen (wo
sie drei Tage danach dem Amt enthoben wurde). Er wollte den
Kriegsschauplatz nicht vergrößern, nicht gegen die Türkei kämpfen
und hörte nicht auf den Botschafter, der ihm, am neunzehntenAu»
gust 1914, dringlich rieth, zur Abwehr möglichen Staatsstreiches
schnell dieBritenflotte indie Dardanellen zu senden.In seinerWei»
gerung wird jetzt unverzeihliche Sünde erblickt. Kein Wunder.
»Längst wäre der Krieg aus, wenn unsere Kriegsschiffe damals
durch die Meerenge in die Marmara vorgedrungen wären und
Rußlands Seeweg geöffnet hätten." Noch am vierundzwanzigsten
Oktober 1914 telegraphirte er, fast arglos, an den Botschafter:»Sie
müssen dem Großwesir die feindlichen Handlungen, über die wir
zu klagen haben, aufzählen und ihm ins Bewußtsein rufen, daß
die Türkei, wenn deutscher Einfluß sie zur Gefährdung Egyptens
und des internationalen, unserem Schutz anvertrauten Suez»
kanales treibt, den sww8 quo, den wir achten, durch ihrenAngriff
umstößt." Statt den Bulgarenhaß derGriechen, Rumänen,Ser-
ben als Deichsel derTroika zu nützen, wollte er alle Balkanvölker
inhaltbaren Friedeneinen.Undjetzt ist er für die Truppenlandung
lau und mit ganzem Herzen wider den Zwang zu allgemeinem
Waffendienst. Jedem Inselwütherich wäre Lansdowne lieber,

Aller Seelen.
Curzon der Liebste. Sir Edward wird als redlicher, seiner Sache kundiger Mann ringsum sehr hoch geschätzt, aber zu weich ge» funden. Geht er, einem Percy, der morgens und abends Deutsche frißt, den Platz zu räumen, heißen die neuen Geschäftsinhaber Bonar Law,Carson,Chamberlain,Curzon, Lloyd George: dann wollen wir nicht wieder, wie nach dem Fall Delcasses, einen Sieg buchen. DieFeiNde sind vondemBalkanfehlschlagverstimmt,von einanderundvonmancherFührerleistung unbefriedigt, doch weit» ab von der Sehnsucht nach Laodikaierfrieden. Noch hat der Bund nirgends einunslickbaresLoch; nur dünneStellen.die unserGrimm allzu schnell stopft. Und ich möchte nicht für den Massenglauben verantwortlich werden, daß der grause Krieg ins letzte Viertel neigen wird, wenn das deutsche Heer durch das Thor, an dessen Pfeiler der letzte Palaeologe fiel, in Konstantins Stadt einzieht.
Friedhof der Krieger.
Ein guter Ruf ist besser denn gute Salbe und der Tag des Todes besser denn der Tag der Geburt. Trauer ist besser denn Lachen; weil Trauer das Herz bessert. Das Herz des Weisen ist im Klaghaus, im Haus der Lust nur der Narren Herz. Muß nicht der Mensch hienieden immer in Streit sein und ist sein Lebennicht wie eines Taglöhners? Mein Fleisch ist um und um wurmigund kothig, meine Haut verschrumpft und meine Tage sind schneller dahingeflogen denn eine Weberspule. Was ist ein Mensch, daß Du,Herr,ihn groß achtest und bekümmerstDich umihn? Erstirbt, ist dahin; wo ist er? Wird ein toter Mensch wieder leben? Du lässest ihn sterben und sprichst: Komm wieder, Menschenkind!...
Anabsehlich ist die Schaar, die über dieses Nebelmonats düster umbraute Schwelle ins Gedächtniß zurückschreitet. Vom Menschenauge unermeßlich der Märtyrerzug, der von dem Fest aller Heiligen sich zu dem Gruftgedräng schlichter Seelen wendet. Jünglinge, ergrauende Männer; Heilige, Helden. Zwei Feier- klänge vermählen sich; zwei Feste kittet kirchenfern frommeTrauer in eins. Von jedem Grab blüht es bunt, aus jedem winkt ein Licht» lein Trost. In ihrem hellsten, saubersten Kleid harrt Trübsal; und hört, hundertmal in Augenblicksraum, aus reiner Kehle: »Fürs Vaterland starben wir; gern. Bleibet, auch Ihr, seiner würdig."
KS»

Anzeigen. ,
Der Springbrunnen. R. Piper K Co. in München. Die Neßs
rungbilder. Deutschherren»Verlag in Königsberg. Kriegs»
gedichte und Feldpostbriefe. Georg Müller in München,
Malther Hehmann, der am achten Ianuar bei Soissons gefallen
ist und auf dessen drei Gedichtbände hier hingewiesen wird, nahm die
Sprache nicht als etwas Vorhandenes; sie war ihm das Material,
das er bildete. Er bewährte an ihr Kraft und Fleiß des Werkmeisters.
Beim Einzelwort setzte er an, ging ihm mit Pslng und Egjge zu Leibe,
hieb von ihm die Kruste ab, die Zeit und Menschen darum gelegt
hatten, bohrte in die tiefsten Windungen des Morles ein: uud för-
derte Offenbarungen seines Wesens herauf. Wesensausdruck war ihm
das Wort. Iu diesem Siun war er stets ein Expressionist, noch ehe
er sich der Betrachtung dieser Kunstart kritisch zuwandte. Er löste
aus dem Wort das Organische, das, oft unsichtbar,^ im Keim liegt,
und vermittelte neue Anschauungen. Dann nahm er das Einzel-
wort und verband es mit einem anderen zu einer neuen Einheit, das
Wesen des Grundwortes erhöhend. And dann verband er Einzel-
wort und Wortkombination zu einem ihm ganz eigenen Satzbau, zu
ganz eigener Klangformation, ohne jede Manier. Hehmann war kein
„Neutöner" im gewöhnlichen Sinn. Davor bewahrte ihn sein Gefühl
für das Organische und Wesentliche, Fn heißem Ringen, vergleich-
bar der Schaffcnsart altdeutscher Meister, führte er die Sprache durch
alle Möglichkeiten, selbst durch Ouerstä^e, zur reinsten Form. Die
Sprache war ihm das Organ, mit dein er die sichtbare Welt ergrif?
und verkündete, Dinge und Worte befruchten einander: die An-
schauung giebt seiner Sprache die Bildkraft, diese aber giebt den Din-
gen wieder, was sie ihnen nahm, und läßt sie neu erstehen. Auch,
die Erscheinungen der sichtbaren Welt nahm er nicht als etwas Vor-
handenes: auch sie waren ihm das Material, das er bildete. „Ich
Dichter male" heißt es in seinem Gedicht ^,Bildniß,". Es ist das Be»,
kenntniß des Dichters znm Sichtbaren. Die ganze Welt der Schöpfung
lebt in seiner, neu, wie am erestn Tag: Erde, Bäume, Asicker, Fel-
der, Meer, Dünen, Wind, Licht und Luft, der Odem des Menschen
und seine Urbewegnngcn. And selbst das Leblose erweckte er zum,
Leben. Besonders den Bäumen, dem Meer und Hen Dünen wandte
er seine große Liebe zu.'
Wie von der Sprache, so hieb er auch von den Dingen die Kruste
ab, die Zeit und Menschen um sie gelegt hatten. „Dem Wieder-
kommenden, Erneuten, Jungen, Unerhörten, das zum ersten Mal er-
schaut wird, bin ich hold." („Wirkender Geist" aus dem Band „Die
Tanne'', der bei S. Fischer erscheint.) Er ging in den Rrgrund der
Dinge hinein mit einem, tiefen Gefühl für das Organische. So gab
er das Werdende: den Keim, der in der Erde liegt, die Sonne, die

ihn wachsen läßt, die Tanne, „wenn sie ,im Lenz mit Stäuben und
Seim ihr Blühen betreibt"; und auch die,Erscheinung des Menschen
giebt er, in seinem Gedicht „Bildnis;", werdend in der Hand des
Schöpfers. Selbst das Gewordene giebt er noch als ein Werdendes:
die in den Himmel ragenden Bäume wachsen aus den Wurzeln der
Erde, „Adern ihrer Kraft, die sich in das Klare zweigen". Er giebt
die Erscheinungen nicht nur für sich, sondern in ihrem Verhältnis
zum Raum und in ihrem Wirken auf ,andere Dinge. Man fühlt den
Raum, in dem die Dinge stehen, athmet Luft und Wind, der um dis
Bäume geht, sieht die Wolken, die über, ihnen ziehen, sieht die Spiege-
lungeil der Dinge im Wasser und durch Schatten, und hört den ganz
eigenen Klang, der jedes Ding umgiebt. Er empfindet, daß der Raum
klingt. Das giebt seinen Bildern die weite,Resonanz. Alles war ihm
tönende Bewegung. Er hörte den Klang des Weltalls, fühlte alle
Organe in ihm sich einen. Und dann vertiefte er sich wieder in die
einzelnen Dinge der sichtbaren Welt und offenbarte, pls wenn er
einen Vorhang wegrisse, ihr Ansichtbares. Er war «in Seher im ur»
sprünglichestn Sinn: er sah nicht nnr in,die Dinge hinein, er schaute
über sie hinaus. Der Anblick des schlichten Apfelbaumes, den er mit
seinen rothen Früchten, gegen den herbstklaren Himmel sah, gab ihm
die Vorstellung pon Korallenklippen im Ozean; die Dünen sah er
als „Riesen»Wüstenthiere" („Mammuth»Dünen"). Die einfachsten
Dinge Wichte er zu erhöhen. Ihm war jedes Ding heilig. Hierin liegt
das Ethische seines Wesens: die Erhebung der sichtbaren Welt.
Durch sein keusches, selbstloses Verbergen in den Dingen befreite
er die Lyrik von ihrem oft allzu stark betonten egocentrischen Wesen.
Sein Wirken hat eine reinigende Kraft. Und doch war es fern eigen-
stes, wehendes Leben, mit dem er die Dinge ergriff, das an ihnen litt
und sich von ihnen befreite. Von der Sonne, die über der Abend«,
haide glänzt, sagt er:'„Die wirft von Feuern letzten Glanz!: Rothgold
aus Tiegeln, blauende Schlacken." Von dem Baum, heißt es: „Steil
auf schießt der Schaft, jchaumweiß, in Sturzhaare." Selbst durch
Rhythmen, die wie in Ketten geschmiedet erscheinen, geht oft ein Tau-
meln. Diese Bewegtheit der Dinge von Grund auf gemahnt an die
Kunst des Malers Pan Gogh. Nicht auf den Vergleich mit dem Maler
ist das entscheidende Gewicht zu legen. Heymann empfand die Grenze
der Sprache und ihre Unbcgrenztheit. Seine Darstellung malerischer
Vorwürfe ist ihm nicht Selbstzweck. Achnlich war seine Stellung zur
sMusik. Er hat die Musikalischen Elemente in ihren Tiefen erfaßt.
Es giebt in seinen Dichtungen Pausen und Fermaten, Steigerungen
und Auflösungen, die im Musikalischen wurzeln. Er hat selbst For-
men der Musik, Kanon, Fuge, symphonischen Satz, in die Dichtkunst
überseht. All Das war nicht artistische Spielerei; es entstammte der
tiefsten Sehnsucht des Dichters, den Gesammtorganismus alles Seins
in den Grenzen seiner Kunst zu vereinen. ,
Und so war es auch mit den Erscheinungen der sichtbaren Welt.

Die Zukunft.
Auch sie waren bestimmt, ihre Auflösung in der Sprache zu finden.
Oft sind in seinen Gedichten die Dinge wie schwere Siteine, gegen die
fein starker Rhythmus ankämpfte, die ihm fast den Athenn zu rauben
schienen nnd die dennoch feine Sprachkraft bezwang und mit sich fort-
riß. And dann wieder gingen die Dinge sanft in seine Sprache ein.
Sprache nnd Dinge waren ihm das Material der Dichtkunst; das
Höchste ihrer Vereinigung ist: die Entmaterialisirung der Sprach«.
Da er Worte und Dinge in ihrer ganzen Bildkraft erschante, ver-
mochte er das Anbestimmte, Unaussprechliche zu geben und uns über
den Raum hinwegzuheben. Die Dinge wurden ihm Sphäre; das Wort
wird zum Laut; Wortkunst leitet über zur Klangkunst. Das Male-
rische und Musikalische löste sich in der Sprache auf: er gab ihr Farbe
und Klang durch seine hohe Kunst in der Behandlung, der Vokale und
Konsonanten. Er hat, aus Färb» und Klangsinn, ganze Gedichte auf
einen oder nur wenige Vokale gesetzt, architektonisch gehalten durch
das Gerüst der Konsonanten. So ist die höchste Kunstentfaltung des
Dichters zugleich die Vollendung des Organischen in seinem Werk.
Aus den Elementen der Sprache schuf er Sprachkunst.
Bernhard Blan.
Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Delphinverlag in München.
Dieses Buch haben unsere Feinde selbst geschrieben. Ich darf
also kein Wort der Empfehlung hinzufügen. Höchstens könnte ich mich
rechtfertigen, wenn man tadeln wollte, dag die zusammengetragenen
Citate sich jetzt ganz anders ausnehmen, als in dem Zusammenhang,
wo ich sie fand. Wer gar kein Bischen Humor aufzubringen vermag,
soll die Finger von dem Buch lassen. Wer aber den Sinn versteht,
erlebt wohl das selbe Vergnügen beim Lesen, das mir die Herstellung
bereitet hat. Die Karikaturen, die der Verlag beigesteuert hat, streuen
Pfeffer über das Salz, Meine Freunde sagen, .ich habe allerlei eng-
lische und französische Stellen übersetzt, die ihnen entgangen waren.
Die Hauptsache war, dag ich auch einen Iapaner erwischte; an Russen
und Engländern war kein Mangel und Franzosen kamen mehr, als
meinem Verleger lieb war, Ihre du rilliouls" ist ja besonders
groß; drum mnßte ich sie tüchtig rupfen. Das meinte ich, als ich im
Rzrwo.'t sagte: „Für Deutsche, die sich, mit 'uns freuen wollen,
stellten wir einige Arthcile zusammen, welche Franzosen über Belgier,
Belgier über Engländer, Engländer über Nüssen (und so fort im
bunten Reihen) fällten; und wenn wir bei dieser Ucbersicht ein paar
Artheile überblättert haben sollten, die vielleicht die zusammengetra-
genen Acußerungcn mildern würden, so soll mans uns nachsehen.
Das Buch will nichts sein als ein Beitrag zur Zeitgeschichte, als ein
Stück Völkerpsychologie, gesehen durch ein Temperament im Kriegs-
jahr ISI^t. And da wir Barbaren gern in den alten Werken blättern,
da wir verständnißlose Deutsche gallischen Witz, englischen Sarkasmus
schätzen, halfen französische, englische, russische, japanische Karikaturen

uns illustriren, was uns an Texten Werth schien, in den Literaturen
der feindlichen Völker mit einem ,^ow bsus' angekreidet zu werden."
München. Dr. Werner Klette.

Stell den Straufz von rsthen Rosen sVerlag von Heinrich
Minden in Dresden. 2 Mark.

Das ist doch jetzt die ungeeignetste Zeit für so ein Buch. Warum
keine Kriegsliteratur?

Won 72 Seiten gehen noch Titelblatt und Schmutztitel ab. Die
Midmung an einen österreichischen Vvlksdichter nimmt eine ganze
Seite in Anspruch. Dafür sind die anderen Seiten aber auch nur
halbbedruckt, Und Das nennt sich Buch!

Die Gedanken sind zu lyrisch. Die Gedichte zu reflexiös.
^Dresden. MartinMinden.

Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden. Duncker
^ Humblot in Leipzig. 2,80 Mark.

Die Sorge um unsere Krieger draußen an der Front, um unsere
Verwundeten in den Lazareten steht im Mittelpunkt des öffentlichen
Interesses. Unsere Verwundeten Können erst wirklich zu ihrem Recht
kommen, wenn die Krankenpflegefrage richtig beantwortet ist. Heute
werden die deutschen Krieger vielfach von jungen, ungeschulten Helfe-
rinnen gepflegt, während erfahrene Pflegerinnen fern gehalten werden.
Die deutsche Krankenpflegerin hat schon seit Iahren einen schweren
Kampf geführt. Seit wir im Weltkrieg stehen, kämpft sie heißer denn
je nm einen "Platz in ihrem Vaterland Hunderte von deutschen
Krankenpfgerinnen mußten bei Kriegsausbruch nach Oesterreich gehen,
weil man sie in ihrem eigenen Vaterland nicht brauchte. Deutsch?
land kennt nur die Barmherzige Schwester; die Krankenpflegerin von
Beruf muß es erst kennen lernen. Möge mein kleines Buch diesen
tapferen deutschen Frauen endlich Vertrauen werben! ,
Charlotte von,Caem!merer.

IS

8» 8» 8»

^iele Engländer wünschen, daß die Handelspolitik der neutrale«
Z Länder nach britischen Grundsätzen geführt werde. Nicht nur
aus den am Meer liegenden Staaten, sondern auch aus der Schweiz
hätten i.ie am Liebsten «ins Gesellschaft mit beschränkter Haftung ge-
macht, deren Antheile in der City von London untergebracht worden
wären. Der berner Bundesrat!) hat sich zu einem Kompromiß ent->

schlössen, der den Schweizern die Handelsfreiheit in gewissen Grenzen läßt. Was geschaffen wurde, ,ist ein Novum in der Geschichte der Handelspolitik: ein Eiufuhrtrust, der für die Organisation des Außenhandels zu sorgen hat. Das Unternehmen heißt Loeists Luisse 6g Lurveillunes Leonomiqus, abgekürzt 3. 8. 8. Diese Privatgesellschaft führt Rohstoffe, Halbfabrikate und Fabrikate für Rechnung Dritter ein und giebt sie den Leuten, die sie in der Schweiz verarbeiten oder verkaufen wollen. Das Ziel war, zu verhindern, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich mit schweizer Hilfe wirtschaftlichen Ersatz schaffen könne. Die Einfuhrgesellschaft sollte, nachdem!WWen des >Bundes» rathes, unter der Bürgschaft der Regirung arbeiten. Das genügte in London nicht. DerWicrbund möchte das Recht haben, in jedem Vierteljahr die für die Schweiz'bestimmten Höchstmengen festzusetzen. Das sollte natürlich auch für die Ausfuhr nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn gelten. Man konnte sie nicht ganz verbieten, aber in enge Schranken einzwängen. Dafür sollte der Großmächtebund sorgen.
Die Wünsche der Engländer sind nicht erfüllt worden; aber der Einfuhrtrust wurde auch nicht ganz in die Form gebracht, die sich die schweizerische Regirung für ihn ersehnt hatte. Die Schweiz leidet unter den Kriegslasten nicht weniger als die kämpfenden Staaten,. Die bewaffnete Neutralität kostet Geld; und manche sonst ergiebige Einnahmequelle, wie der 'Fremdenverkehr, tröpfelt nur! noch. Kein Wunder also, daß der Schutz der eigenen Industrie zur wichtigsten Aufgabe wurde. Der Vorsprung, der dem Kurs oes Schweizergcldes in der ersten Zeit des Krieges glückte, war ein Produkt von Zufall und Spekulation. Die Schweiz konnte anfangs unbchindelt liefern und erzielte humit eine gute Zahlungbilanz, die in großen Umsätzen schweizerischer Devisen zum Ausdruck kam. Da die schweizerischen Banken bei Beginn des Krieges beträchtliche Guthaben in, Deutschland stehen hatten, wurde die deutsche Markdevise in der Schweiz gedrückt. Jetzt haben die Dinge ein anderes Aussehen bekommen; und die deutsche Volkswirthschaft hat sich über alle Vorurtheile erhoben, die anfangs vielleicht aus reinen Aeußerlich» keiten emporgewuchert waren. Die Eidgenossen haben, trotz den großen Schwierigkeiten, in die ihre Volkswirthschaft verstrickt wurde, keine Einbuße an Kredit erlitten. Eine amerikanische Anleihe beugt« schädlichen Schwankungen des Wechselkurses vor. Die Darlehenskasse, die insgesammt 100 Millionen Francs in Geldscheinen ausgeben darf, wurde nicht sehr in Anspruch genommen; und die eidgenössische Staatsschuld (mit den Anleihen der Bundesbahnen von 15S« Millionen) hat die Grenze von 2000 Millionen noch nicht erreicht. Unerfreulich für das Kapital der Schweiz war der Verkauf schweizerischer Papiere aus Deutschland und Frankreich. Gegen diesen Strom, der sich über die Börsen in Genf und Basel ^Zürich hat den amtlichen Werthpapicrhandel noch nicht wieder aufgenommen) ergoß, suchte man durch Proteste einen Damm aufzurichten. Der leb-

hafte Widerspruch war erklärlich; auch das Mißfallen, das Aufrufe
zum wahllosen Verkauf ausländischer Effekten bewirkte, Aber
schließlich bleibt eine von Vorsicht und politischer Erwägung be-
stimmte Taktik nicht ohne gute Folgen. Kauft ein Land fremde An-
leihen und Aktien, so schafft es sich damüt eine Reserve für Kri«zs-
zeiten. Das ist stets gesagt worden, wenn über Nutzen oder Scha-
den eines Besitzes oder einer Betheiligung an ausländischen Papier-
erzeugnissen gesprochen wurde. „Wir brauchen einen Stock fremd-
ländischer Werthpapiere, besonders solcher neutraler Herkunft, damit
wir im Kriegsfall Effekten haben, die sofort zu Geld gemacht werden
können." Das hörte man in allen Tonarten, als im Februar 1911
(lang ists her) die konservative Frage nach der Anlage deutschen
Geldes im Ausland und nach der Zulassung fremder Emissionen im
Reichstag beantwortet wurde. Die Verkäufe nach der Schweiz be-
ruhten also auf Grundsätzen, die einst weithin anerkannt wurden.
Die besten Werths des schweizerischen Kurszettels, die Anleihen
der Bundesbahnen und der Vundesregirung, haben Kursverlufte er-
litten, die natürlich zum Theil durch, die Abgaben des Auslandes
entstanden. Die guten Eigenschaften der betroffenen Effekten werden
dadurch nicht gemindert. An der Vermittelung des Verkaufes ameri-
kanischer Papiere aus Deutschland ist reichlich verdient worden; die
Ausnutzung des für die Schweiz günstigen deutschen Wechselkurses
hat manchen Nutzen gebracht. Die Anlage von Geld in deutschen
Industriepapieren lohnte sich; denn der Züricher oder Basler strich
beim Einkauf die Preisdifferenz im Wechselkurs ein. Die Fähigkeit
einer gut geleiteten Wirthschaft, sich den Lebensbedingungen des
Krieges anzupassen, ist durch die Gestaltung der verschiedenen Geld-
kurse gefördert worden. Die Schweiz hat viele Beziehungen zur deut-
schen Großindustrie. Man denke an die Drähte, die im Bereich der
Elektroconcerns zwischen den deutschen Stammhäusern und den
schweizerischen Trustgesellschaften hin und her laufen. Der Grob»
kaufmann in Basel und Zürich sieht weit über die Grenzen seines
Landes hinaus. Er kennt die Kräfte und Möglichkeiten, die das Aus-
land bietet, und hat seine Geschäftsfreunde so gut in Berlin und
Hamburg, in Frankfurt und Leipzig wie in London, Paris und Mai-
land. Deshalb wa>r er fähige über die Gefahren, die der einzelnen
kämpfenden Nation drohen, selbst richtig zu urtheilen, und lieg sich
nicht von einem Kunden in London oder Manchester einreden, die
deutsche Industrie stehe vor dem Todeskampf. Was er an der In-
dustrie Deutschlands gesehen hatte, erblickte er nun ja, im Kleinen, zn
Haus: die Zeichen rastlosen Borwärtsdrängens.
Ob die 8. 8. 8. nützen kann, wird sich bald zeigen. Sie soll der
Schweiz die industrielle Leistungfähigkeit erhalten. Daher die Be-
stimmung, daß die nach der Schweiz eingeführten Rohstoffe und
Halbfabrikate dort verarbeitet und verwendet werden. Dafür soll
strenge Aufsicht sorgen. Eine gewisse Aehnlichkeit besteht mit den

deutschen Kriegsgesellschaften, die Landwirthschaft und Industrie mit
den Bedurfnissen des Staates in engen Zusammenhang bringen
sollen. Im Deutschen Reich wird zunächst an die Versorgung des
Heeres gedacht. Nur das Reichsgetreidemonopol ist von allumfassen-
der Wirksamkeit. Das Stickstoffhandelsmonopol wird ein ähnliches
Format haben. In der Schweiz begann die Nebertragung des Staats-
gedanken Z auf die Volkswirthschaft auch beim Getreide. Hier wurde
ein Einfuhrmonopol geschaffen, dessen erweiterte Fortsetzung der all-
gemeine Einfuhrtrust ist. Alm! die Aufsicht über die Einfuhr zu er-
leichtern, werden in den verschiedenen Industriezweigen Syndikate
errichtet, die die Form von Genossenschaften haben sollen. In ihrem
Verwaltungsrath sitzt je ein vom Bundesvath ernanntes Mitglied.
Auch hier war das Vorbild unsere Reichsgetreidestelle, die alle selb-
ständig arbeitenden Kommunalverbände beaufsichtigt. Die Syndikate
(in der Metall-, Chemischen, Textil- und Nahrungmittelindustrie)
sind verpflichtet^ alles/ Material, das auf ihrer Liste steht und in
die Schweiz eingeführt werden soll, an die 8. 8. 8. adressiren zu lassen.
Jeder Genossenschafter muß die vom Ausland bezogenen Stoffe oder
die Vorrüthe, die er auf Lager hat, in der Schweiz verwenden pder
in der eigenen Fabrikation verbrauchen. Damit diese Vorschrift nicht
umgangen werde, haben die Aufsichtorgane Zutritt in die Fabriken,
Magazine und Arbeiträume und Einblick in alle Bücher und Be-
lege. Das ist eine nicht gerade bequeme, einfache Verpflichtung; denn
das Geschäftsgehermniß entschleiert man nicht gern. Solche Bedenken
mußten aber schweigen. Der Export von Waaren aus der Schweiz ist
eng eingeschränkt. Frei ist die Rückausfuhr von Rohstoffen und Er-
zeugnissen in die Länder, aus denen sie eingeführt wurden; auch in
neutrale Länder, wenn der Verbrauch in ihrem Bereich verbürgt ist.
Die Wiederausfuhr nach Deutschland und Oesterreichx-Nngarn ist
natürlich verboten. Ausnahmen werden nur für Fabrikate gemacht,
die durch die Vermittelung der 8. 8. 8. eingeführte Rohstoffe in kleinen
Mengen enthalten; ferner für Maschinen und Apparate, die kein
Kupfer (oder nur einen geringen Prozentsatz) und kein Rohmaterial
bergen, das von England, Frankreich oder Italien geliefert wurde.
Zu den Ausnahmeartikeln schweizerischer Herkunft gehören außer-
dem: Chokolade, Rohseide, Seidenstoffe, Nhren, Stickereien, Baum-
wollgarne (außer den englischen), Kondensirte Milch, Geflechte^
Die Schweiz wird sehen, ob sie mit 'dem neuen Programm der
8. 8. L. ihren Handelsverkehr fördern kann. Auch für ihre Industrie
ist die Versorgung mit Rohstoffen eine Lebensfrage. Manche Ge-
werbe, besonders solche, die Nahrungmittel für das Heer liefern,
haben über Mangel an Bestellungen nicht zu klagen. Auch die Ma-
schinenfabriken, die Spinnereien und Webereien sind gut beschäftigt.
Schlimm ist es nur den Luxusindustrien, den Hotelunternehmungen
im Gebirge und den Gebirgsbahnen ergangen; die Einnahmen der
Bundesbahnen blieben im Krieg auf ansehnlicher Höhe. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von PaZ S Garleb G m, b H, in Berlin,

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abon-
nirr haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus'
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell»Postanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8W. 48, Wilhelmstr. Z«.

ierdurch geben wir ergebenst bekannt, daß infolge der im
Braugewerbe herrschenden, allgemein bekannten wirt-
schaftlichen Verhältnise und im Verfolg entsprechender
Verhandlungen mit den Vertretern aller Gastwirts-
und sonstigen Interessenten ° Verbände sich für die
Brauereien die Notwendigkeit einer nochmaligen
WmNW, M war um S MM
UdasLiterFWieru.KPsennig sürdasLiterFlaschenbier,
ergeben hat. Dementsprechend tritt gleichzeitig eine Erhöhung aller
Verkaufs» und Ausschankpreise ein. Die neuen Preise treten am
Montag, den 25. Oktober d. I.
in Kraft, Wir geben der Erwartung Ausdruck, daß das kon»
furnierende Publikum auch diese Preisregelung als berechtigt an»
erkennen wird, wobei wir bemerken, daß es sich hierbei um eine
durch den Krieg hervorgerufene vorübergebende Maßnahme handelt.
Berlin, im Oktober 1915.
Gemeinsame Kommission der Berliner Brauereien
und GustmiMveriziinde.

Starke Männer.
WAenn der Sturz eines Ministers, ganzer Kabinete gemeldet
MW wird: die Excellenzen fielen nicht, weil sie zu kriegerisch, ,
fielen nur, weil sie zu friedlich schienen." Vor acht Tagen stands
hier. Seitdem sind in Rußland und in Frankreich Minister ge-
gangen, gekommen. Ist aus dem Wechsel derGeschäftsführereine
Wendung zum Frieden, die fachteste,zu erdeuteln? Der in seinem
Fach tüchtige Herr Kriwoschein, der würdige Verständigung mit
Deutschland wünschte, ist aus dem Ministerium für Landwirts)-,
schast geschieden.Aus dem fürsinternationaleGeschäftdersanfte,
kränkliche Herr Sasonow, dessen Entschlußkraft von Mond zu
Mond ärger hinkte und den der felbst lahm gewordene Herr Is»
wolskij nicht mehr zu stützen vermochte. Der alte Aushelfer Gore»
mykin,heißts,wird mit dem Titel des Reichskanzlers geputzt (nach
dem Wittes Ehrgeiz langte): damit er nicht als Opfer des Reichs»
dumazornes falle, derFeuerlinie entrückt seiund doch fähig bleibe,
mit seiner Erfahrung, Bauersschlauheit, Personalkenntniß und in
wachen Stunden noch behenden Mächlerkunst dem Aufsichtrath
vorzufitzen, die neuen Männer behutsame Umgehung drohenden
Hindernisses zu lehren, zwischen den Verbündeten und dem Haupl-
quartier,zwischendenVolksvertretern(Reichsrath,Duma,Semst»
wos) und dem Hof zu vermitteln. Als Gehilfen fürs Auswärtige
Amt hat er denBotschafterSchebeko gewählt. Weil dieserDiplomat
aus Bukarest, als Gesandter, Erfolg geerntet hat? Nur den Schein
des Erfolges. König Carol von Rumänien wurde, ein-Bischen spö t

nach Plewna, russischer Feldmarschall, empfing inKonstanza den
Zaren; wollte aber (wie Herr Filipesku neulich wieder bestätigt
hat)im August1914 mit Deutschland undOesterreich»Ungarn gehen
und verzichtete aufdieses Wunsches Erfüllungnur, weil imKron»
rath von Sinaia alle Parteienhäupter (außer Herrn Peter Card)
widersprachen und sich in denBeschluß einigten, der nur vomKö»
nig, hinter dem Rücken derRegirung, abgeschlossene Geheimver-
trag sei ohne Rechtskraft und dürfe die Politik des Landes nicht
binden. (Da dem König dieAbsichtBerlins undWiens nicht an»
gedeutet worden war, fehlte ihm die Frist zu sachter Einwirkung
auf den Willen seiner Minister und des Parlamentes; und als
der Greis die Krone abthun wollte, ward ihm öffentlich gesagt,
daß er sich dem DrangderNationzu fügen, nichtdurch seinen Rück»
tritt die Wirrniß der Zeit zu mehren habe.) Rumänien hat dann
dem Vierbund Helferdienst versprochen, doch die Wahl der Ein«
griffsstunde vorbehalten. Münzbarer Erfolg sieht anders aus.
Immerhin kennt Herr Schebeko den Balkan leidlich und hat das
Vertrauen der walachischen Politiker und Professoren (achtund»
vierzig fordern jetzt schleunigen Vormarsch gegen die Bulgaren),
die hitzig wünschen, daß dem VerlöbnißRumäniens Hochzeit mit
dem Vierbund folge. Während der Vorbereitung des Bukarester
Friedens hat er, wie das Grünbuch erkennen ließ, in enger Ge»
meinschaft mit dem Franzosen Blondel gut gearbeitet. In Wien
wurde er nicht erst warm; war kaum sichtbar; galtnichtalseinbe»
quemer, ernstlich um Eintracht bemüHterHerr. Seine im Orange»
buch veröffentlichtenBerichte an Sasonowsind farblos; doch schon
der erste (Herr Schebeko kam am dreizehnten Juli vom Urlaub
zurück) sucht den Deutschen Botschafter als Brandstifter zu ver»
rufen. Rußlands Diplomatenzunft hat tiefe Altersrunzeln. Wenn
derNeuling nicht kräftiger alsderAbgehalfterte,nicht zu trotziger
Kriegsführung entschlossen schiene, hätte sich ihn nicht der Mann
gesellt, der des Kabinets Haupt werden soll, werden will: Herr
Chwostow.Den muß, unbefangen, anschauen, werRußlandsAb»
ficht auf Krieg und Frieden erkennen möchte. Dersiehtanders aus
als irgendein russischer Minister seit den Tagen des (in anderen
Himmel strebenden) jungen Speranskij. Der wird, bis auch ihm
Nikolais Sonne untergeht, männisch regiren.WeristChwostow?
Grundbesitzer im Gubernatorium Orel. Studirt die Rechts«

Wissenschaft; geht aus der moskauer Staatsanwaltschaft in die 'Verwaltungüber; « macht" inNishnij-Nowgorod, als Statthalter, die Wahlen; wird in der Presse gescholten; streift die Amtsfessel ab und läßt sich in Orel, von den Popen und denBauei^n der Ebene, in die Gossudarstwennaja Duma wählen. Da hält er sich ruhig; wird früh aber als dastzirn der Konservativen erkennbar. Nicht das ins Land hinaus klingende Wort ist zunächst sein wichtigstes Werkzeug. Er redet noch seltener als der (bedächtigere) Führer -der preußisch Konservativen. Schon die zweite Rede desEinund» vierzigjährigen wirkt aber, im April 1913, mit Blitzes Zündkraft. ,Im alten Rußland galt der Satz: ,Wo nicht geschmiert worden ist.gehts nicht glatt/ Das wissen Sie, Alle; und meinenwohl,nach 1905, seit wir eine Verfassung haben, sei es anders geworden? Mein. Noch immer giebts in unserer Hauptstadt Kanzleien, wo hohe Beamte mit Schachermachern verhandeln. Spitzen der Be° Hörden versteigern ihre Macht, ihren Einslutz und erhalten Vor» schußaufFabrikcn.dicnochnichl gebaut sind,indie sie einstaber als Nutznießer eintreten werden."(Beifallssturm auf derlinkenSeite.) «DieTrusts sind hiervielgefährlicherals inAmerika, als irgendwo sonst in Europa.Wer soll in unsererRegirung denn denAnsturm der Gier abschlagen? DerHandelsministcr(Timaschew) hat uns <ine höchst harmlose Rede gehalten. Ist seine Naivetät aufrichtig oder, auf Befehl des Berwaltungrathes der Petroleumquellen Don Baku, für den besonderenZweck ausgeborgt? Die Offiziösen ^agen uns, wir dürften uns nicht mehr Monarchisten nennen. Warum nicht? Weil wir gegen die Finanzpolitik des Handels» Ministers und des Ministerpräsidenten (Kokowzew) sprechen. Das ist sinnlos. Wir Konservativen sind nicht hier, um Blumen vor denWagen einesMinisters zu werfen,son dern.um die besteUeber-liefcrungdesReicheszu vertheidigenund um unserem Kaiser,dem Selbstherrscher aller Reussen, zu dienen/ (Beifallssturm auf der rechten Seite.) »Wir fordern, daß die Trustfrage vom Senat oder von den Gerichten bis in die Untergründe geprüft werde." Herr Kokowzew geht. Herr Bark wird Finanzminister. Der Krieg be» ginnt. Putsch und Plünderung in Moskau. Der Abgeordnete Chwostow spricht: »Die Behörde hat dieser Schmach weder vor» pc beugt noch sie rasch getilgt.Vielleicht wünschtsiedieFortdauer. Ii dem Schwanken zwischendenInteressenRußlandsund denen

der Banken zeigt sich ein unerträglicher Kynismus. Und wir haben,
einen Finanzminister, den die BankInteressen höheren WertheS
dünken. Betrachten Sie einmal denZwiespalt derAuffassung, der
Seelenkunde^ der in unserer Heimath klafft. Wenn in Petrograd,
nach einer üppigenMahlzeit,imvornehmen Englischen Klub oder
anderswo die Leute von Politik zu reden anfangen, ist das Ziel
des Gespräches, Wortpfeilchen zu spitzen. Einer sagt: ,Von dem
Minister des Inneren war ein vernünftiger Gesetzentwurf nicht
zu erwarten. Der Mann wird doch nicht ernst genommen.' Der
Zweite: ,Was ist denn von dieser Regirung zu hoffen?' Deren
bequemer Gleichmuth wird heute wieder sichtbar: wir berathen
über dieMittel zurAbwehr des deutschenWirthschaftdruckes und
nicht einMinistersitztauffeinem Platz!" (Beifallssturm im ganzen
Haus.) „In einem anderen petrograder Klub können Sie Fragen
von der folgenden Sorte hören: ,HerrBark? Dersollwas leisten?
Wo ist Der denn zum Staatsmann ausgebildet worden? Ein
Bankbeamter; in der Bankwelt geboren, aufgesäugt, aufgeschossen,
nur ihrer Gedanken voll.' DasVolk sieht aber solche Dinge nicht
aus unserem Auge. Das Volk stöhnt in seinem Leid, des Volkes
Herz blutet, das Volk grollt (nichtmitRccht, wie ich hoffenmöchte):
,Sie haben sich verkauft! Sie verrathen das Vaterland!' Im
Reichsrath ist gestern (von Durnowo) gesagt worden, die wichtigste
Gabe sei jetzt die dsr Befehlskraft. Ich antworte ihm: Das heute
Wichtigste ist das Vermögen, im Inneren den deutschen Druck,
den wir als Schimps empfinden, abzuschütteln und für das Volk
mehr als für die Bankiers zu sorgen; das heute Wichtigste ist dle
Erlangung eines Staatszustandes, in dem die Regirung nicht
immer wieder Fehler zu machen, sich selbst immer ins Unrecht zu
setzen scheint. Ist dieser Schein geschwunden: dann mag die Voll»
zugsgewalt befehlen; dann wird ihr das Volk gern gehorchen."
DerMann,der so zu sprechen wagte,istvor einpaarWochenMi»
nister des Inneren geworden. Und sitzt nun dem Ministerium vor.
DemHerrBark noch angehört. Thut nichts. So lange Krieg
ist, spricht Kanzler Goremykin, «beschäftigen wir uns nur mit dem
Krieg und aller Streit, der Parteien und derPersonen, überFra»
gen innerer Politik muß ruhen." Und Herr Chwostow, der imAmt
nicht abschäumen, als Hohe Excellenz nicht schal werden will, hat
zudenVertreternderrussischenPressegefagt:»ErstseitdemKriegs-

Anfang kennen wir die ungeheure Gewalt der Strömung, die aus
Deutschland zu uns eingeflossen ist. Wir sitzen in einem dichten
Spinnengewebe. Ohne Erbarmen werde ich alle Einfangsver»
suche, offene und heimliche, des Feindes bekämpfen und jedem
Begünstiger Deutschlands mit unerbittlicher Strenge entgegen»
Ireten. Reaktion? Quatsch. Wer in den Zustand, den wir vor der
Verfassung hatten, zurück will, ist einNarr. Ich bin nicht MGe»
Waltherrschaft im Inneren, nicht für Ausnahmegesetze und Kne»
HelungderPresfenochgarsürdenWahnsinnderPräventivcenfur.
Alle Berufsgenofsenschaften, besonders die der Arbeiter, werde
ich mit vollem Nachdruck fördern. Bisher wurden die .Gelben'
begünstigt und die freien Gewerkschaften unterdrückt. Di? gerade
will ich schützen. Wir müssen die Wirthschaftzukunft des Reiches
vorbereiten. Nach dem Krieg muß mit doppelter Kraft gearbeitet
werden. Antisemit bin ich nicht; die Juden müssen auf breiterem
Rechtsboden stehen. Gegen das Programm der Blockparteien
habe ich keingrundsätzlIchesBedenken.DenVordergrundmeines
Gesichtskreises beherrscht aber der Wille, die Preissteigerung und
den deutschen Einfluß zu mindern. Wir können und müssen auf
allen Gebieten ohne die Deutschen auskommen. Für diesen Kampf
erhoffe ich die Hilfe der Sem stwos, der Stadtgemeinden, der Ge»
Mschaftzmir graut bei dem Gedanken, auf die Beamtenschaft an»
gewiesen zu fein. DieThätigkeit der moskauerKongresse war mir
höchst willkommen; nur drangen ihre Beschlüsse nicht stets in den
Kern der Fragen. Zu vielPoeste; wir brauchen nüchterne Prosa.
Die Regirung steht vor der Pflicht, die innere Einheit der ersten
Kriegsmonatezuerneuen.Läppisch wäre, auchnurzu erörtern, daß
sie alles irgendwie Erdenkliche thun mutz, um das Vertrauen, die
Liebe des Volkes zu gewinnen.' Der so spricht, ist nicht ein zweiter
Plehwe. Ein Blender ? Noch scheint er ein Mann. Nie hat, im Amt,
vor ihm Einer so laut den Willen zur Ausmistung des russischen
Beamtenstalles bekannt.And erbleibtAbgeordneter; iststolzdar»
auf, derReichsduma.als vom Volk Erwählter, anzugehören; und
kann die Zelle fein, aus der eine Parlamentarische Regirung wird.
Sieg der Reaktion? Da Rußlands Wildeste. Krapotkin. Plecha»
now und Genossen, zu willigerArbeit mit jedem Ministerium auf»
gerufen haben, das die Landesvertheidigung wirksam organisire
und Deutschland niederringen wolle, müßte unsere Presse abge»

nützte Redensart ausscheiden. Keine irgendwie beachtenswerte-
Gruppe, sagt der in den süßen Frieden der Kriegs kanzlerwürdV
gehobene Greis, »will in Rußland raschen Friedensschluß: jede
fordert, daß wir rastlos, aber ruhig arbeiten, damit wir im Früh»
jähr neue Millionen gut gerüsteter Krieger ins Feld stellen und
denFeind, dessen Ersatzmöglichkeit viel geringer ist, zerreiben kön«
nen. In diesem Entschluß stimmen wir mit den Heerführern (Alexe«
jew, Iwanow, Russkij) überein". Und Herr Chwostow, der fast
wie der Bismarck von 1848 spricht, soll im Reich die Ordnung
sichern, den Arbeitwillen flügeln, denTshin entseuchen, slawische
Nebelseelen in Klarheit und Fleiß erziehen, dem wimmelnden
Volk der starke Vertrauenshort werden. Ist er der Herakles, dem
so'chesWerk gelingen kann?Ihm scheint her Krieg die grausig be»
glückende Himmelsschickung, hinter derenAusgangRußland dem
Jerusalem derOffenbarungIohannis gleichen müsse. „Wie eine
geschmückteBrautprangtdieHeiligeStadt.AufSaphir.Smaragd,
Amethyst, Topas und anderem Edelgestein ruhen ihre Jaspis-
mauern;und ihretzäuser, die Hütten sogar sind aus reinem,leuch»
tendem Gold. Im Feuerpfuhl erstickt der Tod und die Hölle, der
Gottlose und der Mörder, Zauberer und Hurer. Die aber in der
Stadt wohnen, werden sein wie in Gottes Hut und Gottes im
Innersten einiges Volk." Wer solchen Glaubens voll ist, darf vor
den sieben Plagen, vor Hunger und Pest, vor Gog und Magog
nicht bangen. Nikolais neuem Günstling ist der Krieg Glücksvcr»
hängniß, das, endlich, Rußland lüften, fäubern, mit Entsetzens»
Wucht aufrütteln, in Willen und Seele einigen, rasch in Helles
Schicksal reifen werde. Drum heischt er: Krieg bis aufs Mcsser.
Auch der imOktober hier angedeutete Glaube,Herr Viviani
werde aus dem grellsten Rampenlicht zurücktreten und Herr
Briand das Auswärtige Amt übernehmen, ist an der Monat-
fchwelle bestätigt worden. Das neue Kabinet ist Arbeitausschuß
und zugleich Rath der Alten. Acht Herren, die einst Minister-
präsidenten waren, sitzen darin. Fünf Männer ohne Amtsbezirks
die nur Staatsminister, Berather und Wächter, sind. Der vor-
gestern dem Volksempfinden Nächste, Herr Millerand, ist ge»
gangen. Weil er,trotzderAugustmahnung der Kammerausschüsse,
die tapferen Serben schutzlos gelassen hat oder weil erin den von ge-
wichtigenStimmenverlangtenBundeskriegsrathabgeordnctwer-

den soll? Daß Herr Augagneur.der für das bittere Dardanellen-
abenteuer mitverantwortlich ist, nicht haltbar sein werde, war
längst gewiß. Ein Admiral löst ihn ab (wahrscheinlich Delcasses
Marinekabinetschef Lacaze). Die Wahl des Kriegsministers be-
weist, daß die neue Regirung dem Generalissimus Ioffre nicht
Allmacht gewähren will und daß ihr Paris nicht mehr gefährdet
scheint. Sonst hätte sie den General Gallieni nicht von seinem
Posten, des tzauvtstadtschützers, gewinkt. Der hat in Afrika, als
Offizier» Diplomat, gedient, war Statthalter auf Madagaskar,
Corpsführer, Mitglied des Hohen Kriegsrathes und ist, im sieben»
undsechzigsten Lebensjahr, eine Hoffnung der Republik, seit er
durch hurtigenAusfall die Zurückdrängung des Feindes und den
Sieg an der Marne ermöglichte und Paris, wie seine Verehrer
posaunen, «uneinnehmbar machte". Sein Ansehen wirkt heute
weiter als irgendeines bürgerlichen Kriegsministers; und seiner
Weisung hat, nach dem Staatsgrundrecht, auch der höchsteHeer-
führer zu gehorchen (dem Herrn Millerand Manchen zu unter»
würfig, zu blind ergeben dünkte). Ueber das Notwendige und
das Mögliche schienen die Herren Ioffre und Gallieni, der Vor-
sichtige und der Verwegene, nicht immer gleicher Meinung: also
ist zu erwarten, daß der Minister die erste Gelegenheit zum Lob
des Feldherrn nützen wird. Noch (während ich schreibe) hat das
Kabinet nicht die Kammerweihe empfangen. Doch besser als das
auf Chwostows Namen getaufte kennen wirs; kennen feit zehn
Jähren sein Haupt Und sein Herz. Wecket flink das Gedächtniß!
Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah
aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse
ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die
Zwingburg derReaktioninihrenGrundmauern lockern,das Volk
aus denFesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt
werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Aufruf zum Genera!»
strike. Die EntWickelung der Wirtschaft fordert diese Machtprobe;
wer siegen will, darf ihr nicht ausweichen, und wer sie auch nur auf-
schiebt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Er-
folges. Ist dieMehrheit derHörigennochzuschlaff.läßtfiesichvon
Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung
schlottern,dann muß wieder,wie so oft schoninunfererGeschichte,
eine entschlosseneMinderheit denHaufenmitreißen.WähnetIhr,

der guteWille der behaglich imAusbeuterechtWohnenden wer»
de, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage
bessern? Selbst diewinzigsteReformwirdnurdurch Einschüchter-
ung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber
getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr
Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtselninniger Solidarität
wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat
waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild
dehnen. Jeder Hafenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden
dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die
amorphe Masse, die ängstliche tzammelheerde muß überall von
muthigen Männer« zurThat getrieben werden. DieOrganisirung
solcher Gruppen, in denen der Wille zu schonunglosem Kampf
lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern?
Vor denFlinten unserer indenSoldatenrockgeknutetenBrüder?
Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus Millio-
nen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando er»
tönt, auf ausständige Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als
Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das
* Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie
für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bjs ans Lebens-
ende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa
gar noch zujauchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte
Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und
ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes
erreichbare Mittel vorbeugen mutz. Wir sind fest entschlossen, die
Kriegserklärung mit dem Generalstrike zu beantworten; und der
Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen
zurRevolution.Alsospricht,vorAllgalliensOhr,AristideBriand;
in hundert Versammlungen? Ein Demagoge von besonderem
Schlag. DerTroß machts wie die Schranzen, die dem König vor»
girren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gekribbel
derUnterthanen; sagt derMasse nie,was sie nicht hörenwill,und
rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht fol-
gen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch
Ausrichtigkeit, die auch Unwillkommenes nicht verschweigt. Singt
das Lob der Minoritäten. Die Losung: I^Ii ciieu ni maZtre! Das
Feldgeschrei: Furchtlose, erbarmunglose Propaganda der That!

Noch sind nicht zehn Iahre verstrichen, seit Frankreich seinen
"Aristeides so sah. Als den Unerbittlichen, der an der äußersten
Konsequenz einmal gefundener Erkenntniß nie scheu vorüber»
schlich. Der demUnrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die
Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben
will und den Genossen, die ihren Iaures zu sanft, fast schon zahn»
los finden, zuruft: »Nur wer, wie ich, für den Generalstrike ein-
tritt, darf sich einenRevolutionär nennen!" AlsHervesVerthei»
diger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Mi?
nister; und erklärt auf der Tribüne, das er keinen feiner Grund»
sähe jemals dem Machtkitzel opfern werde. Ringsum ein Nicken
undLächeln.Waldeck-RousseauwarderAnwalt der größten Aus-
beuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann,
ohne sich je in Hitze bringen zu lassen, die neuen Iakobiner zum
Sieg. Combes küßte die Kutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade
ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, saß auf
der Ministerbank dann neben Galliffet, dem«Meuchler der Gei-
seln", und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen
Krippe sitzt, greift nicht nach der Axt, die sie zertrümmern könnte.
Warum solls mitBriand nicht gehen? Gingauch. Sehr gutsogar.
Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kopf; ein Staatsmann, der
sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl
^ch on bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem
Feind von heute sich zu befreunden. Die Aechtung der Kongrega-
tionen ist an feinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe
und niedere Geistlichkeit von ihm im Ton sympathischer Achtung.
Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verkohlte Pfosten
nützlicheFädchen zu knüpfen vermag und heimlich die durch Cle»
menceaus fahrige Effektpolitik entstandenen Knitterfalten ausbü-
gelt. Er wird Ministerpräsident. DerSozialdemokrat; derFührer
des ^roupe äntimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das
Fürchten? Siefreutstch; erwartetsich das lustigste Fest. Ein himm-
lisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Pa»
radetagsitzt Briand neben dem Präsidenten der Rep ublik, drechselt
den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als
das unentbehrlichste Gut derNation. Und jeder Uniformirte weiß:
Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt,
im Straßenkamps die Waffe gegen unsere Offiziere zu kehren, und

feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewe»
gung, durch Generalstrike und Massenaufstand uns an der Er»
füllung der Dienstpflicht zu hindern. Der ist jetzt unser höchster
Chef. Ein Schauspiel fürGötter; und für Pariser, die ihre Insti»
tutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politicienUeberzeu»
gung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn
er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch
blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programm»
rede warnt er, in Perigueux, vor neuer Zerklüftung; nennt die
Sehnsucht nach innerem Flieden denHerzenswunschderNation;
fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen
und sich zu gemeinsamerArbeit fürsVaterland zu schaaren. Und
ist vom nächsten Tag anderVertrauensmann aller ruhigen Rent»
ner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrich»
tigen Freiheitfreunde, die der Stank eines unduldsamen Sekten»
regimentes längst widert. Naht wirklich das Ende derIakobiner»
herrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk
der Prlesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge
staatlich patronisirte r Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei ath»
men? Nur Denen um Guesde, um Iaures, um Combes furcht
sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der
sozialistisch.radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise
erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an
Briands Agitatorenarbeit undRebellenreden erinnert. Dem zuckt
keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende
Augenbeschatten,spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt,
bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksverthei»
diger focht; nur jetzt eben President äu conseil, der verantwortliche
Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan.
Antwort undAbwehr? Der lässigeGestus Eines, der eineMücke
wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch das Gesumm
störtihnin derArbeit.In jederRede fast wiederholters: Ich bin un-
verändert; aber das Land willRuhe und braucht die MitarbeitAl»
ler, denen dasGedeihen derRepublik derLeitstern ist, und ich bleibe
auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich
stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstrike. Ein aus bewußtem Wil»
lenzurRevolution geborenes Handeln. DieLohnwiinschederAr»
beiter sind schon erfüllt oder der Erfüllung nah;die Regirung ver-

handelt mit denAusständigen und erklärtsich bereit,jede ausre -
chend begründete Forderung bei denBahngesellschaften zu vertre-
ten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden;
ihm kommts auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bo-
denwucher, die erpreßte Rente mästet, sollen in ihrer Fronfeste alle
Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken
wird, in Ostund West, die Rückkehr in die bewährte Mode des sab«.
taZe empfohlen,die zwar die unnöthigeZerstörung desIndustrie-
materials verbietet, es aber für dieDauer derAusstandszeit un-
brauchbar machen will. Eine feine Unterscheidung. Warum eine
Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich
demontiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen
kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man
ihremBauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale
den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus
dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden bie zum
S trikebruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht einzu»
schüchternden mit Hieben und Püffenin die Pferche Heimgetrieben,
aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. IstFrankreich von
der Nachbarschaftabgesperrt, ohne die MöglichkeitzuEinfuhrund
Ausfuhr,sieht es seine Ostflanke wehrlos der Invasion ausgesetzt
undstocktderPulsseinerWirthschaft, dannmuß es merken, wo die
Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Laune Lc»
den und Tod abhängt. DaS ist kein Ausstand, der bessereArbeit-
bedingungen erwirken, ist einer, der auf ungebahntem Weg zu
neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolu»
tion. Briand fühlts; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um
ihre Politizerzukunft, ihre einträglichen Mandate bangen Kadi-
netsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristeides wird
D akon. Die tzaupthetzer, die beim sabotaZe Abgefaßten werden
verhaftet, die Strikebrecher mit der Waffe geschützt, die von der
Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einbe»
rufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu derAr-
beItgezwungen,diesie,alsdemSyndikatgehorsameCivilisten,ein-
gestellt hatten. Wüthend heult die Demagogenschaar auf. Gerade
solchen StrikehatjaBriand stets gefordert; Wenns nach ihm ginge,
müßtenin allenGruben, Hütten, Fabriken jetzt die Arbeitersich den
Eisenbahnern anschließen; dann hätten wir den Generalstrike, den

«r ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briands Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. «Oeclarstions cle ^. le preMent ciu donseil." Nur Drohung und Einschüchterung sichert demLohnarbeitervolkErfolge.DerBefehl zurMobilmach» ung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen,die ihm ausständige Arbeiter als Kugelziel zeigen. Die ganze Leier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt diePlakate kleben. Kann, wie derWeltenschöpfer,amsiebentenTag ausruhen: Frankreich ist wieder inOidnung und ringsumAlles gut. Und da er in der Kammer mit Interpellationen und von der neuen Montane her mit Schmähung überschüttet wird, spricht er, am neunundzwanzigstenOktobertag, der Sozialdemokrat, der Revo» lutionär, das tollkühne Wort: ,Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußersten Linken, Etwas sagen, das Ihren Unwillen viel» leicht bis zum Siedepunkt erhitzen wird.Wenn imAngcsicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätle, die Grenzen des Landes zu schützen und da» durch dasLeben derNation zu verbürgen, dann wäre dieRegir» ung, um st ch das Berfügungrecht im Bereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesvertheidigung, zu wah» ren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätte sie gethan; hie Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt." (Zwischenspiel: Kaum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichemReichsschutz bekennt, dem Mund entfahren: da brüllt der stämmige GenosseColly auf: »Lasset mich den Diktator erwürgen!" Genosse Favres hält, mit Anderer Hilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: »Wenn Du ihn prügelst, ist er gerettet!' Ein Musterbeispiel jakobinischer Geistesart.Der Streckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eisenbahnmaterial für eine von seiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos blei» ben; denn das Gesetz giebt ihm das Recht zu Koalition und Aus» stand und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwenden» denMittel. DerAbgeordnete darf demMinister, dessenRede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens,nicht die Pflichtzu legalem Handeln, darf von solchemUeberfall abhalten. Das Regirunghaupt, in dem auch nur der Gedanke keimt, im äußersten Nothfall könne die Stimne

des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maß»
regel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.)
Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem
knirschenden, heulenden, fuchtelnden Haufen, aus der Tribüne.
Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm er»
spart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangen»
heit, Alles, wofür er Iahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem
Geifermund entfremdeter KampfgenossenVerachtunginsAntlitz,
Nnd ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun
fragen, ob das unpopuläre Trutzwort nicht auch die Gruppen von
ihm wegsprengen könne, ohne die seine Mehrheit unhaltbar ist.
Briand bleibt ruhig. Er weiß,daß er wider die Bereiter der Anar»
chie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktirt
er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Steno»
graphendenSchlußfeinerRede.Danngehterunbeforgt,unbehütet
heimwärts undfagt heiterzu den Reportern, die einen Verstörten
erwarten: «Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst
reiten lernen;morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen."
Die nächste Sitzung bringt dieAnklage in den ehrwürdigen For»
men französischer Gerichtssprache. Die fünfundsiebenzigSozial-
demokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster
Rechtsbeugung, schamlosenGesinnungschachers und erk, ären,sein.
Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Zuvor schon
nannte Iaures ihn einen nach der Caesarenrolle lüsternen Hans»
wurst, den das Votum der Mehrheit flink in den Kehricht fegen
werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen.
Mehr im Ton des Melodramas als sonst. »Betrachtet meineHän-
de: keinTröpschenBlut hat sie beflcckt.IhreStimmzettel können das
Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres
Vertrauens: und machtlos tritt er vom Schauplatz. DieRegirung,
die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände.
Nur Eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem
Kellerloch sterben." DasWort,das gestern den Sturm entfesselte,
war der unkluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese; »une-
imprucience«. Keiner glaubts. Ieder möchte beschwören,daßBri»
and auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch dieBescheisen»
heit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; 94 gegen
Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie derRetter der Repu»

Kik.Allen, die Etwas zu verlieren haben, derMessiasimBürger»
gewand, der Frankreich aus derGefahrschleunigerDesorganisa»
tion riß und den widernatürlichen Bund mitden Sozialisten löste.
Die Hoffnung, derHort, das flecklosePanierallergutenFranzosen.
Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel
getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat,
glaubt er, wie in jedemBezirk mancherAndere, dieSachezu kennen.
Spät erst entschleiert sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht,
zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer; und nur straffe Manns»
zucht,die blind gehorchen lehrt,kanndiezurLandesvertheidigung
taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben klug ge»
leitetenIndustriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und un»
heilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus
sinken. Nur eine kommunistische Gesellschaftordnung aber, die dem
Untüchtigen den Kampf ums Dafein erspart und an Besitz, Rang
und Recht ihm das Selbe beschert wie dem Tüchtigsten, vermag
dem Massenwunsch,demTrachtenderMehrheit,dienie auserlesen
sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in
glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben
Waldscholle ein gesunderBaum stmkeAeste himmelan streckt,ein
Krüppelchen kaum übers Kindermaß hinauswuchs ? Nicht Gleich»
heit: Ungleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des
zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in
jedem Bezirk die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern?
Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampfts von Fieber»
schweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt derArm
nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob
der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter
umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet
werden soll.DieBourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat
die Bourgeosieprellen. Wir können, heißts hüben und drüben, eine
weiteStrecke zusammengehen.Doch der wohlhabendeBürger fängt
zu fühlen an,daß derWeggenosse ihm,Stück vorStück,dieBesitz»
rechte entwindet; das Syndikat, die Lonkecieration Qenerale äulra-
vail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Ver»
achtung des Vaterlandes aufzieht. Das Proletariat? Daß Mon»
archisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine
Ichwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben.

Im Nebelmonat.
Kleine Bissen sattigen nicht. Und wenn Ausgehungerte sich auf volle Schüsseln stürzen, verhallt der Mahnruf zu weiser Mäßi» gung.Was ist bis heutedenn dasErgebnißderBlockpolitik,diein der Wirrniß des Dreyfushaders einer gefährdeten Partei das Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt imStamm des natio> nalenLebens. Die Willkürherrschaft derHorden, die von schlauen Beutejägern gedrillt wurden. Die Anwendung der Saboteurme- thode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade <rnhängigenBesitzrechtsstreites unbrauchbargemacht. Währt dic» serZustand fort,dann wirdFrankreich wehrlos;verliert seine Ku» lonien, seineLand» und Seemacht, seinenWelthandcl, den Ertrag Her Luxus» und Fremdenindustrie. Wird reif für die Sociale, den täglichnachderMelodiedesLampionliedes besungenen Umsturz, Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister wo2en. Katholisch oder gotllo?, liberal oder radikal: das Vater» land heischt die Kraft allerSöhne, die das Interesse an seineEr» Haltung band. Die «trunkenen Sklaven", die Gambetta in ihre Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unter uns. Und Babeuf geht wieder um... Ein Erleben, das aus dem Kneipenkonvent an die Spitze des Reichsdirektoriums führt, kann auch den Red- lichen zweifeln lehren, ob Allen der felbe Rechtsanspruch zieme. FürBabcufwarCarnot,fürIaures und Genossen ist Briand der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ists Ieder, den die Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner Wehrkraft wichtiger dünktals dieBescheinigungzäherPrinzipien» lreue; Ieder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an loh» nende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn, den die Sucht nach Besitz und Geltung dem Ermattenden eindrückt, die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehr- liche Arbeit leisten wird. «Die Revolution ist ein Block, von dem man nichts abbröckeln darf": so sprach Herr Clemenceau einst; und befahl alsRegent dann, aufrebellische Arbeiter zu schießen. Schon ahnt Frankreichs Genius dennahenWechselderMode.Deehalb hat er den neuen Aristeides, noch am Schandpfahl, gekränzt und den Versuch, ihn vor dem Staatsgerichtshof des Verfassung- bruches anzuklagen, lächelnd durchkreuzt. Mit dem Wortbesen der Wuth war »der Strikebrecher" (so hieß ihn Tobsucht) nicht vom

Platzezufegen. Aber er hat, durch das Eingeständniß desWillens,
das Reichswohl auch mit ungesetzlichen Mitteln, in Nothwehr,.
zu wahren, den Rechtshüter gekränkt: feinen Iustizminister Ba»
thou, der im Senat den Eisenbahnern felbst d as Strikerecht zuer»
kannt hatte; und war deren höchstem Chef unbequem geworden:
dem Verkehrsminister Millerand, der auch den Staatsarbeitern
das Recht auf Koalition nicht weigern wollte. Sippte den zwei
Verstimmten sich noch der rothe Arbeitminister Viviani, dann
wurde dleDiele desKabinetsmorsch.DaraufmochteHerrBriand
nicht warten. Er erbat von dem Präsidenten Fallieres die Ent»
lassung aus dem Amt: und erlangte den Auftrag zu neuer Ge»
fährtenwahl. Heer und Flotte ließ erZünftigen (demGeneral Brun
und dem Viceadmiral De Lapeyrere); die Barthou, Millerand,
Vivianiund andere schwierlgeGenossenverschwanden.Amvierterr
November 1910 war das zweite Ministerium Briand fertig. Vier
Monate hats gelebt. Sein Haupt war kaum wiederzuerkennen.
Schien aus Traum ins Leben zu schauen und ungern, nur mit
halberWillenskraft, sich ins Alltagsgeschäft zu erniedern.Strike»
recht der Staatsarbeiter? Unhaltbar; wer in sicherem Lohn sitzt
und Ruhegehalt fordern darf, muß sich in engereSchranken fügen
als der auf dem Arbeitermarkt von Angebot und Nachfrage Ab»
hängige. Das hat Briand im Oktober gesagt. Im Dezember will
er, statt des füßsauren Strikerechtes. einenVermittlerausschuß und
ein Schiedsgericht gewähren, dessen Spruch, in wichtigenFällen,
erst durch die Billigung des Parlamentes in Rechtskraft reift.
Die Sache langweilt ihn schon. Sind nun Alle zufrieden? Alle
vergrollt. Die Sozialisten: weil den Staatsarbeitern der Aus»
stand verboten wird; die Bürgerlichen: weil Politikerin letz»
ter Instanz die Arbeitordnung in den Eisenbahngesellschaften be»
stimmen sollen. Was ist aus dem stron^ man vom vorigen Herbst
geworden? Nicht gegen die (donteäe'ration (Zenerale äul'ra.
vail), nicht für die IZ? (Representation Proportionelle) geht er kräftig
insTreffen. Räuchert denStankderKolonialgesellschaftN'Goko»
Sangha nicht aus. Ist er furchtsam geworden? Sanft, fagen die.
Freunde, war er stets; nichtFechter, sondern versöhnlicher Frie»
densstifter; nicht zu Pathos, sondern zu milder Ironie gestimmt;
im Geist demEkklesiastes ähnlich, den alles Menschenstreben eitel
dünkt. Clemenceaus böses Maul hat von ihm gesagt: «Er mimt

den Heiland, Caillaux den Napoleon; was sollte Ich mit solchen
Arbeilgenossen leisten?" Aristeides enttäuscht die Liberalen und
ist den Sozialisten und Radikalen der Erzfeind. Deren Sturm»
angriff bereitet Herr Berteauz vor; einst Börsenmakler, dann
Kriegsminister und morgen wohl Präsident der Republik. Am
funfundzwanzigsten Februar 1900 fragen die Abgeordneten Mal»
vy und Meunier, ob das Ministerium die Jesuiten begünstige
und die Entstehung neuer Priesterschulen dulde. Mit lässiger Ge»
beide wehrt Briand den Vorwurf ab. Das Vertrauensvotum,
das er fordert, zeigt, daß seine Mehrheit auf sechzehn Stimmen
geschmolzen ist. Ihm zu wenig. Ergeht. Wird derWahlmacherdes
Herrn Poincare und führt ihn, durch Feuer und Dreck, aus Ver-
sailles ins Elysion. Fristet noch einmal, als blasses Kabinets»
Haupt, ein ruhmloses Leben. Geht wieder. And bleibt den Röthe»
'sten der Verräther: Hanswurst, der den Caesar spielen möchte.
AlsIustizministerVivianis hielt ersichtiefimSchatten.Jetzt
ruft der Volkswille, dem dieFraktionen sich beugen.ihninsLicht;
das nationale Sehnen nach einem kraftigen, klar denkenden, zu
raschem Entschluß und kühner That muthigen Mann. Der Ruf
solcherWesensart ist ihm nicht verjährt. Daß er, als Vicepräsident
und Rechtsordnungschützer, in Paris blieb, als die Regirung ins
sichereBordeauxübersiedelte,war,natürlich,einfacheundbequeme
Pflichterfüllung znicht etwadieFolgepersönlicherTapferkeit,son»
dern freundschaftlicherAbrede mit dem Staatsoberhaupt. Keiner
hat sich darüber gewundert; Keiner den Mann bewundert, der
nicht feiger war als zwei Millionen Pariser. In dieser Zeit, der
Bangniß.dann erwachender Hoffnung, ist er, als allein anwesen-
der Minister, dem Stadtkommandanten General Gallieni inner-
lich nah geworden. Er gilt als sauber, nicht als schillernde Stütze
der (von Iouvenels Stachelwitz entschleierten) ^publique cies
^amai-ääeZ und ist vom Amtssitz nie in den Sumpf der Bezirks»
schacherer und Stimmenklüngler gekrochen. Aus einem Sekten»
Häuptling hat er sich, ohne Zwang, wider den Strom der Pöbcl»
gunst, in einen Staatsmann gewandelt. Hat, nach hundert Zcr»
schnitzlern, Zersplitterern der Volkskraft, zu Eintracht gemahnt;
niemals die Möglichkeit einerVersöhnung, die aus zwei willigen
Herzen keimen könnte, verschüttet; war Montesquieus S1 ülern
«in Jahrzehnt lqng der wandelnde Beweis, daß auch Frank»

reich, wie Athen, in den Stunden tiefster Selbsterniederung nicht
geringere Kraft als auf derSonnenhöhe des Schicksals im Schoß
trögt. Niemand sah ihn, seit er dem Kneipendunst entwuchs,
nach Beifall geil, Niemand den Starken wie einen Messen-
herkules schnauben und fuchteln. Freundlich wollte er stets, nir»
gends gefährlich scheinen; unfähig, einen Landsmann zu hassen,
immer bereit, sich mit ihm, auch mit demKothklumpenwerfer von
gestern, zu verständigen. War nicht 1909 schon seine erste Rede,
in Perigueuz, die alle redlichen Republikaner aus Verfeindung
und Zerklüftung in Arbeitgemeinschaft fürs Vaterland lui>, der
erste, der einzige Vorklang der Union Lacree? Den Werth, die
Unersetzlichkeit solcher Eintracht hat der Krieg Jeden erkennen
gelehrt. Briand fühlte sie früher als irgendein Zunftgenosse. Die
Pflichtarbeit grauen Alltags spornte ihn nicht in ganzen Kraft»
aufwand; mit der Aufgabe ist er immer gewachsen. Wohl nicht
einGambetta, der eine Genieader, Manch es, geistig und sinnlich,
vom Lüdrian und, in seinen Gipfeltagen, die tzellsicht des Feld»
Herrn hatte. (Beispiel: Im Februar 1878 spricht er, als Abge-
ordneter, sachkundig über die gewandelten Formen desSeekrieges
und sagt: »Seit ein Torpedo das größte Panzerschiff zerstören
kann, liegt Englands Uebermacht im Sterben; vermag es nicht
mehr, mit sicher entscheidender Gewalt in Kriege einzugreifen."
1878.) Auch der Feuerathem des großen Patrioten aus Lahors
fehlt unserem Aristeides; doch er ist unser besterMann und paßt
just in das Bedürfniß dieser Erdbebenstunde. Weil er anFrank°
reich glaubt, an Frankreichs gesunder Zukunft nicht zweifelt, ge-
horcht er, der sich nicht an Kleinkram vergeuden will, dem Drang
derNation.Weil er tzofart mied.sich bescheiden gab.weil fein Stern
noch wirkt und kaum Einer die Gefahr scheut, mit diesem Führer
zu fallen, gelingt ihm leicht, ein Geschmeide erlauchter Namen
zu raffen. Nur er hat, nach Saloniki, solches Wunder vermocht.
Aus Irrthum kam der Glaube, er werde das internationale
Geschäft Herrn Jules Cambon überlassen, der schon eine Weile am
OuaiD'Orsay mitarbeitet undnundenTiteldes Generalsekretärs
tragen soll. DerMann ist Siebenzig; ging erst vor achtzehn Iahren,
als alternderVerwaltungbeamter, indenDiplomatendienstüber;
vertrat die Republik inWashington, Madrid.Berlin; ist nur als
geschickter Unterhändler, alsBeobachter und Werkzeug, nicht als

Pfadfinder und Staatsmann bewährt. Den späten R hm dcinkt
er nur den Berichten, die erim Iuliund im November 1913 sc wem
Minister Pichon einsandte und die Delcasse als bestätigte Pro»
phetie ins Gelbbuch von 19i4 aufnahm. «DerBorgang von1911
hat die Deutschen enttäuscht. Der Bertrag vom vierten November
(Marokko-Kongo) gilt als einBeweis unzulänglicherDiplomatie.
Man sieht ein neues Frankreich, einig, tapfer, entschlossen, sich
fortan nicht mehr einschüchtern zu lassen: so hat es das Haupt aus
dem Schweißtuch gehoben, das sein Bahrtuch werden zu sollen
schien. Aus ihrer Presse, die der deutschen Regirung Änfähig»
keit und zage Schwachheit vorwarf, erfuhr die Menge, mit zorni»
gem Staunen, daß die 1870 Besiegten des Kampfes für den Ruhm
der tzeimath nicht müde geworden waren; daß sie in Asien und
Afrikaihre Flagge gezeigt und das Ansehen ihrer Waffen gebreit t
hatten. Hier hatte man, wenn Frankreich sein Kolonialreich dehnte,
die OeffentlicheMeinung mit dem Spruch getröstet:„ Recht hübsch;
hemmt aber nicht den Verfall, die Zuchtlosigkeit und innere Zer»
setzungFrankreichs.'Man ti oz zuerst sich selbst, dann die Seffent«
ziche Meinung. Die ist nun überzeugt, daß wir Krieg wollen.
Auch hier wünschen beträchtliche Kräfte die Erhaltung des Frie-
denszaber sie sind nicht organisirt und ohne beliebte Führer. Nach
ihrer Meinung würde der Krieg die soziale Zukunft des Reiches
gefährden, den Kastenhochmuth und Preußens Zwingmacht slei»
gern und außer den Fabrikanten von Geschütz und Panzerplatien
nur den Engländern Nutzen bringen. Doch diesen Leuten fehlt
das breite Einflußgebiet; sie sind still, geduldig, ohne Schutz gegen
die Seuche kriegerischer Stimmung. Die hundertzehn sozialdemo°
kratischen Abgeordneten sind für den Frieden, können den Krieg
aber, da er nicht von einem Reichstagebeschluß abhängt, nicht
hindern; und die Mehrheit ihresAnhangeswürdeindenMasscn»
chor der Wuth oder Begeisterung einstimmen. Oft hört man von
einer deutschen Militärpartei. Der Ausdruck dringt nicht in den
Kern derSache; selbst wenn ernurerwähnenwill, daßinDcutsch-
land die Militärgewalt der bürgerlichen, die in Frankreich vor»
herrscht, überlegen ist, bleibt er ungenau. EineKriegeparteigiebts.
Si^hatFührer,Truppen,einePresse,die, aus aufrichtigem Glau-
ben oder gegen Entgelt, Meinungen macht, und allerlei gefährliche
Mittel zur Einschüchterung der Regirenden. Mit durchfichtigen

Gedanken, heißen Gefühlen, in Hochspannung beben dem Willen
wirkt diesePartei auf das Land. Manche sind für den Kneg, weil
er ihnen unter den heute herrschenden Verhältnissen .unvermeid-
bar' scheint und weil sie meinen, Deutschland könne ihn früh besser
als spät führen.Anderefehen inihmeineWirthschastnothwendlg-
teit; Uebervölkerung.Ueberproduktion.Drang auf gl ößereMärkie
und Absatzgebiete. Oder die Rettung aus sozialer Noth; nur die
Ableitung in fremde Länder könne die Willensfluth hemmen
oder verlangsamen, die sonst denDemokraten undSozialistendie
politische Macht zuschwömmen muß. Wieder Andere bangen um
die Zukunft desReiches, meinen, daß die Zeit fürFrankreich ar-
beite, und möchten das Ereignitz beschleunigen; im Wirrwarr
der Gespräche und patriotischen Schriften spürt man nicht fetten
die unklare.doch tiefeingewurzelteEmpfindung.nebeneinemach
erstandenen Frankreich könne ein freies Deutschland nicht leben,
Manche find aus ,Bismarckismus'(wenn mans so nennen dar?)
kriegerisch: sie empfinden alsDemüthigung.daßsiemitFranzosen
verhandeln, über Recht und Vernunft reden müssen und daß
ihnen, die doch durch Gewalt günstige Entscheidung erzwingen
könnten, in solcher Verhandlung der Sieg nicht immer leicht
wird. Aus naher Vergangenheit ist ihnen ein Dünkel ersproßt,
denSelbsterlebniß, mündliche Ueberlieferung undBücher alltäg»
lich nähren und der sich durch die Vorgänge der letzten Jahre ge»
kränkt fühlt. Diese Reizbarkeit Verstimmter färbt das Wesen
der Wehrvereine und anderer jungdeutschen Genossenschaften.
Man findet auch Menschen, die Frankreich, als das Gebild der
Revolution,mitmystischemHaßverfolgen.Geschichtschreiber,Phi»
losophen.Publizisten und andereVerherrlicher der,deutschen Kul»
tur' möchten der Welt eine rein deutsche Denkart, Empfindens»
art aufzwingen; im Reich des Intellektes die Oberherrschaft er»
obern, die, nach demUrtheil hellerGeister, denFranzosengeblieben
ist. Die gefährlichstenWortkrieger sind dieGroller, die Verärger»
ten. Ihr Heer rekrutirt sich auch aus der Diplomatie, die von der
Oeffentlichen Meinung nicht zärtlich behandelt wird. Besonders
grimmig sind dietzerren, die seit 1905 mituns zu verhandeln hatten.
Sie behaupten, überlistet, geprellt worden zu sein, und lechzen nach
Rache; während der Berathung der Wehrvorlage hat Einer von
ihnen gesagt, mitFrankreich könne Deutschlandernsthaft erstreben,

Wenn es seine ganze felddienstfähige Mannschaft gewaffnet haöe.
Müssen auch wir nun denKrieg für unvermeidbar halten ? Deutsch-
land wird das Abenteuer kaum wagen, wenn wir es in die Ge°
witzheit eingewöhnen, daß unsere Bündnisse und Freundschaften
nicht nur in Diplomateneinbildung, fondern in der Wirklichkeit»
weit leben und, sobald die Stunde schlägt, wirksam werden. Die
Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein; aber man weiß, daß
einSeesiegAUesin der Schwebeließe und dasFestland derSchau-
platzentscheidenderAbrechnungwäre.Rußland wird einBischen
höher eingeschätzt alsvor drei, vierIahren; Politiker undOffziere
glauben aber nicht, daß Rußland rasch und kräftig genug eingreifen
werde, um denAusgang des Kampfes bestimmen zu können. Die
Geister nisten sich also in die Vorstellung, daß der nächste Krieg ein
franko-deutscher Zweikampf sein werde. Der Kaiser selbst, der so
lange derFriedenshort war, scheint in den Glauben an die Nnver»
meidbarkeit dieses Kampfes zu neigen. Er ist, natürlich, der zer»
schmetternden Aebermacht des deutschen Heeres und feines Sie»
ges sicher.ImLauf der Jahre hat dieFamilientraoition, die rück»
ständige Weltanschauung des Hofes und besonders die Nngeduld
der Ojfiziere über seinen Geist Gewalt bekommen. Vielleicht ver-
drießt ihn auch,daß sein Sohn, weilerdenLeidenschaften derAll»
deutschen schmeichelt und die Geltung des Reiches nicht auf der
Höhe feiner Macht findet, so populär geworden ist. Vielleicht hat
ihn Frankreichs Antwort auf die letzte deutsche Heeresmehrung,
die Germaniens Nebermacht aus allen Zweifeln heben sollte, ver»
bittert; denn man fühlt hier, trotz allem Gerede, daß man viel
weiter kaum noch gehen kann. Wenn ich aus Alledem einen
Schluß ziehen darf, fo empfehle ich die Beachtung der neuen
Thatsache, daß der Kaiser sich in eine Gedankenbahn einrichtet,
die ihm zuvor widrig war, und rathe.mit seinem Sprachgebrauch
entlehnten Worten, unser Pulver trocken zu halten." Das ist der
(halb entgiftete) Auszug der beiden Berichte, die Herrn Cambon
Weissageruhm eintrugen (und nach deren Durchleuchtung die
Frage, ob dieser frohe Botschafter Deutschland aus freundlichem
Auge sah, wohl nicht mehr der Antwort bedarf). Er ist Pauls,
des Vündnißknüpfers, Bruder, kann den heik en Verkehr mit
London erleichtern und schnellern, hat inAmenta, Spanien, Ita»
lien (wo er dasErbe des krankenBarrere unnch i) guteSpäher

und darf sich vornan in die Kleinmeister des Handwerkes reihen.
DaßHerrBriand.dersogardenDuzbruderPichonfest am dünnen
Schnürchen hielt, dem alten Neuling dieGeschäftsleitung ander»
trauen, ihn nicht nur als Nachschlagebuch fürDiplomatik und als
kundigen Notenschreiber benutzen werde, mag wähnen, wer Ari»
steides nie als Archon der Republik sah. Jules ist der Bürge
für Pauls wendigen Eifer und nicht launischen, nicht verknurr»
ten Gehorsam. Daß der glatte Lächler hart und steif sein könne,
ward den Herren von Kiderlen (Agadir)undvonIagow (Nancy)
offenbar. And die Erzählung seiner Heimfahrt über Kopenhagen
schmeckt nach Salpeter und läßt ahnen, welche Zündstoffmengen
seitdeminihm gespeichert find. Auch deshalb ward er erkürt. Nicht
zum Leiter des Auswärtigen Amtes. Das war, unter der Firma
Capkivi-Marschall, nicht einmal Holstein. Briand will wollen.
Diesmal gehts um endgiltigen Vermögensruf; um alles
Wachsthum inZukunft.EntmummtderCaesarsichals Hanswurst,
der Heiland als Gaukler? Noch ist erst der Menschenfischer zu
schauen, dem Alles ins Netz geht. Der kranke, von ungesättigter
Eitelkeit spröde Herr Bourgeois, der sich mit gedoppeltem Stolz
heute Senator derMarne nennt.DerAchtzigerCombes, der drei
Jahre lang Ministerpräsident war und die Kongregationen wie
Wanzen vertilgte. Der urkatholische Monarchist und Akademiker
Baron Denys Cochin. Die Greise Meline(Siebenundflebenzig)
und Charles de Freycinet (Siebenundachtzig), die noch unter
Thiers, Gambetta, Ferry gearbeitet haben. Der Britenfeind
Freycinet, der dem Inselreich Egypten weigerte, Gambettas Lieb»
ling, der beste Kriegsminister der jungen Republikund mit Chlod»
wigHohenlohe intim war, als ehrwürdiger Pfeiler der aus Frank»
reichs Verzicht auf Egypten und den Sudan entstandenen rIntente
^orclisle; Combes neben Cochin; der Marzist Guesde neben dem
von der Commune abtrünnigen Schutzzöllner und Erzreaktionär,
dessen Gemeinde Jahrzehnte lang als «melmiste« verschrien
wurde; der feuerrothe Millionär Sembat, der den Landsleuten
rieth, einen Dauerfrieden zu machen oder wieder einen König zu
wählen, als Nachbar Ribots; über all dem seltsamen Gesprenkel
Briand: wenn nebenLazareCarnot,denOrganisator desRebellen-
fieges, der zum Tod verurtheilte Gleichmacher und Verschwörer
Gracchus Babeuf sich ins Reichsdirektorium gefetzt hätte, wäre
nichtmehr Grund zum Staunen gewesen. Die Noth des Vaterlan»

des sammelt alle Tauglichen oder durchAnhangMächtigen in hei»
ligeEintracht.Bourgeois.Combes.Freycinet: daist derSenat, der
leitende Radtkalenausschuß, die Kommisston für das Heerwesen.
Eochin und Mline: tzochkonservative und Centrum. Guesde,
Sembat.Mviani: Sozialisten.Malvy,derMeuchlervön191 l.jetzt
Minister desInneren: Nachwuchs derRadikalen. Wer soll noch
schimpfen? Herr Painleve, der, als Sprecher der Kammeraus»
schösse fürAuswärtige Politik, Heer undFlotte, imOktobertzerrn
Viviani rüffelte, thront im Ministerium für öffentlichenUnterricht
und für dem Kriegszweck nützliche Erfindungen. Bleibt beinahe
nur der Gewohnheitschimpfer Clemenceau, der dem Land kaum
noch schaden kann.Weisheit und Verwalterkunst fehlt dem neuen
Kablnet nicht; nur: ein Sieg. Der Silberglanz gerechten Sinnes
hätte dem athenischen Aristeides nicht in Unsterblichkeit geleuchtet;
daß er in der Perserkriegszeit zu den Siegen bei Marathon, Sa»
lamis, Plataeae mitwirken konnte, löste ihn für Menschenewig»
keit aus dem Scherbenbamm. Harret in Geduld. Noch riechts nir»
gends nach Frieden. Die Ministermacht der Chwostow undBri»
and ward dem Volkswillen zu heftigerer Kriegführung entbunden.
Starke Männer? Auch England ersehnt sie. Findet, weil die
Dardanerstraße nicht erstürmt, der Landweg nach Konstantinopel
nicht gesperrt, weder Brüssel noch Belgrad geschirmt worden ist, die
GladstoneschülerAsquithund Grey allzu schwächlich.Und will lie-
ber sterben als schweigend sich.wieein stummertzund demZügel des
Karrenkutschers, willkürlichem Menschenbefehl fügen. Sind die
Männer stark, die mitMuskelgebirg prahlen, im Krieg, weil Kritik
schweigt und Gesinde den Knirps andächtig begafft, Fett ansetzen
und denennachMitternacht noch frohesAugenleuchten und sonnig
heiteres Wesen bescheinigt wird? Als Bismarck in Moisburg
einem tzeer, das, nach unerschaut schnellem Sieg, in Oesterreichs
Hauptstadt vordrängte, allein sich entgegenstemmte und den besten
aller denkbaren Friedensverträge erzwang, einen, der nach fünf»
zigIahren inniger gepriesen wirdalsinderAbschlußstunde,bebte
jeder Nerv in dem Riesenleib und Weinkrampf schüttelte ihn wie
Wirbelsturm, wenn Lenz oder Herbst naht, den Wipfel derEiche.
In der versailler Mondnacht sitzt er auf Mauerrand und plau-
dert mit dem Wachtposten. Der durfte ihn, schon auf der Leiter,
erschießen. Hat aber die Kürassiermütze erkannt. »Glauben Sie,
daß wirParis bald haben werden?" Sicher. DergemeineMann

glaubts. Der Kanzler findet endlich wieder Schlaf. Er ha!Wörth,
Gravelotte, Sedan erlebt. Fühlt sich aber noch jedem Deutschen,
den Proviantpackern und der Tog öhnersfrau, im Gewissen der-
antwortlich; und ächzt, da dem Hirn die Leitung des Armes ge»
nommen ist, der Feldherr ohne Staatsmannswinke handeln darf.
Der schlaflose, von Nervenschmerz »aller Töne und Farben" ge»
peinigte Mann war stark. Nicht, weil er im Feuer von König»
graetz, rittlings auf einem Feldstuhl, ein dickes Aktenstück durch»
lesen und glossirenkonnte. Weil er denMuth zu derPflichthatte,
der Schlacht, der Kriegsentwickelung vorzudenken und ihr mit dem
EinsatzdesLebens,desRuhmes zu wehren, wo Un heilsverhäng»
niß aus ihr drohte. Zu der Pflicht, den Krieg nutzbarzu begrenzen.

Satyrspiel.

Ist Locke ein Schimpfwort? Im Namen der Republik hat
ein französischer Gerichte hof verkündlt: Nein; »wenn ein dem
deutschen Staateverband Angehöriger mit dem Wort bezeichnet
wird,ist weder Beleidigung noch üble Nachrede darinzu finden."
Die Rechtsfrage war knifflich. Ein Franzos hatte einen Elsässer
LocKe genannt. Strafantrag. Der Vertreter der Anklagebehörde
fordert dieFreisprechung des Beklagten. Denn: «Franzosen konn»
ten die Elsässer nur werden, wenn sie in der Zeit, wo sich die Mög»
lichkeit bot, sich darum bemühten;und das Gefühl desFranzosen
kann Der nicht erwerben, der seinen ganzen Wehrdienst im deut»
schen Heer geleistet hat. Das Recht zur Klage über die Bezeich-
nung als LocKe muß Dem vorbehalten bleiben, der mit Fug auf
Frankreichs rühmliche Rolle in diesem Krieg stolz ist." Die von
Deutschland innerlich abtrünnigen (und erst recht die nach Frank»
reich ausgewanderten) Elsasser und Lothringer murrten lautüber
das Urtheil, das sie der grausen Gefahr aussetzte, in der Wahl»
Heimath LocKes genannt zu werden. Und ihr Wortführer, Herr
Daniel Blumenthal, einst Mitglied des Deutschen Reichstages,
Bügermeister von Colmar, Abgeordneter für die Zweite, dann für
dieErsteKammervonElsaß Lothringen,hatihremGrollinPichons
Zeituno«l.e ?etit^ournsl»heftigen Aue druckgegcben. Das Urtheil,
sagt er, »verr äth einen gefährlichen Geisteszustand und man muh
bedauern,daß der Gerichtshof inder Zugehörigkeit zumdeutschen
Staatsverband ausreichenden Grund zur Gleichstellung derEl»
saß'Lothringer mit LocKes sah. Dieser Name (der, wie man ihn

auch ableite.doch wohl nichtseinerSchmeichcleiAehnlichesaus-
drücken svll)gebührtnurLeuten,dieihraltesVaterland verleugnen
und ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches verknüpft, also auch
die ihm sichere Strafe zu erwarten haben. Alle Anderen dürfen
sich mit der stärksten Entschiedenheit gegen den Versuch wenden,
sie mit den öockeg auf eine Stufe zu stellen. Wers thut, haust
Schimpf auf ihrUnglück.Die vonFrankreich unter dem Druck der
WaifenAufgegebenen haben, trotz deutscher Staatszugehörigkeit
undWehrpflicht, ihres Empfindens unauslöschliche Flamme der
Republik bewahrtund sich dadurch um das französische Vaterland
höheres Verdienst erworben als mancher unserer in Frankreich
lebenden Brüder, die in Frankreichs tzeer dienen konnten und
nicht von Verfolgung bedroht waren. Der Staatsanwalt war im
Unrecht und that unseren muthigen Landsmännern Anrecht, da
er annahm, weil sie nicht zu rechter Zeit und in giltiger Form für
Frankreich optirt haben, sei auch ihr Herz deutsch geworden. Die
Regirunq hat sich darüber nicht getäuscht: sie hat beschlossen, den
Elf >ß Lothringern, die nicht nur ihrer Wehrpflicht in Deutschland
genügt.sondern auch derhartenNothwendigkeitgehorchthaben,ge-
genFrankreich zu kämpfen, als Gefangenen besonders freundliche
Behandlung zu gewähren.Viele von ihnen sind inzwischenin das
französische tzeer Übergetretenz trotzdem sie wissen, daß sie als Lan-
desverräther erschossen würden, wenn die Deutschen sie fingen. Die
werden über den Prozehbericht grinsen. Wenn französische Be-
hörden die Erfüllung deutscherWehrpflicht alsBeweis deutschen
Fühlens nehmen, dürfen die SocKes behaupten, der ganze Elsaß,
das ganze Lothringen habe sich der Germanensache angeschlossen«
Man wirft denDeutschen vor, daß sie französische Provinzen, ge-
gen den feierlich verkündetenWillen der Einwohner, ihrem Reich
eingegliedert haben. Können sie erweisen(was siebishernur,im-
mer wieder,erlogen),daß dieElsaß°Lothringer durchihrtzandeln
den Frankfurter Frieden bestätigt und deutsche Gesinnung er-
worben haben, dannwird derFriedensvertrag für Frankreich sehr
schwierig werden.DieRegirungmutz derfalschenundgefährlichen
Meinung desStaatsanwaltes mitunzweideutigerKlarheitwider-
sprechen. Das fordert nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch
Frankreichs Interesse, das fortan von dem Elsaß-Lothringens
untrennbar ist.«DerUrfranzosBlumenthal ausThannwird.ols
mächtiger Mann, wohl erreichen, daß ein derRepublik so gefähr»

liches Urtheil aufgehoben und die Staatsanwaltschaft vomIustiz» minister Vlviani sanft gerüffelt wird. Düfte aus Blumenthal... Inzwischen haben die kämpfenden SocKeg sich die Achtung desFeindes errungen. «In den Tagen derChampagne»Schlacht haben beide Gegner die höchsten Kriegereigenschaften, Muth und Todesverachtung, gezeigt. Wir haben hundertzwanzig Kanonen erobert; fast alle feuerten noch und die Mannschaft ließ sich am Geschütz töten. Die zähe Ausdauer der Deutschen wird durch die Größe ihrer Verluste bewiesen; auch die umzingelten Gruppen zogen meist den Tod der Ergebung vor. Ihre Tapferkeit verdient Bewunderung. Unsere Mannschaft war noch tapferer und hat ge» siegt; froh sprang sie zum Sturm aus den Gräben und Reiter und Artilleristengönnten dem Fußvolknichtdie Ehre, allein den Kampf auszufechten." Das stand im «lemps«. Daß er Franzosenmuth über jeden anderen stellt, fordert ehrwürdige Ueberlieferung. Daß aber,in solcher Zeitung, die deutschen Krieger etonnamment brav« genannt wurden, ist nicht der winzigste Ertrag dieser fünfzehn har» tenMonate. Am nächsten Tag sprach, freilich, an der selben Stelle, General De La Croix, nach einemRundblick auf dieFronten, das Urtheil: Die deutsche Angriffskraft läßtnach. Da der General (der beimHochzeitfest des Kronprinzen in Berlin den Präsidenten der Republik vertrat) in seiner Heimath als sachkundig gilt, lohnts, seiner Meinung zu lauschen. »Auf dem Riesenschachbrett halten die Deutschen die Mitte besetzt und können deshalb, nach Bedarf und Belieben, auf der inneren Linie spielen; die Truppen so ver» theilen,hin und her werfen, wie die Nothwendigkeit des Kampfes gerade verlangt. Sie gebieten über ein sehr dichtes Eisenbahnnetz und über viele Landwege. Mit bewundernswertherGeschicklichkelt haben sie die Gunst derUmstände ausgenützt. Den gegensie Ver» Kündeten fehlen solcheVortheile; sie sind auf Außenlinien angewie-sen undmüssen, wenn sieTruppen verschieben oder, wie jetzt, von einem Kriegsschauplatz auf einen anderen werfen wollen, der See-fahrtmitallihrenZufällentrotzen.DieEntfernungmaßestnd größer unddieZeit wirddad urchzur wichtigstenZahl inderRechnung.Auch kann die deutscheHeeresleitung, die das Gehirn, der allwaltende Wille auf der Seite unferer Feinde ist, ihre Entschlüsse schneller fassen, als da möglich wird, wo die Häupter zwar in einträchtiges Handeln streben, die Oberbefehlsmacht aber getheilt ist. Auf der Westfront hat der Angriff vom fünfundzwanzigsten September

«ns denBesitzdervorderstendeutschenStellung eingebracht. Hin»
ter der ersten Grabenlinie fanden wir neue starke Vertheidigung»
werke, an dje wir uns vielleicht zu früh, ohne zulängliche Vorbe»'
reitung durch Artillerie, gewagt haben und die wir deshalb nicht
im ganzenUmfang zu erobern vermochten.DenDeutschenistnicht
gelungen, uns die erkämpften Stellungen, unter denen einzelne
taktisch sehr wichtig sind, wieder zu nehmen; sie können Stützpunkte
derOffensive sein,die wir,wenn dieStunde schlägt, sichererneucn
werden." (Einer der wichtigsten Stützpunkte, der Hügel vonTa»
hure, ist seitdem von den Deutschen besetzt worden.) »Man redet
jetzt immer von unbrechbarer Front. Die giebt es,im eigentlichen
Wortsinn, nach meiner Ueberzeugung nicht. Stimmung und Waffe
der Truppe entscheidet; wer darinüberlegenist,siegtüberalleHin»
dernisse. Und daß wir diese Ueberlegenheit haben, ist durch die
Angriffe in derChampagne und imArtois erwiesen worden. Der
Jeind ist nicht etwa erschöpft; unbestreitbar aber seine Schwäch»
ung. Alle aus der Front Heimkehrenden erzählen, die Wucht der
deutschen Angriffe nehme ab. Weil ich unsere Kampfkraft heute
höher als die des Feindes einschätze, vermag ich in Geduld auf
die Verwirklichung unseres Hoffens zu warten. Auf der Ostfront
haben die Russen sich aufgerafft. Bei Dünaburg (Dwinsk) ist ihr
Widerstand, trotz allem deutschen Aufgebot Schwerer Geschütze,
noch nicht gebrochen worden. DerFeind hat die ganze Dünafront,
deren Werth er kennt, abgetastet, doch, auch mit seinem Stickgas,
nichts erreicht/ Der General behauptet, daß die deutschen Ar»
meen auf dem Weg nach Minsk und, in Galizien, bei Tarnoool
gewichen seien; sogar ernste Schlappen erlitten. «Gerade inGa»
lizien wenden die Russen alle Kraft auf, weil sie von dort an Ru-
mäniens Grenzen zu gelangen und die Deutschen von hinten zu
bedrohen hoffen. Diese Gesahr droht den in Serbien kämpfenden
Deutschen nicht aus der Nähe; kann aber wirksam werden. Die
Gesammtlage aufder Balkanfrontist beängstigend, dochnichthoff»
nunglos. Wir müssen warten. Daß die A ngriffskraft der Deutschen
gemindert ist, scheint mir auch durch die Langsamkeit ihres Vor»
rückens überDonau undSave bestätigt. Auf der ferbischenNord»
front kämpft nicht mehrMackensensPhalanx aus den galizischen
Schlachten. Nur der Führer ists noch. Das genügt aber nicht."
Die Deutschen behaupten, das Schießpulver erfunden zu
haben? Freche Lüge! In einem Offenen Brief an den Leiter d,-

.l'emps" erweistHerrHanotaux aus einem alten,dem Landgrafen
Moritz von Hessen gewidmeten Artillerielehrbuch, daß nicht ein
deutscher Mönch (derSchwarzeBerthold), sondern, lange zuvor,
irgendein Chinese das Schießpulver erfunden habe. »Ists nicht
lustig, daß ein Bürger des Heiligen Reiches, ein Schützling des
Landgrafen von Hessen, Deutschland dieses Erfinderruhmes be»
raubt? "Noch lustiger,daß jeder deutscheKlippschüler lernt: Schieß-
pulver wurde schon im alten China, in Arabien, vielleicht noch
anderswo inAfien angewandt. Am Lustigsten, daß wir, Herr Aka»
demiker, Historiker, Erminister, Ihre Frage und Antwort, unver-
stümmelt, nur in andererTonart, wiederholen können. Die Deut-
schen behaupten, das Schießpulver erfunden zu haben? Freche
Lüge! Noch einmal der „lemps«. «Oft haben wir gezeigt, daß
DeutschlandschnellenFriedensschlußwünscht.DerVersuch.ihnzu
erlangen, wird je tztmit drängender Hast wiederholt. Derpreußische
Militarismus spielt auf dem Balkan seine letzte Karte aus; die
Stadtbehörden leugnen nicht länger die elende Lage des Volkes;
ausSozialistenblättern rufen Riesenlettern ins Land, das deutsche
Volk wolle essen.In dieserStunde sollen dieVölker,denen derKrieg
aufgezwungen wurde, an andere Verhandlung denken als an
eine, die für immer die civilisirte Menschheit vor der preußischen
Bedrohung rettet? In Berlin soll man hören, daß der Krieg erst
enden wird, wenn derpreußische Militarismus selbst seine Nie-
derlage eingesteht." Herr Barrls in I^'öcK« de ?äi-is: „Heerführer,
die ihr Wort wägen und denen ihr Rang einen Rundblick ge»
stattet, fagen uns, Deutschland, das am Anfang des Krieges seine
Mittel verschwendete, müsse jetzt knausern. Dieser Wirklichkeit will
der Kaiser nach Asien entlaufen. In Anatolien möchte erRekruten
ausheben, um in feinen Regimentern die Lücken zu füllen. Wird
er hinkommen? Vielleicht. Zurück? Das ist eine andere Frage.
Um den Zug wagen zu können, muß er seine drei Fronten so ver»
dünnen, daß uns der Durchbruch erleichtert wird. Wir sind vor-
an; uns sprudeln neue Quellen; für uns steht es viel günstiger
als im August 1914.« I^e Kwin: „DerAusschutz für öffentliche Ge-
sundheitpflege will, daß der Jahrgang 1917 nicht schon im No-
vember, sondern erst im März 1916 ins Heer eingestellt werde.
Der Wehrausschuß der Kammer hat den Einstellungplan des
Kriegsministers erörtert, den Beschluß aber noch vertagt."

Wechsel.
will der Dollardevise die Welt erobern. Was die Wech sel
WW? auf London waren, sollen künftig die Tratten auf Morgan S Co.
sein. Helfen nun aber amerikanische Geldleute dem Pfund Sterling in
die Höhe, so handeln sie gegen ihre Zukunftpolitik. Ihnen müßte
daran liegen, das Ansehen des englischen Wechsels zu verringern.
Denn die Erinnerung an das Disagio des Kriegsjahres wirkt weiter.
Der Goldreichthum Britaniens scheint nicht zum Ausgleich der er«
zwungenen Abhängigkeit von amerikanischen Rohstoffen und Granaten
zu genügen. England muß die Störungen der Handelsbilanz unge-
mildert auf iseine Finanzen wirken lassen. Das hat nichts mit dem
Wohlstand des Inselreiches zu thun; viel aber mit dem Kredit, den
Britanien im Ausland genießt. Die Amerikaner haben dem anglo-
französischen Syndikat nach umständlicher Verhandlung 500 Millionen
Dollars zu 5 Prozent geliehen. Das ist eine Folge der Wechselkurs-
schwäche. Der Glaube an die Nnerschöpflichkeit ihrer Mittel hat die
englische Regirung verblendet. In den südamerikanischen Republiken
herrschte vor Ausbruch dcß Krieges der Sterlingwechsel als scheinbar
unbezwinglicher Konkurrent des Dollars. Diese Pormacht dankte er
zum Theil auch ben deutschen Banken, die drnben arbeiteten. Sie
setzten ihre Nnterschrift auf Wechsel, die in London fällig waren. Das
hat aufgehört. Keine englische Firma darf ihren Namen auf einen
Wechsel schreiben, der das Indossament einer deutschen Bank trägt.
Solche Papiere dürfen auch nicht einkassirt oder honorirt werden.
Seitdem haben die deutschen Neberseebanken sich mit Dollarwechseln
versorgt und arbeiten, statt mit London, mit New Port. Ob es so
bleiben wird, ist fraglich. Ansere Banken müssen für die Verbreitung
der Reichsmark sorgen. Sb lange der Krieg dauert, können sie es
nicht. Nach dem Friedensschluß wird der Dollar sich mit der Mark
auseinanderzusetzen haben.

Während das britische Zahlungmittel noch Rückfälle in Schwach-
heit hat, bessert sich das Verhältnis; der fremdländischen Devisen zur
Reichsmark. Die Devisen New Pork, Holland, Skandinavien kletterten
in Berlin von ihrer Höhe herunter. Vielleicht hat der Verkauf aus-,
ländischer Werthpapiere, durch den sich Deutschland draußeu Gut-,
haben schaffte, zur Verbilligung der fremden Wechsel beigetragen.
Der Kurs dieser Papiere hängt von Nachfrage und Angebot ab. Die
Gestaltung des Preises muß also stetZ in ihrem Zusammenhang mit
der Marktlage untersucht werden. Daß England vielfach Dollarwechsel
aufkaufte, um an Amerika zahlen zu können, ist wahrscheinlich. Solche
Käufe sind, über das neutrale Ausland, auch in Berlin erfolgt und
haben die Kursbewegung beeinflußt. Ein Beispiel dafür, wie die Ver-
legenheiten eines Landes, mag es auch so stark sein wie Großbritanien,
auf das Schicksal anderer Geldplätze einwirken können. Berlin hat
mit den Geschäften, die England in Amerika macht, nicht das Mindeste
zu thun. Trotzdem stiegen hier die ausländischen Wechsel. Die Lebens-

Verhältnisse der Reichsmark werden dadurch nicht gestört. Deutschland, hat keine großen Zahlungen ans Ausland zu leisten. Beweis: das Steigen des Doldvorrathes der Reichsbank, obwohl die Rimessen an die Lieferanten in Ländern außerhalb der Kriegszone in Gold erfolgen. Die deutsche Centralbank verfügt über einen Goldschatz von 2Ä15 Millionen. Und der große Erfolg der dritten Kriegsanleihe muß die Achtung vor der deutschen Zahlkraft steigern und den Kredit derReichsmark fördern. Im Deutschen Reich ist die Ueberleitung des Geldes in deu Armeebereich bequem. England und Frankreich verfügen über einen sehr stattlichen Besitz nationaler Güter; trotzdem ist die Erledigung des Finanzgeschäftes schwierig. Besonders in Frankreich, tvo genug Geld da ist, nur nicht für Herrn Ribots. der acht Milliarden, braucht und zaudert, ehe ers noch einmal mit der „nationalen Vertheidigung" wagt. Die Banque de France ist mit ihrem Notenumlauf bei 13 30« Millionen Francs (gegen 7000 Millionen Francs der Deutschen Reichsbank) angelangt und hat ungefähr 4500 Millionen Gold. Jeder neue Vorschuß, den das Institut dem Finanzminister giebt (er schuldet der Bank schon 6800 Millionen), verbreitert die Grenzen des Ozeans von Papiergeld. Die französische Banknote erfreut sich wieder der metallischen Dritteldeckung; nimmt aber der Staat nur noch 2000 Millionen als neuen Vorschuß, dann wird der Goldstreifen schmal. Frankreich hat bis Ende 1915 mit einer Gesammtausgabe von 28400 Millionen Francs (seit dem ersten August 1914) zu rechnen. Eingenommen wurden bis ersten September 1915: 3580 Millionen ordentlicher Erträge, 7870 Millionen aus der Begebung von Nationalvertheidigungwechseln, 2240 Millionen aus dem Verkauf oder Umtausch von Obligationen, Zusammen: 1369» Millionen. Mit den 6800 Millionen Vorschuß von der Bank ergiebt es 20490 Millionen, Fehlen: rund 8000 Millionen. Der Kurs der dreiprozentigen Rente hat sich so tief gesenkt wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Bei 72 Prozent hatte die Staatsgewalt eingesetzt und Halt geboten. Die öffentlichen Institute, auch Sparkassen und Versicherungsgesellschaften, wurden aufgefordert, ihren Rentenbestand zu ergänzen. So gelang es, die rsvts ziei-petuelle salonfähig zu erhalten. Bis das Publikum sich gegen den künstlich hergestellten Kurs auflehnte und ihn unterbot. In den legten Septembertagen war die Rente bis auf 67 Prozent gefallen. Anleihekurse lassen sich eben so wenig kommandiren wie Devisenpreise. Alles geht da „natürlich" zu. Wenn die Italiener hente für 100 Francs 112 Lire bezahlen müssen, so geschieht Das nicht aus besonderer Hochachtung für die „lateinische Schwester", sondern in Folge der für Italien ungünstigen Verrechnung im Waarenverkehr. Die Römer haben sich arg verrechnet, Sie vergaßen, sich in ihre Handelsbilanz zu vertiefen, aus der sie merken konnten, daß sie ohne ausländische Kohle nicht warm werden können, Sie haben im, Ausgleich gegen die theuren Rohstoffe, die ihnen England und Frankreich liefern, nichts zu bieten. Und sie brauchen obendrein das Geld der Bundesgenossen, deren Hände nicht stets offen sind. Von der «rnglo-.

französischen Anleihe in New Port wurde Italien ausgeschlossen. Zwei
innere Anleihen im Lauf eines Jahres; im besten Fall brachten sie
180« Millionen Lire. 75« Millionen hatte England als Vorschuß ge-
geben. Im Juni wurden Schatzscheine in London untergebracht. 'An-
geblich für 1 Milliarde Lire. Italienische Blätter bestritten, daß die
Summe so groß gewesen sei; und sie City interessirt sich nicht mehr
für die Jtalians. Sehr bitter; denn Italien braucht noch viel. Die
Summe des Zettelgeldes wurde verdreifacht. Direkte und indirekte
Steuern wurden erhöht. Die Amerikaner haben keine Neigung, italie-
nische Schatzwechsel zu kaufen. Sie sind den Italienern nicht grün,
weil die Arbeiter jährlich 5öö Millionen Lire und mehr an Erspar-
nissen aus der Nnion nach Haus schickten. Sie nahmen Dollars und>
gaben Cents aus. Der^ Vankee liebt aber nicht, daß der Verdienst,
den er Fremden giebt, aus dem Land geschleppt wird. Die Forestieri,
die Wohlthäter der italienischen Zahlungbilanz, fehlen. Sie wogen
eine Milliarde. Daß der italienische Wechselkurs zitterig geworden ist,
begreift Jeder. Mundern würde man sich nur, wenn sich irgendein
Morgan fände, der Geld in den italienischen Beutel thut. Ladon.
Die anglo-französischeGeldaufnahme inNewVork, die inDsutsch-
land allzu oft als ein Schwächezeichen, eine Blamage verspottet wurde,
galt in Britanien weder als eine große Aktion noch als Anleihe im
eigentlichen Wortsinn: als ein Mittel, sich zur Deckung künftiger Aus-
gaben Geld zu schaffen. Die Frage, ob sofort 1WD oder zunächst nur
3U0 Millionen Dollars zu geben seien, war niemals wichtig. England
wollte, was es, für sich selbst und für seine Verbündeten, in den Ver-
einigten Staaten zu zahlen hat, nicht in Gold zahlen und hat deshalb
Morgan, seinen amerikanischen Bankier, ersucht, mit den ihm befreun-
deten Firmen diese Zahlung einstweilen auf sich zu nehmen. Ist nach
ein paar Monaten ein neuer Betrag fällig, dann wird die selbe (oder
eine größere) Gruppe die technische Vermittlerhandlung wiederholen.
Ob dabei für die Verzinsung ein Dutzend Millionen mehr oder we-
niger aufzubringen sind, ist unbeträchtlich in einer Zeit, wo in jeder
Tagesstunde der Krieg ein großes Reich ungefähr drei Millionen
fZNark kostet. Der Hauptzweck, die Vermeidung der Goldzahlung und
die Hebung des Sterlingskurses, ist erreicht worden. Englands Bankier
befahlt direkt, was England für sich und seine Freunde in der Heimath
diejes Bankiers gekauft hat. Von englischer Blamage und Bettelei
zu reden, ist (burgfriedlich ausgedrückt) unklug. Jedes Volk führt sein
Kriegsfinanzgeschäft je nach seiner Wesensart, Neigung, Tradition
und nach den bestimmenden Umständen. Wo von außen nichts zu
holen und der Export vom Feind gesperrt ist, hilft man sich durch innere
Anleihen in den Sonderformen der deutschen. Wo man für die nicht
dem Krieg dienstbare Industrie und den Außenhandel Geld Kraucht,
macht mans anders. In England (das als erster Staat die durch den
Krieg geschaffene Steuerlast auf sich genommen hat) ist, auch im Laden-
geschäft, leider überall noch Gold in Nmlauf; noch im August wurde dcr

Ausreisende nicht gefragt, ob er Gold über die Grenze mitnehme. Auch
Britanien fühlt Schmerz. Weraber erzählt, Englands Vermögen oder gar
Kredit sei erschöpft, Der schwatzt seine Mitbürger in gefährlichen Wahn.
Ein Brief.
AW erehrler Herr Harken, in derBetrachtung über den Neuhuma-
nismus und das Christenthum (im lehren Septemberhest)
sagte ich, ein weiser Rathgeber auf dem Päpstlichen Stuhl könnte
d^„.CMstenheit in "TNWMsr'FSMn gute MMe^e1lM7'a8?r
in allen großen weltgeschichtlichen Wendungen habe die römische
Kurie, habe der Papst versagt. Ich möchte doch nachtragen, daß
diese Unfähigkeit des Papstthunis nicht seiner Natur, sondern ge-
schichtlichen Umständen entsprungen ist. Als Centrum einer Welt-
kirche durch einen ununterbrochenen Nachrichtenstrom aus allen
fünf Erdtheilen informirt, kennt die römische Kurie besser als
irgendeine weltliche Regirung die Lage und die Zustände aller
Staaten, eben so gutdi.eFortschritte derW!sfenschaft;und die pflicht-
gemäße christliche Welt« und Lebensanschauung kann der Bildung
eines gesunden Nrlheils nur förderlich sein. Die Umstände nun,
welche die Kurie bei großen Entscheidungen irrgeführt haben,
sind jetzt so ziemlich beseitigt. Die beschämenden Niederlagen,
die sie sich mit derLerMhMe.^und mit^derMMMMW^GÄileis
z^og^ haben sie nicht, nur in solchen.Dingen vorsichtig gemachr,
sondern haben Fu^in.^«r ^gWzxn. katholisDn^HeologKffVM
die Ertenntniß gezeitigt (die freilich noch nicht öffentlich zuge-
sianöen wird),, daß dogmatische Befangenheit leicht Aberglauben
erzeugt'unI daß das Oberhaupt der KirSe von sölHer"VUwa'He
nicht innuer ausgcnoi,u>U5y,,ist. Und mit der Erlösung des^Uapstes
von der Last, einen Staat zu regiren, einer Last, die zu dem Wesen
seines geistlichen Amtes in unlösbarem Widerspruch steht, fällt
die tzauptnrüu^ «U«,.d.er FcUgri^se hinweg, durch welche die
Päpste von Bonifazius dem Achten bis zu Pius dem Neuuten
die Christenheit in Verwirrung gestürzt und sich selbst kompro-
mittirt haben. Die jedes Lobes würdige Haltung des jetzt regireu-
den Papstes im MeltkrtegevTsse ^'Aostolische Gesinnung,'ver-
bunden mit politischer Weisheit, offenbart, glaube ich als eine
Wendung zum Besseren, zum wahrhast Guten und Heilsamen be-
grüßen zu dürfen. Schon der vierzehnte Benedikt, als dessen
Jünger sich der Nachfolger des zehnten Pius durch die Wahl
des Namens bekennt, hatte versucht, die richtige Bahn zu be-
schreiten. Als ich den Artikel schrieb, war der Charakter des neuen
Pontisuates noch nicht deutlich erkennbar, Dr. Karl Ientsch.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hörden in Ve,!i,i. —
der Ankunft in Berlin — Druck von Paß « Ea'Ied E, m, b, tz, in ^'cr >>..

Berlin, den 13. November ISIS.

Wilson und der Bindestrich.

HK?ie Empörung des Nichts-als-Amerikaners gegen den Binde-
strich-Amerikaner ist nicht unbegreiflich. Wer das Bürger-
recht erwirbt, sollte einsehen, daß er mit diesem Schritt endgiltig
«us der alten Gemeinschaft ausscheidet und in eine neue eintritt.
Sobald die Interessen dieser beiden Gemeinschaften einander so
^widersprechen, daß ein Ausgleich unmöglich ist, muß er sich für
vie neue entscheiden. Man kann nicht zween Herren dienen. Nnd
wir müssen zugeben, daß viele Deutsche (und nicht minder viele
anderen Nationen Angehörige) das amerikanische Bürgerrecht
gleichsam mechanisch oder in bewußt eigennütziger Absicht erwer-
ben, ohne sich über die Folgen dieses Schrittes klar zu werde«.
Sie sagen sich nicht, daß er eine tiefgehende individuelle Aende-
rung, beinahe eine Neugeburt voraussetzt. Wer Amerikaner wird
oder zu werden versucht, sollte wissen, daß dieser Werdeprozeß, der
sich nicht von heute auf morgen vollziehen kann, eine Abkehr von
vielen deutschen Aeberlieferungen bedeutet. Wer Amerikaner wird,
muß zu glauben bereit sein, daß die republikanische Staatsform
der monarchischen überlegen, daß, die Herrschaft der Majorität der
einer Minorität vorzuziehen ist; daß die Oeffentliche Meinung
vder der „Wille der Nation" untrüglich festgestellt werden kann
And daß ihm Weisheit innewohnt; daß die Menschen mit an-
nähernd gleichen Qualitäten und völlig gleichen „Rechten" ge-
boren werden; daß die Frauen das sittlich höher stehende Ge-
schlecht sind; daß die Menschheit fortschreitet und Amerika an der
iSpitze der Civilisation marschirt; daß Kasten- und Klassengeist
schädlich, Sonderrechte verderblich wirken; daß die Jugend „un-
abhängig", also zuchtlos aufwachsen müsse; daß das Alter meist

auf der Seite des Borurtheils, die Fugend auf der Seite deix
Wahrheit stehe; daß, Krieg und Kriegbereitschaft ein Unrecht und
ein Uebel, Friede und Friedensliebe ein Segen und ein Verdienst; i
seien; daß „success" jedem Tüchtigen das einzig erstrebenswerthe I
Ziel sei und daß er sich in „cask" ausdrücke; daß das Leben deT
Handelnden dem des Betrachtenden vorgezogen werden müsse;
daß dem Leben das Tempo den Reiz verleihe; daß Versendung
in jenseitige Möglichkeiten ein Zeitverlust, Kirchenbesuch aber re-
spektabel sei und schon hienieden, nicht drüben nur, Zins trage.
Ein solcher Katalog, der amerikanischen Theorie oder Praxis
entnommen, könnte Seiten lang fortgesetzt werden und würde
gewiß manche merkenswerthe Antinomie ergeben. Doch das An-
geführte genügt, um die These zu erhärten, daß der Erwerbung
des Bürgerrechtes eine Umwandlung vorangehen oder folgen sollte.
Denn die erwähnten Ideen sind, wie mir scheint, Grundtha^
fachen der amerikanischen Seele geworden, und wer sie nicht theilt,
mag wohl Amerikaner heißen, wird aber kein Amerikaner (des
Jahres 1915) sein. Die zeitliche Einschränkung ist nothwendig,
weil alle diese Ideen sich wandeln werden: der Amerikaner von
2015 wird von dem unserer Zeit viel mehr abweichen als der von
heute von dem des Jahres 1815 (wenn mein Auge nicht trügt).
Wünschenswert!) also ist, darin müssen wir den Nativisten
Recht geben, daß der Deutsche, der das amerikanische Bürgerrecht
erwirbt, hierin nicht nur eine Maßregel äußerer Konoenienz,
sieht, sondern diesen Nationalitätwechsel genau so ernst nimmt^.
wie er den Glaubenswechsel nähme. Ist es nicht seltsam, daß
^Menschen, die den Wechsel der Religion lange und reiflich be-
denken würden, sich so leicht, so bedenkenlos zu einem Nation
nalitätwechsel entschließen? Und doch ist die Thatsache, daß Je-
mand Katholik oder Protestant ist, ihm gewiß nur in seltenem
Fällen so wichtig wie sein Deutschthum oder sein Amerikanismus.
Trotz diesem Zugeständniß aber darf Niemand behaupten,
daß Deutsch-Amerikaner ihre Pflicht gegen das Adoptivkind der»
letzt oder vernachlässigt haben. Diese Behauptung ist auch von
ernst zu nehmenden Amerikanern früher niemals aufgestellt wor-
den und bedurfte bis jetzt keiner Erörterung. Wie kommt es nun,
daß der (deutsche) Bindestrich-Amerikaner sich, plötzlich in einen
Konflikt der Pflichten verstrickt fühlt und daß er sich schroff gegen
das offizielle Amerika wendet? Wir Deutsche behaupten, daß
die Regirung, daß vor allen Anderen der Präsident die Schuld
trägt. Die Meisten von uns meinen, daß Mr. Wilson die Aus-
fuhr von Munition und Waffen verbieten lassen mußte. Ich,

glaube Das nicht, bekenne mich vielmehr zu der Ansicht, daßj
Staatssekretär Lanfing die Berechtigung der Munition»Ausfuhr
in seiner Note an Oesterreich»Ungarn überzeugend nachgewiesen
hat. Ich glaube aber, daß nicht ein einziger denkender Deutschj-
Amerikaner in diesem Lande lebt, der den Präsidenten nicht de«
Schwäche gegenüber England ziehe. Vielleicht wäre es möglich,
gewesen, zu einem Kompromiß zu gelangen, die englische Blockade
zu mildern und den deutschen Anterseekrieg zu vermeiden, wenn
Glicht Mr. Wilson von vorn herein darauf verzichtet hätte, irgend»
wie auf England zu drücken. Dabei beharrte er doktrinär auf
seiner Meinung, daß jeder Amerikaner das Recht habe, auf einem
beliebigen Schiff, sei es auch bis an den Rand mit MordwaffKn
gefüllt, durch die Kriegszone zu fahren; er geißelte Deutschlands
Taktik als „gesetzwidrig" und „unmenschlich" und bezeichnete die
inzidentelle Vernichtung amerikanischen Lebens als Kriegsgrund
(.,c!e«6e61v untrienälv action"). Alles, UM die Situation zwischen
beiden Ländern bedrohlich zu gestalten. (Zuvor hatte er, in Phila»
delphia, gesagt, es gebe Fälle, in denen ein Mann „zu stolz sei,
zu fechten".) Nebenbei wurde manchmal offiziös die Nachricht
aufgetischt, der Präsident arbeite an einer energischen Note an
England. Bisher ist sie noch nicht aus dem Haupt dieses Jupiter
hervorgegangen; und kommt sie, so wird sie schwerlich der ge-
panzerten Athene gleichen. (Der November hat sie, endlich, ge-
bracht; sie soll ziemlich scharf sein, ist aber im Wortlaut noch nicht
von Deutschen nachprüfbar.)
Die Nichts»als»Amerikaner haben gegen diese Haltung nicht
protestirt. Sie haben nur immer wieder, ganz undemokratisch,,
ganz unamerikanisä> erklärt, sie würden zum Präsidenten stehen.
Dies Schauspiel, schon in einer Monarchie kläglich, wirkt in diesem
Lande des ,Government bv tke people", in der Periode des Re-
ferendums und der Richterabsetzung durch das Volk, geradezu!
grotesk. Wenn unsere hervorragendsten Bürger in der ernsteren
Lage, die seit sechzig Iahren war, keine eigene Meinung ha-
ben und sich der Entscheidung des Präsidenten submissest beu-
gen, noch bevor sie wissen, in welchem Sinn er sich entschließen
werde, so ist die Demokratie, wie Rabelais sagt, „nicht einen
Zwiebelschelff Werth". Der Präsident, dem Mancher hier die ganze
Nnbelehrbarkeit eines seit Iahren im Amt sitzenden Ordinarius
von Ouarta zuschreibt, ist klug genug, sich als den Diener dev
Öffentlichen Meinung zu geberden; und die Öffentliche Mei«
nung winselt zurück: „Wie Du befiehlst, mein hoher Herr!"
Von dieser Seite also, Das sahen wir, hatten wir nichts zu

erwarten. Was Anderes sollte, konnte nun geschehen, als daß
die Deutschen versuchten, sich zu organisiren, auf die Presse ein-
zuwirken, Redner und Abgeordnete zu gewinnen? Was jeder
Trust thut, was jede Geschäftsgruppe in kleinerem oder größerem
Amfang zu thun versucht: Das soll uns, im klassischen Äande des
„pull" Und des „lokbxing", als Verbrechen angerechnet<>werden?
Es wäre doch mehr als seltsam, wollte man versuchen, die Pro»
paganda der Deutschen mit anderem Maß zu messen als die der
Engländer. Ist es etwa antiamerikanisch zu glauben, daß gutes
Einvernehmen mit Deutschland den Vereinigten Staaten nur
^nützen könne? Antiamerikanisch wäre es freilich, wollten die
Deutschen versuchen, die Vereinigten Staaten in den Krieg zu
verwickeln; aber ein solcher Versuch müßte doch erst, und zwar als
ein Versuch mit tauglichen Mitteln, nachgewiesen werden. Kein
lErnster hat da/an gedacht. Fanatikergeschwätz, beweist nichts.
Die Nichts-als-Amerikaner haben die ihnen unbeqneme Ent-
Wickelung lediglich sich selbst zuzuschreiben. Hätten die Zeitungen
und Zeitschriften eine unparteiische Haltung bewahrt oder nur
nach einer solchen getrachtet, so wäre die Erbitterung der Deut-
schen nicht auf diesen Grad gestiegen. Aber gerade die „vor-
nehmen" Zeitschriften, Wie ,AtIantiO ^lontKIx" und „NortK ^meri-
can Review" haben sich so unvornehm wie möglich benommen,
wenn Vornehmheit Gesinnungfreiheit und Billigkeit des Urtheils
bedeutet. Und so sagte sich jeder Deutsch-Amerikaner, daß stum-
mes Zuschauen frevelhaft sei und daß man sich zusammensparen
müsse. Wir haben eben so viel Recht, unser Wesen hier zur
Geltung zu bringen, wie der Engländer oder irgendeine andere
Nationalität. Kein Deutscher, der das amerikanische Bürgerrecht
erwirbt, verpflichtet sich durch diesen Entschluß, Anglomane zu
werden und so faszinirt nach,England hinüber zu starren, wie die
Aristokratie Bostons und die Hohe Finanz New Vojrks thut. Die
Erfahrungen des letzten Jahres müssen jeden Deutsch-Amerikaner
darüber belehrt haben, daß Organisation das erste und letzte Wort
ist. Nur, freilich, sollte diese Organisation so gehalten sein, daß
sie es jedem wirklich unabhängig denkenden Amerikaner ermög-
licht, ihr mit gutem Gewissen beizutreten. Weder dürften Deutsch-
lands kontinentale Interessen zum Angelpunkt des Wollens ge-
macht noch dürfte in ihr Haß und Feindschaft gegen andere Völker
gepredigt werden. Sonst kann diese Neue Welt sie nicht ertragen.
Die Deutsch-Amerikaner müssen aussprechen: „Wir wollen
Frieden und Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland er-
halten und fördern. Wir' wollen jede Regirung unterstützen, die

Mrch diesen Grundsätzen handelt, jede Regirung bekämpfen, die sich von ihnen entfernt. Wir wollen versuchen, zutreffende Anschauungen über deutsches Wesen und deutsch,! Ziele zu verbreiten, ohne deshalb zu verkennen, was wir anderen Nationen schuldig sind, und uns störrisch und überheblich von ihnen abzuschließen. Wenn wirklich deutsche und amerikanische Interessen unversöhnlich zusammenprallen, so sind wir entschlossen, uns als gute Amerikaner zu bewähren; aber einer dahin neigenden EntWickelung werden wir, gerade weil wir zu so schwerem Opfer bereit sind!, mit allen gesetzlichen Mitteln vorzubeugen suchen. Wir könnten nicht zugeben, daß wir in Abwesenheitvdes Kongresses vom Präsidenten festgelegt und in einen Krieg hineingetrieben werden, der für beide Länder ein furchtbares linglück wäre." Durch feine mexikanische Politik hat Präsident Wilson das Recht verwirkt, in seiner Behandlung auswärtiger Fragen aus willige Nachfolge zu rechnen. Er ist ein Meister in der schlimmen Kunst, das Land zu binden und die Nachfolger zu bebürden. Die „moralischen Eroberungen", die er jetzt wieder durch Einbeziehung der südamerikanischen Staaten in die Mexiko-Aktion gemacht hat, werden sich in nicht ferner Zeit in Verluste umwandeln, wenn die Vereinigten Staaten genöthigt sind, zur Realpolitik überzugehen und ihre Vorzugsstellung in Mexiko geltend zu machen. Die Intervention ist unvermeidlich und eine „idealistische" Intervention ist unmöglich. Ein Präsident hat nicht das Recht, das Blut auch nur eines amerikanischen Soldaten für andere als nationale Zwecke zu opfern, mag auch sein Herz noch so warm für den mexikanischen Hörigen schlagen. Er opfere sein Herzblut, nicht das des Volkes. Dies nebenbei; doch, war die Abschweifung zur Charakterisirung des Präsidenten nothwendig. Niemand kann verlangen, daß die Deutsch-Amerikaner blindlings einem Mann folgen, der einen Mangel an politischem Instinkt so deutlich bekundet hat. Die Deutsche-Amerikaner wollen nichts als gleiches Recht sür Alle. Freilich aber auch das'Recht zur Opposition, das Recht, zu rufen: „Fort mit Wilson!" Nicht, weil seine Administration sür Deutschland, sondern, weil sie für Amerika gefährlich ist.

Evanston, III. Eduard Goldbeck.

Der Schreiber dieses von deutschem Zorn diktirten Artikels lebt in den Vereinigten Staaten, ist> aber, nicht ihr Bürger. Er wird gewiß gern hören, daß aus seiner Hennath noch nicht die Hoffnung gewichcn.

ist, auch mit Herrn Wilson leidlich auszukommen (dessen Willen zu würdiger Verständigung wir einstweilen nicht anzweifeln dürfen und dessen Wiederwahl drüben Viele wahrscheinlich dünkt). Das; sich diese Hoffnung erfülle, wünschen wir auch, damit den Deutsch»Amerikanern ein Pflichtenzwist oder, mindestens, ein Gefühlszwiespalt erspart bleibe, der sie dem Land ihrer Geburt oder dem ihrer Wohnsitzwahl all» mählich entfremden müßte. Gehts nach dem Wunsch redlicher Deut» schen und kluger Amerikaner, so verblaßt der Bindestrich nicht.

Geschlechtliche Aufklärung.*)

WMnsere Zeit hält die geschlechtliche Aufklärung für nöthig. Was sie aber unter diesem Deckmantel bietet, ist geschlecht- liche Verwirrung. Die Wünsche kommen von mißvergnügter Seite und begünstigen daher die körperlich und seelisch irgendwie nicht ganz Vollwerthigen. Sie wollen das junge Mädchen nicht mit der verschiedenen Geschlechtsnatur von Mann und Weib bekannt machen, was vielleicht heilsam wäre; im Gegentheil: sie suchen vor dem Auge des Mädchens diesen Unterschied zu verwischen und es mit falscher Voreingenommenheit in das Leben zu stellen. Daher heute die furchtbaren Enttäuschungen und unmöglichen Ansprüche der Frau in der Ehe."

Die Scheidung der Frauen in Welt und Halbwelt entspricht durchaus nicht einem verdorbenen oder überfeinerten Empfinden, sondern stammt aus der tiefsten Ursprünglichkeit männlicher Wer» thung. Daß den selben Mann draußen ein Verhalten flüchtig locken kann, vor dem ihn innerhalb seines Hauses ekeln würde, wird und soll den meisten Frauen unverständlich bleiben. Es ist «der das rein Natürliche; und nur Heuchelei läßt es heute viele, besonders „moderne" Männer übersehen. Der Bauer, der in der Stadt den Lockungen eines Dirnchens unterlegen ist, würde seine

*) Dieser Aufsatz wurde vor dem Krieg geschrieben. Der hat auch die Frau schnell geläutert und auf den Posten gestellt. Um den Rück» fall in die alten Irrthümer zu hindern, dürfte ihre logische Wider» legung dennoch zeitgemäß sein.

Bäuerin aus dem Ehebett werfen, wenn sie ihm ähnliche Freuden
«anböte. Genau so zwiefach ist das Empfinden des Seemannes
in der Hafenstadt und daheim. Darin liegt nichts„Lebemännisches".
So lange die Welt steht, hat es Frauen gegeben, die ihx
Triebleben dem Sittengebot der Einehe nicht unterzuordnen der»
mochten. Nie sind sie für ganz vollwerthig genommen worden;
daß man sie aber als den Auswurf betrachtet und oft dazu macht,
ist die Folge einer widernatürlichen, heuchlerischen EntWickelung
der letzten Jahrhunderte. Dagegen wird jetzt von verschiedenen
Seiten angekämpft; und es wäre zu begrüßen, wenn hier wahr«
Haft aufklärend, nicht verwirrend gewirkt würde. Statt das He»
tSrenthum als eine menschliche Nothwendigkeit zu betrachten, will
man es als soziale Erscheinung beseitigen, während es in Wirk«
.lichkeit eine unvermeidliche psychologische Spielart ist. Gewiß wird
die einzelne Hetäre oft aus ihrer unnöthig qualvollen Lage auf
.die Gasse getrieben. Aber fast niemals haben sich Mädchen aus
Noth zum Dirnenthum entschlossen, vielmehr sind es immer ihre
Triebe, die sie dorthin führen und deren Wahllosigkeit ihnen nach-
her ohne Schwierigkeit erlaubt, sich so ziemlich Jedem hinzu-
geben, der zahlt. Frauen, die dagegen einen triebhaften Wider«
willen haben, verhungern lieber mit ihrem Kind, als daß sie auf
die Gasse gehen, oder es bleibt bei fruchtlosen Versuchen.
Nun könnte das natürliche Hetärenthum der dazu Veran-
lagten bei richtiger Einordnung nicht nur fast gefahrlos sein, son-
dern es ist sogar nothwendig zur Erfüllung der Begierden des
noch nicht ehereifen Mannes. Er wird dadurch verhindert, aus
bloßer Brunst zu früh eine Lebensgefährtin zu nehmen und ver-
muthlich die falsche; die für die Ehe geeigneten Mädchen aber
werden durch die Hetären vor den Angriffen der jungen Männer
geschützt. Wo ein allzu entwürdigtes Hetärenthum den feiner em-
pfindenden Mann abstößt, ist er gezwungen, seine Begierden m
die Familie zu tragen; dort entsteht dann jene heimliche Verderbt-
heit, die man in angelsächsischen Ländern beobachten kann. Eii.e
noch wenig beachtete Bedeutung des Hetärenthums liegt auch
darin, daß es für nicht wenige Männer mit hohen Zielen (Scho-
penhauer) die Zwischenstufe zur völligen Enthaltsamkeit bildet.
Es schützt sie vor störenden Weibergeschichten und Eheverwicklun-
gen, ohne sie Brunst leiden zu lassen. Darum wird ja auch das an-
erkannte, käufliche Hetärenthum ,so sehr von der Frauenbewegung
angegriffen. So lange sich noch „Strikebrecherinnen" finden, die
dem Mann erlauben, sich von dem Drang seiner Triebe zu be-
freien, ohne dafür die Frau in sein eigentliches Leben eindringen

zu lassen, ist die Frauenherrschaft noch nicht vollkommen. In den
angelsächsischen Ländern, wo das tzetärenthum besonders entwür^
digt ist, liefert daher den Mann sein stets unbefriedigter Trieb-
den Bedingungen der kühl berechnenden Weibchen aus. Darum
ist Amerika das Paradies der Frauen.
Schwarzseher behaupten, in jeder Frau schlafe die Dirne. Es
dürfte richtig sein, daß die anständige Frau, also eine, bei der die-
Triebe erst durch Liebe geweckt werden, durch die Gesittung ge-
züchtet worden ist. Wird ein Mädchen aufsichtlos schlechten Ein^
flössen preisgegeben, so mögen in ihr vielleicht wirklich dirrrew-
hafte Züge entwickelt werden können. Das besorgt heute in Eng-
land der Flirt. Die jungen Mädchen suchen dort auf Dirnenarb
möglichst viele junge Männer anzuziehen; viele unter ihnen be»
nutzen die Wirkung ihrer Reize auch zum Erzielen wirthschaft-
licher Vortheile, und wäre es nur die Bezahlung von Schulden
im Bridgefpiel. Manche dieser jungen Damen unterscheiden sich>
von den wirklichen Dirnen nur dadurch, daß sie weniger geben
als nehmen. Wer fein zu unterscheiden weiß, wird diese Art des-
heimlichen Hetärenthums für viel unsittlicher und auch viel mehr
zersetzend halten, obwohl oder gerade weil es unter dem Deckmantel
der Familie geschieht. Auch das tzetärenthum der genußsüchtigen
verheiratheten Frau gehört hierher, die sich der anerkannten Dirne
für überlegen glaubt, weil sie von ihren Liebhabern kein Geld'
annimmt. Welch eine Selbstbelügung! Sie ist viel schlimmer als
die wirkliche tzetäre, die von dem selben Mann, dem sie sich giebt,
ihren Unterhalt oder Theile ihres Unterhalts empfängt. Die treu-
lose Ehefrau dagegen empfängt meist den Unterhalt von einem
Anderen, dem ahnunglosen Gatten, und dieser Betrug ist gewiß
mehr zu verurtheilen als das offene Handeln der wirklichen He-
täre. Am Allerschlimmsten aber ist das Hetärenthum, welches
heute frech mit Weltanschauungforderungen, „neue Ethik" ge-
nannt, in die Öffentlichkeit tritt und für ein ungeregeltes Trieb-
leben die Rechtfertigung durch eine neue Sittlichkeit verlangt.
Wir kommen also zu dem Schluß, daß von allen Formen des
Hetärenthums die heute ausschließlich dazu gerechnete, die Dirne,
die harmloseste ist. Aus diesem Grund wäre allerdings eine Er-
neuerung der sittlichen Werthung erwünscht. Die wirkliche Dirne
heuchelt weder Reinheit wie das flirtende Mädchen der Gesell-
schaft, noch rühmt sie sich der „völligen Uninteressirtheit" ihrer
Hingabe, noch verlangt sie um ihres Handwerks willen eine Um»
werthung der Werths; im Gegentheil: ihre sittlichen Urtheile sind
oft sehr gerade und natürlich. Sie hält ihr eigenes Handeln im

Grund für schlecht, doch für entschuldbar, weil sie ja Keinem zur
Rechenschaft verpflichtet ist; für den „unlauteren Wettbewerb"
aber, den ihr das Flirtmädchen, die Ehebrecherin und die Welt-
anschauunghure machen, findet sie meist treffende Bezeichnungen.
Sie ist in ihrem Gefühl viel weniger entartet als Jene und hat
in viel höherem Maß ein Recht auf unsere Theilnahme und un-
ser Mitgefühl. Was sie hoch über die Anderen stellt, ist diese
Thatsache: sie weiß, daß sie eine Dirne ist, und im Augenblick, wo
ihr eine echte Liebe von einem ihr auch Eindruck machenden Mann
entgegengebracht wird, steigt Alles, was in ihr gut ist, empor; sie
wird dann ihr Dirnenthum hassen, in besonderen Fällen sogar
endgiltig überwinden, niemals aber grundsätzlich ein, Recht auf ihr
Dirnenthum gegenüber der Geschlechtsfreiheit des Mannes be-
haupten, wie es die von der Gleichheit der Geschlechter überzeugte
Dame, die sich auslebt, oder die Weltanschauunghure zu thun,'
pflegen. Wer wagt, durch eine große Liebe eine reuige Magda-
lena zu erlösen, hat ein feierliches Schicksal, das ihn zu den tief-
sten Schauern führen kann. Man denke an Dostojewskijs „Ras»
kolnikow" oder an Tolstois „Auferstehung". Wer aber die Halb»
jungfrau, die bewußte Erotikerin oder die neue Ethikerin an sich
kettet, ist einfach der dumme Kerl, der höchstens Mitleid erweckt,
weil er Alles, seine Persönlichkeit, seinen Namen und sein Gut,
für Die einsetzte, die ein Anderer für nichts haben konnte. Man
beobachte ihn, wie er, die neue Weltanschauung seiner Frau mit
saurem Gesicht vertretend, in den Ecken der Ballsäle herumsteht,
während sie im Meer ihres läppischen Vergnügens plätschert.
Wer die Dirne erlöst, bekommt Etwas von ihr, was kein Anderer
besessen hat, ihre tief verborgene Reinheit; jene andere Frauen
aber sind der Reinheit überhaupt unfähig, weil sie ja in ihrer
Selbstverblendung nicht begreifen, daß sie Dirnen sind. Sie tragen
das Dirnenthum mit in die Ehe. Sie können nicht büßen, da
ihre Frechheit sie verhindert, eine Schuld zu sehen. Sie sind ewig
unerlösbar, weil ihr Herz von falschen Lehrsätzen umstrickt ist.
Geschlechtliche Aufklärung sollte deshalb zu dem Entschluß
führen, das Hetärenthum nicht zu unterdrücken oder wegzuleugnen,
sondern es als Thatsache anzuerkennen, ihm aber seine Grenzen
anzuweisen. Unsittliche Wirkung hat es nur dann, wenn es in
die Familie eindringt. Daß die Familie hetärisch veranlagte
Mädchen und Frauen mit Grausamkeit ausstößt, ist vollkommen
berechtigt. Zu beklagen ist nur, daß diese Grausamkeit heute nach-
gelassen hat. Warum aber diese Frauen dann, nachdem sie von
der Familie gelöst find, weiter gequält und verfolgt werden sollen,

ist nicht einzusehen. In dem Augenblick, wo sie ihre wahre Stellung gefunden haben, erfüllen sie eine soziale Nothwendigkeit. Das muß anerkannt werden, ohne daß man sie darum den anständigen Frauen gleich achten soll, wie die Mutterschützlerinnen verlangen. Dafür, daß sie nicht die Würde der tugendhaften Frau besitzen, haben sie das Glück des Sinnenlebens, das sie ja selbst über Alles begehren; dafür, daß die frei herumschweifenden unter ihnen der körperlichen Untersuchung unterworfen sein müssen, sollte man ihnen auch einen besonderen Schutz angedeihen lassen. Nicht die Dirne ist heute das Rebel, sondern, daß sie so tief entwürdigt ist. Diese Entwürdigung aber liegt nicht in der Aufsicht, der sie ihrer Gefährlichkeit wegen unterliegt, fondern in der Ausbeutung durch den Geschäftsgeist, der die einzelne Dirne zwingt, sich zehnmal öfter preiszugeben, als sie eigentlich möchte. Sie ist Wirthen und Geschäftsleuten aller Art so wehrlos ausgeliefert und verschuldet, daß sie sich meist nicht helfen kann und sich in ihrem Gewerbe aufreibt, das, in natürlichem, also ihren Trieben entsprechendem Umfang ausgeübt, sie nicht zu schädigen brauchte. Daß sie dadurch viel leichter erkrankt und in einen Zustand der Verzweiflung geräth, wo ihr die eigene Gesundheit gleichgiltig wird, ist klar. Die sittliche Verwirrung, die heute überall, besonders auch bei den Behörden, in der Beurtheilung des Dirnenwesens besteht, nützt nur den Wirthen. Man verbietet den Frauen das natürliche BeisammenwohneninabgegrenztenVierteln,innerhalb derer sie eine ziemlich vollständige Freiheit genießen könnten, erlaubt aber in allen Gegenden der Stadt Nachtlokale, die ungeheures Geld einbringen, wo aber das letzte Ziel des geschlechtlichen Zusammenseins nicht erreicht werden kann. Ehe Dies möglich ist, müssen erst noch Kraftwagenunternehmer, Vermiether, allerlei Schmarotzer und Eckensteher verdienen, so daß nur ein geringer Theil des Verausgabten wirklich in die Hände des gehetzten Mädchens gelangt, von dessen Reizen ganze Schichten leben. Dadurch, daß alle diese Lokale, Bars, Kabareis und Tanzhäuser mitten in die Städte verstreut sind, werden sie oft auch von Ehefrauen besucht, die „Das" doch auch einmal sehen wollen. Selten begnügen sie sich mit einem Mal (was harmlos wäre), und so sieht man denn heute, besonders in den Samstagnächten, diese Orte mit Frauen angefüllt, die in Gesellschaft ihrer Männer im Verhalten den Dirnen nachzuahmen trachten, während fie sich im Grund ihrer Seele für anständige Frauen halten, welche die Dirne verachten. Was sie als Gattinnen und Mütter sein mögen, kann der Kenner aus jeder ihrer Bewegungen sehen. Würden all diese

Dem Vergnügen dienenden Orte, auch Kabarets und Tanzhäuser,
an bestimmte Viertel der Stadt gebunden, dann wäre ausge-
schlossen, daß sich dort Familien einnisteten. Innerhalb jener
Viertel aber könnte dann eine gewisse Freiheit herrschen und die
Tänze selbst brauchten nicht von einem zu sittenstrengen Auge
beurtheilt zu werden. Ob die Frauen oder Mädchen dort ein»
zeln oder gemeinsam wohnen wollen, könnte freigestellt sein; nur
müßten sie vor jeglicher Ausbeutung durch Gastwitte, Kupple»
rinnen, Händlerinnen und Zuhälter geschützt werden. Wenn der
männliche Gast nicht länger gezwungen wäre, für nichtswürdige,
gesundheitschädliche Verpflegung Wucherpreise zu zahlen, so käme
«uch ein solches Mädchen schneller zu Dem, was es braucht, ohne
"sich vorher in zweifelndem Warten zu erschöpfen, ob der „Kavalier",
nachdem er vom Wirth gerupft worden ist, auch noch Etwas für
sie übrig haben wird. Die Mädchen selbst würden durch die An«
gestörtheit ihrer Wohnungen nicht zu dauerndem Aufenthalt im
<Sasthaus veranlaßt und weniger oft dem Alkohol verfallen. Was
sie heute neben der jwirthischaftlichen Ausbeutung besonders
entwürdigt, ist nicht die ihrem Wesen durchaus natürliche Preis-
gabe gegen Entgelt, fondern dieschauderhafte sittliche Verwirrung,
Die sich in ihrer Beurtheilung äußert und die nur dem gewissen-
losen Geschäftsmann Nutzen bringt; er, der durch die Ausstellung
ihrer Reize wohlhabend wird, hält sich dabei nicht etwa für einen
Hurenwirth. Der Besitzer eines berliner Nachtkaffeehauses, das
in Sonnabendnächten mit Huren vollgepfropft ist, würde sich durch
dieses »Wort schwer beleidigt fühlen.

Die geschlechtliche Aufklärung, deren drittes Wort Wissen-
schaft ist, kümmert sich in Wirklichkeit allzu wenig um die wirk-
lichen Ergebnisse der Forschung; sonst müßte sie die Kenntniß
zu verbreiten suchen, wie grundverschieden Mann und Weib ge-
schlechtlich veranlagt sind. Bei der Frau ist das Geschlecht der
Mittelpunkt, bei dem Mann liegt es am Rand seiner Persönlich-
keit. Aus diesem Grund ist das Geschlechtsleben, das sie erwählt,
für die Frau entscheidend, jür den Mann aber nur einer unter,
mehreren wichtigen Umständen. Die Blüthen des weiblichen Ge-
schlechtes zeichnen sich durch Keuschheit, Liebesfähigkeit und Müt-
terlichkeit aus; aber nie waren sie geschlechtlos (was etwas An-
deres ist als keusch). Dagegen sind unter den Männern von Be-
deutung alle Spielarten der Gefchlechtlichkeit vertreten. Der jün-
gere Pitt und Kant waren vollkommen ungeschlechtlich und un»
sähig. Das Selbe mag von manchen trefflichen Beamten und
«Gelehrten gelten. Caesar und Napoleon waren im höchsten Maß

„lasterhaft". Auch von vielen bedeutenden Künstlern wird Dies
gesagt. Von einer Frau zur anderen geschweift sind wohl fast
alle. Die männliche Leistung ist eben nicht an das Geschlechtsleben
gebunden; sie kann völlig verdichtet und beherrscht sein, wo das
Geschlechtsleben flatterhaft schweifend ist und eben dadurch ein.
nothwendiges Ventil wird unter dem Hochdruck der Lebensauf«
gäbe. Die Frau aber, die auf geschlechtlichem Gebiet mehrere
Versuche gemacht hat, ist mindestens verbeult und befleckt. Auch
erschöpft pflegt sie, wenigstens seelisch, sehr bald zu sein.
Gewiß giebt es auch Frauen, die eine geniale Veranlagung
zu einer männlichen Geschlechtsfreiheit berechtigt. Man kann da-
bei an einzelne große Damen denken (die glänzendste war Katha-
rina von Rußland), die durch hohe Geburt früh in die Kreise der
Staatskunst kamen. Die meisten von ihnen aber haben Anheilt
angerichtet. Man kann von geschlechtlich genialen Frauen sprechen
in den Berufen, die selbst im Grund nichts Anderes als ein er-
höhtes Geschlechtsleben sind, wo die Frou aus ihrem eigenen
Wesen Kapital schlägt. Das gilt besonders vom Beruf derBühnen--
künstlerin. Daß auch der Tanz eine Form der Erotik ist, beweise
der Umstand, daß bei der befriedigten Frau die mädchenhafte
Tanzlust abzunehmen, bei der unbefriedigten mit Gewalt hervor«
zubrechen pflegt.
Bei fast allen Frauen, nicht etwa bei den schwachen, sondern
gerade bei den starken, die das tzerz auf dem rechten Fleck haben»
weicht schließlich doch der Berüf vor der Mutverschaft. Es ist noch
nicht ein Hundertstel der Frauen, denen man um ihrer echten Ge-
nialität willen eine Art Männersittlichkeit zugestehen darf. Ihret-
wegen kann man die sittlichen Forderungen nicht ändern. Ber
einer Frau ist, wie gesagt, das Geschlecht Mittelpunkt und darum
darf sie, wenn sie Gattin und Mutter werden will, nicht spielerisch
damit umgehen. Die Frau aber, die selbst mit ihrem Geschlechts-
leben spielt, wird zum Spielzeug des Mannes, zur Hetäre.
Das Spielen mit dem Geschlechtlichen muß von der Ehe so«
fern wie möglich gehalten werden. Der tiefste sittliche Irrthum
unserer Zeit ist, in der Erotik nicht etwa ein Zugeständnis ans
Menschlich-Allzumenschliche zu sehen, sondern einen eigenen Le-
benswerth. So wird die Erotik heute in die Ehe getragen, der
sie allen Sinn zu nehmen im Stand ist. Die Erotik ist Cham-
pagner. Eine Flasche muß auf einen Satz ausgetrunken werden;
am anderen Tag ist sie abgestanden. Die erotische Ehe aber
schmeckt bald wie abgestandener Sekt. Erotik gehört nicht ins
Haus und kann höchstens außerhalb der gewohnten Lebenskreise

«chne Ekel genossen werden. Dafür, daß die Ehe nicht zu erotisch
-werden kann, sorgt ja in natürlichen Fällen die Mutterschaft;
Leshalb ist die gewollt kinderlose Ehe so unsittlich: die nicht ge-
nug in Anspruch genommene Frau (ein Beruf würde da nur ober-
flächlich helfen) ist z« sehr auf den Mann angewiesen und sucht
"daher das Wesen der Ehe immer mehr ins Erotische hinüber zu
,Zptelen. Statt eines Ventils wird auf diese Weise die Erotik zum
Schwungrad des Zusammenlebens. Das wird heute vielfach be-
wußt erzielt. Es giebt Frauen, welche die Geliebte ihres Mannes
zu sein und zu bleiben wünschen. In einer Ehe, die so anfängt,
ist die Frau nach einem Jahr die Dirne des Mannes und nach
zwei Iahren sein Brechmittel. Manchmal geht es auch noch
schneller. Die Erotik ist etwas dem Wesen der Ehe vollkommen
Entgegengesetztes, denn sie beruht gerade nicht auf innerer Zu-
sammengehörigkeit, sondern auf eigenthümlichen äußeren Reizen,
die durch einander innerlich Fremde erweckt werden. Sie ist weder
'Geschlechtlichkeit noch Liebe, vor Allem hat sie nichts mit Ge-
fühlen zu thun. Sie ist ein kurzes Schauern, das weder durch
Schönheit noch durch Gemüth hervorgerufen wird, sondern durch
flüchtige Reize, denen man um keinen Preis der Welt jeden Tag
ausgefetzt sein möchte. Ein fremdartiger Tonfall der Stimme,
,eine Aebertriebenheit in der Kleidung, eine gewisse Künstlichkeit
Der Ausdrucksweise, eine ausgesprochene Albernheit, Unbildung,
ja, Häßlichkeit können erotische Reize vermitteln. Sichtbare Män-
gel werden nicht nur im Augenblick übersehen, sondern bilden zur
größten Ueberrafchung des Betroffenen vielleicht gerade das An-
ziehende. Der erotische Reiz kann allen unseren sonstigen Wer-
bungen gerade entgegengesetzt sein; unsere Eitelkeit kann uns
manchmal verbieten, ihn zuzugestehen. Aus Alledem sieht man,
daß die Erotik eine prickelnde Teufelei ist, von der man sagen kann,
daß sie in der Ehe sicher zur Gefahr werden muß,.
Geschlechtliche Freiheit, Abweichung von dem allgemeinen
Gebot ist da ungefährlich, wo sie in keinerlei Beziehung mit Ehe
und Familie steht. Man muß alle Mädchen zunächst im Hin-
blick aus die Einehe erziehen, man soll keinerlei hetärische Ge-
wohnheit bei ihnen aufkommen lassen und sie eben so fern halten
von dem Anblick des Hetärenthums wie von dem Gift der „neuen
Ethik". Goethe sagte zu Eckermann (man nehme Dies für un»
isereZeit nicht allzu wörtlich): „Und dann, was thun unsereMäd»
chen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins
Kloster; das Theater ist nur für Männer und Frauen, die mit
menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molisre schrieb, waren

die Mädchen im Kloster und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen." Auch wo wirthschaftliche Gründe ein Mädchen zum Beruf zwingen, bleibe es nach Möglichkeit unter dem Schutz der-Familie. Wenn sich aber ein zu unbändiger Trieb in einem Mädchen äußert, mit leichtfertiger Aufgabe alles Dessen, was ihr die Familie zu bieten hat, dann lasse man sie in Gottes Namen ihren Weg gehen. Sie soll aber darüber aufgeklärt werden, daß sie so, ob mit oder ohne Beruf, eine Hetäre wird, die in der Familie nichts mehr zu suchen hat. So würde das Hetärenthum, auf die Fälle beschränkt, wo es eine Naturnotwendigkeit ist, kenntlich und fast ungefährlich sein.

Die Männer aber sollten in ihrer Frau weder die Geliebte noch die Kameradin sehen (ein Wort, mit dem heute auch ein unerhörter Unfug getrieben wird), sondern ganz einfach ihre Frau, ihre allernächste Verwandte, die mit ihnen Freude und Leid theilt, die Mutter ihrer Kinder und das Wesen, mit dem sie auch die zweite Hälfte ihres Lebens zu theilen haben. Herz und Gemüth, Uebereinstimmung der aus ähnlicher Kinderstube stammenden Gewohnheiten werden die Hauptforderungen sein, die solche Lebensgefährten an einander stellen. Die Sittlichkeit kann in Einzelfällen oft ein Auge zudrücken; aber eben so wenig, wie es erlaubt sein darf, Leben und Eigenthum zu schädigen, darf die Reinheit der Familie praktisch oder auch nur theoretisch (in Zeitungen, Büchern oder auf der Bühne) angegriffen werden. Das hindert nicht, ihre Nnreinheit zum literarischen Stoff zu wählen; nur darf der Verfasser nicht durch ungesunde Lehren verwirren.

Der Mann soll stets der Herr des Weibes bleiben; nie darf er sich an sie ganz verlieren und in den Fragen des sentimentalen und leidenschaftlichen Geschlechtslebens den Schwerpunkt des Daseins sehen wollen. Iugendthorheiten schaden nicht das Mindeste und zu bedauern ist, wer niemals geglaubt hat, eine Liebe werde ihn das Leben kosten. Etwas Anderes ist aber, auch als reifer Mensch noch solche Gefühlerschütterungen für etwas Geistiges zu halten und Sentimentalität und Erotik mit einer Frau auf weibliches Gebot hin geistige Gemeinschaft zu nennen. Habt Eure Frauen rechtschaffen lieb, aber bleibt dabei Ihr selber! Gewiß: Mancher verdankt seinem Weib, daß er die höchsten Gipfel des geistigen Lebens erstiegen hat; dafür aber war niemals Das bestimmend, was er als Gedankeninhalt von ihr übernommen hat,, sondern: daß ihn ihr Herz und Gemüth mit einem Klima umgab,, das seine eigenen Möglichkeiten erst zur Reife kommen ließ.

OskarA. H. Schmitz.

Gefangen in der Heimath.
?JM>enn von Gefangenen, diesseits oder jenseits der Grenze
JA weilenden, geredet wird, heftet sich unser Mitgefühl zu-
nächst an ihre Unfreiheit, an die Einschränkung ihres trostlosen
Daseins. Wie furchtbar für Menschen, die persönlich nichts der»
Krochen haben, sich nicht frei bewegen zu dürfen, unter Menschen
zu leben und doch ausgeschaltet zu sein, in einem gesellschaft-
lichen Organismus nur ein totes Arbeitwerkzeug zu bedeuten und
keinen der lebendigen Fäden zu fühlen, die sie in ein Ganzest
einfügen? Ich aber muß dabei an Andere denken; an Die, deren
Schicksal, trotzdem sie im eigenen Lande leben, in allen aufge-
zählten Punkten dem der Gefangenen gleicht; die, obwohl sie
nichts verschuldet haben, in ihrer Bewegungfreiheit, dank einer
toten Routine, die Alles gut nennt, was ist, gehemmt sind und
aus den tausend lebendigen Zusammenhängen mit dem Ganzen,
zu dem sie gehören, nur einen behielten: die Arbeit.
Ich meine die Tausende der ,,alleinstehenden" Frauen. Die
Sprache bietet in einem Wort das richtige Bild. Einen allein-
stehenden Mann, mag er noch so einsam und anhanglos durchs
Leben gehen, giebt es nicht. Die Frau aber, der nicht ein Mann
zur Seite ist, steht allein.
Unsere Gesellschaftnormen sind, von den,Vorrechten der Ge-
setzgebung und Verwaltung bis hinunter zum Recht auf Gesellig-
keit und Zerstreuung, ganz auf den Mann zugeschnitten. Die
Frau ist in ihnen nur als Anhängsel des Mannes gedacht. Nur
durch den Mann hört sie auf, gesellschaftlich ein unwägbares
Wesen zu sein; nur unter seinem „Schutz" darf sie gesellschaftliche
Stellung, Bewegungfreiheit, Geselligkeit, Ansehen genießen; nur
an seiner Hand kann sie sich als vollwerthiges Mitglied der Ge-
sellschaft fühlen. Dieser Zuschnitt stammt aus einer Zeit, die,
mag sie schön oder häßlich gewesen sein, längst von der kapitali-
stischen Fluth weggeschwemmt worden ist. Doch die Routine, die
starre Säule aus Gedankenträgheit, hält mit unerschütterlicher
Selbstverständlichkeit diesen grotesken Widersinn aufrecht.
Die fünfzehn Monate Krieg haben dem Sprüchlein, die
Frau gehöre ins Haus, wohl Etwas von seiner überzeugenden
Oberflächlichkeit genommen. Die Leute mit den tiefsten Baßtönen
und den blindesten Augen haben vielleicht doch gemerkt, daß es
eine stattliche Anzahl von Frauen giebt, denen das tzaus, in das
sie ,,gehören", fehlt. And zuvor? Gab es da nicht die Armee
der erwerbenden Frauen, von der Telephonistin bis hinauf zur

Lehrerin, Aerztin und Schriftstellerin, die kein Haus (gemeint
ist doch immer das vom Manne bewohnte Haus) besaßen? Hat
die Gesellschaft mit ihnen gerechnet? Sind sie nicht die Ausge-
schalteten, die hinter Mauern Lebenden, ohne Kontakt mit dem
Ganzen, zu dem sie gehören?
Der Kapitalismus hat die Frau, wie zuvor den Mann, zum
Werkzeug für sich herabgedrückt. Aber auch hier fehlte den meisten
Menschen der Muth des Bekennens. Statt die Frauenfrage mit
<lll ihren Erscheinungen als eine der Logik der Dinge entsprun-
gene Thatsache zu nehmen, mit ihr zu rechnen und aus ihr, geistig
überlegen, die richtigen Schlüsse zu ziehen, wurde Jahrzehnte lang
kreuz und quer herumsalbadert, ob die Frau das nöthige Ge-
hirnquantum besitze, um, in der für den Herrn Doktor gegebenen
Weise, Fräulein Doktor zunerden. (Man weiß kaum, was lächer-
licher dabei überschätzt wurde: der „Doktor" oder der Mann.)
Ob nicht viel nützlicher sei, daß die Frau zu Haus dem Gatten
die Strümpfe stopfe, als daß sie sich in ,.fremden" Berufen her-
umtummle. Dabei wurde die Thatsache übersehen, daß dieser er-
träumte ,,Gatte" und wirkliche Mann ein paar Jahrzehnte seines
Mannlebens lang auf die gestopften Strümpfe einer Gattin zu
verzichten und seinen Bedarf an Weib in anderer! Weise als durch
eheliche Bande zu decken pflegt. Die Zweifler thaten, als wüßten
sie nicht, daß die Frau, selbst die besser gestellte, die sich Stu-
dium leisten konnte, noch lange nicht in der Lage ist, sich einen
passenden Gatten zu leisten. Man machte den Frauen durch bil-
ligen Hohn den Weg in Selbständigkeit sauer und schwer. Die
selben Männer, die, wegen ihres Gehirngewichtes und anderer
ihnen gewichtig erscheinenden Fakta männlicher Beschaffenheit,
nicht das kleinste Quäntchen ihrer bürgerlichen Vorrechte mit der
bürgerlich auf sich selbst gestellten Frau zu theilen bereit waren,
fragten sehr wenig nachdem Gehirngewicht der Frauen, die gegen ge-
nügende Barzahlung zu uneingeschränkten Mitgenießerinnen die-
ser Vorrechte wurden. Sie schmähten aber und höhnten die Frauen,
die Selbstgefühl und Selbstachtung genug besaßen, aus eigener
Kraft zu einer Geltung zu gelangen, oder solche Geltung forderten.
Täppisch (wie immer, wenn das gesellschaftliche Philister-
thum Psychologie zu treiben beginnt) wurde das Streben der
Einzelnen, die sich der toten Routine nicht beugen wollten, mit
dem dehnbaren Wort Hysterie belegt. Man unterließ aber, sich
wenigstens belehren zu lassen, daß Hysterie nur dort sich einstellt,
wo dunkle Triebe gewaltsam unterdrückt werden, jede klare und
Offene Willensäußerung dagegen Gesundheit oder Gesundung be«

Deutet, Man unterließ auch wohlweislich, neben der weiblichen
Hysterie die männliche Neurasthenie zu nennen, die aus der selben
Quelle entspringt: einer sinn- und vernunftwidrigen Nnökonomie
der geistig-seelischen Kräfte als Folge der sinn« und vernunft-
widrigen Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen Baues. Man
übersah folgerichtig auch die weite Verbreitung dieses Männer«
Übels und seine, da es eben die Männer, die Schicksalslenker in
unserer heutigen Gesellschaft, trifft, gewaltige Tragweite. Wer
Will ermessen, bis zu welchem Grade vielleicht eine durch Neu«
rasthenie beeinträchtigte psychische Verfassung das Nrtheil über
die „Frau", wie über viele andere die Gemeinsamkeit betref-
fende Fragen, beeinflußt hat und den Dingen den uns leider nur
zu gut bekannten, allen gesunden Empfindens, aller gesunden
Logik spottenden Lauf gab?
Nnter den Schäden des Verhaltens zur Frau ist der größten
einer: sein Rückschlag aus die Frau selbst, die Demoralisirung
ihres Fühlens und Denkens.
Unsere Zeit hat zwei ganz verschiedene Typen von Frau ge-
schaffen, die sich innerlich kaum weniger schroff von einander
unterscheiden als der Mann von der Frau, tzier die nur auf den
Mann eingestellte Frau; dort die selbständige, leistende Frau,
die, im Rahmen ihrer Klasse, einem naturgemäß erweiterten und
erhöhten Kreis von Lebensinteressen zugewandt ist. Was sehen
wir allzu oft? Die Gattin, die auf keinesfalls ungewöhnlichem
Weg in die Ehe gekommen war, fühlt sich damit schon als den
,,besseren Menschen"; sie genießt eine Vorzugsstellung und lebt
mit dem inneren Bewußtsein eines Menschen, der ,,es zu Etwas
gebracht hat". Dieses Etwas, der Mann, und die äußeren Vor-
theile, die durch ihn der Gattin zufallen, läßt unbewußt oder
bewußt in ihr den Rückschluß entstehen: die Andere sei, weil sie
es nich, ,,zu Etwas zu bringen" vermocht hat, die Minderwerthige.
Mag die Gattin dabei von dem ganz normalen Trieb, aus einem
Minimuni von Aufwand geistiger oder seelischer Güter ein Maxi-
mum von Befriedigung für sich zu erzielen, geleitet sein; die
Rückfolgerung beruht auf einer verschwiegenen Nnwahrheit, auf
einem falschen Syllogismus, und fordert zur Abwehr auf: denn
Niemand wird behaupten, daß die Frau Doktor, die ihren Titel
und ihre Erhebung zur ,,Gattin" dem gut gehenden Bäckerladen
oder dem Bankgeschäft ihres Vaters zu danken hat, mehr persön-
lichen Werth aufweist als das Fräulein Doktor oder die Lehrerin,
die schon durch die an sie gestellten geistigen und sittlichen An-
forderungen zu einer höheren EntWickelung ihrer Persönlichkeit!

getrieben worden waren. And doch giebt die beschränkte Einstellung der Gattin den Ausschlag für das allgemeine Verhalten zur Frau. And dieses Verhalten wurde auch der Anverheiratheten aufgezwungen: sie selbst fühlt sich als die Verunglückte, die De« gradirte, die Minderwertige. Wer würde dem unverheiratheten Mann zumuthen, sich, weil ihm nicht eine vom Standesamt angetraute Gattin zur Seite steht, als minderwerthig zu empfinden? Daß die unverheirathete Frau sich so fühle, gilt als „natürlich", sie wird in dieses Gefühl gelenkt oder gestoßen. And schon hat in Hunderttausende« dieser Auswuchs philistrischer Gesinnung die Seele plattdrückt.

Man fragt sich, wie es möglich sei, daß diese Philistergesinnung noch besteht, noch herrscht. Es ist möglich, weil der Manu gerade bei solchem Verhalten zur Frau sich als das Centrum sieht; weil sein Vorherrschaftbedürfniß hier schnell befriedigt wird, weil in ihm der Drang, mit einem Minimum von psychischem Aufwand ein Maximum von Erfolg für sich zu erzielen, genau so stark ist wie in der Frau.

Das junge Mädchen kann nicht zu einer richtigen Werthung ihres eigenen Wesens gelangen, kann gar nicht an einen Ausbau ihrer seelischen und geistigen Kräfte denken. Innere Leere, Haltlosigkeit, völlige Ankenntniß aller Dinge, die nicht auf äußere Wirkung hinzielen: da sind die Folgen der Formel „De? Lebensinhalt der Frau ist der Mann"; nicht der Interessenkreis des Mannes, nicht sein Streben, Denken, Wollen, sondern der Mann als gegebene Körperlichkeit mit einer bestimmten Anzahl physiologischer Abläufe.

,,Jedes Mädel ist ja besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden!" Wie oft hörte man Männer so reden. And ihre Gedankenträgheit hindert sie, zu sehen, durch wessen Schuld das junge Mädchen nur diesen einzigen Weg für ihr natürliches menschlich-weibliches Geltungbedürfniß sieht. Wirklich: die Mädchen sind besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden. Und die Stellung der Anverheiratheten ist Grund genug dazu. Das junge Mädchen opfert ohne Bedenken Liebe, Jugend, Glück für Ehe. Weil Ehe die einzige Sicherheit gegen völlige Entrechtung bietet; gegen Demüthigung durch die Frauen, die schon, glücklich oder unglücklich, drüben sind, und durch die selben Männer, die übe? ,,Besessenheit" spotten. Das erklärt auch, weshalb immer und überall das Geschäft der Heirathschwindler blüht. Doch man tadelt nur die Heirathschwindler, die ihre Opfer sitzen lassen, und vergißt die viel gefährlicheren, die ihre Opfer auch wirklich hei-

rathen. Ei, warum denn nicht? Die Kosten zahlt ja ein An-
derer! Nnd die Folge ist: das; allein in Berlin dreiszigtaufend
geschiedene Frauen leben. Aber Vernunftgründe und üble Er«
fahrungen Anderer kommen nicht gegen die Thatsache auf, daß
es für die Frau um Sein oder Nichtsein geht.
Mencher erinnert sich Wohl noch des großen Wortes, das vor
ein paar Iahren ein gelassener Staatsmann von der Parlaments-
tribüne herab rief: „Die Ehe ist ja kein Liebesverhältnis;!" Nein,
wahrhaftig, längst schon ist sies nicht mehr; sie ist auch kein
tzaßverhältniß, wie sie manche romantische Skeptiker nennen, und
ist kein Mysterium, wie daS religiöse Fühlen ihr zuweilen zu-
schreibt: sie ist ein Geschäft, ein ,.realpolitisches" Privatunter-
nehmen, wie fast alles Andere in unserer Zeit. Ein Geschäft aber,
für das einer sehr großen Zahl von Frauen das nöthige Kapital
fehlt. Diese Thatsache sollte die selbständige Frau ohne die üb-
liche Verlogenheit nehmen lernen. Ihre erste Pflicht ist, sich von
der Ideologie des Gegners zu befreien. Ihre zweite, sich persön-
liche Würde zu schaffen. Dann wird sich vielleicht eine Allge-
meinheit gewöhnen, diese (nicht für den Mann, durch den Mann,
von dem Mann erworbene) Würde zu achten.
Welche Frau von sittlichem Geschmack schaudert nicht bei der
Vorstellung, daß, jetzt, wo ein tragisches Weltgeschick Hundert-,
tausende von Männerleben weggerafft hat, der tragisch-lächerliche
Veitstanz um ,,den Mann" mit noch wüsterer Kraft als bisher
einsetzen wird? And nach der unerbittlichen Statistik: umsonst.
Nach der unerbittlichen Statistik müssen zu den bereits vorhan»
denen noch Hunderttausende von Frauen kommen, die sich den
Gattinnenstand nicht erschwingen können. ,
Und alle sollen verkümmerte Existenzen sein? Sollen nach
wie vor als Minderwerthige behandelt werden? Trotz persön-
licher Vollwerthigkeit Nnfreie sein? Sollen auf Liebe und Mut-
terglück verzichten? Keinen Anspruch auf soziale Stellung und
Ansehen, die der Gattin durch das Geld sofort zufällt, haben?
Sollen niemals die Möglichkeit erlangen, ihr Kind, ihre alternde
Mutter, ohne selbst zu verhungern, genau so wie der arbeitende
Mann zu stützen? Sollen in Millionenbetrieben, in denen jeder
Jüngling es nach ein paar Iahren aus ein tzügelchen bringt, ihr
Leben lang nur die elend entlohnten ,,Tippmamsells" bleiben?
Die arbeitende Frau selbst kann diesen Mißstand abschaffen.
Wenn sie eine eigenen Einstellung zu sich selbst findet und die
der Gattin los wird. Wenn sie selbst ihr Geltungbedürfniß auf
die Forderung persönlichen Werthes und persönlicher Leistung er-

hebt. Wenn sie Selbstachtung lernt. Wenn sie Liebe nicht mit
Bund fürs Leben und dem Küchenhandtuchssprüchlein ,.Eigener
Herd ist Goldes Werth" identifizirt, sondern sie als Erlebniß in-
nerster Art hinnehmen lernt, wie es der unverheirathete Manu
schon immer that. Wenn sie lernt, im Mutterglück das Glück der
erweiterten eigenen Persönlichkeit und im Kind (ob es an der
eigenen Brust genährt oder vernünftiger Anstaltpflege anver-
traut wird) deu künftigen Menschen und ^nicht das Spielpüppchen
zu sehen. Dann wird sie auf den Fetischmumpitz mit den rosa
und blauen Bändchen am Kinderwagen eben so schmerzlos ver-
zichten wie auf das Küchengold des eigenen Herdes. Wenn sie
die edelste Form menschlicher Beziehungen lernt: die Freund-
schaft. Die einzig geistige, auch vom Geschlecht unberührte Be-
ziehung von Mensch zu Mensch.
Die Fran von heute ist noch seltener als der Mann (wie
schon Nietzsche wußte) zu Freundschaft fähig. Der gewöhnliche
,,Freundinnen"-Kultus ist nichts Anderes als der Ausdruck des
Wunsches, einander durch die bisher einzige Atmosphäre Mann
zu ,,lanciren". Seinetwegen werden diese Freundschaften geschlos-
sen, seinetwegen zerfallen sie in nichts.
Wirkliche Freundschaft, die Glück und Förderung bedeutet,
setzt Geist und Seele voraus. Geist aber war für die Frau bisher
ein eben so unanbringbares Gut wieWahrhaftigkeit. Denn auf dem
Weg zum Mann kam sie noch immer mit ,,Klugheit" und dem
Gegenthei! von Wahrhaftigkeit am Besten durch. War sie nicht
deshalb von Einzelnen, von einem Nietzsche, einem Strindberg, .
verachtet? Ei, was machts! Herr Philister ists zufrieden und
Frau Philister ists auch.
Es ist Zeit, daß, die Frau nun die alten Waffen ablegt und
neue ergreift, die ihr den Weg ins Leben, in Selbstachtung, in'
Selbstbehauptung erkämpfen können. Dann wird sie nicht eine
Ausgeschaltete, eine Gefangene in der tzeimath sein. Wird nicht
allein stehen, wenn kein Gatte ihr zur Seite steht. Wird nicht
selbst auf Geselligkeit, auf Zerstreuung verzichten müssen, wenn
sie nicht „ausgeführt" wird. (Welch armsäliges Wort? Und wie
vielen Tausenden werden durch solches „Ausführen" die Feierstun-
den und Feiertage zu Qualstunden und Qualtagen!) Dann wird
die Frau auch einen Typus Mann schaffen, der nicht durch die
traurige Genügsamkeit seiner Ansprüche an die Frau der höheren
geistigen und sittlichen EntWickelung der Frau und damit der
Menschen ein Hinderniß ist. N ad j a S t r a s s e r.

Die religiöse Idee des Krieges.

ie Verehrung Iahwes im Alten Testament erweist sich zweifellos
in erster Linie von einer politischen Idee des Volkes Israels ge-
tragen, der sich erst allmählich die religiöse beigesellt. Mit Iahwe
siegte das „auserwählte Volk" und die Niederlage war die Quittung
für geschehene Untreue gegen den allgewaltigen Kriegesgott mit seinem
Eifer und Zorn.

Mit den Propheten erst wächst der Messianismus zu einer ideal-
religiösen Erwartung heran, die dem unsicheren Schwanken des Kriegs»
glückes mit allen seinen materiellen und ideellen Folgezuständen ein
Ende bereiten werde. Mit demMessianismus stellt sich die Führerschaft
des alten Iudenthums auf den idealen Boden der Verheißung der Er-
lösung von allem irdischen Leid, aller völkischen Versklavung; und er-
schaut mit ihr das religiöse Gottesreich in seiner Vollendung. Mit
seiner Verwirklichung hat der Krieg auf Erden in jeglicher Gestalt
aufgehört und der ewige Gottesfriede seine Herschaft angetreten.

Diese Erlösung ist eine kollektive und bedarf nicht des Mittler-
thums, wie es die christliche Lehre bei ihrem verwandten Idiom, dem
„Reich Gottes", das Iesus gepredigt, voraussetzt. Denn die Erlösung
nach christlichen Begriffen ist eine persönliche auf Grund des stellver-
tretenden Leidens des Gottheilands; und erst nach dieser persönlichen
Entsühnung, zu deren Vollziehung die christliche Lehre dem Einzel-
nrenschen die sittliche Kraft abspricht, ist die Möglichkeit des allum-
fassenden Gottesstaates gegeben.

Sowohl der jüdische Messianismus wie das christliche „Reich
Gottes" schließen den Krieg nach ihrer Verwirklichung aus und sind
beherrscht von der Idee des ewigen Friedens, der ein sittlicher Idealis-
mus im Sinn des Alten wie des Neuen Testamentes sich nicht ent-
äußern kann. Von diesem sittlichen Idealismus darf und muß aber
auch geredet werden inmitten der Erlebnisse der brutalen Wirklichkeit.
Der Glaube an den Sieg der idealen Idee über die Wirklichkeit braucht
reinen AnWurf zu fürchten, als entzöge man sich den vom Augenblick
oder vom rein Menschlichen gebotenen Nothwendigkeiten, sobald man
nur die Gegenwart versteht als einen Punkt in der gesummten histo-
rischen EntWickelung, deren Ende eben die Verwirklichung der religiösen
Idee, wie sie sich lebendig im jüdischen Prophetenthum und in der
urchristlichen Anschauung offenbart, bildet.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph des „Pathos der Distanz", hat
wohl als Erster klar erkannt, daß die jüdisch»christliche Religion einem
proletarischen Ursprung ihr Dasein verdankt. Nicht von Herrschenden
und Besitzenden, sondern von Deklassirten und Verarmten ist der Cha-
rakter der jüdischen Religion erstmals geformt, erlebt, bestimmt wor-
den. Mar Maurenbrecher hat in seinem Buch ,,Dzs Leid" (Iena, bei
Eugen Diederichs, 1912) diesen Gedanken geistvoll beleuchtet, Nietzsche

hat wohl mit Recht auf Grund dieses verschiedenen sozialen "Ursprunges auch die Verschiedenheit des Charakters der jüdischen von der griechischen Religion erklärt. Der Unterschied in der gedrückten Stimmung und der wirklichkeitfremden Bildung des israelitischen Tagelöhners und Sklaven des achten nnd siebenten Jahrhunderts im Gegensatz zu dem freien, heroischen, fröhlicher Gegenwart lebenden Athener des fünften Jahrhunderts, in dessen Denken wirtschaftliche Sorgen nicht einbrachen, ist zu Ungunsten des Ersten so deutlich, daß die Tragweite sich auf die gesammte Weltanschauung, besonders auf die religiöse Anlage, erstrecken mußte.

Das Leiden am unverstandenen Weltproblem, an ungewollter Schuld, au politischen Sorgen, dessen ergreifendsten Ausdruck die griechische Tragödienkunst in sich birgt, ist die Signatur des Griechenthums, sofern es den Grundgedanken seines philosophischen Lebenswerkes betrifft. Die Schutzlosigkeit gegenüber den herrschenden Klassen, Hunger, Krankheit, Krieg und Rechtsfragen: das zermarternde Gemengsel der sozialen Probleme ist die Lebensfrage des alten Iudenthums. Aristokratie nnd Proletariat stehen einander hier in völkischer Abgeschiedenheit gegenüber. Diese innere und äußere Enterbtheit von dem reich besetzten Tisch nationaler Wohlhabenheit und Unabhängigkeit ist psychologisch der geeignetste Boden für das zuversichtliche Vertrauen auf die Hilfe der unsichtbaren Gottheit; nur Einer kann aus der Knechtung und Sorge des täglichen Daseins erretten: Jahwe, der Gerechte, der Rächer aller Unterdrückten; er läßt sein Volk, dem er sich durch di>j Propheteu offenbart, nicht untergehen.

Die Wandlung dieses politischen Gottesglaubens zum religiösen Ideal ist das erhabenste Verdienst der alttestamentlichen Propheten In diesem religiösen Glauben wuchs die engbegrenzte Volksreligion über ihren eigenen Rahmen hinaus ins Universale und in den großen Gottesstaat hinein; die Verwirklichung des Messianismus bildete die Lösung der ganzen Daseins- und Leidensfrage. Armuth und Sorge, Krieg und Fehde, Unterdrückung und Knechtsthum sollten ihr Ende finden in diesem Ideal, die Erlösung Israels durch Jahwes Güte und Gerechtigkeit wurde zum Inhalt religiöser Zuversicht erhoben.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß die Propheten Wohl das Bewußtsein, aber nicht den Ausdruck ihrer Zeit verkörperten. Das Volk pflegt einer abstrakten Idee meist nur dann volles Verständnis und nachhaltige Zuversicht entgegenzubringen, wenn sie einen Träger aufweist. Die Macht der Rede läßt erst die Idee lebendig werden! man folgt dem Führer und nur mit ihm wird die Idee siegen. So ist der altjüdische Messianismus im Volk vielleicht eine mehr oder weniger verschwommene Hoffnung gewesen; im Wesentlichen aber führte die Erfüllung der messianischen Hoffnung über die Erscheinung des politischen Heros, des kriegerischen Helden. In engster Verbindung sehen wir hier religiöse Hoffnung mit kriegerischem Heldenthum, denn im Volksbewußtsein waren diese Dinge untrennbar.

Der historische Jesus hat diese Erwartung nicht erfüllt und auch
nach seiner ganzen Geistesrichtung nicht erfüllen, wollen. Mit äußerster
Schärfe hat Paul de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" betont,
es sei »Theologenlogik", zu sagen, obwohl Israel in Iesus den Meissias
nicht erkannte, sei Jesus doch der. Messias Israels, und obwohl die
eigentliche Gemeinde des Evangeliums den Paulus als Verderber
haßte, sei dennoch Paulus der wahre Vertreter des Evangeliums.
„Wenn irgendwelche Kirche dieseArt Logik weiter treiben will, mag sie
es thun: Ieder, der von Wissenschaft das Mindeste weiß, verbittet
sich sie und Alle, die ihr huldigen". Der Sinn des Protestes ist klar;
-und die historische EntWickelung des Christenthums hat darüber keinen
Zweifel gelassen, daß in dem Augenblick, wo die Ausbreitung der
j esuanischen Gemeinde ihren Stifter vergottete, der tiefe, trennende Em«
schnitt zwischen Iudenthum und Christenthum vollzogen war.
Der Iesus des Christenthums in. seiner ursprünglichen Gestalt war,
im Gegensatz zur jüdischen Volkserwartung, kein politischer Held, kein
lKriegsheld, sondern ein sittlicher Lehrer des Einzelnen, der das Indi-
viduum für die Idee des „Reiches Gottes" zu gewinnen trachtete.
Sein Sozialismus ist identisch mit addirter Indwidualhumanität,
nicht mit „Moral der Masse". Weil sie Individualmoral ist, hat
Jesu Moral ein internationales, ein dislanzloses Wesen.
In Kauffmanns „Geschichte Deutschlands im neunzehnten Iahr»
hundert" wird darauf hingewiesen, daß Fichte noch 1806 den Satz
drucken ließ: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausge-
bildeten christlichen Europäers?" Die Wahrheit ist eben die, daß die
Menschheit sich nicht aus Einzelnen, sondern aus Völkern zusammen»
setzt, daß Völkermoral und Völkerinteressen nicht bloße summirte Grö-
ßen sind. In der Konstitution isj: das Christenthum gegenüber stär-
keren profanen Mächten unterlegen; der Kommunismus der urchrist-
lichen Gemeinde war unhaltbar gewesen. Darum darf aber nicht der
regulative Werth christlicher Moral verkannt werden, die Hoheit per-
sönlicher ethischer Ueberzeugung, Rechtlichkeit und echter Religion,
zu der auch der Glaube an die Verwirklichung des Ideals gehört.
Ie gründlicher >man sich mit der Motivfrage der jesuanischen Lehre
und ihrer kausalen Begründung beschäftigt, um so bedeutsamer tritt
die Erwartung des Meisters, die „Erfüllung" des „Reiches Gottes",
und zwar auf Erden, werde sich in aller Kürze vollziehen, nachdem er
seine Mission, die Menschen zu dem erhofften „Reiche Gottes" „ge-
schickt" zu machen, erfüllt hätte, als ein beherrschender Leitgedanke
seines ganzen Systems entgegen. Das sittlich geläuterte irdische Reich
sollte sich dem Reich des himmlischen Vaters vermählen; zu dieser
Verwirklichung sollte das Erscheinen des in einzigartiger Gemeinschaft
mit dem Willen und den Gedanken des Vaters sich fühlenden Re-
formators des jüdischen Gesetzes, als den Iesus sich ansah, den Boden
bereiten. Wohl sollten die Iünger hinausgehen, um das Evangelium
den Heiden zu predigen. Ihre Arbeit galt der Propaganda für eine

geistige theokratische Gemeinschaft, in die Jeder eintreten konnte, „bei-
Ohren hat, zu hören". Das war kein profan-politischer Gedanke. Wäre
ein solcher das Ziel Jesu gewesen, so wäre gar nicht zu verstehen,
daß auch nicht ein einziges Wort von ihm überliefert ist, das sich mit
dem Begriff des Vaterlandes, des Patriotismus, der bürgerlichen Ge-
meinschaft, der Rasse und ähnlicher politischen Wendungen beschäftigt.
Die Stellung des indischen Staates zum römischen Reich gehört gar
nicht in den Bereich der Gedanken seiner empfundenen Weltin ission;
die kriegerische Tugend, der Muth, die Tapferkeit: sie werden nicht
mit einem Worte des Lobes bedacht. Darauf hat schon Ernst Renan
in seinem Brief (von 1870) an David Friedrich Straufz hingeioiiesen.
In allen diesen Dingen liegt das grundsätzlich Unpolitische der
jesuanischen Lehre deutlich ausgeprägt. Welche Bedeutung konnte auch
die Staatspolitik haben angesichts des nahenden Gottesreiches, von
dem Jesus die Auflösung aller kleinlichen irdischen Konflikte, das Ver-
gehen aller irdischen Staatengebilde erwartete? Hier herrschte nur
die Liebe und die Herrlichkeit des himmlischen Vaters und ließ sich
nicht an nationale Forderungen und Eigenheiten binden.
Mit diesen Feststellungen aber gewinnen wir den Schlüssel zur
Erklärung der trotz aller 'Ableugnung nicht wegzustreitenden Welt-
fremdheit nnd geistigen Einseitigkeit der ursprünglichen jesuanischen
Lehre, die um so Heller hätte einleuchten müssen, wenn nicht, statt
des von Jesus verheißenen Gottesstaates auf Erden, bald nach des
Meisters Tode die Vergöttlichung des sittlichen Reformators unter
der Obhut des philosophisch-spekulativen, mit den griechischen Logos-
Ideen wohlvertrauten Paulus verlangt worden wäre,
Nnd doch erhob immer wieder die Profan-Politik beherrschend
ihr Haupt; sie lhat die Jahrhunderte des Mittelalters, der Renais-
sance und der Neuzeit hindurch so tiefschürfend die Geschicke der Völker
durchfurcht, daß, sollte nicht das im Nrgrunde individualistisch-sittlich
angelegte Christenthum untergehen, sich dessen Träger bis ins sech-
zehnte Jahrhundert hinein, der Katholizismus, für verpflichtet hielt,
politische Fragen christlich zu durchsäuern, und zwar im Sinn einer
kirchlich-politischen Hierarchie. Diesem Gedanken ist die Katholische
Kirche, wenn sie auch im Protestantismus einen nicht zu unterschätzen-
den, die Weltlichkeit alles Politischen im ursprünglichen Sinn der
Jesuslehre betonenden Gegner findet, niemals untreu geworden. Da-
von zeugt auch jetzt wieder der Befehl des Papstes, daß in allen seiner
Macht unterstellten Gotteshäusern um Frieden gebetet werde. Der
Krieg gilt als eine Auflehnung Wider den Gedanken des „Reiches
Gottes", das, nach dem jüdischen Messianismus und nach dem Wort
Jesu, mit Völkerfehden unvereinbar ist. Aus der Individualsittlich-
keit des Heilands will die Katholische Kirche eine Völkerethik ableiten
und sich auch dadurch als die irdische Vertreterin des Gottesstaates
noch in unserer Alltagswirklichkeit erweisen.
Die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart lassen darüber keinen

Zweifel, daß die Profan»Politik stärker gewesen ist bei der Gestaltung des Weltbildes als die auf dem fernen Boden Palästinas geborene, christliche Sittlichkeitlehre, die ihr auf das Individuum zunächst berech? netes Wesen nicht verleugnen kann. Vor der rohen Gewalt ist der sittliche Wille vor die Entscheidung gestellt, sich aufzuopfern und unterzugehen, gleich dem ergebenen, widerstandlosen Dnlderthum der christlichen Märtyrer, die in eudämonistischem Gerechtigkeitglauben sich der blutigen Entscheidung der römischen Caesaren unterwarfen, oder mit dem Schwert in der Hand sich geltend zu machen und als Verbündeter eines die ganze sittliche Welt überschattenden Kulturgedankens aufzutreten.

Man nenne diesen thätigen Heroismus des sittlichen Willens Nothwehr und spreche ihm nicht den Idealismus ab, der im Kampf für Kultur, für Sitte und Recht liegt, man lasse dahingestellt, ob Jesus die Nothwehr des Einzelnen für sittlich erlaubt hielt; er hat dem Petrus geboten, das Schwert in die Scheide zu stecken, und hinzugefügt, wer das Schwert ergreife, werde durch das Schwert umkommen. Wir fragen heute ernster denn je: Bedarf es wirklich des Kampfes? Steht die Kultur vor der Frage des Seins oder Nichtseins? Rnd wir werden die Frage in vollster Ueberzeugung bejahen.

Nicht werden wir den gewaltigen Kampf der Millionen gegen Millionen als ein Glück oder gar als einen Fortschritt im Gesammtleben der Völker bezeichnen, nicht werden wir behaupten dürfen, daß unser Kampf im Programm des Stifters des Christenthums vorgesehen sei; wir werden sogar den Einzelnen von der Erfüllung der sittlichen Pflicht, nicht zu hassen und nicht zu töten, entbinden müssen. Abey von der Pflicht, als Volk den Kulturgedanken zu vertheidigen, um im blutig erkämpften Frieden die Möglichkeit der Lebensführung nach dem Sittengesetz des eigenen Gewissens zu haben, kann das Volk, dem ein Kant und ein Goethe gegeben ist, dem auf den Kathsdenn deutsche Ehrlichkeit, deutsche Arbeit, deutsches Recht in verschiedenster und doch einheitlicher Gestalt gepredigt wird, nicht lassen.

Auf dem Schlachtfeld entscheidet nicht, ob einen Gottentfremdeten die Noth beten lehrte, ob den Gläubigen das Vertrauen, vor allen Anderen im Schutz der Gottheit zu stehen, erfüllt, ob der Freigeist mit gleichem Muth dem wirren Fluge der Geschosse trotzt. Daß der Gedanke, aus den grausigen Gefilden steige die Erlösung vom Uebel, lebendig sei in jedem einzelnen deutschen Herzen, daß wir hinauswachsen über die Vergangenheit, auf deren idealen Gütern sich neue Werthsetzungen aufbauen, sollten sie uns selbst die Unzulänglichkeit alter, geheiligter Anschauungen offenbaren: Das sei unser heiliger Wunsch und unsere religiöse Zuversicht.

Professor Dr. Friedrich Köhler,

LZ

Selbstanzeigen.
Die Enttoickelung der Diskontpolitik ver Bank von England;
1780 bis 1850. Verlag von Karl tzeymann in Berlin.
Die Aufgabe der Diskontpolitik.
Als Diskontpolitik einer Centralnotenbank bezeichnet man ihr bewußtes Porgehen nach bestimmten Grundsätzen gegenüber Diskontirungsgesuchen. Diese Grundsätze ergeben sich daraus, daß, der Centralnotenbank sowohl privatwirthschaftliche wie vor Allem volkswirthschaftliche Aufgaben obliegen. Ein solches Institut darf sich nicht, wie dic Privatbanken, in erster Linie vom Erwerbsinteresse leiten lassen, sondern es hat daneben Pflichten für das Gemeinwohl zu erfüllen. Dic privatwirthschaftliche Aufgabe einer Centralbank besteht darin, einen im Perhältniß zu ihren Verbindlichkeiten ausreichenden Barbestand zu halten, und zwar nicht allein bei ruhigem, normalem Verlauf des Erwerbslebens, sondern auch in bewegten, kritischen Zeiten. Daher muß sie einer zu großen Ausdehnung ihrer Verbindlichkeiten und Metallabflüssen in den inneren Verkehr und namentlich ins Ausland unter Umständen entgegenwirken. Die befriedigende Lösung dieser privatwirtschaftlichen Aufgabe ist infofern von erheblicher volkswirthschaftlicher Bedeutung, als die Sicherung der eigenen Zahlungfähigkeit der Centralbank, des Hauptsammelbeckens des nationalen Barschatzes, gleichbedeutend ist mit der Aufrechterhaltung der Landeswährung. Aus diesem Becken werden, wenn erforderlich, die Iahlungen an das Ausland geleistet; auf ihm/ Mht in letztes Linie der stattliche Bau der Kreditzahlungmittel in den modernen Kreditwirthschaften; es dient als finanzielle Kriegsreserve, wenn die Ehre der Nation auf dem Spiel steht. Zwar bildet auch das Gold im freien Verkehr eine Reserve sür die Polkswirthfchaft. Aber der Goldbegehr schöpft besonders gern aus dem leichter faßbaren Porrath der Centralbank; denn eine größere Goldnachfrage läßt sich aus der Cirkulation erst nach mühevoller Sammelthätigkeit befriedigen. Selbst wenn größere Beträge dem freien Perkehr entnommen würden, müßte die hier entstandene Lücke doch wieder von der Centralbank ausgefüllt werden.

Die besonderen volkswirthschaftlichen Funktionen der Centralnotenbank bestehen in der Neberwachung der Kreditbedürfnisse der Geschäftswelt. In Zeiten wirtschaftlichen Niederganges mutz die Bank den erschlafften Unternehmungsgeist durch billige Kreditgewährung aufzurütteln suchen. In Perioden anschwellender Spekulation und überschäumenden Bethätigungdranges hat die Centralbank eine einschränkende Politik zu befolgen. In Tagen der Krisis muß sie als letzte Kreditquelle der bedrängten Geschäftswelt zu Hilfe kommen. Sie muß bald anregend, bald mätzigend in das Wirthschaftleben eingreifen.

Für eine Centralnotenbank, die nicht zur Einlösung ihrer Noten in Bargeld verpflichtet ist, bleiben die hier angedeuteten Gesichtspunkte dennoch bestehen; denn das Interesse, ihren Notenumlauf in gebühren-

den Schranken zu halten, erfordert ein ähnliches Verfahren, wie wenn
die Bank für die Einlösbarkeit ihrer Noten Sorge zu tragen hätte.
Soll eine Centralnotenbank mit Erfolg ihres verantwortungvollen
Amtes walten, so muß sie außer ihrer eigenen Lage die der gesammten
Volkswirthschaft in den Kreis ihrer Erwägungen rücken. Sie darf sich
aber nicht allein damit begnügen, die jeweils vorhandene Konjunktur
ihrer Diskontpolitik zu Grunde zu legen, sondern sie hat weitausschau-
end die Bahnen abzuwägen, in denen die einzelnen Erwerbszweige des
Inlandes und auch des Auslandes (wenigstens so weit diese auf das
heiniische Wirthschaftleben rückwirken können) sich zu bewegen streben.
Beziehen sich die vorheregehnden Ausführungen auf den Umfang
des Begriffes der Diskontpolitik, so bedarf es weiter noch einiger
Erörterungen über dessen Inhalt: über die einzelnen Maßnahmen,
die man unter dem Begriff Diskontpolitik zusammenfaßt.
Eine große Anzahl diskontpolitischer Maßregeln ist von den
Eentralnotenbanken im Lauf ihrer EntWickelung angewendet worden
und wird noch heute angewendet. Aber heute giebt es unter diesen
Mitteln eins, nämlich die planmäßige Regulirung des Diskontsatzes,
das alle anderen an Schärfe und Schneidigkeit so weit überragt, daß
man vielfach Diskontfestsetzung schlechthin mit Diskontpolitik identifi»
zirt. Der Diskontsatz (Das heißt: der Zinsabzug, den die Bank beim
Ankauf von kurzfristigen sicheren Handelswechseln Macht nnd nach dem
sich ihr, meist höherer, Lombardzins bemißt, die Rate für kurzfristige
Darlehen gegen Anterpfand) übt eine doppelte Wirkung aus,. Er
regelt die an die Bank herantretenden inländischen Kreditansprüche.
Seine Erhöhung tritt einer übermäßigen Zunahme der Verbindliche
leiten der Bank entgegen; durch seine Herabsetzung zeigt die Bank
an, daß sie ihre Mittel in größerem Umfang nutzbringend zu beschäf-
tigen sucht. Zweitens beeinflußt er die Kapital» und Edelmetallüber-
tragungen zwischen den Völkern. Ein erhöhter Diskontsatz bietet dem
kurzfristige Anlage suchenden internationalen Geldkapital eine gün-
stigere Verwendungsgelegenheit; in Folge einer Ermäßigung des Dis-
kontsatzes strebt das internationale Geldkapital nach anderen Märk-
ten, die eine höhere Verzinsung gewähren.
Zu dieser zweiten Wirkung ist freilich erforderlich, daß der Be-
wegung der Bankrate der Privatdiskontsatz ain offenen Markt folgt:
der Zinssatz für erstklassige Bankaccepte, der namentlich wegen der in
ihm, enthaltenen geringeren Risikoprämie meist niedriger ist als jene.
Denn die internationalen Geldverschiebungen werden mit der Hilfe
solcher Wechsel auf der Grundlage des Privatdiskonts vollzogen und
von der Bankrate nur so weit berührt, wie diese auf den Privatdis-
kontsatz einzuwirken vermag. Dies geschieht erstens dadurch, daß die
Centralbank durch eine Diskonterhöhung eine Anzahl Kreditsucher
dem offenen Markt zutreibt. Diese an den Markt herantretende zu-
sätzliche Nachfrage verringert dessen verfügbare Mittel; eine Er-
höhung des Geldleihpreises ist die Folge. Ie größer also der Antheil
der Centralbank am Leihgeschäft des Landes ist, desto prompter wird

die Wirksamkeit ihrer Diskontaktion sein. Eine Annäherung des Privatdiskonts an diese erhöhte Bankrate findet auch dadurch Statt, daß nicht der beständig wechselnde Privatdiskontsatz, sondern die stetigere Bankrate die Richtschnur für die Zinssätze der vornehmsten. Zweige des privaten Bankgeschäftes bildet, wie für das Depositen-, Lombard- und Kontvkorrentgeschäft. Die Vergütung eines höheren Depositenzinses zwingt die privaten Geldverleiher, sich durch Berechnung höherer Diskontsätze schadlos zu halten. Weiter bietet eine Erhöhung des Zinsfußes auf Vorschüsse im Lombard- und Kontokorrentverkehr bei gleichbleibendem Privatdiskont einen Anreiz zur Benutzung des Acceptkredits, indem der Kunde auf seine Bank einen. Wechsel zieht, ihn von der Bank acceptiren läßt und zum Privatdiskont begiebt. (In praxi übersteigen die Unkosten des Kunden den Privatdiskont um Acceptprovision, Wechselstempel usw.) Abgesehen davon, daß dadurch die Acceptverpflichtungen der Banken ein unliebsames Anwachsen erfahren, erhöht sich auf diese Weise das Angebot von Bankwechseln und deshalb der Privatdiskontsatz.

Das verläßlichste Mittel für ein Centralnoteninstitut, eine Divergenz zwischen Bank- und Privatdiskont zu beseitigen, ist das zuerst erörterte, nämlich die Erringung eines starken Antheils am Leihgeschäft. Eine weniger kräftige Centralbank wird sich, um eine Diskonterhöhung zu voller Geltung zu bringen, unter Nmständen einer weiteren diskontpolitischen Maßnahme bedienen: sie tritt als Geldnehmer auf den offenen Markt und sucht dessen verfügbare Mittel einzuschränken, nm ihn so zu zwingen, ihrer Politik zu folgen. Die übrigen, heute angewandten diskontpolitischen Maßregeln bezwecken nieist die Erleichterung des Goldeinganges oder die Erschwerung des Goldansganges: die Gewährung zinsfreier Vorschüsse ans Goldzufuhren; die Hergabe abgenutzter Goldmünzen an die Goldexporteure; die Goldpreispolitik (die wechselnde Festsetzung der An- und Verkaufspreise von Barren und Sorten); die besonders von der Bank von Frankreich gepflegte Goldprämienpolitik, die darin besteht, daß die Bank (auf Grund des ihr zustehenden Rechtes, nach ihrem Belieben ihre Noten in silbernen Fünffrancsstücken, die wegen ihrer Unterwerthigkeit nicht exportfähig sind, statt in Goldmünzen einzulösen) bei der Herausgabe von Gold für Ausfuhrzwecke in gewissen Fällen ein Aufgeld (prims) verlangt; die Devisenpolitik (das Halten auslän-, bischer Wechsel zur Beeinflussung der Wechselkurse); die gegenseitige Aushilfe der Centralbanken verschiedener Länder und Aehnliches. Im Vergleich mit dem wechselnden Anziehen und Nachlassen der Diskontschraube gelten diese sonstigen Bestandtheile der Diskontpolitik heute aber nur als Aushilfmittel, die dazu dienen, unter gewissen Bedingungen die Macht der Bankrate zu verstärken oder deren zu häufiges und zu weites Schwanken im Interesse möglichst gesicherter kaufmännischer Kalkulation zu vermeiden.

So einfach uns heute das Problem scheint, so hat es doch einer

langwierigen Entwickeln«« bedurft, um dieGrundsätze zu verstehen, nach denen die Bestimmung des Diskontsatzes zu erfolgen hat. Erst nach vielen tastenden' Versuchen mit Maßnahmen, die, ohne die Wirksamkeit von Diskontveränderungen zu besitzen, das Wirthschaftleben viel ärger störten, machte, seit etwa 1830, die älteste und bedeutendste der modernen Centralnotenbanken, die Bank von England (und bald ihrem Vorbilde folgend ihre kontinentalen Schwesterinstitute) von diesem Mittel bewußten Gebrauch Dr. Peter Aretz.

Der Sachwerth. Leipzig, Juncker A Humblot.

In meinem Buch gehe ich, im Gegensatz zu Marx, davon aus, daß nicht die Gesellschaft, sondern der Einzelne, den ich Robinson nenne, die maßgebende wirtschaftliche Einheit ist. Der Einzelne ist eine Einheit, weil bei ihm Bedarf und Arbeitkraft in natürlichem Gleichgewicht stehen, und er ist maßgebend, weil sein subjektiver Bedarf über die Bewerthung irgendeines Gutes entscheidet. Hieraus ergiebt sich, daß das Werthurtheil durchaus subjektiv ist und über das selbe Gut, sei es bei verschiedenem Bedarfsgröße, sei es bei verschieden großer Arbeitkraft, verschieden ausfallen muß. Aus diesen Verschiedenheiten wird dann die wahre' Matur des Mehrwerthes abgeleitet: er läßt sich immer auf eine vom Konsumenten ersparte Arbeitleistung zurückführen. Daneben wird erörtert, daß der Tausch wirthschaftlich ein ganz anderes Geschäft ist als der! Kauf: dort werden Bedarfsgüter ausgewechselt, hier Arbeitleistungen, woraus sich erklärt, daß, derMehrwerth erst in der kapitalistischen Gesellschaftform auftritt. Dies führt auf den Unterschied zwischen der kapitalistischen Gesellschaftform und ihren Vorgängern und erklärt auch Kie verschiedene Beurtheilung des Zinsnehmens. Dann wird nachgewiesen, daß die marxische Formel des Mehrwerthes falsch ist. Der Mehrwerth kann nicht auf der Seite des variablen Kapitals entstehen, sondern nur auf der Seite, wo der Gesammtbedarf gegenüber der Gesammtarbeitkraft gering ist, also beim konstanten Kapital: b4i der Maschine im Gegensatz zur menschlichen Arbeitkraft, bei dem Kapital im Gegensatz zur Maschine. Ein weiteres Ergebniß der Erörterungen ist, daß nicht der Lohnarbeiter produktiv ist, sondern der Unternehmer. Jener ist überhaupt von der Produktion ausgeschlossen; seine einzige Absicht ist, seine Arbeitkraft in ihr Aequivalent, das Geld, umzusetzen, das zugleich Aequivalent seines Bedarfes ist. Da er das Geld völlig zur Deckung seines Bedarfes verbraucht, bleibt nichts übrig, was man als neu geschaffenen Werth bezeichnen könnte. Die Wlerkennung dieser Thatsache beruht darauf, daß Marx dem Produkt des Lohnarbeiters schon bei Diesem den selben Werth beilegt, den ihm erst der Konsument giebt, während es dort nur den Werth der darauf verwendeten Arbeitleistung oder ihres Aequivalentes in Geld hat. Und dieser Werth wird ja dem Lohnarbeiter vergütet. Doch werden die sozialen Mängel unserer Gesellschaftform in meiner Darstellung nicht verkannt. Freiherr von Ketelhodt.

Die Frau des Kommandeurs.

«Ms trug die warme Luft mit gleißnerischem Wehn
WW> vom schon gcfallnen Laub Geruch der ersten Fäule.
Ich sah sie fern vor mir durchs Grün der Gärten gehn,
In Schleier schwarz und Kleid, wie eine schwarze Säule.
Septemberbläue hing im Lichte überm Teich,
Da saß sie auf der Bank im Schatten der Platane;
Zu folgen schien sie dort dem feierlichen Schwane,
Im grün und gelben Laub, im Trauerweiden-Reich,
Als nun mein Schritt erklang, erhob sie das Gesicht,
Das war nicht jung, nicht alt, von hart gewordner Schöne.
Und ich erkannte sie. Ihr lebten Mann und Söhne;
Und alle waren einst und alle waren nicht.
Die Gärten hcimathlich, in einem ewigen Frieden,
Sie feierten ringsum die sanfte Sterbezeit.
Inmitten saß sie da in ihrem schwarzen Kleid;
Und sie begriff es nicht und war nicht mehr hienieden.
Der Line bei Saint°Die, am Hang des Ivasgauwalds,
Der Andre bei Lagarde, bei Saint-Tuentin der Dritte . . .
Es spreizte sich der Schwan und streckte seinen Hals,
Da las sie mir im Aug', daß Einer mit ihr litte.
Und da erkannte sie den überreifen Duft,
Den Himmel süß und blau, das schweifende Gelände.
Da neigte sie das Haupt und faltete die Hände
Und duldete voll Pein den Kuß der ewigen Luft.
Ihr Leben war vorbei, nur Sterbezeit noch blieb —
von ferne sah ich sie, die immer Schwarze, ragen,
Ein finstrer Speer, den dort ein Gott ins Erdreich trieb,
vom großen Baum ein Ast, der göttlich Frucht gctragen.
B tiefes, stilles Land! B feierliche Seit!
B Heimathgarten schön! B kangmuth im Engleiten I
B tiefer, tiefer Ton der goldnen Licbessaiten!
B Traum von Glanz und Tod! B Traum von Ewigkeit!

(Aus „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte"; Inselverlag.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hürden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paft S Garleb S, m, b. g. in Berlin.

13. Zlovkmber 1SI5. — Die ZuKunst. — «r. 7.
9^ ^ö»^k^
StskltsnIeKen
T ZlMllM «,m,d,« /
ojsdetxiin.eesellscKättm.d».
Serlin»Steglitz Z.
VilSunger)(elenenquelle
I9IZ - 14,66t Lsdesäste und 2,278,876 ^1sscKenversand. -

?r. 7. — nie ZuKunN. — 13.November ISIS.
Kute miü billige Hücker M ^riW»!
In tsäellosen praenteinbänden!
statt
I^adenprsis
Xürsciiner, 5«»«s, Oas ist des OsutsoKsn
V«,teri:tnd! Lme >Vanderung duroK deutsebs
öaus. ölit 1L7ä ^.bbildungen U. 12 — kür I«. 7,5«
Xret»«I>ia«r, ^Id., OeutseKs VolKstrsebtsn,
9l ?^rbendruvKtaksln ruit vielen Kundert origi-
nsllen VolKsivpen aus ailen «sgenden Osutsvb-
Iilnds, nebst erlituterndem ?ext , ... U. 7S,— kür Kl, IS,—
Italien: Dureli gan:? Italien. Jamrul, v. 2000
^utotvnien italien. ^,nsiebten, VolKstänzen und
Kunstsebiit^s, m. e>Iäut, 'I'ext. 460 Seiten s,uk
ksinstem üunstdrueKpupier, (Zuerkolio ... dl. 42/—kür N, LS,—
— Lin ^usklug nseli Italien. 60(1 ^nsiebtsn
derllauptssbsnsvürdigKeiten, mit Kur^sm ^ext,
auk tsinstem ünnstdrueKpilvisr. I^uerkoli« . Kl. 18,— für U. 9,—
^aZidalbilin. Aaen den berünmtesten ^agd-
mnlereien ^usannnsngestellt u. bsrausgegeben
von «ic^Kard FerieKs. 28 Llatt, niit ?ext . , M. IS,—kür Kl. 10,—
üliein: ^n den Dksrn des RKeins. Vom
Lodsnses bis ^u den Niederlanden, SSO ^.b-
bildungen naeb pbotogr. ^.uknalun,, niit ?ext Kl. 1b,— kür ZI, 7,St>
Der I't'erdesnurt. Das goldene IZueK des Renn-,
üsit- und '1'rabsrsvortes, Klit 18 Kunsttaksln,
«Krnmvbildern n. 900 nbotngr. Darstellungen bl. 90,—kür Kl. 20, —
Di« neue ^Velt. Sammlung pbotogr. ^uknalinien
der grokartigen Naturwunder, Städte u. Kleister-
werKe von Aord-, Zentral- und SüdameriKa.
Mit '1'ext von «.Stein Kl. 12,—kür Kl. «,Z0
I"irc>I, 8aI/.l»ir^ un«I öberl)a) ein. WS ^nsienten
naeb neuesten Originalautnabnien aut tsinsteni
üunstdrueKvavier Kl. 20,—kür Kl. 12,SS
8ta»»en, ?ran«, 1'ristan und Isolds. 12 Lilder
«u Riubard ^Vagnsr« 'l'ondiebtung. (Zr«fz-?oIio Kl, 7S,— kür KI, LS,—
— I?arsikal. 15 Lildsr «u KieKard V^agnsrs
LüKnenveiK-I'estsniel, «i«kz.?oli« Kl. 80,— kür KI. 2Z,—
8oneibert, Z^., Unser VolK in >Vakken, Der
Deutsen-IVan?, Xrieg 1870/71. ^uk «rund des
grul>eu «ensralstabswerKes bsarbsitst, «egen
400 ^.bbild, im Lext, 46 Kunl'erdruoKporträts
und 42 ?Kotogranbiedru«Ke naeb, Seblaubten-
gemiilden. 2 Lände, 696 und 6S6 Seiten . . Kl. 24,—kür Kl. 7,S«
I>elni>i!ier, .7. >V., Das LauernKaus in lirol
und Vorarlberg. Iin ^.uktrag« des K. K, Kli-
nisteriums kür I^nltus und I/ntsrrient beraus-
^eflsbsn. IbO kurbige und seKwkr^o LItttter
und 150 rextblätter M. 600,— kür Kl. 85,—
Lislisriger ^.b8at ^ dsr «ben auk^skübrtsn V^srKe öder II» vllll kiemplsrö.
I.ieksrun^ erkol^t kranKo unter AaenflsKms
oder Voreinsendung des IZetrages duron
>>sipzeig, König8ti'. 23.

Berlin, den 2«. November 19iS.
Sehnsucht nach Frieden?
Antworten.
VMer russische Ministerwechsel, den, in der letzten Oktoberwoche, die Hauptblätter Europas gemeldet haben, ist noch nicht Er» eigniß geworden. Wetterumschlag auf dem Reichsgipfel? Furcht, die rauhe Kruste der Duma werde die neuen Männer allzu schnell Toundscheuern? Nur Herr Kriwoschein ist gegangen (heißts; mit dem Zusatz: rasche Rückkehr, sogar in ein höheres Amt, nicht aus« geschlossen.) Herr Chwostow, der stärkste und, als Minister des Inneren.der wichtigsteMann imKabinet,hat noch nicht den alten Goremykin, Botschafter Schebeko noch nicht Herrn Sasonow ab» gelöst. Alt oder neu: uns einerlei. Die unerschaute Freiheit ruf» sischer Kritik ist, Herr Geheimrath, ein Zeichen der Kraft, nicht der Schwäche; daß öffentlich die Mängel und Schmutzereien der Ver» waltung erörtert, die Militärärzte (besonders heftig von Menschi» Low) getadelt, die Vorsprünge deutscherOrganisationundTechnik hell bestrahltwerden, sollte uns lehren,wie fern Rußland der Welt-untergangangsstimmung ist, die ihm in unserer Wahnzone Man» cher zutraut. Wer auf dem Markt seine Wunde blößt, Entstehung und Heilungmöglichkeit vor dem Ohr der Menge besprechen läßt, scheint Unbefangenen kräftiger, zimperlicher Schonung minder bedürftig als Einer, der den Verband niemals lockert und aufjede Frage antwortet:Alles in schönsterOrdnung.Sonst? Nichts we» sentlich Neues. Der Russe hört, daß sein Feldheer noch fast sieben Millionen Mann umfasse, acht Millionen Mann ausgehoben wurden, hinter derFront ausgebildetwerden, die vom Gewimmel
IS

der im Kriege Gefangenen erbaute Eisenbahn ans eisfreie Meer
beinahe fertig fei: und hofft, in rafch nachgewachsenerZuversicht»
die Kleidung,Waffnung, Beförderung der frischen Massen werde-
im Frühjahr vollendet sein. Stichwort: »ImMärz,spätestens im
April beginnt dieOffensive,die,mit zehn bis zwölsMillionen gut
gerüsteter Truppen, mit den besten Geschützen und Geschossen aus
der tzeimath, aus Amerika und Japan, den Feind aus unseren
Außenvorwerken wirft." Generalstabschef Alexejew sagts. Ge-
neral Russkij: »Wir haben, endlich, so viel Munition, wie wir
gegen die Deutschen brauchen, und stempeln den Kisten den Ver-
merk auf:, Knausert nicht mitPatronen!' Unser Krieg fängt erst an."
Achtzigtausend Arbeiter und Arbeiterinnen (denen das Stimm»
recht zugestanden wurde) haben Vertreter in den Kriegsindustrie»
Ausschuß abgeordnet.Nun muß sichAlleswenden.ZuRußlands
Glück? Da die letzte leidlich bequeme Verbindungstraße, durch
Serbien, gesperrt ist, könnte die Hoffnung trügen. Einstweilen
lebt sie, reckt das Haupt durch Nebel und Schnee; und Klugheit
räth, sie in unsere Rechnung zu stellen. Revolution? Nicht das
winzigste Wetterzeichen noch merkbar. Daß im November auch
Japan sich verpflichtet hat, nicht allein, nicht ohne Einverständ»
niß mit den Gefährten über Friedensschluß zu verhandeln, gilv
der.Gesellschaft" als noch höheren Heils Verheißung. «Diegelben.
Schlauköpfe wollen erst mitmachen, Wenns zu Ende geht. Kom-
men sie nicht zu uns noch, nach der Hingabe des französischen Indo-
china, auf die Westfront, so doch, sicher, nach Indien, Egypten^
an den Persischen Golf, vielleicht gar nach Alexandrette, an die^
Türken», Albaner-, Bulgarenküste: dahin, wo sie wirksam und in
günstiger Beleuchtung eingreifen und weißen Streitkräften den
Marsch auf andere Kriegsschauplätze ermöglichen können. Nicht
nur, weil ihr Prestige, wenn sie dem Europaerkrieg Entscheidung
gebracht hätten, am Stillen Ozean und in derNeuenWelt ins An»
geheure wüchse, sondern auch, weil Schwächung in Europa uns
zurUmkehr nach Asien zwingen müßte und dadurch Japans Bor»
macht wieder, wie nach dem Frieden von Shimonoseki und vor
dem Zwist um Port Arthur und denValu, gefährdet würde." So
klingts von derLippe derPolitiker und Diplomaten. VonSchwe-
den fürchten sie nichts; wissen, daß dieFinen nicht Schwedenwer«-
den. die Schweden nicht erneute-Staatsgemeinschaft mitFinland,

wollen. Der noch immer (nicht nur durch Winkel) spukende Glaube,
Schweden werde, um sich dieLäpperei derOelandsinselnzu sichern
und einem aus dunkler Zukunft dräuenden Russenangrifs vorzu«
beugen,morgendasSchwertgegenRußlandziehen,bliebethöricht,
selbst wenn indemhellstenund rüstigsten Skandinavenreichunsere
Feindenicht.nebenund hoch überdemSozialistenführerBranting^
machtige Freunde hätten. Die habendie höflich harte Abwehr eng«
lischer Aussicht und Vormundschaft nicht gehindert (zuerst wurde
die französischeVerhandlungsprache durchgesetzt, dann denBriten-
. sendlingen bündige Vollmacht abgedrungen, endlich die Erfüllung
der londoner Wünsche geweigert): wärensofort aber die Sprecher
des ganzenLandes,wennstesich je gegen deutsche Dreinrede wen»
den müßten. Laut müssen wir, in unzweideutigen Worten, den
Schwedensagen:„WirfreuenunsEurenGermanenstolzes,Eures
Willens zu unbeugsamer Gerechtigkeit und denken weder daran,
ins Innere Eures Staatsgeschästes einzugreifen, noch gar, Euch,
weils in unseren Kram passen könnte, den Frevel eines schweren
Krieges ohne großes Ziel zuzumuthem Niemals haben wir ge»
meint, daß Ihr, weil dieRussenEuch eines Tages bedrohen könn»
ten, ihnen jetzt den Kampf aufzwingen werdet. Wer folche Rech«
nung andeutete, sprach nicht aus Deutschlands Hirn." Deutscher
Sonderfriede mit Rußland? SeitMonaten habe ich vor solchem
Aberglaubensgespinnst hier gewarnt.Daß diefrommeEinfaltder
Bauernmenschheit einen Vertragsbruch selbst dem Zaren, dem
Kirchenhaupt,demVaterniemalsverziehe,daßerihrentgottet,halb
entmenscht wäre, wenn er der in seine Namensunterfchrift eingegit-
terten Verpflichtung zu entschlüpfen strebte, weiß jeder Kenner der
Russenseele. SchiedeNikolaiAlexandrowitschsichvondenGenos»
sendesSeptemberpaktes.umeinendemReichungünstigenFrieden
zu schließen: wider ihn stünden die Mushiks auf; er hätte die Revo»
lution, nicht, wie vor zehn Iahren, nur Stadtputsche, im Reich; fän»
de nirgends im Heer eineStütze undlönnte, auch für sein Sorgen»
ktndAlexej, die Koffer packen. Das braucht keinRafputin ihm zu
künden. Und würden Sie in Krisenzeit mit dem Bedränger lieber
allein oder in Gemeinschaft mit starken Partnern verhandeln? Also
dürfen Sie auch nicht erwarten, daß ein Gossudar aller Reussen,
dessentzeer geschlagen, dessen Grenzland unter fremder Verwal»
tung ist, aus Angst, die Valuta seines Reiches könne noch schlechter
IS»

werden, sich mit dem Feind allein an denBerathungtisch setze, an
dem er England, Frankreich, Japan alsNachbarn haben könnte.
WoVortheil dieWeisuuL des Ehrgefühles empfiehlt.gehorcht auch
der Schwächling ihr gern. Ich habe nie an Einzelfriedensschluß
.geglaubt; daß er mitRußland noch unwahrscheinlicher ist als mit
irgendeiner anderen Großmacht, ist dem Politiker offenbar. In
^die Müllkiste, endlich, den dürren Stecken, der den Vielzuvielen
eine triebfähige Rebe schien. Deutschlands Volk will auch von
Schreibern Wahrheit; sträubt sich zornig gegen Gaukelspiel, das in
Auerbachs Keller trunkeneZecher in säuischeWonnen ergötzthat.
Fremdwörter seien wie Ungeziefer zu tilgen? Waidmanns»
heil, ungnädige Frau! MeinEhrgeiz langt nichtnachdemRuhm
des Kammerjägers. Majestät, Kaiser, Prinz, Kanzler, Minister,
Regirung, Reich, Staat, Sekretär, Direktor, Präsident,Marschall,
General, Stab, Major, Lieutenant, Offizier, Armee, Corps,
Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Compagnie, Inspektion,
Etape, Kommando, Mobilisirung, Kolonne, Infanterie, Kavalle-
rie,Artillerie,Train,Kanone,Bombe, Granate, Shrapnell,Mine,
Sape, Quartier, Ost, West. Süd, Nord, Meter, Front, Gruppe,
Truppe, Feuer, Munition, Sanität, Lazaret, Admiral, Kapitän,
Marine, Bord, Flotte, Kreuzer, Aviso, Pinafse, Barkasse, Tor»
pedo, Monitor, Station, Uniform, Bayonnette, Pionier, Parade,
Proviant, Rekrut, Geschwader, Chef, Marfch, Intendantur, Pa-
role, Signal, Flagge, Pulver, Tornister, Lanze, Porteepee, Kreuz,
?our l.e Nerite, Orden, Tresse, Nation, Mark, Provinz, Kirche,
Pastor, Superintendent, Finanz,Iustiz,Bank,Militär,Civil,Sol-
dat.Polizei, Censur, Revier, Kriminal,Kommissar,Rektor,Pro»
fessor, Doktor. Apotheker, Post, Ezcellenz, Reserve, Klasse, Thron,
Krone, Szepter, Siegel, Ball, Vaterland, Schule, Synode, Ren»
dant, Offiziös, Titel. Rang,Charakter,Presse... Wo begann die
Birsch und wo soll sie enden? IederFeldpostkarte sind zehn oder
zwölsFremdwörter aufgedruckt: und Ihr Deutschthum erbebt von
Zorn, wenn Sie das Wort Konfektion lesen (für das ich vor Iahren
hier schon «Kleidnerei" empfahl)? Der Konfektionär, Tailleur,
Tailor, Modist heißt fortan Kleidner (Dürer schrieb »Künstner'
und derSüddeutsche spricht vom Kirchner, nicht vom Küster); das
KorsetMieder oder Schnürleibchen; FrotteKnötlein;Covertcoat

Strandstoff oder Untersee (denn vom Meeresgrund lieh es die
Farbe); nennet Cheviot Rauhgarn und Saison (im Kleiderreich)
Trachtzeit. Weils hübscher klingt; nicht, weil unter der Fremd«
wortpest das Volksbewußtseinleidenkönnte. Wernoch im Kriegs»
drang Europäer geblieben ist und sich das Sprachgefühl nicht
verhunzt hat, trifft, ohne Einpeitscher, das Richtige; wird eine
Briefhülse nicht Couvert nennen noch gar über den Laden, wo
Käse. Backobst, Bücklinge, Pökelfleisch, Tomaten, Zuckersrüchte,
Ganslebermus, Gurken, Hummern, Fischsalat, Perlzwiebeln,
Rollmöpse feil sind, »Delikatessen" schreiben. DerFranzos, ders
liest, höhnt uns mit Recht; der Inbegriff des Wortes cielicatesse
eint Zartheit und Anmuth; daß die leichtesten, feinsten Leckerbissen
von lächelnden Lippen als <ZeIicates8es 6e w table gepriesen wurden,
erlaubt noch nicht, Nudelgansbrust, Neunaugen, Matjeshering,
Kümmelkäse und anderes Stinkige Delikatesse zu heißen. Aber
auch die Schrubberbürsten der Sprachreiniger machen uns lächer»
lich. Und vor Annexionen und Barbarisirungen wie Leutnant,
Büro, Schoföhr, Parfüm, Beu wird mein Magenknurrig.WiU ein
Gipfelchen sich vermessen, daß es allein der Erde nicht entsproß?
Unser Staatswesen und unser Gescllschaftkörper ist von Fremd«
Wörtern durchwachsen. Kultur und Civilisation, Monarchie und
Republik, Philosophie und Medizin, Parlament und Partei. Uni»
versitätundStudent,Theaterund Drama, Oel,Butter,Petroleum,
Licht, Elektrizität. Kabel, Gas, Rose, Tulpe, Veilchen, Prozent,
Bilanz.Aktie, Kredit,Börse,Roman, Szene.Lyrik, Operation, Fee:
so tief Eingewurzeltes reißen Ihre Fingerchen nicht aus Deutsch-
lands Scholle. Unkraut? Wer zwar den Professor, Ordinarius,
General-Inspecteur des Kavalleriecorps nicht scheut, den Redak»
teur durchaus aber Schriftleiter heißen, von Reserveformationen
und mobilen Kolonnen, doch nicht von Interessen reden will und
drum den Hauptschriftleiter ausfordert, »die deutschen Belange in
Kleinasien kräftiger zu vertreten",mags thunznur sich nicht wun»
Kern, wenn ihn draußen weder Christ (auch ein Fremdwort) noch
Heide versteht. Mir sind diese Gestrengen eben so ehrwürdig wie
die Choristen (Zusammensinger?), die sich weigerten, Schillers
Lied an die Freude zu singen: weil ihre Zeitungweisheit meinte,
imUnheilsjahr191S dürfe derDeutsche nicht alleMenschenBrü»
der nennen,nicht im großenRing derSympathie huldigen, Aus>

söhnung ersehnen, Millionen (Menschen) umschlingen und der
ganzen Welt einen Kuß anbieten. Von so schnödem Bannbruch
könne selbst Beethovens Wunderweise nicht entschuldigen. Mir
wird, unwirsche Leserin, übel, wenn ich auf dem Speisenzettel das
Wortungethüm Doppelrindslendenstück (gar in Kräutertunke)
sehe; weh, wenn Italersalat undMaccaroni neckisch als Verräther-
mengsel und Banditennudeln angezeigt werden, Mädelmärkte
ihr Lockschild mit dem Namen des Vaterlandes und seiner Hel»
den putzen, Nachtschänken, in denen Pächter und Bettnerin sich
zur Geberde der Paarung stärken, das Angelnwappen mit der
Standarte einer deutschen Königin vertauschen. In Berlin haben
die HotelsBristolund Esplanade ihre(häßlichen)Namen behalten;
dasWortWindfor (dasimmerhin an lustige Weiber erinnert) ist
verklebt worden, manches Kaffeehaus namenlos oder ins Pa»
triotische umgetauft. Cafe Hindenburg, Hindenburg-Droguerie,
im Waarenhaus die Weifung: „Die Hindenburg-Artikel sind im
Zweiten Stock rechts."ZumSpeien. Soll aus dem?a>äiZ 6eDange
vielleicht ein Reichstanzplatz (drei Fremdwörter), aus dem ?a-
villon ^sscotte Falkenhayns Diele werden? Da wir Kant-Licht»
spiele und Kant-Chocolade haben, Bouillon (aus der nie Kraft
kommt), nichtRindssaft, sondern Kraftbrühe, Sauce, weilKinder
und Ferkel sie auftunken, Tunke heißt, ist jeder Nnfinn möglich.
Die Verdeutschung ist meist spottschlecht; Beamte dürften dazu
jetzt weder Muße haben noch sich, weil der Staat ihnen ein Amt
gab, je den Beruf zutrauen. Deutsche Mode? Auch dafür ködern
Sie mich nicht. Erstens: Aus Trachtabbildern Heller Jahrhunderte
läßt sich Allerlei bündeln, was der PMge als deutsch auf den
Markt bringen kann, was aber weder im Ganzen noch in Einzel-
heit deutsch ist; ich sah unter dieser Winkmarke (Fremdwort)
Kleider.tzüte, Schleier, Kragen, die ich von Abbildern der Kaiserin
Eugenie, von Gemälden Renoirs, aber auch von neuen franzö»
fischen Modeblättern im Gedächtniß hatte. (Leider, freilich, auch
nmnchesso putzigWidrige, fo bunt.ohneGeschmackfürFormund
Farbe, Zusammengewürfelte, daß ichs als berliner Gewächs er»
kennen mußte.) Zweitens: Mir scheint nicht Schande, dcnFran»
zosen, denen unsere Musik, Technik, Chemie, Schwerindustrie
weit voran ist, den Ruhm höherer Kleidner» und Schmuckkunst zu
lassen; ehrlich zu bekennen, daß sie in der Luxusindustrie noch un»

«erreichbar sind. (Wer anders urtheilt, mag danach handeln; nur
seinen Hausschatz dann nicht, in Seide und Sammet, neben eine
Pariser Ladnerin stellen.) Wir machen besseren Stahl und stärkere
Maschinen, Ihr schneidet und näht besser, macht hübschere Klei-
der, Hüte, Leibwäsche, Mieder, Ztergeräthe: solches Geständniß
brächte uns Schmach? Drittens: Durch Nachahmung, Anähne»
lung wird niemals deutsche Wesenheit. Die Klüngelchen, in denen
geschwind jetzt deutsche Mode erschwitzt werden soll, kommen über
das im Westen, seit den Tagen Elisabeths und der Lilienlouis, Ge»
leistete nicht hinweg; was sie zusammenstoppeln, ist oft Noth»
behelf, Surrogat; erinnert an nachgekünstelten Champagner und
<Cognac,an allzu duftigeSeifen,Parfums,Mund-undKopfwasser,
Hautsalben, die wir heute, in anglo»französischem Muster nach»
geformten, nachgefärbten Schachteln, Flaschen, Büchsen, in den
Schaufenstern erblicken. Das überwährt, Alles, den Krieg nicht
lange. ImFrieden kaufen auch Kerndeutsche gern wiederaus der
Kue 6e lapaix; sogar englischen Wollstoff undChristy»Hüte. Oder
^oll ihnen das Ausland fürMilliardenabkaufen, ihrBedarfaber
nur in der Heimath Deckung suchen? Gelänge uns, die Männer»
tracht zu enthäßlichen, das steife Plätthemd, den harten Kragen,
die mürrisch stumpfen, das Auge ärgernden Kleidfarben abzu»
schaffen, dem Mann die Spitzenwäsche (für Brustausschnitt und
Handgelenk), den ungestärkten Klappkragen oder das weiche Hals»
linnen zurückzuerobern :Das wäre Gewinn;und würde bald Euro»
päermode. Die Weiblein hüllt Frau Paquin schmücklicher ein als
Frau Eulalia Purzpichler.Die soll aus der pariser Kleidnerkunst
lernen; doch sich dann nicht in die Behauptung brüsten, daß sie
Ardeutsches verschleiße.Fremdwörter: woste unausrodbar, bild»
Haft, nicht durch ein kräftigeres, dem Verständniß nahes Wort
unserer Sprache zu ersetzen sind. Lassen Sie uns die Tragoedie
<Trauerspiel taugt in die Kinderstube), die Symphonie, das Par»
fum; und erwürgen SieAmtsstempelbrutausderVerwandtschaft
Don «Militärischerseils". Wenn Leute, die sich Iahrzehnte lang
fir Denker, Forscher, Dichter, Kritiker menschlicher Erkenntniß,
der Vernunft und des Wortes ausgaben, nun, ohne irgendwelche
Wissenschaft von der Vorgeschichte und dem inneren Ereigniß des
Krieges, in Fremdenhaß so wohlig wie Dorflümmel in einer ver»
dreckten Pferdeschwemme plantschen, entweichen sie ihreBücher,

die zuvor nur der Kundigste bis auf den Grund prüfen konnte»
für den Abtrittsgebrauch; und ich werde sie, morgen wie gestern»
gierigen Dranges in Konjunktur und Applaus schuldig sprechen.
Heischen so Strebsame gar enge Deutschthümelei, Verbannung
ausländischer Mythen (nur aus Feigheit nicht auch des im Tiefsten
ungermanischen Christglaubens), für eingebürgertes Fremdwort
mindestens das deutsche Buchstabenkleid, dann ists Brechmittel»
ersatz. Wer im Kriegsjahr„ umdenken" lernte, hatte nie denken ge»
lernt. FürWort, Sitte, Brauch, Tracht gilt mir, wiefürLandstücker
Was nicht, ehe Krieg ward, vom Volkssehnen als unentbehrliches
Gut gefordert wurde, ist uns als Kriegsgabe nicht nothwendigx
wäre kaum jemals nützlich. Zeugt davon nicht Geschichte?
Herrn Winston Churchill soll ich, da er nun aus Asquiths
Kabinet geschieden ist, »noch ordentlich Eins über den Schädel
geben"? Fällt mir nicht ein. Mich ekelt das Preßgeschimpf; die
alltägliche Nmschmeichelung der niedersten Massentriebe. Ich
schämemichOeffentlicherMeinung,diejedem gestürzten oderfreud»
loser Arbeit entwichenen Minister aus Kübeln Iauche nachgießt;
statt zu erweisen, daß aus den Barbaren, SocKes, Hunnen ein
Wille zu höhererGerechtigkeit spricht, als ihnen derFeind gewährt.
Herr Winston Spencer» Churchill stammt aus dem Herzoghaus
der Marlboroughs; gehört also zum alten Hochadel Englands.
Sein Vater, Randolph,der Disraelit(so nenne ich ihn, weil er zu
dem bunten Genie Benjamins d'Israeli, des Carl of Beacons»
field,wie zu dem HeilandBritaniens aufblickte), warvomWesens»
stoff fhakespearischer Menschheit. Nicht Schöpfer, nur Sprudler.
Aus der nie Zerstechenden Schäumkraft seines Geistes stieg ein
Duftwie vonWundersäftenaus Märchenland. Doch Schaumund
Duft zerrannen in Nebel. Randolph gründete die Vierte Partei,
knüpfte denPrimrose-Bund (die Primel war Benjamins Liebling»
blume gewesen), war Schatzkanzler (unter Balfours O heim Salis»
bury, von dem er schon nach einpaarMonaten schied), ging ins füd»
afrikanische Goldland, focht gegen Gladstones Vorsatz zu irischer
Selbstverwaltung: und hinterließ, außer einem Buch über Süd»
afrikas Menschen, Thiere, Minen und den himmlich ungerechten
Reden wider den fromm liberalen Wortzauberer Gladstone,
dem Reich Victoriens nur seinen Winston. Der hat vom Vater

den Wirbel, die Einbildnerkraft, die Unstetheit; auch in seinem
Hirn fehlt, wie in Randolphs, die Bremse. Er hat, unter Kitchener,
im Sudan und im Transvaal gekämpft, war Feldberichterstatter
und entfloh, zwischen Kohlensäcke, Kohlenabfälle der Burenbahn
versteckt, der Gefangenschaft; hat die Staatsfekretariate (Mini-
sterien) des Handels und des Innern geleitet und ist 1911 Erster
Lord derAdmiralität geworden. Die Britenmarine danktihm wohl
manche nützliche Leistung; und das Empire wird ihm nicht ver»
gessen, daß die wichtigste Reichswaffe blank und tauglich war, als
fle gebraucht wurde. Auch die Erfolge imUnteiseekrieg fielen noch
in Churchills Zeit. Seine schlimmsten Fehler werden durch drei
Ortsnamen bezeichnet: Antwerpen, Dardanellen, Gallipoli. Daß
er Antwerpen nicht zu entsetzen, Konstantinopel nicht zu entrie»
geln vermochte, ward uns zu Heil. Sind aber nicht überall, all»
überall schmerzhaft nachwirkende Fehler gemacht, nur von Briten»
augen die Widerstandsfähigkeiten der Küstenbefestigung unter»
schätzt worden? Ists nöthtg, den ungemein begabten, nur, alK
Redner, von Beifallfucht leicht in Ueberschwang erhitzten Mann
wie einen bösen Tropf, Wicht, von Eitelkeit gedunsenen Schelm
zu behandeln? Mit deutscher Anstandspflicht vereinbar? Vor
dem Krieg war Churchill nicht, wie Unwissende schwatzen, unser
Erzfeind; gegen ein Marineabkommen mit Rußland (wie Grey),
für anglo»deutsche Seewehrbegrenzung (wieGrey) und nur allzu
zappelig von dem Wunsch, mit dem Admiral von Tirpitz, den er
bewunderte, sich zu verständigen. Seitdem hat er oft geheult und
gebrüllt; nicht schriller als Andere. Daß er, den Balfour längst in
der Admiraliiät abgelöst hat, jetzt aus dem Kronrath scheidet, ist
belanglos; aus persönlichen Gründen eher als aus sachlichen zu
erklären. DerSohn des Tory»Demokraten war, seit er mitGlad.
stones Erben ging und für Irland Homerule wollte, den Konser-
vativen immer der abtrünnige Schädling. In der Enge des Kriegs-
, ausschusses wäre Reibung kaum zu vermeiden gewesen. Ohne
Amtsbezirk,ohne dieMöglichkeit, harte, schroffe, schleunigeKriegs-
führung zu erwirken: nichts für Drang und Wirbel des beweg»
lichen Vierzigers. Im Winter bitterer Kriegsnoth will er nicht
„in reichlich besoldeter Muße" lungern. Er geht an die Front;
in sein altes Regiment, nach Flandern oderFrankreich. Der Ent-
schluß lobt den Mann. Sein Abschiedsbries an Asquith (dem er

befreundet bleibt)'war anständig; seine Abschiedsrede ansUnter-
haus nicht in allen Theilen überzeugend, doch muthig und wirk»
sam. Der Verantwortlichkeit ist er niemals entlaufen, sondern hat
sie, wie Heldenehre, gesucht. Krämer? Einer, der wiederkehrt;
wenn er nicht im Felde «Eins über den Schädel" erkriegt. Hier,
aus sicherem Hinterhalt? Nein. ^srlborouZK s'en va-t-en Zuerre...
Wie ich über die Erschießung der Miß Edith Cavell denke?
Wie über Tragoedie der Irrung. Der jungen^Britin, die in Belgien
Pslegeschwestern ausgebildet und selbst Verwundete (auch deut»
sche,heißts) sorglich betreut hat, war gelungen, belgische und eng»
lische Krieger über die Grenze des von uns besetzten Landes zu
schmuggeln, also die wider Deutschland kampffähige Mannschaft
zu mehren. Ein aus Vaterlandliebe gezeugtes Verbrechen, das
Kleist und Arndt, Schill und Porck gepriesen hätten, das weder
so unsauber noch so von Gefahr trächtig ist wieAusspäherei, das
aber mit harter Strafe geahndet werden muß. Die haager Be»
stimmung, daß der Rächer verletzter Neutralität niemals recht»
widrig handle, kann solches Thun nicht entschuldigen; dieses Ge»
länder bröckelt unter der Hand unserer Feinde. Miß Cavell hat
ihre That furchtlos bekannt; und ist vom brüsseler Kriegsgericht
zum Tod verurtheilt worden. Vielleicht wollte es durch die Härte
des Spruches andere Menschenschmuggler abschrecken; vielleicht
schien ihm erschwerend, daß die Engländerin das dem Schwestern-
kleid anhaftende Vertrauen getrogen hatte. Dieses Gefühl dünkt
mich richtig. Schwester, Arzt, Priester, Samariter sind gegen die
Waffe des Feindes gefeit, weil ihr Amt ihnen Kampf und Kriegs»
list verbietet. Miß Cavell stand im Dienst heiliger Menschlichkeit:
mußte ihm offen entfagen, seine Weihezeichen abthun oder auf
heimliche, listige Förderung vaterländischerInteressen verzichten.
Weil das Urtheil, trotz einem Gnadengesuch zweier Neutralen»
vertreter,vollstrecktworden ist, ging ein Wuthschrei durch die Welt,
der alles nach dem Lusitaniatag Erhörte überdröhnte. Der Statt»
Halter inBelgien, derDeutsche Kaiser wurden, inWort und Bild,
gröblich beschimpft; und der Schlußspruch lautete, diesseits und
jenseits von derAtlantis: «Alldeutschland ist,weil keine Stimme
dagegen spricht, an diesem Mädchenmord mitschuldig." Den
meisten Schmähern ist wohl bekannt, daß derStatthalter derHaupt»

ftadt fern war, mit der Sache nichts zu thun hatte und daß der
Kaiser Gnade gewähren wollte, gewährt hat. Der Gerichtsherr,
der diese Absicht nicht ahnte, ließ das Urtheil vollstrecken, ehe der
Gnadenbefehl aus dem Großen Hauptquartier eintraf. Er blieb
in der festen Burg seines Verfügungrechtes. Selbst der redlichste
Wille kann im Krieg solche Wirrniß nicht immer meiden. Nur irre
Bosheit faselt von Erinnerung an den fünften Akt der schillerischen
Maria Stuart. Wer nochVernunft bewahrt hat, muß gestehen, daß
HerKaiserMenschlichkeit walten ließ, und erkennen,daß schonKlug-
Heit denDeutschen empfahl, dem Rechtshandel anderen Ausgang
zu wünschen. Wähnet Ihr, daß die Vorstellung einer vor zwölf
Flintenläufe gezwungenen Iungfrau das Volk Kants und Feuer-
bachs, Goethes und Schopenhauers wonnig kitzle?Dannhaltetes
wenigstens für nüchtern genug zu kühlerWägung von rasch verklin»
genderRachelust und lange nachwirkendem Schaden. Selten trug
in unserer Zone Abschreckungversuch nahrhafte Frucht. Eduards
Witwe hat, als die Vollstreckung des Todesurtheils aus Brüssel
gemeldet worden war, ein neues londonerSchwesternheim,dem ihr
^Name,Alexandra,zugedachtwar, Edith Cavell»Haus getauft.In
allen uns feindlichen Ländern wird für Cavell'Denkmale Geld ge-
sammelt. Die Zeitung „l.e Kwtin" hat der StadtParis ein großes
Bronzebild Ediths angeboten; Herr Mithouard, der dem Ge»
meinderath vorsitzt, will es in zärtliche Obhut nehmen. Inschrift:
, Ein Weib von einem Volk ermordet!" Damit das Lügengewebe
nicht platze, wird erzählt, Deutschland habe die Todeskunde ju»
belnd begrüßt. Ob mindestens der Hergang der Strafvollstreckung
wahrhastig dargestellt wird? Fräulein Cavell sei tapfer aus dem
Kerker geschritten, habe dem englischen Priester, der sie geleitete,
ausgesprochen, wie froh und stolz sie für ihr Vaterland sterbe, sei
dann aber in Ohnmacht hingesunken und von dem deutschen
Offizier, der das Peloton führte, mit einer Revolverkugel getötet
worden.Wars so (mir istNachprüfung unmöglich),dann mußich
den Much und das mitleidige Herz des Offiziers rühmen (der
den Franzofen «ein elender Monocle»Iunker und gemeiner
Mörder" ist). Hielt er sich zaghaft an den Buchstaben desBefehles,
dann ließ er die Verurtheilte aus Ohnmacht ins Bewußtsein
wecken und des Leibes Todesangst zum zweiten Mal durchdulden.
Auf eine bewußtlos Hingesunkene konnte er seine Mannschaft

nicht feuern lassen. Hat er, in diesem Pflichtendickicht, die schwere
Last der Vollstreckung selbst auf sich genommen, so war er barm-
herzig, nicht grausam, ein mitleidiger Mensch, nicht ein rauher
Henker. Im Ganzen: Jeder Zuständige hat gehandelt, wie ihm
das Gewissen befahl; und in Deutschland athmen nicht hundert
Menschen, die nicht aufrichtig beklagen, daß der Gnadenstrah
von der Höhe allzu spät durch die düsteren Schleier der Oktober,
dämmerung glitt. Krieg ist nicht Spiel noch Getändel; ist rohes
Handwerk. Wer unserem Heer Gefahr häuft, darf auf Schonung
niemals hoffen. Einig aber sind wir, Volk und Fürsten, Krieger
und Bürger, in dem Entschluß, unnöthiger Grausamkeit vorzu»
beugen und das zarte Pflänzlein des Menschengefühles noch
zwischen Graben und Wall, Haubitzen und Minen zu hegen.
Helfet auch Ihr dazu, gute Feinde; und schärfet Schwestern und
Aerzten, Priestern und Samaritern ein, daß ungestümer Patrio»
tismus sie nicht verleiten dürfe, zu List und Trug ihr Weihekleid
zu mißbrauchen. WiedenkenBurleighundTalbotüber denFall?
Der Frage, warum wir nicht öfter von Luftangriff auf den tsche
Städte hören, fände der Laie nicht zulängliche Antwort. Dennoch
erwähne ich sie: weil, was noch nicht war, morgen werden und,
just nach so lange fast ungefährdeter Ruhe, schädlichen Schreck
zeugen könnte. Im ^rm^ anäl^äv^ Journal stand neulich, England
habe jetzt vier Luftschiffe fertig, von denen mindestens eben solche
Leistung zu hoffen sei wie von den stärksten Zeppelinen. Außerdem
einen Zweidecker»Dreadnought, der in sechs Minuten die Höhe
von zweitausendfünfhundert Metern erklimme, in einer Stunde,
wenns sein muß, zweihundertfünfzig Kilometer durchmesse. Viel-
leicht ists Geflunker; vielleicht wird Etwas geplant. Darfst ruhig
sein, liebesVaterland;DeineWächter liegen nicht, wieDuncans
trunkene Kämmerlinge, in frevlem Schlaf, wenn Mord naht.
Weshalb ich noch nichts über die Verletzung der griechischen
Neutralität gesagt habe?WeilüberUnrechtnurklagendarf,wers
nicht selbst für Recht ausgab. Griechenland Warden Serben, wenn
sie Hundertfünfzigtausend Mann stellten, zu Waffenhilfe gegen
Bulgarien verpflichtet. Um den Bündnißfall vor Anfechtung zu
schirmen, erbat, da das kleine Serbien von dreiMächten bedroht

tzvar, Ministerpräsident Venizelos die tzundertfünfzigtausend von
Gngland,Frankreich,Rußland. Deren Truppenlandung war also
Vom Haupt der Griechenregirung gefordert worden. Neutralität»
druch steht anders aus. England, Frankreich, Rußland sind die
Gründer und Schützer Griechenlands. Sie gaben ihm Freiheit,
die Grenzen, Staatsformund Verfassung, dieerste und diezweite
Herrscherfamilie; sie wahrten sich im Londoner Vertrag von 1830
das Recht,Truppen nach Hellas zu schicken, und beschränkten es,
im Achten Artikel.nur durch denSatz:» Keine der drei Schutzmächte
dars ins Gebiet des neuen Griechenstaates Truppen senden, ehe
die beidenMitunterzeichner dieses Vertrages dem Unternehmen
zugestimmt haben." Jetzt sind die Drei einig. Herr Venizelos, der
sie rief, ward aus der Macht geworfen? Dadurch würde aus Recht
nicht Unrecht. Und knirschen die Nachfolger des Kreters etwa über
den Einbruch? MinisterpräfidentZaimis ließ den Schutzmächten,
die auch Griechenlands Geldleiher und Schatzbürgen sind, seine
Freundschaft betheuern. Der neue, greise Ministerpräsident Sku-
ludis sprach, aus demMunde des GesandtenRomanos, in Paris:
,Die neue Regirung erhält den Zustand bewaffneter Neutralität
und redlichsten Wohlwollens im Verkehr mit den Reichen der
Triple-Entente. Schroff widerspricht sie dem albernen Gerede von
der Möglichkeit feindsäliger Handlung gegen die gelandeten
"Truppen. Die sind überall von gastlicher Freundschaft empfangen
worden; ihre Führer sind in vertraulich engem Verkehr mit un»
serenBchörden und unfer Volk verbrüdert sich gern und froh der
fremden Mannschaft. Das Hellenenvolk hat niemals vergessen,
was es Frankreich schuldet. Wie vermöchte sein Gefühl sich inder
Stunde zu wandeln, die Frankreichs und Englands Krieger im
Kampf gegen denUrfeind des Griechenthums sieht?«DerInhalt
dieser Note(UnterstaatssekretärNicolson empfing wohl eine ähn»
liche wie Generalsekretär Cambon) enthebt mich der Pflicht zu
weitschweifiger Antwort. Die Ministerien Venizelos und Gunaris
wollten für Serbien das Schwert ziehen, sobald die Schutzmächte
die zureichende Truppenzahl nach Saloniki geliefert hatten. Die
Ministerien Zaimis und Skuludis zogen Neutralität vor, freuen
sich aber der wehrhaften Gäste und streuen Blumen auf ihren
steinigen Pfad nach Makedonien undAltserbien.Zeternwlr, nach
solchem Spektakel, über Neutralitätbruch, dann hören wir auf,

ernsthaft zu sein, und gerathen in den (grundlosen) Verdacht, uns
sei am Kap Kara ein Fell fortgeschwommen. Ist nicht. Griechen»
land kann sich, mit seinen langen Küsten und offenen Städten,
noch weniger als Italien gegen England wenden; sein Entschluß
hängt nicht an unserem Willen; und wir sind bereit, jeden geduldig
zu achten, dernicht dieSpitze wider das deutsche Kriegsrecht kehr:
Pariserstimmung.
^srlborou^K s'en va t>en ^uerre,
I^e ssit, quänä reviencZrs.
II revienclra ^'s päques
Ou ä lä l'rinitö...
Oder erst lange nach Pfingsten? Marlboroughs Enkel nieint,
erst im dritten Kriegsjahr werde endgiltiger Sieg den roeslöst»
lichen Vierbund krönen; und wird in Frankreich, an der Front
und hinten, kaum noch Widerspruch hören. „Wir werden kämpfen,
bis der Sieg erstritten ist, der denFeind aus allen verheerten Ge-
bieten jagt, aus den seit Monaten von ihm besetzten und aus
denen, die seit vielen Iahren in seinem Joch stöhnen. Deutschlands
Vordrang in den Balkan bezeugt, daß sein Kraftaufwand auf den
tzauptkriegsschauplätzen fruchtlos geblieben ist. Weil seine An»
griffsgewalt aus der französischen und auf der russischen Front
gebrochen wurde, schweift es ins Weite, um die Weltmeinung in
Athem zu halten, die, da in langen Monaten die überlaut ange»
kündete Siegesernte nicht sichtbar ward, unter der Scheinhülle
der Stärke schon Schwachheitzeichen zu spüren beginnt. Dem
HoffenDeutschlands naht Enttäuschung. Die Kaiserreiche Mittel-
europas können ihre Niederlage hinausschieben, nicht ihr ent»
schlüpsen.Wirwerdennichtmüde,nichtschwachgemuth; wir wissen
jetzt, wie schwere Arbeit vor uns liegt, sind aber entschlossen, sie
zu vollenden. Wir haben den Willen zum Sieg. Niemals und
nirgends hat irgendein Land sich schöner und edler bewährt als
unserFrankreich in der Stunde, da Angst sein Herz umklammern
konnte. Man muß denMuth haben, auszusprechen,daß derFrie»
denstag wohl noch sehr fern ist. Wenn unser Heer siegreich, unser
Boden frei, das der Republik entrissene Landstück wieder einver»
leibt, Belgien, das für uns ein Martyrium auf sich nahm, inRecht
und Freiheit wiederhergestellt ist: dann erst kann von Frieden die
Rede sein. Von welchem Frieden? Von einem, den Selbstsucht

chnf? Nein. Ich weigere den Glauben, datz unser Land sich in klei»
«en Ehrgeiz erniedern könne. Der Hort des Rechtes zu sein, ist
Frankreichs Ehre, sei stets Frankreichs Ruhm.' (Alle Abgeordne»
ten stehen aufund spenden,mit Mund undtzand.Beifall.)«Keinem
kann je gelingen, uns als streitsüchtige Beutemach erzu verschreien.
Sie wissen, Alle, wo das Beutevolk zu suchen ist. So lange es seine
Krallen, seinen tzackschnabel, seinen Totschlägerwillen hat, darf
Niemand von Frieden sprechen. Bequemt dieses Volk sich in den
Rang.derihm zwischen anderenVölkern gebührt.lernt es derWah-
rung seines Genius die Achtung anderer Volksgenien vereinen»
habenwirihm,aufIahre hinaus, unmöglichgemacht, dieRuheund
Selbständigkeit irgendeiner Nation zu gefährden: dann werden
wir von Frieden sprechen. Das wird der französische Friede sein,
der den Ruhm erstrebt, der ganzen Erde wieder die Herrschaft
des Rechtes beschert zu haben. Was ich hier sagte, kam aus dem
Willen der Regirung. Unzweideutig mußte ichs ausdrücken, um
kein Mißverständnis; schweben zu lassen. Dächten Sie über den
Friedensschluß anders als wir: diese Kluft wäre unüberbrückbar."
So sprachMinisterprästdent Briand, im sechzehnten Kriegsmonat,
zu den von Frankreichs Volk abgeordneten Männern. Fünfhun»
dertfünfzehn Stimmen jauchzten ihm zu; ein Einziger (den plumpe
Censurdummheit geärgert hatte) streckte den Arm nicht für die Re»
girung. Die Botschaft dieses Novembertages dürfen wir nicht mit
leichtfertigem noch mit erquältem Hohn abthun. Sie ängstet uns
nicht; heischtaberernsteBeachtung. Schon,weil sie von unübertreff-
licher Taktikerkunst fürs Ohr der Neutralen bereitet wurde. Die
sagen, auch uns freundliche, nun: «Ein fleckloses Friedenspro»
gramm. Nicht Deutschlands Zerstückung begehrt die ehrwürdige
tzeimath der Menschenrechte, weder Rheinland noch Entschädig
gung von den Kriegslasten; nur ungeschmälertes Selbstbestim»
mungrechtfürBelgien,Elsaß»Lothringen,SerbienundBürgsä'aft
gegen die Wiederkehr tyrannischer Gewalt, die kleine oder allzu
friedliche Völker zu zertreten und über Leichengebirg hinweg in
Weltherrschaft zu schreiten trachtet. Darf unserUrtheil noch zau»
dem, daauchausBritanien und Rußlanddas Gelübde kam, nach/
demSieg Deutschlands Besitzstand nicht anzutasten?" Erwäget,
schrankenlosGebietende.obStaatsvernunft empfiehlt,noch länger
unser Kriegsziel inDunkel zu schleiern; ob Deutschlands Ansehen

nicht bleichen könnte,wcnn wir unsicher, unmuthig zu aufrechtem
Willen schienen und den Feinden die Trümpfe sittsamerNächsten»
liebe gönnten. Bismarck hat gesagt: »EineNationwie diedeutsche
würde, auch wenn sie augenblicklich einer großen Koalition unter»
liegen sollte, niemals zuGrunde gehen; und müßteste zu Grunde
gehen, dann wärs doch immer besser, in Ehren zu sterben, als in
Schande zu leben." Hat aber auch jeden Krieg, als ruchlosen
Frevel, verdammt, in dessen Verlauf man erst überlegen müsse,
was derSieg eintragen könne. Wir sind im sechzehnten Monat...
Der heftig lautePariserstreit über die Eingrenzung der Cen»
sorenmacht hat in Deutschland den Glauben gezeugt, die franzö»
sischePresse dürfe»nichts sagen"; dürfe denRegirendennurZucker-
werk anbieten. Daß diefe Meinung aus Irrthum kommt, lehrt
jeder Blick in pariser Blätter. HerrClemenceau, der im schrillsten
Ton über die rohe Willkür Anastasiens, der Censurbehörde, zu
zetern pflegt, hat, nach dem Platzwechsel der Herren Briand und
Viviani einen Artikel veröffentlicht, dernüchterne Abschätzung des
republikanischen Preßrechtszustandes ermöglicht.. «Wir hatten
eine Wachsthumskrists derpersönlichen Herrschaft. Präsident und
Mcepräsident des Ministeriums haben ihre Plätze getauscht: Das
ist der Hauptinhalt dieser großen Revolution; alles Andere dient
nur dekorativem Zweck. Zwei oder drei Minister gefielen nicht
mehr; der selbenWesenseigenschaften wegen, die ihnen in Gunst
geholfen hatten. Die Neigunglaune ist vorüber undjede Erklärung
nur einHuldgestus, der das Schamgefühl derFranzosen schonen
soll. Kokette alte Weiber werden manchmal plötzlich von Angst ge»
packt. Seit dem Kriegsausbruch schrie die ganze offiziöse Presse den
Kammern das eine Losungwort zu: ,Nicht dieRegirung stürzen!'
Erstens, weil jeder Minister das ihm zugewiesene Geschäft mit
vollkommener Meisterschaft erledige; besonders aber, weil man
nicht, vor demSpäheraugeDeutschlands,dasAnsehen derLandes»
vertheidigung schmälern dürfe. Allen zu Nachdenken Unfähigen
(und derenZahl ist ziemlich groß) schien dieseBegründung uner»
schütterlich. Den Menschen behagt ein Heldenthum, das sie nur
verpflichtet, mit verschränkten Armen denLauf des Flusses zu be-
trachten. Man war also einig darüber, daß die Minister jeden
Fehler machen, Presse und Parlament sich aber nur zu Bewun»
derung aufraffe durften. Wenn Einer von uns sich in den Per»

such erdreistet hätte, Herrn Millerand oder Herrn Delcasse zu stürzen, wäre er, unter dem Geheul der Sultanspagen aus Elysion, alsVaterlandsfeind gekreuzigt worden: denn diese vom Strahlen-glanz des Herrn Poincare umströmten Minister galten als Fetisch französischer Heimathliebe und ihr Handeln, gut oder schlecht, durfte nicht dem Urtheil gemeinen Alltages unterstellt werden. In seinen besten Tagen sagte Herr Viviani: ,Vielleicht sind Fehler gemacht worden; sie sind oder werden getilgt. Wir können von an» deren Dingen reden.' Und an Gesprächsstoff fehlte es wirklich nicht. Herr Millerand aber trat vor den Heeresausschuß des Se-nates, brachte gewissenhaft vor, was die Abtheilunghäupter ihm zugesteckt hatten, und sprach, während er in fein Automobil stieg, zu sich selbst: ,Ich bin Kriegsminister.' In dieser allgemein ge» theilten Auffassung mußte der Gruß seiner Diener ihn bestärken. Der Heeresausschuß, dem nicht alle Zweifel genommen waren, häufte Geheimberichte, in denen der Durchstöberer einst, in künf» tiaenIahrhunderten,GrundzumStaunen finden wird.Inruhiger Erwartung dieser Stunde stehen die Deutschen noch in Noyon. Diese Thatsache scheinen Manche für unwichtig zu halten; denn als Hauptpflicht wurde uns bezeichnet, die Regirung, was auch ^eschehenmöge, ungestört schalten zu lassen. Wir hielten denAthem an: und nun liegen diejSpiel karten, die so hübsch aufrecht standen, zerknittert auf demTisch des Herrn Poincare. Was ist geschehen? Man weiß es nicht: die Censur erlaubt nicht, es zu sagen. Die Landesvertheidigung wäre ja in Gefahr, wenn man erführe, daß Mcepräsident Briand, vor dem Rücktritt des Kabinets, dem er angehörte, Parlamentarier besucht und ihnen von Amtes wegen Sitze in einem Luftministerium angeboten habe. Wie war Das möglich? Niemals werdetIhrs erfahren; es zuwissen,wäre beinahe ein Verbrechen. Was erst, danach zu fragen? In dem Elysischen Palast, einst dem Schloß der Pompadour, derenReize tot sind, die abernoch im Gedächtniß lebt, sch läst wohl, in einem vom Holzwurm durchnagten Schubkasten, ein von den Amtsratten beknabbertes Dapier, auf dem man mit einigerMühe noch denTitel entziffern kann: ,Verfassung der Französischen Republik.' Wohl ein über» müthiges Schwänkchen zum Gebrauch für Alterthumsforscher. Nach dem Grundsatz alter Zeit betraute, wenn das Parlament ein Ministerium gestürzt hat, der Präsident der Republik einen Po»

litiker mit der Aufgabe, ein neues Kabinet zu bilden; zuvor nahm
er das Rücktrittsgesuch des alten an. Das giebts nichtmehr.Das
in Ruhe gewiesene Parlament muckt nicht; doch ein Wunder ge»
schieht: und das Ministerium stürzt dennoch. Eine unsichtbare
Hand schiebt behutsam die dünnenFlorschleier weg und wirft die
Verhängnißkugel, die, nach dem Zufall der Laune, Verwüstung
in die Reihen sät. Was als Parlamentshandlung Verbrechen
gewesen wäre, wird netter Zeitvertreib einer dem Blick nicht er»
reichbaren Macht. Unter solchem Schicksalsstreich sah ich Dich
fallen, o Senator Gauthier, Großadmiral unserer Kriegsflotte;
Deinen Platz mußtest Du dem Iean Bart von Lyon räumen, dem
unbändigen Augagneur, den selbst nun, ehe er in voller Blüthe
prangte, die Sichel geschnitten hat. Aus Staub schuf Zeus Herrn
Millerand: und schleuderte ihn mit dem Donnerkeil dann wieder
in Staub. Sunt lacrimae ... Gallieni selbst mag sich wahren! In
der Enge zwischen vier Unterstaatssekretären und als Mitarbei»
ter desHerrn Besnard(Kriegsflugwesen)scheint ermir in immer-
hin anderer Lage als Napoleon. Die wichtigsten Ministerien, für
Heer, Flotte, Auswärtiges, waren ohne Kopf. Nichts weiter. Kam-
mer und Senat hatten nicht das Geringste dazu gethan und man
gab sich alle erdenklicheMühe, um unszubeweifen,daß Niemand
irgendwas dazu gethan habe. HerrPoincare aber, der nur durch
die weißen Stellen in den Zeitungen, die Blätterspur seinerCen»
fur, unterrichtet wird, sah nun all die Leichen ins Kabinet geschich»
tet, neben seinem eigenen, wo eineGobelin»Kleopatraeine(sym»
bolische) Perle in den Becher des Antonius wirft. Da wandte er
sich von Millerand felbst, der seinem Herzen so theuer war, ab;
sprach: ,Er stinkt schon'; und bat Herrn Briand, ihm die Gunst
anderer Gefährten zusichern. Ein Wunder! Die von zwanzig
Dolchstößen, wieCaesar amFuß derPompejussäule, durchbohr»
ten Herren Millerand und Augagneur fanden noch Kraft genug
zum Rücktritt; und kaum war das Wunschwort ihrer Lippe ent»
fahren, als die Herren Dubost und Deschanel (Präsidenten des
Senates und der Abgeordnetenkammer) herbeieilten, um ihre
Meinungüber ein Ereigniß auszudrücken,dessen Geheimnißunter
allen Sterblichen nur sie zu entschleiern vermochten. Mitten in
ihre Rede fiel vom Berge Thabor ein Himmelsglanz, wie man
ihn an jedem Abend auf der Bühne der volles Severe bestaunen >

kann; und Herr Poincare, der das Keinem Begreifliche begriff,
sprach zu dem unter den Tisch versteckten Briand: ‚Laß sie kommen!'
Geschwind führte Briand ihm die Erwählten zu. Der Zug vom
Athenefest wars gerade nicht; um dieseFolgenicht zu schauen, war
der vorsichtige Phidias aus dem Leben geschlichen. Briand, der,
seit die Regirung nach Bordeaux ging, diesen großenTag vorbe»
reitete, hatte seineFädchen an die richtigen Stellen geknüpft; und
zuvor andere Fäden mit der Scheere des Freundes zerschnitten.
Parade der neuen Männer, die ihre Geberde der Vorschrift an»
passen: Bückling, Kniebeuge, Heldenlächeln auf dem Weg zum
Opfer fürs Vaterland. Schatten des Schattens eines Schattens:
vorDir neigen sich die inTod Schreitenden! Abgemacht.Wir hatten
einMinisteriumViviani»Briand.Wir haben einMinisteriumBri-
and»Viviani. Warum? Herr Mviani hatte die Gnade, es in einem
Satz,denich allen Klippschülern zur Beachtung empfehle,uns zu er-
klären. Ganz einfach: weil vor ein paar Wochen manche Abgeord»
nete sich der Abstimmung enthielten. Das wurde damals kaum be»
merkt; die befreundeten Blätter feierten sogar‚den Erfolg der Re»
girung'.DerMinisterpräsidentfandschließlichaberinderTiefesei-
ner durchaus italischen Seele die Erkenntniß, daß sein Sieg eine
Niederlage sei. Darauf war Herr Briand, den er den Fund sehen
ließ, nicht gefaßt; und beide Männer kamen in Bewegung. Was
th un? Wer die Frage stellte, hatte sie auch schon beantwortet. Steh
auf, damit ich mich fetzen kann! Platztausch zwischen Mviani und
Briand.NenntsAltes,nenntsNeues: jenach dem Geschmackdes
Zuschauers.HerrBriand trägt das selbeGewicht der selbenVerant-
wortlichkeit, ist also der vom Schicksal bestimmte Führer zu neuer
Politik: denn er hat die alte stets gebilligt und sie mit seiner Be»
redsamkeit in all ihrem Handeln gestützt, das er nur im Privat»
gespräch manchmal tadelte. Wars gut: weshalb wechseln? Wars
schlecht, weshalb längeraufdemselbenWegbleiben? ‚Wirhaben
alles Nothwendige gethan; jetzt werden wirs anders machen/
Hübsches Regirungprogramm. Warum haben die Hundertfünf»
zig, die sich der Abstimmung enthielten, zwar Mviani, doch nicht
Briand zerstückt und ihm die Möglichkeit gelassen, sich den selben
Mviani an die Seite zu setzen? Ich weiß es nicht. Niemand weiß
es. Aber es ist so. Man möchte dem Herrn des Elysierhaufes das
Vorrecht mancher Geheimnisse lassen. Eine andereSache. Erlöse

mich, Muse, vom Zweifel! Da gewiß ist, daß Brians» Viviani,
nach dem deutlichen Meinungausdruck der Hundertfünfzig, die
kein Wort gesagt haben, sicher zu leisten vermag, was Viviani»
Briand nicht vermochte: könnte man mir nicht erklären, warum
Herr Millerand, der Unfehlbare, der auf der Kammertribüne von
Vivianis, sogar von Briands Beredsamkeit vertheidigt worden
war, aufs Pflaster flog? Erst sagen, dieser Mann rette das Land,
und ihm dann den Dolch in dieBrust stoßen:ich fürchte, daßnoch
Leute leben, die sich fragen, ob der Schein da nicht auf ein Handeln
deutet, dessenRufnicht lieblich ist. Nur derGenius desHerrnPoin»
care, nicht Geringeres, hilft über den Widerspruchsflimmer hin»
weg. Genügt auch er nicht, dann kommt das Licht wohl von der
neuen Einrichtung, dem Greisenrath der ,Zugucker', der in die
Regirung eingefügt wird, auf daß er, wie der antike Chor, das
Drama künde, in dem die Hauptspieler vor unserem Auge all ihre
Kräfte anspannen. Da man über die Theorie immer einig sein
wird und da heute Alles von der Praxis, der Ausführung ab»
hängt, werden wir gewiß herrliche Rathschläge hören, denen nur
vielleicht die Handlung nicht stets entsprechen dürfte. Obendrein
sind die Rathgeber nicht Träger bestimmter Verantwortlichkeit.
Mit diesem Fall hat unser Parlamentarismus nicht gerechnet; er
ist die große Neuheit des Tages. Während die Engländer, um
schnellere und kräftigere Arbeit zu erlangen, ihrenRegirungaus»
schuß von zweiundzwanzig auf achtMitglieder verengen, erweitern
wir unseren aus vierundzwanzig und vergeuden anhöherenWort»
schwall dieKraft. ,VonRuhmund vonSchlachtwerdenfieschwat»
zen, indessen da unten die Anderen ..Gebe der Himmel, der
mich nicht hört, daß wir nichts Anderes brauchen!" Der Mann,
der diese Sätze schrieb und, durch die C^nsurklippen, ins Himmels»
licht brachte, sitzt, als Erbe Freycinets, jetzt dem Senatsausschuß
für internationale Politik vor; hat für seine Kritik also den breitesten
Schallraum; kann die Regirung verdammen und selig sprechen.
Der nie ermüdende Verfolger des Staatshauptlings Hirn und
Stimme des Herrenhauses. «Total verlotterter Zustand. "Dünket
Euch dieser Komme encKsme nicht der Freiste der Freien?
Senator Charles Humbert, der im Frühjahr 1914 die Un»
fertigkeit der französischen Rüstung beleuchtet, dann mit Schwab
in Amerika die Lieferung von Geschützen und Munition verein»

bart hm, warnt seine Landsleute (in «i.e)ourn2l«) vor einlullen«
dem Trugwahn. »Seit dem Kriegsbeginn werden alle Nachrich-
ten, die uns in den Glauben an Deutschlands nahe Erschöpfung
überreden wollen, mit ungemeiner Bereitwilligkeit aufgenommen.
Schon im August 1914 sollten in Berlin die Lebensmittel knapp
sein; während des ganzen Winters wurde uns erzählt, Deutsch»
land stehe dicht vortzungersnoth und der Mangel an Petroleum,
Kupfer, Baumwolle werde, im Bund mit der Brotknappheit, den
Friedensschluß vomFeind erzwingen; daß er Schüler und Greise
in Uniform stecke und ins Feuer treibe, hörten wir seit dem fünf-
tenKriegsmonat.Wer Frankreich mit solchenLügen füttert, dient
ihm schlecht. Weil uns ein mystischer Glaube an den nothwendi-
gen, unvermeidlichen Zusammenbruch Deutschlands eingeflößt
worden war, verzauderten wir die Anschaffung des Kriegswerk»
zeuges und ließen Monate lang unsere Industrien inUnthättgkeit
verkümmern. Und in mancher (mehr oder minder inspirirten)red»
nerischen Offenbarung finden wir, noch immer, den selben Ge»
danken: Nur,durchhalten', dann ist der Triumph uns gewiß; als
ob es genüge, den Dingen ihren Lauf zu lassen und, Gewehr bei
Fuß, dem Todeskampf des furchtbaren Volkes zuzuschauen, das
von Eroberung der Weltherrschaft geträumt hat. Die wichtigste
Pflicht einer in so enlsetzliches Abenteuer verstrickten Nation ist
aber, ihren Feind zu kennen und mit seiner Kraft, seiner Bereit»
schaft, seinen Schöpfquellen zu rechnen. Ist Deutschland zu end»
lichem Zusammenbruch verdammt? Ich glaube: Ja. Doch wir
müssen ihn durch kräftiges Handeln bewirken; und müssen der
Größe und Schwierigkeit dieses Werkes bewußt werden. Der
Feind stellt uns eine ungeheure Organisation entgegen, die wir,
so tief uns vor feinen Schandthaten graut, ohne Vorbehalt be-
wundern müssen. Durch Fleiß und Zucht ist ihm gelungen, fast
allen Geführen vorzubeugen, die ihm drohten. Wir wollen ein-
mal prüfen, worauf der durch die Seesperre bewirkte Mangel sich
heute beschränkt. Fehlen den Deutschen Stahl und Kohle, die für
moderne Kriegsführung unentbehrlichen Stoffe? Sicher nicht;
denn ihrs Produktion ist die stärkste der Erde und sie haben nicht
nurdieEkklebigkeit ihrer westfälischen und schlesischen Grabenge»
steigert, sondern zugleich auch die Kohlenfelder Belgiens und un-
sere Erzlager inBriey auszubeuten begonnen. Gut, wird man sa»

gen; aber der heute.besonders fürSchwergeschütz brauchbareStahl
fordert den Zusatz nicht so leicht erlangbarer Metalle; dazu muß
man Nickel, Chrom,Mangan, Tungstein und Aehnliches haben.
Vielleicht leiden unsere Feinde unter dem Fehlen dieser R o hstoffe
Doch als vorsichtige Leute hatten sie schon im Frieden große Vor»
räthe gehäuft und haben sie in der ersten Kriegszeit ergänzt, cü
der Handel neutraler Nachbarn dazu noch die Gelegenheit boi.
Wo sichs um Stoffe handelt, von denen man nur kleine Mengen
braucht, ist übrigens ein Nachtröpfeln stets möglich. Auf die Wir.
kung des Kupfermangels wurde gehofft. Von dieser Hoffnung muß
man viel abschreiben. Kupfer war oft durch Weißblech zu ersetzen;
wo es unentbehrlich ist, genügte die vor dem Krieg gesammelte
Menge. Man hat auch nicht gezögert, Küchengeräth und Thür»
klinken einzufordern; hat in den besetzten Gebieten die schönsten
Maschinen auseinandergenommen, um Kupfer und Messing zu
erhalten, und wird, im Nothfall, von Kirchthürmen und Elektri»
zitätleitungen das kostbare Metall holen. In Deutschland giebts
sichernoch sehr große Kupsermengen, die man jetzt verwenden wird.
Man wird sich in allerlei Einschränkung bequemen müssen; für
PatronendillenundGranatenreifewirdsaberlangen.DaDeutsch-
land in derChemischenundPharmazeutischenIndustrie allen an-
deren Ländern weit voraus war, wird ihm nicht schwer geworden
sein, in diesenBezirken den Rohstoffmangel zu überwinden.Wir
wissen, daß es, da ihm Nitrate fehlten, Laboratorienversuche zu
unmittelbarer Erlangung des Stickstoffes aus der Luft industria»
lisirt hat.FürAutoreifenundundurchlässigeLeinwandfehltKaut»
fchuk; in vielen Fällen genügt aber Surrogat. Das Bischen, was
aus neutralen Ländern kommt, soll sehr hoch, bis zu dreißig Mark
für ein Kilogramm, bezahlt werden. Gummi ist nicht unentbehr»
lich; selbst völliger Mangel würde den Feind nicht zur Waffen»
streckung zwingen. Die Baumwollfrage ist ernster; wenn dieVer»
Kündeten von Anfang an die Zufuhr von Baumwolle ganz abge»
schnitten hätten.wärendiedeutschenPulverfabrikeninärgsteVer»
legenheit gerathen. Die Zeit, die wir verloren.hat der Feind genützt.
SeinVorrath reicht wohl noch für langeMonate; und wie er ihn
zu mehren versteht, lehrte neulich die Meldung, ein mit Baum»
wolle beladenes schwedisches Schiff sei von einem fremdenLotsen,
den es (gewiß aus Versehen) an Bord nahm, so dicht an die deutsche

Küste gesteuert worden, daß es bequem einzufange^war. Haben in diesemBlatt veröffentlichte Artikelnicht bewiesen.daß Deutschland den zur Herstellungvon Nitroglyzerin nothwendigen Fettstoff aus unserem Land holt? Wollen wir in die Wahnvorstellung von naher Hungersnot!) des Feindes zurückfallen? Er hat wenig Getreide, Fleisch, Nährfett; ist aber, weil er vorsichtig war und mit seiner starkenOrganisation dieVertheilung klug regeln konnte, über die Schwierigkeit des ersten Jahres hinweggekommen. Hier und da hat auch der Widerspruch der Neutralen die Absperrung durch- löchert. Schon erlaubt der Getreidevorrath wieder, dem Einzel» nen mehrBrot zu gewähren.Fleisch istrar.aber nichtunersetzlich; und die Kartoffelernte sichert die Ernährung des Landes, das in ruhigen Iahren große Kartoffelmengen ins Ausland abgab. Wie Traum des Aberwitzes müssen wir die Vorstellung abschütteln, eine auf weitem Gebiet hausende Völkergruppe von hundertfünf» zehn Millionen Menschen sei auszuhungern. Das von Lebens» nothdurft Verlangte können sie unter allenAmständen ihrer Erde abringen. Deutsche und Oefterreicher werden schlecht, werden, Wenns sein muß, wenig essen; dochtzunger wird sie nicht zwingen, um Frieden zu flehen. Was bleibt? Die Geld» und die Menschen» frage. Deutschlands Kostenlast ist ungeheuer; und die zur Kosten» deckung aufgewandten Kunststückchen sind nur Kniffe, die aus Ver» legenheit helfen sollen. Doch für die nächste Stunde genügen sie; wo der Staat alle Geister in Fesseln hält, können die Aufgaben der Wirthschast und Finanz mit einer Tollkühnheit erledigt wer- den, die mindestens gestattet, .durchzuhalten'. Zwischen gesperr- ten Grenzen lebt Deutschland vom eigenen Besitz; verstecht aber nicht. Die auf den inländischen Rmlaufsbedarf eingeschränkten Zahlmittel sind ganz und gar in der Hand der Regirung, die ge- schickt damit schaltet. Die Liquidation dieses Zustandes wird sehr schwierigwerden;daßaberGeldmangelDeutschlandinFriedens» schluß drängen werde,ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil es das Wichtigste durch eigene Arbeit erwirbt.DieMenschen? Nur von dieser Seite droht dem Feind ernste Gefahr. Menschenman- gel muß ihm denUntergang bereiten. Menschenstoff hat er in ent- setzlich großen Mengen verbraucht; und seine Ersatzmöglichkeit ist um mindestens die Hälfte, wahrscheinlich um zwei Drittel schmaler als die der Verbündeten. Wir müssen ihn auch fortan überall zu

steter Kraftanstrengung nöthigen: dann wird der große Schleis-
stein, an dem Deutschland sich abwetzt, ihm das Ende bereiten.
Die Riesenfronten seiner Heere sind ungeheure Verlustflächen,
über die alltäglich das Blut seiner Söhne fließt; Blutarmut!) und
Schwachheit wird es zwingen, die Waffen niederzulegen. Mi
dieser Gewißheit konnte man in der ersten Kriegszeit rechne?
heute kann mans nicht mehr. Der vomVerrath der Bulgaren ei>
leichterte Vorstoß nach Konstantinopel hat nur den Zweck, die ein»
zige Lebensgesahr abzuwehren, die unseren Feinden droht. Aus
dem Orient wollen sie Menschen holen; gelingt es, dann müssen
wir die Hoffnung bestatten, bald mit ihnen fertig zu werden. Nur
rein militärische Mittel können dann den Krieg enden; an sie im»
mer, zuerst und zuletzt, zu denken, ist drum unsere Pflicht. Rech»
nen wir mit allzu großer Sicherheit auf die Abnützung deutscher
Kraft, so entnerven wir unser Handeln und verlieren das Haupt-
ziel aus dem Auge. Sturmgewalt, die alle Schanzlinien durch»
bricht, bleibt das sicherste Mittel, die deutschen Armeen von un»
serer Erde zu jagen. Um diesen Sturm in unwiderstehliche Ge»
walt zu steigern, brauchen wir Kriegsgeräth in UeberfüUe. Den
Deutschen hat ihr Schwergeschütz ermöglicht, in die Schanzen der
tapferenRussen und der Serbenhelden ein Loch zu reißen. Eines
Tages muß das selbe Werk uns gelingen. Nur ein Gedanke darf
in uns fein: der an tzenSieg; umihnschnellundganzzuerlangen,
müssen wir unsere Anstrengung verdoppeln. An dieArbeit! In die
Fabriken! Kanonen! Munition! Schaffet dieWaffen zum Sieg!'
Auch diese in Kritik strebenden Senatoren betheuern, immer
wieder, im Ton der Wahrhaftigkeit, daß ihren Glauben an end»
giltigen Sieg nie ein Zweifel beschlichen habe. Und denAndercn
leuchtet, selbst ernsten Leuten, Hoffnung vom Himmel. In (Zranöe
I^evue hatHerrGastonRoupnel, Geschichtprofessor an der pariser
Sorbonne und Romanschreiber, einenArtikel über den amerika»
nischen Sezession-Krieg veröffentlicht, der ihm ein Schulfall des
Erschöpfungskrieges (Zuerre 6'usure) scheint. Im Süden eine aus
Sklaverei gegründete Aristokratie, der ein klug bedachtes Zoll«!
system reichliche,allenWettbewerb unterbietendeWaarenausfuhr ^
erlaubt; aus der Bibel und aus moderner Wissenschaft dünkt sie >
das Recht auf starre Ständegliederung und auf Wahrung der
Sklaverei abzuleiten; und ihre Kriegerkaste will demganzenErd- I

theil,derNeuenWelt,die«Wohlthat^ihrerHerrschaftaufzwingen.
Angriffhatsie bereichert, ihre Macht gebreitet: und da sie stets neue
Angriffe plant, hatsie alles zum Krieg Nothwendige, Mannschaft,
Offiziere, Ersatz, Geräth, in Bereitschaft. Im Norden eine fried»
licheDemokratie, die nicht anKrieg denkt, deshalb fürKrieg nicht
vorbereitet, von Parteienzwist durchwühlt und durchtost, von
schwachen, hin und,her schwankenden Fraktionhäuptern regirt ist
und der Niemand mehr den Willen zu aufreibendem Kampf und
zu schwerem Opfer zutraut. Weil ersichihrüberlegen glaubt, greift,
imFrühjahr 1861, derSüden sie an. Nach raschenAnfangserfolgen
kommts, trotz der ungemeinen Führerleistung des Südländer»
generals Robert Lee, nirgends zu Entscheidung. Der Norden wird
nicht überrannt, Washington, seine Hauptstadt, nicht genommen
(freilich auchRichmond nicht von denNordmännern) und sein Heer
nicht so arg geschwächt wie des Südens, der manchen Sieg, doch
keine Armeevernichtung buchen kann und den ungestüm hastiger
Vordrang und Schlachtenlorber ohne münzbaren Ertrag vielBlut
kosten. Allmählich vertröpfelt der Krieg in die Erde. Auf allen
Fronten, vor allen bedrohten Städten werden Gräben geschaufelt
und Schanzen gehäuft. Ueber vierundsechzig Kilometer hin strecken
sich allein die Schützengräben, durch die Lee fein Petersburg schir-
men läßt;gegenfeindlichenDurchbruchsversuch hält erste: mußsie
aber räumen, als Mangel an Mannschaft und Munition dazu
zwingt. Der Nord hat dem Süden die See gesperrt und dadurch
zwar nicht die Erfüllung der unfrommsten, nach Aushungerung
und raschem Zusammenbruch des Feindes langenden Wünsche
erwirkt, doch dem Süden den Verkehr mit den fremden Märkten
(Güterabsatz undRohstoffbezug) abgeschnitten; er muß jedeWaare
mit schwer erschwinglichem Preis bezahlen und seine Baumwolle
tief unter dem liverpoolerMarktsatz verkaufen. SeinKredit wird
von Monat zu Monat schwächer; im dritten Kriegsjahr die Ent»
werthung seines Papiergeldes zurLebensgefahr der Wirtschaft.
So weit, sagt Herr Roupnel, ist Deutschland noch nicht.»Ein wich-
tiges Merkzeichen aber erkennen wir schon in dem Verfahren, mit
dem der Staat seinen Anleihen einen Scheinerfolg erkünstelt. Die
Belastungen des Bodenwerthes, die das deutsche Schatzamt als
Deckung annimmt, sind eigentlich ja Kapitalhypotheken; die Re»
girung der amerikanischen Südstaaten ließ nur Waarenbelastung,

aho die Anweisung verfügbarer Summen,zu.Wenn die deutsche
Ausfuhr nicht fast vernichtet wäre, würde der Wechsel uns die
ganze Entwerthung des deutschen Kredites zeigen. Doch in einem
Lande derUeberarbeit und Ueberproduktion, wo erspartes Geld
nie unthätig ruht, muß dem finanziellen Unbehagen bald eine un»
aufhaltsame Zerrüttung folgen." Auf dem Festland bringt die
Kriegsführung dem Norden nicht einen einzigen funkelnden Er»
folg, nicht eine Möglichkeit, Fahnen herauszuhängen; noch im
Iuli 1864 ist seine Hauptstadt vom General Early bedroht und
Tage lang die Stätte bleichen Schreckens. Das Südstaatenheer ,
schreitet von Sieg zu Sieg und darf wähnen, den Enderfolg an
seine Banner gefesselt zu haben. Im vierten Kriegsjahr hoffte im
Norden die Menge nurnoch auf faulenFrieden,derVernichtung
erspart und di? Entscheidung in die Zeit neuer Kraftspeicherung
hinausschiebt. Da wurde, plötzlich, offenbar, daß des Südens
Macht hilflos verblute; daß er, mit zehn Millionen Einwohnern,
die dreiundzwanzig Millionen des Nordens nicht überwinden
könne. Ein Sechstel der Weißen, neun Zehntel aller Wehrfähigen
hatte er ins Heer einberufen: seine Adern wurden leer. Lee hielt
seine Grabenlinien, sah aber seine Mannschaft unterjedemMond
schrumpfen und mußte den Erobererplan einscharren. Auch der
Norden konnte nicht hoffen, breite Gebiete des Feindes zu besetzen,
zu halten; ward aber, ohne den Schimmer leuchtender Schlacht»
erfolge, Sieger: weil die erschöpften Südstaaten den Kampf nicht
zu längern vermochten. Genau so, meint derFranzos, wird, nach
allem Gewimpel, das Schicksal des Deutschen Reiches werden;
und da ihm und seinen Verbündeten 43 Millionen Briten, 39 Mil»
lionen Franzosen, 30 Millionen Italer, 160 Millionen Russen
sammt Afrikanern, Australern, Iapanern, Indern, Kanadern sich
entgegenstemmen, braucht diesmal der Erschöpfungskrieg nicht
vier Iahre zu währen ... Wenn mans so hört, möchts leidlich
scheinen; steht aberdoch immer schief darum. Denn die Millionen»
Massen können weder in Gemeinschaft schlagennoch auch nurmar»
schiren; West undOst sind durch eineStahlmauer, die von derNord»
see bis ans Schwarze Meer, von Ostende bis nach Stambul reicht,
von einander getrennt; Britanien hat nichtnur für die Dichtung der
belgo»französischen Schutzlinie zu sorgen; Rußland kann seinen
Menschenreichthum nicht nach Flandern und insArtois, in die Ar»

gönnen oderChampagnefpeien.DerVergleichhwtt.UnddieFrucht
des Erschöpfungskrieges könnte immerhin auf der Seite reifen, wo
unfereFeindeflenichterwarten.MancheFrontbeobachtersindnicht
weit von derUeberzeugung, fchon imFrühjahr werde, auch wenn
bis dahin die deutsche Heeresleitung nicht neuen wuchtigen Vor»
stoß befiehlt, Frankreichs Mannschaftbestand so dünn sein, daß
dieRepublik,nichtihrFeind,raschenFriedensschlußerstrebenmuß.
Doch der Gedanke, daß von Ost das Gewimmel nicht nach West
kommen kann, darfnicht wach werden.Und vonjederLippe,derKin»
der,Greise,Krüppelgar,schwingtsichderTrutzruf: «Bis ans Ende!
And währt der Krieg über den dritten Winter: lusqu'a lä victoire!«
Der alte DichterAnatoleFrance.dem der Schnabel hold ge»
wachsen war, singt das Lied auf seine Weise. «SegenAUen, deren
Blut für das Vaterland floß! Nicht vergebens opferten sie ihr
Leben. Die im Artois, in denArgonnen.in der Champagne glor-
reich Gefallenen hatten den Eindringling gepackt und gehindert,
noch um eines Schrittes Länge nur auf unserem heiligen Boden
vorwärts zu kommen. Der deckt sie nun.Viele beweinen.Alle be»
wundern, Manche beneiden sie. Oeffnet das Ohr: sie sprechen.
Brüder,flüsternsie,,lebet,kämpfet,vollendet unser Werk. Tröstet
unsere Schatten mit der Spende des Sieges, des Friedens. Jaget
den Feind, der schon vor Euch wich, aus Frankreich; rächet das
Recht und die Menschlichkeit, die geschändet wurden, und furchet
mit Eurem Pflugschar dann wieder den Acker, der unser Blut
trank. Bücket Euch, die Ihr stark und mächtig seid, in den Dienst
der Schwächsten. Geizet nicht mit dem Gut und demBlut, dessen
das Vaterland bedarf. Euren Toten schuldet Ihr, uns, die Pflicht,
durch das höchste Opser,nach unserem Vorbild, denTriumph der
heiligsten Sache zu sichern. WolltIhr, Franzosen, unsdieSchuld
zahlen, dann müßt Ihr siegen, müßt Ihr noch mehr thun: den Sieg
verdienen/ Also befehlen unsere Toten uns, zu kämpfen, durch
Eisengewitter vorzudringen, bis Friede einst wie eine strahlende
Morgenröthe über den Erdtheil hin glänzt. Dann wird Europa
von der Drohung der Knechter erlöst sein und Gerechtigkeit und
Güte, die das Verbrechen der Deutschen erwürgt hat, werden,
schmächtig und schüchtern noch zu schauen, aus ihrer Gruft auf-
erstehen." (I.e?etit?arislen.) Greller schmettert tzerves Fanfare.
«Im November des vorigen Jahres glaubte man nicht, daß der

Graus so lange dauern werde. Nun aber weitet das Metzelfeld
sich und über alle Balkanhänge rieseltBlut. Fluch denBanditen,
die so dummeScheusäligkeit hindern konnten; Fluch vonMMionen
Witwen, Millionen Waisen, die nun, in ganzEuropa,dleGräber
geliebter Wesen mit Blumen schmücken, mit Thränen feuchten!
Die zornige Aufbäumung gegen die Gräuel, die wir sahen und
die heute schon, mitten im Krieg, der Kämpfermehrheit allerHeer
grotesk (wirklich: grotesk) scheinen, mutz, nach der Zerstampfung
des preußischen Militarismus, in unserem Erdtheil einen Stim»
mungumschwung erwirken, aus dem, wenn alle Herzen dazu mit»
helfen, ein auf unzerstörbarem Sockel ruhender Europäerfriede
werden kann. In der herrlichenRede Briands, der für das republi»
kanische Frankreich sprach, warnicht eine Spur des wüsten, blöden,
wilden, mittelalterlichen Nationalismus zu finden, der, wie der
alldeutsche, von der Zerstückung des besiegten Feindes träumt.
Und während Briand, mit seinerzärtlich streichelnden Stimme, die
Frohe Botschaft von dem Frankreich der Menschenrechte wieder»
holte, das vor fünf Vierteljahrhunderten die alte Welt der Knech»
tung, derFinsterniß und schnöder Vorrechte bis in ihr Grundge-
bälk erschütterte, standen Frankreichs Abgeordnete, Mann vor
Mann.aufrechtundihrBeifalldurchtostedenSaal.DieSozialisten
fanden endlich den Kampfgenossen wieder, den ihre Liebe einst heiß
umschlungen, von dem trauriges Mißverständnis^ sie dann, zehn
Jahre und länger noch, getrennt hatte. Briand sprach; und feine
Stimme klang anders als eine, die auch geliebt ward, die nun
für immer verstummt ist: so ähnlich dem von ihr Gewöhnten war
aber, wasBriand sagte, datz dieGenossen glauben konnten, Iaures
selbst zu hören. Der Kaiser wird vor den Truppen Frankreichs,
Englands, Rußlands, Italiens in Konstantinopel sein. Er ist
uns voraus, wie er in der ersten Kriegszeit mit seinen Tauchbooten
den Engländern voraus war. Doch wie deren Unterseeleistung, so
wird auch seinTriumphatormarschenden; ein ungeheures Stahl»
netz wird, nach wenigen Wochen, all seine stolze Hoffnung ver»
schlingen. Besinnet, Neurastheniker, ernstlich, was ich Euch in
dieser Stunde sage! Deutschland ist inNoyon, inWilna und sein
Kaiser wird bald vielleicht in Konstantinopel fein. Serbien istvon
Feinden überrannt, verwüstet und seinem Heer droht Einkreisung.
Als einHistoriker, den Schein nicht trügt, schwöre ich Euch dennoch:

Serbien ist nicht so krank wie das Deutsche Reich!« (i.a Querre
Sociale.) Von den Katholiken bis zu den Marxisten: der selbe Ton
unbeugsamer Siegesgewißheit. Und derFeind steht tief imLand.
In die Klarheit.
Auch die Herren Asquith, Balfour, Bonar Law, Churchill,
Curzon,Lansdowne,Sasonow habenimNovembersogesprochen.
Als der Nebelmonat über die Hälfte geschwollen war, färbte die
Feindesrede sich ins Grüngelbe. Wurde ringsum die Losung:
Deutschland winselt nach Frieden. Minister führen den Reigen.
»InDeutschlandsVerzweiflungstrategie erkennt derKundige die
Stütze des Strebens, irgendwo, irgendwie die ersten Fädchen zu
Friedensverhandlung anzuknüpfen. Deutschland braucht Frie»
den; braucht ihn in kurzer Frist. Die Fühler, die rechts und links
herumtasten, erweisen dasBedürsniß. In der Geschäftsrechnung
. des Kaisers ist einLoch, das er kennt und das wir nur ahnen kön-
nen; deshalb möchte er flink die errungenen und die nahen Er»
folge so gut wie möglich ausmünzen. Diese Wahrnehmung gäbe
uns, wie tausend andere, Grund zu weisem Optimismus. Das
soll bedenken, wer im Namen der Verbündeten spricht, und nie-
mals auch nur leis andeuten, der Krieg könne sich ertraglos, end»
los hinschleppen." (HerrHanotaux.) «Ie weiterderdeutscheTraum
ausschweift, je fester der Wahn des Ungeheuren, des Kolossalen
unserenFeind umfängt, desto schneller entschwindet ihm der Sieg.
Die Deutschen spekuliren jetzt auf die Wirkung ihres Einzuges
in Konstantinopel; sie möchten in dunkler Stille denFrieden vor»
bereiten, den sie mehr als einmal schon von Einzelmächten zu er»
langensuchten.NurinEintrachtkönnenihndieVerbündeten ihrem
Feind gewähren; und nie war weniger alsheuteAnlaß,davonzu
reden. Vergleichet die Volksziffern, die Verluste, die Schöpf»
quellen auf beiden Seiten: und Ihr werdet gewiß fein, daß der
Krieg nur mit Deutschlands Niederlage enden kann. Auf Bel»
gien, auf die Annexion französischen Bodens würde es jetzt wohl
verzichten,denItalerwünschenentgegenkommen,vonRußlandnur
Polen, von England nur die deutschen Kolonien und die ,Frei-
heit der Meere'fordern (waren sie nicht frei, nicht/alle, unzähligen
deutschen Dampfern stets offen?); außerdem aber Entschädigung
ausbedingen, Geld und Zollverträge. Der Orient käme unter seine

Vormundschaft und dem großen Deutschland, sammt seinen O ester«
reichern, Ungarn, Türken, Bulgaren, fiele das Amt desWeltge»
stalters zu. Regt sich in unseren Schützengräben auch nur ein Haa»
riger, der solchen Frieden hinnähme?" (Herr Pichon). » AuS
Deutschland kommen Friedensangebote, die wir stumm, mit
lächelnder Verachtung, ablehnen. Wir waren schlecht zum Krieg
vorbereitet und unsere Regirung schwankte. Nicht eine Sekunde
lang aber können wir an unserem Sieg zweifeln. Unsere Lobkes,
die nurRaubthiertrieb aufBeute hetzte,können,da der ersteSprung
sienicht ans Zieltrug.denKampfzwarverlängern, das Opfer aber
nicht drosseln, das noch recht gefährlich aussieht und ja auch nicht
GeringeresistalsdieCivilisation. Wirhaben alleFehlergemacht,
die möglich waren; unsere sichtbare und sittlicheKrasthatdadurcH
aber nicht gelitten und mählich ahnen die LocKes,daß sie, so lange
in denReihen desVierbundes noch einMann lebt, einen unbesiegt
baren Krieger auf ihremWeg findenwerden.VonFriedenwollen
wirreden,wennIhr ausFrankreich undBelgien gejagtseid und un-
serFuß Eure Erde tritt. Der Friede wird kommen; unserer, nicht
Eurer. Zuvor: siegen!" (Herr Clemenceau.) Nur eine Stimme, von
hundert, aus demVolk.«DiesmalscheintsErnst.WirkönntenFrie-
den haben,wenn wir ihn wollten;dendeutschenFrieden, versteht
sich. Sie möchten gern verhandeln, so lange sie noch Pfänder in
der Hand haben; und ich halte jede Wette darauf, daß sie nach
triumphalem Einzug in Konstantinopel sich in den Besitzstand be»
scheiden würden, den sie vor dem Krieg hatten. Woher plötzlich
solche Seelengröße? Aus einem Quark: sie haben, endlich, ein»
gesehen, daß sie verloren sind; und wären nicht böse, wenn sie ver»
handeln könnten, so lange Tröpse sie noch in Siegerglanz sehen.
Ist nicht begreiflich, daß eine Regirung, die das Nahen der Ab»
rechnungstunde, des Bußtages wittert, sich den Weg in ,ehren»
vollen' Frieden bahnen möchte? Ehrenvoll dünkt sie der Friede,
der ihr gestatten würde, sich in Schönheit, mit allen Kriegsehren,
mit dem Nimbus des edlen und milden Siegers aus dem Streit
zu schlängeln, den sie angestiftet hat. Meint sie ernstlich, die ver»
bündeten Regirungen und Völker seien blödsinnig genug, auf
solchen Schwindel hereinzufallen?" (Herr Herve.)

Das klingt nicht, als sei es wider besseres Wissen gesagt. Wie
konnte ins Feindeslager der Glaube einschleichen, Deutschland

lechze, gieriger als die von der Kriegsfurie derber gepackten, die
verwüsteten und geschrumpften Länder, nach Frieden, ersehne ihn
nicht aus Menschheitempfinden nur, nein: aus engem Geschnür
kaum noch erträglicher Noth? Vielleicht drangen zu oft Befehle,
Verbote hinaus;fooft,daßfelbstdernichtvonWunschoderHaßBe»
fangene wähnen mußte: »Heute kein Fett, morgen kein Fleisch;
gestern Schlächtersperre, übermorgen Schmorverbot; Brotkarten,
Karten fürMilch,Eier,ButterinSicht;schmaleMehlzuwage;Fisch,
Gemüse,Kartoffel,Geflügel,fast jedesNährmittel theuer.Sehr lan-
gehalten fies nichtmehr aus.« Ließ sich das Alles, Beschlagnahme,
Werthung, Schranke, Vertheilung, nicht stiller, einfacher, schneller
machen, ohne jähe Aenderungen und Tröpfelgeräusch, so müssen
wirs eben leiden. Dürfen aber nicht staunen noch schelten, wenn
offenbar wird, daß dieser allzu bedächtige Eifer der deutschen
Sache mehr, viel mehr verloren hat, als zehn unbedachte Ar-
tikel vermöchten. Dann: die bei uns beliebte Zeitungstrategie
undPreßtaktik ist nachgerade bis aufs letzteFädchen verschlissen.
Fünfzehn Monate trugen wir sie; nun ekelt Einfältige schon
der speckige Schimmer. KeinDochtflämmchen noch aus kritischem
Bestreben (in einer Zeit, wo Schicksal wird und aller Schreiberei
über Staat, Nation, Gesellschaftkörper das Todesurtheil gefällt
wäre, wenn sie, als mindestens nutzlos, in den Zwinger kuschen
müßte); Alles zu Haus vollkommen, herrlicher prangend als im
Märchentraum frommer Kindheit, draußen schuftige Gemeinheit
oderirrlichtelirendes Trottelthum, Blutvergiftung oderBankerot:
die Leute, die es so treiben, folgen gewiß 'meist guter Meinung:
verkennen aber völlig die Patriotenpflicht. Und haben erwirkt,
daß der Feind sie, blitzblanke Michelgemüther, für Trugkünstler
hält. Er spürt nirgends Persönlichkeit, hart umrandetes Rrtheil,
kecken Gedankenschnörkel; merkt die Absicht, sechzig Millionen
MenschensechzehnMonatelangüberallesEreigniß desHimmels,
der Erde und Hölle einträchtig erscheinen zu lassen; und stolpert
in denTrugschluß: «Da wirdAlles, in einer Holzwanne, mitBer»
linerblau gefärbt; jeder Verbündete, zweimal täglich, gehätschelt,
jedem Feindesland Weltuntergangsstimmung angepinselt. Will
das Volk solche Kost? Dann ist es müde." Wer unter Euch hats
nicht von redlich Neutralen gehört? Weiljetzt Schadenskeimnoch
zu tilgen ist, weise ich auf feinen Nährboden. Weil der Fremde,

derFeind gar nurDem glaubt, der auch unbequeme,undankbare
Wahrheit auszusprechen wagt, finde ich morgen vielleicht, ohne
neuer Wortfälschung ausgesetzt zu sein, für ernste, demFeind ge-
wichtige Rede im Ausland Gehör. Der weiß nicht mehr, was ist.
Wir sind nicht in Noth. Kohle, Eisen, Stahl (den besten),
Kupfer, Blech, Sprengstoff haben wir in Fülle. Alles, was für
den Krieg unentbehrlich wäre. Unsere Krieger werden, noch ohne
Zufuhr und Schmuggel, so lange schießen, wie die deutsche Sache
es will. An Iungmannschaft, Kleid» und Nährstoff ist ganz und gar
nichtMangel;wenns auchvonWeitem so aussieht.Millionen leben
noch viel zu üppig; essen zu oft, in zu großen Mengen Fleisch und
würden gesunden, wenn sie fortan nur ein Drittel zerkauten. Die
Armen drückt, natürlich, der Preis (der draußen kaum irgendwo
niedriger ist); doch sie haben, Mann Frau und Kind, höheren Ver-
dienst als amFriedensalltag.Theuerung und Knappheit (ich habe
Butter, Schmalz, Fettstoff irgendeiner Sorte in meinem Leben nie
anders als in gekochten Speisen genossen: und bin noch arbeitfä-
hig) werden vielfach mürrisch beredet: weil in diesem Bezirkunserer
« O rganisation" vielleichtnicht all dasLob gebührt,das ihr ausTin-
tenfässern fleußet;undweilnichtAllenbewußtist,welchesungeheu»
re Ringen wir noch vor uns haben. Deutschlands Heimatherde ist
frei und sein Feldheer ficht überall auf Feindesgebiet. Doch kein
Feind ist entwaffnet, keiner scheint demKräfteverfallnah,den mäch-
tigsten, England, kann der Gerechte nicht einmal schwerverwun-
det nennen. Alle glauben, so fromm, so aufrichtig wie je einDeut-
scher, an ihren Sieg und sind felsfest entschlossen, ihn mit allen
erlangbaren Mitteln zu sichern. Erschöpfungskrieg; dessen Ende
das Menschenauge noch nicht absehen kann. Pflanzet injedes Hirn
diese Erkenntniß: und Deutschlands Heimvolk wird lachen, wenn
ihm ein Fant zuraunt, es habe schon Behagensopfer gebracht;
wird sich freudig in viel kargere Lebenshaltung schicken. Denn es
ersehnt nur würdigen Frieden; wird auch ihn nie erwinseln. Erz
wird in der Klarheit, hinter den Nebeln, sein Wille: Nicht um
eines Tages Spanne darf die Furcht vor Schmalhansens Küche
den Krieg kürzen; nicht einenTag darf er länger währen, als der
Blick auf das Vätererbe und auf die Kinderzukunft befiehlt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karben in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb <L. m. b. tz, in Berlin.

Berlin, den 27. November 1915.

Stimmen der Feinde.

HMerr AlbertBonnard, ein unserer Sache unfreundlicher, doch
durch Kenntniß, Verstand, Darstellerkraft der Achtung wür»
digerPolitiker, erzählt imZournal 6e(Zeneve,aus der holländischen
Presse sei zu ihm das Gerücht gelangt, der Deutsche Kaiser wolle»
wenn er als Trlumphator in Konstantinopel eingezogen sei, in
einem feierlichen Schreiben den Präsidenten der Vereinigten
Staaten zu Friedensvermittelung auffordern. Den Schweizer
dünkt die Botschaft glaublich. Im sechzehnten Kriegsmonat, sagt
er, »ist weder Frankreich noch Rußland besiegt, dem Britenreich
nicht dietzaut geritzt, Paris uneinnehmbar, auf denFall vonCalais
kaum noch die winzigste Hoffnung. DenPlan, in einNervencen»
trum Rußlands, nach Petrograd, Kiew, Moskau, vorzustoßen,
müssen dieDeutschen begraben. Dastzeer des Zaren ist dem Ilm»
fassungversuch entschlüpft und wird vonTag zu Tag stärker. Eng»
land bleibt Herr der Meere und der deutsche Nnterseekrieg hat
zwar viele Menschenleben vernichtet und gerechten Zorn erwirkt,
doch keinen Nutzen gebracht. Deutschlands Heere kämpfen, in West
undOst, fast überall in Feindesland; aber Frankreich, Rußland,
Britanien sind weitab von der Nothwendigkeit, sich dem Willen
des Vordrängers zu fügen. Mählich holen sie nach, was ihrem
Feind, nach unvergleichlicher Vorbereitung, die Aeberlegenheit
sicherte. Ihr Born ist, da sie das Meer haben, unerschöpflich und
ihreFinanzkraftungemindert.DeutschlandsAußenhandel ist zer»
stört. Wenn es auch nicht hungert, so zeigen doch die ungeheuer

harten Nährvorschriften und die Schmerzensrufe derArmen die Schwellung des Mangos. Der Kanzler darf kaum noch hoffen, vom Feind zu erlangen, was große Wirthschaftverbände heischten. Die Fortführung des Krieges kann Niederlagen bringen und das Errungene rauben. Deuschland scheint den Gipfel der ihm möglichen Erfolge erstiegen zuhaben. Und dieMacht feiner zum Sieg entschlossenen Feinde wächst noch. Unter diesen Umständen, die unbestreitbar stnd.könnte der demKaiferzugeschriebenePlan dem Deutschen Reich eine klug bedachte, das Hoffen überbietende Lösung bereiten. Da triumphaler Einzug in eine Feindeshauptstadt nicht zu erfechten war, könnte der geschickte Regisseur versuchen, die selbe Wirkung aus triumphalem Einzug in die Hauptstadt eines Bundesgenossenzuziehen.Auch diesem Einzug mußte Kampfvor» ausgehen; aber, im Bund mit Oesterreichern, Bulgaren, Türken, KampfgegenSerbien.SolcherTriumphDeutfchlandssolldieHoff« nung Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens brechen? In dem Brief an Herrn Wilson, heißts, werde der Kaiser den Feinden, die seine bescheidenen Friedensvorschläge nicht annehmen, Vernichtungskrieg androhen.Ich wüßte, freilich,nicht, was darin seinem Heer noch zu thun bliebe." Die Schilderung des romanischen Schweizers zeugt abermals von dem Schaden, der das Gestöber der Nährvorschriften uns draußen gestiftet hat; mahnt an die Pflicht, den Aberglauben an Deutschlands Nahrungmangel rasch ausjäten, von nicht beamteten, nicht des Trachtens in Schönfärberei verdächtigen Männern widerlegen zu lassen. Das Gerücht selbst ist wohl nicht ernst zu nehmen. Schon gegen triumphalen Einzug in Konstantins (dem Christenthum entrissene) Stadt spräche manches gewichtige Bedenken; der Deutschen und der Türken. Vielleicht besucht der Kaiser den Sultan; und spricht dann öffentlich aus, daß er, weil auch die Grenzen der ihm verbündeten Staaten nicht mehr bedroht seiendem Deutschen Reich günstige Friedensvorschläge nicht ablehnen werde. Den Präsidenten Wilson aber wird er gewiß nicht auf den Hochsitz des Friedensstifters bemühen. Bewußter Parteilichkeit dürfen wir den Mann nicht zeihen, der vonBriten, Franzofen, Russen nicht minderheftig als vonDeutschen,vonRoosevelt wie vonBryangescholten wird und sich deshalb für einen nach Gewissenspflicht Neutralen halten kann. Nur: an diesen Präsidenten hat der Kaiser schon einmalge-

schrieben; im zweiten Kriegsmonat, um zu erklären, warum beut»
fche Krieger die Belgierstadt Loewen mit Brandzündern beschossen
Hatten. Und in dem Antwortbrief, wohl dem seltsamsten, schul»
-meisterlichstenSchriftstück,das jemals einmächtigerMonarch emp-
fing, wies Herr Wilson dräuend auf den »Tag der Abrechnung",
Der von den Schuldigen Sühne erzwingen werde. «Alle Völker
der Erde haben, in erfreulicher Eintracht, beschlossen, solche Ab»
rechnung dem Krieg folgen zu lassen. Und bliebe sie unzulänglich,
fo würde sie von der Meinung der Menschheit, der höchsten In»
-stanz in diesem Streit, wirksam ergänzt." Die nicht in Krieg ge»
rissenen Staaten haben also beschlossen, unser Handeln zu richten.
Ver Mann, der ihren Sühnspruch öffentlich ankündete, kann von
Deutschland aus niemals in ein Mittleramt gerufen werden.
Naht dem Zarenreich Revolution oderfind auch dieMänner,
Z>ie den Umsturz der Ordnung planten, jetzt zur Vertheidigung
russischen Bodens geschaart? Daß die Wildesten, Krapotkin und
Mechanow, ihre Genossen verpflichten, heute und morgen das
Schwert, des Armes und der Rede, nur gegen den Fremdling,
nicht gegen die Reichsgewalt, zu heben, habe ich schon erwähnt.
Im Oktober ist an die Arbeiter der Städte und Dörfer ein Aufruf
ergangen, den die sichtbarsten Sozialistenführer, Alexinskij, Bach,
^Zunakow, Deutsch, Plechanow, Woronow, unterzeichnet haben.
«Wir folgen verschiedenen Strömungen des russischen Sozialis»
mus und weichen imWollen vielfachvon einanderab; einig aber
find wir in der Ueberzeugung, daß Rußlands Niederlage im
Kriege gegen Deutschland zugleich in seinem Kampfe für dieFrei»
Heit eine Niederlage wäre. Nie war Rußland in so furchtbarer
Gefahr; nie cinKrieg dem von heute auchnurzu vergleichen.Un»
geheuer, wie er, ist die Verantwortung, die auf der Klasse der
Mühsäligen lastet. Wenn Ihr Euer Handeln von dem Glauben
bestimmen lasset, Euch könne gleichgiltig sein, wer siege, ist Ruß»
lands Vernichtung gewiß. Arger Irrthum wäre die Einbildung,
die Arbeiterklasse brauche das Land nicht zu vertheidigen.In un»
serer Wirklichkeit leidet das Arbeitervolk durch den Einbruch des
Feindes mehr als irgendeine andere Schicht. Als 1870 Paris
belagert wurde, hatten die Armen viel Schlimmeres auszustehen

als dieReichen; auchdiefünfMilliarden,mitdenendieDeutsche»
von den Kriegskosten entschädigt wurden, mußten schließlich doch
dieArmen aufbringen; und das Schädlichste war, daß die Nieder-
lage die ganze Wtrthschaftentwickelung Frankreichs hemmte. Dem
Russenreich, das hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist, wird
dieKriegskostenlast schon heute schwer; die Steuern steigen und die
Staatsschuld schwillt. Würde Rußland besiegt, dann müßte es
eine Entschädigungsumme zahlen, neben der die fünsMilliarden
winzig schienen. Auch damit würden die Sieger sich nicht begnügen»
sondern, als die gierigsten, von Gewissensbedenken freistenRäu»
ber, die je ein Auge sah, uns große Landstücke entreißen und in
einen Handelsvertrag jochen, der noch weniger Vortheile böte als
der 1904 unserer Schwachheit durch Ueberrumpelung abgerun-
gene. Rußland sänke zur deutschen Kolonie herab. Wenn das
Ideal der Volksherrschaft Euch heilig ist, müsset Ihr den Sieg,
unserer Bundesgenossen wünschen, deren politisches Leben viel
freier und moderner ist als das Deutschlands. Eure Losung muß
lauten: Sieg über den feindlichenFremdling! Seid aber auch klug
wie die Schlangen; über dem von edlem Zorn glühenden Herzen
bleibe der Kopf kühl genug zu nüchterner Politikerrechnung und
bedenke,daß blinderUebereifernoch mehr schaden kann als stumpfe
Gleichgiltigkeit. Achtet auf Alles, was hinten geschieht. Die Pro»
fitgier der Unternehmer wird nicht schüchterner sein als vor dem
Krieg; vielleicht noch frecher. Eure Wuth darüber wäre gerecht;
dennoch müßtet Ihr, ehe Ihr an den eigenen Vortheil denkt, Euch
fragen, ob ein Strike nicht die Landesvertheidigung schwächen
könnte. Alles oder nichts: die Anarchistenlosung ist unter Eurer
Würde. Durch die Annahme solcher Taktik würdet Ihr nur dem
deutschen Generalstab Freude bereiten; seines Beistandes darf
Ieder gewiß fein, der unserem Volk solche Lehre predigt. Auf»
ruhr inRußland,Aufstand inEngland: darauf hofft er.Ihr aber
werdet ihm dieses Vergnügen nicht schaffen; Ihr habt das Worr
unferes alten Krylow (des Fabeldichters) nicht vergessen: Fein»
desrath kann nur schaden!" GanzFrankreich mag, gieriger noch
als der brünstige Faust den Quicklrank der Hexe, diesen Wort»
schaum aus rothem Kelch geschlürft haben. Auch Rußland, von
Nikolai biszuKmpotkin, in heiliger Eintracht! Heller Himmel...

Hell leuchtet er auch ins Greisenauge des Finanzministers
Ribot. Der sprach, als er das neue Anleihegesetz den Abgeord»
neten vorlegte: «Im vorigenMonat sind 1097MillionenFrancs
^ür die Landesvertheidigung gezeichnet worden. Die Gesammt»
summe der Bons beträgt 83S3, die der Obligationen 3659MM»
onen. Das ist der schönste Vertrauensbeweis, den das Land
geben konnte; und dieses Vertrauen, in die eigene Kraft und in
den Sieg, ist berechtigt. Ich höre manchmal dieFrage:Wie wirds
amTag nach diesemfurchtbarenKrieg aussehen? WiesoUFrank-
reich das Zertrümmerte wieder aufbauen und wann in seinen
altenWohlstand zurückgelangen? Wer diesesLandkennt, zweifelt
nicht, daß es nach dem Krieg wieder reich werden wird. Herr
Lloyd George hat, als EnglandsSchatzkanzler, gesagt: ,Woher soll
Angst kommen? Was England und Frankreich an fremden
Werthpapieren besitzen, genügt allein schon, um die Kosten eines
Krieges zu decken, der drei, vier, fünsIahre dauert.'Das ist Wahr-
heit. Verbannen Sie drumKleinmuth und übertreibendeFurcht!
Unser Land hat große Reserven; hat gerade jetzt viel freies Ka»
vital. Die ungeheuren Summen, die wir für die Landesverthei»
digung ausgeben, sind nicht ganz verlorene Kapitalien; das Aus-
land bezahlen wir einstweilen mit dem erlangten Kredit, fast nie»
mals mit Geld. Das in Frankreich Ausgegebene muß zum größten
Theil inden Staatsschatz zurückströmen und abermals der Landes-
vertheidigung dienen. Frankreichs Kredit steht hoch über jedem
Zweifel; weder hier noch draußen stelltEiner auch nur dieFrage,
ob Frankreich die zur Erfüllung seiner Pflichten nöthigen Mittel
habe. Das Schicksal der Anleihe legen wir in die Hände des
Volkes, das der Eindringling mit dem Rückfall in die wüsteste
Barbarei bedroht und dessen untrüglicher Instinkt ahnt: Hier
gehts um Leben und Tod. Ich mahne Alle laut, die in ihremLebens-
kreis die Mitbürger aufklären können: diese Aufklärung sei ihnen
Pflicht! Ich rechne auf Sie, auf die Handelskammern, Syndt»
kate, Berufsgenosfenschaften, Banken und auf die Presse. Reiche
und Arme, Große und Kleine müssen in der Gefahr die Einheit
unseres Volksbundes besiegeln; uns den Sieg von morgen be»
reiten. Vorwärts, Heer französischer Sparkraft l Wie das kämpf»
ende, so bist auch Du Frankreichs Schwert, Frankreich selbst. Auch
diesem Heer gebührt unser Ehrengruß: es ermöglicht den Krieg

und den Sieg." 493Abgeordnete sind für dasGesetz; 32 stimmen?
nicht mit. Iubel tost durch das Haus. Wirds Schatzwechsel regnen?'
Alles wiederholt sich nur im Leben. «Die Bürgerinnen Straß»
burgs find eingeladen, ihre teutsche Tracht abzulegen, da ihre Her»
zen fränkisch gesinnt sind. Straßburg, den fünfundzwanzigsten
Nebelmonat im zweiten Iahr der einen und unzertrennlichen
Franken'Republik. Die Volksvertreter bei der Rheinarmee. Un>
terschrieben: Saint-Iust und Lebas." Nur eingeladen wurden
die Bürgerinnen; noch nicht mit völkischer Vehme bedroht. Den
imHerzen teutsch gestnntenwürdenwirgernfränkischeTrachtgön»
nen. Wirkte auf Evas Töchter je denn Warnung und Verbot?
»Von allen Bäumen im Garten sollst Du essen; nur nicht vom
Baum der Erkenntniß Dessen, was gut, was bös ist-...
»Im ganzen Verlauf des Krieges ist durch uns Leute des
Vierbundes niemals Ereigniß geworden. Man schafft es: und
wir bemühen uns, dazu Stellung zu nehmen. Wir sind immer,ä
la suite'. Eines schönen Morgens merken wir, daß der Feind uns
in eine neue Lage gebracht hat. Wir haben das Ereigniß nicht
vorausgesehen; werden von ihm beherrscht, das wir doch meistem
müßten. Heute fragen wir uns, was Griechenland thun würde,
wenn wir, unter dem Druck der Bulgaren, Deutschen, Oesterreicher,
nach Saloniki zurückweichen müßten. Würden die Griechen uns
entwaffnen, bis ans Kriegsende einsperren oder, wenn fies nicht
thun, Bulgareneindrang in ihr Gebiet zu erwarten haben? Heute
erst tauchen diese Fragen auf? Daß wir eine rege Einbildungs»
kraft haben, kann man wirklich nicht behaupten. Vom ersten Kriegs»
tag an fehlte sie uns. Wir sind nicht etwa nur, weil uns, wie Jeder
weiß, die nöthige Organisation mangelte, unfähig zur Aus führung
eines Gedankens: wir haben gar keinen Gedanken. Seit fünfzehn
Monaten hat unser Volk sich aufgerafft; doch Erfindervermögen,
die große Dichterkraft, sucht man bei uns vergebens. Geradein
ihr wurde oft das Genie unseres Volkes sichtbar. Ietzt? In allem
Unternehmen des Vierbundes ist etwas kleinlich Schlaffes. Der
Sinn fürRaum, das Gefühl für Größe und Weite ist uns so völlig
geschwunden, daß wir sie auch Anderen kaum zutrauen. Schon
im Ianuar hatte Venizelos vorausgesehen, daß Deutschland sich -

durch die Balkanländer einen Weg nach Konstantinopel bahnen
und Bulgarien ihm in Makedonien Beistand leisten werde. Am
elften Januar 1913 schrieb er an seinen König: ,Wir blieben in
Gefahr, selbst wenn wir unsere Neutralität bis ans Ende des Krie»
ges zu wahren strebten. Würdederaustro°deutscheEinbruch, nach
Serbiens Vernichtung, an unserer makedonischen Grenze Halt
machen, nicht dem natürlichen Drang in die Richtung nach Salo-
niki folgen? Nehmen wir einmal an, Oesterreich werde sich mit
einem Wasfensieg über Serbien begnügen: wird es nicht Bulga-
rien zum Marsch ins serbische Makedonien einladen?' Also sah
(wie Maximilian Haiden schrieb) ,der Kreter weiter als die Steuer-
männer der Triple-Entente'. Seit Monaten mußte man merken,
daß Deutschland seine Achse verschob und sich nach Konstantinopel
wandte; daß es am Euphrat, in Bagdad, am Persergolf und in
Egypten seine Ziele sah. Der Umfang dieser Bewegung scheint
uns noch immer nicht einzuleuchten. Ist den Engländern klar, daß
der nun beginnende Krieg sie am Schlimmsten bedroht und daß
sie durch schleunige Offensive aus Persien und Egypten diese Ge»
fahr abwehren müßten? Haben wir, haben sie Politiker von Welt»
blick? Die wären nöthig; denn Deutschlands Ehrgeiz strebt in
Weltpolitik und haftet nicht nur am Saum europäischer Länder.
Wir brauchen einen internationalen Wohlfahrtausschuß zur Ver»
theidigung derGwilisation. Ein Kriegsrath des Vierbundes soll
geschaffen werden. Er soll sich mit der Pflicht bebürden: Phanta»
tafle zu haben. Möge er uns in einen Angriffsgedanken führen,
unserem Willen zum Sieg die Richtung weisen; er wird ihm die
Kraft ins Zehnfache mehren. Wir wollen nicht ewig in Verthei»
digerstellung harren, nicht stets 5 Is suite des Feindes sein. Man
muß eine neue Bilanz der verbündetenKrästemachen.dieLage so
sehen, wie sie geworden ist, und den Antigermanen einen Stra»
tegengedanken finden und ausgestalten. Man muß einen neuen,
einen besseren Kriegsplan ersinnen. Das ist die Hauptsache. Denkt
daran Jemand? (Herr Maurice Barres in I^'öcK« 6e Paris.)
DreiTage danachmimmtderselbePolitiker,Akademiker,Ab»
geordnete den Gegenstand wieder auf. «Ungefähr könnenwir uns
die Gefpräche der Vierbundsvertreter mit dem König Konstantin
vorstellen. Sie fordern von ihm deutliches Willens bekenntniß.
Allzu lange schon währt das Doppelspiel mit den athener De»

peschen, die uns heute wohlwollender Neutralität versichern und
morgen bulgaro» hellenische Verständigung melden. Was wir
wissen müssen, ist offenbar. Werdet Ihr, wenn wir auf griechischen
Boden zurückweichen, uns stützen und dadurch die zur Heran»
führung neuer Streitkräfte nöthige Zeit sichern? Nur die Zeit fehlt
uns; dieMittel sind bereit. Neue Truppen können wir nur nach-
schieben, wenn Ihr uns beisteht. Ja? Gut. Nein? Wir können
auch nachAlbanien und Montenegro zurückgehen; dannhabtIhr
von unseren Geschwadern zu erwarten, was Euch gebührt. Ist
solche Rede nützlich: warum sprach man nicht längst so? Unsere
Diplomatie möchte die Freundschaft mit einem Volk, das wir lie»
den, wiederherstellen. Das Zeugniß klarer Weitsicht hat der lange
Balkanhandel uns nicht eingebracht. Das gilt für die ganze Vier»
bundsdiplomatie. Hardert hat triumphirende Sätze veröffentlicht,
in denen der Sarkasmus eines Bismarck von heinischem Hohn
umkichert wird. Ich glaube, daß der französische Leser diese echt
deutsche Seite gern lesen und ihren Inhaltnach Gebühr berichtigen
wird. Die Feinde, sagt Hardert in der .Zukunft' vom sechzehnten
Oktober, .haben die Fehler gebündelt: nicht, im Kielwasser des
Goeben, die Dardanellen durchdampft und.vor dem Ausbruch des
Türkenkrieges, die Straße ins Schwarze Meer, also nach Ruß»
land,gesichert;inderZeit russischen Vordranges wederGriechen»
lands Bedingungen (Besitzstand des Bukarester Friedens, Trup»
penschutz vor bulgarischem Angriff) nochBulgariens angenommen
(Besetzung von Serbo»Makedonien, Ostgrenze Enos°Midia, Zu»
sage der Kawala»Zone für den Fall, daß derBezirk vonSmyrna
den Hellenen zuerkannt wird); Serbien nicht früh in Verzicht auf
den Ertrag des zweiten Balkankrieges noch Rumänien, als Ni»
kolai in Czernowitz befahl, in unwiderrufliche Entscheidung ge»
zwungen; leichtsinnig, wie Hans Lüderlich das Getechtel mit einer
Kuhmagd, das Gallipoli-Abenteuer begonnen; und nicht erkannt,
daßItaliensEingriffdieaufihremSchachbrettwichtigstenFiguren
verschieben mußte: weil Griechen, Serben, Bulgaren die Savoyer-
flagge sehr ungern auf der Ostküste der Adria sehen und Hellas
denRömernwederKypros,die Kupferinsel derDorer undIonier,
mit der Nationaltrauerstätte Salamis noch das kleinasiatische Ki°
likerland gönnt. Wenn England nicht die Bulgaren begünstigt
und den Italern, außer denunerlöstenLändern.AlbaniensMittel-

stück, Dalmatien, Cypern, Kilikien, also Slawen» und Griechen»
bezirke, zugesagt hätte, wäre Herrn Venizelos imFrühling und im
Herbst nicht das Spiel mißlungen und die Hellenenstellung nie
Preitig geworden.Der vorletzte Fe hier des Vierbundes war: daß
er mit dem deutschen Orientkriegsplan (Hemmung des Verkehrs
von Saloniki nach Nisch und Rußland, Wacht am Bosporus) nicht
gerechnet hatte. Der letzte wäre: die Höllenfahrt franko»britischer
Truppen auf dem Gleis der Wardarbahn. Daran aber kann ich
nicht glauben. Landung und Abschub würden Wochen dauern;
Geräth undMenschen führen zumTeufel der LocKet Giebt diese
Seite uns nicht ein interessantes Bild von deutscherAuffassung?
Haiden hütet sich, die uns günstigen Ergebnisse zu verzeichnen."
(Welche, Herr Barres, dessen ttomme libre, dessen laräin 6e Lere-
mce, Oerscines, I.eurg teures ich immer lieben werde, welche Ergeb-
nisse waren am sechzehnten Oktober auf dem Balkan Ihrer Sache
günstig?) »Zugeben muß man,daß derWille dervierBundesge»
nossen nicht immer in einen Punkt mündet. Wir sind Brüder; sind
aber auch Vier. IederTag vertieft die Eintracht. An gutem Willen
hats nie gefehlt; aber jetzt erst arbeitet das Räderwerk glatt. Wir
lieben das Griechenvolk, dessenName so hell leuchtet. Doch nicht
länger darf feinKönig sich heutenachrechts und morgen nach links
verpflichten. Unverzeihlich wäre, wenn wir, die von Ferdinand
Geprellten, nun den Griechen erlaubten, den Bulgaren nachzu»
ahmen und damit einer dritten Kleinmacht ein schlechtesBeispiel
zu geben. Den schon abgeschlossenen Kapiteln dieses Weltkrieges
sind hübsche Titel erfunden worden. Der Marsch nach Paris, der
Sieg an der Marne, derVorstoß ansMeer, der Belagerungskrieg:
denkt Ihr noch dran? Ietzt will Deutschland die Völker durch
Schrecken in seinLager zwingen; und dieser neueKriegsabschnit,
für den nur der Feind verantwortlich ist, wird ,Der Krieg gegen
die Neutralen' heißen. Sind die Neutralen (auf derBalkanhalb»
insel)für uns? Dürfen wir auf sie rechnen? Müssen wir sie unter
allen Umständen schonen? Man nöthigt sie, ihre Karten aufzu»
decken. Sind sie, alle, fürs Erste gegen uns, dann wird, weil wir
unser Handeln danach einrichten können, auch diese Erkenntniß
uns nützen. Seid gewiß, daß die in Deutschland Regirenden in
Ihrem Herzen weit von Triumphgefühl sind; von Alledem verheißt
ihnen nichts ja die Erlösung vom Krieg. Ein sächsischer Artillerie»

lieutenant hat in sein Tagebuch, das i^) las, geschrieben, welche ‚kolossalen' Verluste die deutscheInfanterie durch unsere Geschütze erlitten habe und wie gefährdet die Linie war, die er, in der Champagne, vertheidigen half. Seine Sätze sind in merkwürdigem Einklang mit der Angst, die aus Hördens Rügen hervorklingt. Der beschwört, nach derAufzählung unsererFehler (Dessen, was er so nennt), seinen Kaiser, die flüchtige Minute der Schicksalsgunst zu Sonderfriedensschluß mit Einem von uns zu nützen," Angst? Eine mir ferne Seelenstimmung. Vergebens wird der Leser auch Beschwörung des Kaisers suchen. An Sonderfrieden mit einem derHauptfeinde habe ich nie geglaubt. Denkbar schien mir damals rachsuchtloser Friede mit Italien (das dem londoner Septemberpakt erst imNovember, nach derVersenkung seinesAuswandererschiffes »Ancona", beitrat) und mit Serbien (der auch geworden wäre, wenn England, Frankreich, Rußland ihn nicht gehindert, nicht sich den Karageorgewitsch und Paschitsch „auf Ehre" verpflichtet hätten, nie einen Friedensvertrag zu unter» schreiben, der den Serben nicht den im Bukarester Vertrag er» langten Gebietsumfang zurückgiebt). Ueber Belgiens und Ser» biensZukunft, sagte ich, müsse demFeindKlarheit werden: dann wären zwei Zipfel des Riesenknotens gelöst. Wem frommt die Entstellung? (Auch die auf hundert Blätter beider Erdtheile ge» druckte Angabe, von mir sei die Nothlage Deutschlands zugegeben worden, ist ja albern erfunden; immer stand hier: Wir sind nicht in Noch; und die Oberschicht lebt noch viel zu üppig.) Irgendwo sind Klüngel, die Gedrucktes so zurichten, wie es in denKram des Feindes paßt. Wenn ich Ihre Sätze anführe, Herr Barres, habe ich IhreArtikel vor mir, nicht gefärbteAuszüge. Machen Sies eben so; daßIhreAbsicht aufEntstellung desSinnes zielt, möchte ich dem feinen Künstler nicht zutrauen. Eher, daß Sie die in Südosteuropa von Ihrem Vierbund gemachten Fehler genau so sehen, wie ich sie sah, und mich reden lassen, um sich selbst von dem unbequemen Amt des Tadlers wegzudrücken. So habens mit meiner „Fehler» liste" auch die »1'jmes« gemacht; derenLeiter fand abernichtnöthig, mich in Unrechtsschein zu bringen. England entnebelt sich.

Ein Czechenausschuß, dem die Herren Czermak, Durich, Kupka, Masaryk, Sykora, Wessely angehören, bittet die gegen

Oesterreich verbündeten Mächte, ihm, der sich für den Vertreter des czechischen Volkes ausgiebt, Unterstand zu gewähren. «Die Czechen sind ein slawisches, auf ihren Ursprung stolzes Volk, das den Germanen stets eine unbrechbare Schranke entgegenstellte. Wie die Russen, die, in herrlicher Eintracht, alle Kräfte zur Ver» nichtung des frechen Eindringlings sammeln, wie die Serben, deren unbesieglichen Muth die ganze Welt bewundert, wie die Polen, die in seliger Andacht vor dem auferstehenden Vaterland all ihr unbeschreibliches Leid vergessen, so wollen auch wir Czechen, zugleich im Namen der Brüder, denen die schimpflichste Tyrannei den Willensausdruck wehrt, unseren festen Glauben an die Ge« rechtigkeit und unsere Siegeszuversicht in die Lüftejubeln.Deutsch-land wird zerschmettert und dadurch der civilisirten Erde Frei» heit, Eintracht, Friede gesichert werden. Von dem Sieg der Ver» Kündeten erhoffen wir die Unabhängigkeit des ganzen Czechen» volles und seine Vereinung mit Mähren und Slovenien. Das freie,all seine Söhne schaarende Böhmen wird den Verbündeten eben so dankbar sein wie das aus demIoch ungarischer Drohung erlöste Serbien und einFriedensbürge, ein nützlicherArbeiter in der großen Menschheitwerkstatt werden."Ahnet Ihr, wie schwer derKriegsanfanggegenSlawendenOesterreichern werdenmußte?

In der (vor acht Tagen hier erwähnten) Rede, die Herr Winston Churchill, ehe er an die Front ging, im Unterhaus hielt, fand ich noch ein paar merkenswertheSätze. «DasDardanellen» Unternehmen ist durchaus nicht überhastet, sondern, von Sach» verständigen aus Heer und Flotte, gründlich vorbereitet worden. Als das gegen die Türken wirksamste Mittel wurde die Mischung von Land» und Seeangriffen sofort von allen Sachverständigen erkannt. Sie fragten den Kriegsminister, welche Truppenzahl nöthig sei, um, in Gemeinschaft mit der Flotte, Gallipolt zu er» obern. Man (Kitchener?) antwortete ihnen, eine Armee fei nicht frei; und schon die erste Erörterung lehrte sie, daß man frei wer» dendeTruppen nicht nachGallipoli schicken wolle.ZweiAdmirale meinten, die Dardanellen seien zwar nicht im Sturm zu nehmen, durch fortwährenden Flottenangriff aber in Ohnmachtzubringen. DerPlan wurde derpariferRegirungvorgelegt.HerrAugagneur

kam nach London. Nnd der französische Generalstab lobte die kluge
Vorsicht, die den Plan gestaltet habe." Englische Gutachter und
Admirale, Frankreichs Marineminister und Generalstab, Mo»
nate lang Menschenopfer: ein großer Aufwand, schmählich, ist
verthan. Wird er erneut? Anwahrscheinlich. Vor acht Tagen
fragte Herr Pichon, der aus umflortem Auge aufden Balkanblickt:
«Was wollen die vier Mächte thun, um lückenlosen Erfolg des
deutschen Orientplanes zu hindern?Das müssenfl« wissen. Wahr
ist ja, daß die Entscheidung auf derWestfront fallen wird, wo wir
des Sieges sicher bleiben; doch nicht minder wahr, daß die kämpfen-
den Mächte Grund haben, sich um Albanien, Syrien, Egypten,
den Bosporus und den Kaukasus zu kümmern." Was soll ge»
schehen? Dem ?etiyournal antwortet I-e Petit Partien, dem Senator
PichonderpariserAbgeordneteCachin: »Die englischen Fraktion«
führer könnten aus beiden Häusern achtundvierzig Mitglieder
wählen, die selbst Wieder zehn für die Berathung mit einem franzö»
sischen Parlamentsausschuß abordnen würden. Von der Aus»
führung dieses Gedankens ist großer Nutzen für die Kriegsführung
zu erwarten." Von einem Kriegskränzchen. Zittere, Byzantionl
, Herr Clemenceau hat für die Anleihe laut die Trommel ge»
rührt. Aus dem lachenden Mund eines Verwundeten hörte er
neulich, die LocKes seien im Wurstkessel. Nnd der alte Kelte heult
auf: „So sind die Franzosen, unsere Krieger, Brüder und Söhne,
zu denen, sobald es Mann gegen Mann geht, der Locke kniend
die Hände hebt, um Pardon zu erflehen. Von Weitem mäht sein
Maschinengewehr unsere Leute, wenn man ihnen nicht den Weg
zu bahnen vermocht hat. Sehen die Kämpfer einander ins Auge,
dann erliegt Schwachheit der unbesieglichenStärke. Das will be»
zahlt sein. Wir müssen unser Geld geben, damit unsere Mann»
fchaft das Recht erlange, ihr Blut zu geben. Viel oder wenig: ins
Schatzamt I Wer am Wenigsten giebt, verdient sich vielleicht den
höchsten Ruhm. Ein altes Weiblein, das sein Bischen Gold ge»
bracht hatte, staunte, da esBanknoten erhielt, und rief aus: ‚Man
giebt nochGeld?' Das himmlische Wort eines Herzens, das gern
Alles hingiebt. Diesem Muster soll Jeder nachstreben. Manche
verdienen in dieser Zeit gräßlichen Massenelends viel, sehr viel

Geld. Mögen sie trachten, daß ihnen verziehen werde. Ganz leise
sage ich ihnen: Höchste Zeitl'Iede Familie müßte, wie der Edel»
mann einst ehrwürdigen Adelsbrief, den Schein, der den Emp»
fang noch so kleinen Betrages erweist, zärtlich aufbewahren, um
sagen zu können: ,Die Kriegsanleihe von 1913 habe ich mitge»
zeichnet. Leser, freundliche, feindliche: 'ran!' Nur vor dem weisen
Ribot entrunzelt er dieStirn; die anderenMinisterpfauchteran.
«DieRegirung hat, die .nicht erkannten'Opfer einer Explosion zu
ehren, in Notre-Dame eine Kirchenfeier gerüstet. Einst bescherte
HerrBriand, wie allgemein bekannt ist, uns eine,Trennung'(der
Kirche vom Staat), die in einer Ministerialladenhöhle, unter
Mitwirkung eines Bischofs und eines Großjuden, ausgearbeitet
worden war und von der ich, zu meinem Erstaunen, nie mehr
höre. Unser Ministerpräsident war also von der Vorsehung zu
der Bußhandlung berufen, zu der er mich, durch die (vom Gesetz
nicht erlaubte) Vermittelung des Senatspräsidenten Antonin Du»
bost, einladen ließ.DiesesThun ist nicht nur gesetzwidrig, sondern
auch höchst ungebührlich. Am Thor der karlsbader Kirche sah ich
Iranz Joseph, dessen Schädel ein dicker Kohlkopf aus grünen Fe»
dern fchmückte, von Weihrauch umdampft. Jetzt will ich meinen
besten Regenschirm heraussuchen, um d>ahin zu gehen, wo ichMon-
seigneur Amette anstaunen kann, wenn er unserem großen Laien
Combes Weihwasser spendet." Am Balkan gehts zu wie in einer
Jahrmarktsbude; und was die Regirung darüber verkünden läßt,
ist jämmerlicher Schwatz. «Mein Ohr hörte einen hohen Herrn
sagen, der deutsche Zug in den Orient sei nur eine .Schwenkung',
die Wilhelms russischen .Fehlschlag' maskiren solle. Hätten wir,
in Frankreich, solche .Fehlschläge': unsere Truppen stünden min»
bestens in Brüssel, Antwerpen, Aachen, Köln. Welche Truppen-
zahl werden wir brauchen, um den Deutschen imOrient den Weg
zu sperren? Wir wissen nicht, ob unsere Regirung diese Frage
auch nur ernsthaft erwogen habe. Eine zweite Frage wurde gar
nicht erörtert: ob man den Serben nur in Serbien oder auch an
einer anderenFrontstelle helfen könne. GeneralSarrail (den eine
überall veröffentlichte Depesche über ungenügende Mannschaft
klagen läßt) hätte in Saloniki eine starke Basis, wenn nicht im
Mittelmeer viele Unterseeboote wären und wenns nicht aussähe,
als seien zweihunderttausend Griechen, deren Vortheil ist, dort

heimisch zu sein, zur Ueberwachung aufgestellt. Und da in der Tragoedie ein Plätzchen der Komik gebührt, betheuert ein Minister aus demKabinetBratianu, Rumänien liebe die französische Kul- tur innig, dürfe aber nicht wagen, sie zu vertheidigen. Gehandelt hat man oft so; niemals aber offenes Bekenntniß gewagt. Die rumänische Excellenz hat sich nicht einmal das einfache Scham» gefühl des erschütterten Gewissens bewahrt. Einerlei: wenn auf der Balkanmesse nur das Geschäft kräftig blüht."

»Die Deutschen habenPolen, einen großen Theil Litauens, Livlands undWolhyniens besetzt; sie gebieten in Warschau und Wilna, in Festungen und unzähligen zerschossenen Dörfern. Das ist viel. Ihre Siege waren nicht ertraglos. Sollten aber noch mehr einbringen. Nach Warschaus Fall den Frieden, nach Wilnas die Einkreisung des Russenheeres; der Weg nach Petograd, Kiew, Moskau, mindestens die große Bahnlinie Riga»Dwinsk»Minfl» Bordischew wäre benutzbar gewesen. Nun ist Winter: und Hinden- burg kommt, trotz heftigen Angriffen undwüthendenBefehlendes Kaisers, nicht über dieDwina; derBayernvrinz steckt noch inden Sümpfen von Pinsk, wo Mackensen ihn beimAbmarsch nach Ser- bien ließ; und die Oesterreicher weichen über den Styr zurück. Der großeTeutoneneindrang ist gehemmt.Wernur auf dieKarte sch aut, merkt nichts von russischem Erfolg. Dennoch sind die Russen un» geheurer Gefahr entgangen. Oft schien sie dem Auge des Kun» digsten unvermeidbar. Nie haben Heere sich so lange gegen einen überlegenen Feind gehalten. Die Russen hatten keineMunition; für je drei Mann ein Gewehr: zwei mußten, mitKnüppeln in der Hand, warten, bis sie die dem Kameraden oder dem Feind ent» sunkene Waffe auflefen konnten; dabei immer rückwärts; Regi» menter, ganze Corps opferten sich, um derHeeresmasse Zeit zum Rückzug zu schaffen; beispiellofe Verluste vom Granatengewitter der deutschen Schwergeschütze; nicht ein Rasttag; bisaufdieErd» kruste verwüstete Riesenstrecken. Die Russen hatten sich als Sie» ger gefühlt, hundert grause Schlachten geliefert, mitten im Winter die Karpathenmauer erklettert; sie stiegen in Ungarns Ebene herab und sahen die Straße nach Budapest und Wien vor sich. Da, plötzlich: die Niederlagen, allemHeldenmuth zumTort; weil Geschütz und Geschoß fehltund eine halbdeutsche, Mittelalter»

Tiche, verseuchte und unfähige Verwaltung strafbarer Säumnitz
schuldig war. (Die Reichsduma hat offen gesagt, für die Nieder»
lagen sei nicht das Heer verantwortlich.) Die tapfersten Herzen
konnte auffluthenderZorn überschwemmen. Diese wehrten ihn ab.
Die Kriegsgeschichte kennt nicht viele Siege, die solche Schönheit,
solche Wissenschaft offenbaren wie dieser russische Rückzug. Und
dieses Heeres ist das Volk würdig. Der Feind sollins Leere stoßen.
Unzählbare Schaaken scheiden aus der Stadt, aus dem Dorf, vom
Acker. Ernte und Haus wird verbrannt. Und nicht eine Klage laut.
Seligsind, die vonAbend zu Morgen bis in unergründliche Tiefen
des Elends, desLeidens sanken. Die Arbeit langer Jahre, ganzer
Geschlechter vernMen, hinter sich Wüste lassen: Das ist Vorbe»
reitung zum Sieg. Und siegen müssen sie. Bis an die Wolga, den
Ural selbst wären sie gewichen. Von Stunde zu Stunde schwillt
jetzt die Waffenmenge; man sieht Feldkanonen, Schwergeschütz,
Panzerautomobile: und von einer zur anderen Batterie jubelt der
Schrei:,Man darf fo oft schießen, wie man will!' Die neue Waff«
nung und dasBewußtsein, auf seiner alten, heiligen Erde zu stehen,
hat die Kraft des Russenkriegers gestählt. DieDeutschen kämpfen
«och immer sehr tapfer. Das gewaltige Fußvolk des ersten Kriegs»
jahres ists aber nicht mehr. Die Russen sind an der Dwina zum
Angriff übergegangen und haben in Wolhynien schöne Erfolge
erstritten, von denen die in LembergGebietenden, nach eigenemEe-
ständniß.geängstet werden.Weissagung soll man nachdemMiß»
geschick neuer Propheten nicht wagen. Zu erkennen, was wirklich
ist, macht schon Mühe genug." (Herr Joseph Reinach°Polybios
in I^e ffiMw.) Hoffnung lehrt ihn so sehen; Hoffnung aufFrühling.
«Weil wir sie 1827 und 1897 vor den Türken geschirmt, den
Inselsaum und Thessalien, Kreta und Kawala ihnen verschafft
haben, glaubten die Griechen wohl, wir würden die Hand nie
gegen sie heben? Meinen sie, uns straflos verachten, von hinten
erdolchen zu dürfen? Denys Cochin und Kitchener als Gesandte I
Das Dardanellen» Geschwader nach Saloniki, das von Malta
nach Athen: wenn die zwei Gesandten aus ihrem Posten sind,
braucht Sarrail für feine Rückendeckung nichts mehr zu fürchten.
'Entwaffnung durchGriechen? DasOrientheer lacht." (HerrHerve.)

Vollmondnächte.
AZEinter Palmen und Pyramiden verglühte die Sonne. Da er»
schien gespenstisch weiß der Bollmond über blatzfahlen Hü-
geln, über der Citadelle, über den hochgelegenen Thürmen öe?
Moschee. Alles deutlich, aber unwirklich, Visionenhaft, Alles in Sie
Dämmerunghelle getaucht, die nicht der Orient, die nur EgyM
kennt. Ein citronengelber Schein.
Es dunkelte unter der Baumallee; aber am Endpunkt lag
die Gizeh-Ebene hellbestrahlt. Wie seit Abertausenden von Iahren
erhoben sich in herber Größe die Pyramiden.
Aüf dem glitzernden Sand nahten sich reitende dunkle Ge-
stalten. Schwarzverschleierte Frauen saßen auf Kamelen. Was
wollten sie hier? Kamen sie vom Dorf? Wunderbar waren ihre
Schatten, gleich einer beweglichen Nmrißzeichnung. Dann wurde
es ganz einsam. Nur der arabische Führer, der sich mir am Aus-
gang der Allee angeboten hatte, ging vor mir her. Um seine Hager-
keit flatterte sein Gewand; in der Lichtfülle war das Hellblau er-
kennbar. Wir kamen zum Sphinxen; mir war, als hätte ich ihn
noch niemals gesehen, so edel, so unversehrt lag er in der Mond-
nacht. Der zuerst den Gedanken faßte, das Königssymbol aus
diesem einen aufragenden Fels der Phramidenebene meißeln zu
lassen (war es Chephren, war es sein Baumeister?), hat die Ge-
stalt so vor dem geistigen Auge erblickt. Alle Verfallfpuren waren
verschwunden, groß und still sah der egyptische König vor sich
hin, sah lächelnd in den Bollmond hinein. Heute wie seit der
undenklichen Spanne Zeit huldigte zu dieser Stunde das Mond-
gestirn dem „Sohn des Himmels".
Borobudur; Java.
Der West-Monsun lag schon in der Luft; nachmittags hatte es
geregnet, aus der weiten Palmenebene stieg warmfeuchter Duft.
Die dunkle Masse des Borobudur, dieses schönsten tzindu-
tempels der Welt, den nicht das große Indien, sondern das ab-
gelegene kleine Java beherbergt, lag noch in graunächtlichem
Dunst. Dann wurde der Dunst von etwas Unsichtbarem durch-
leuchtet, zertheilt: langsam, von einem flimmernden Goldschein«
kreis umgeben, brach der Bollmond hervor.
Nun wurden die Riesenmauern lebendig; die mächtigen,
Steinterrassen der Prozessionenwege breiteten sich aus, die Re-
liefs der unteren Terrasse waren erkennbar. Immer die thronende
Göttin und zu beiden Seiten Frauen, die ihr Lotosblüthen uni>

Früchte darbrachten. Ueber dem Fries erhoben sich die Kapellen;
in jeder ihrer dunklen Nischen thront Buddha, der Herr. Nur
<rls blasse Umrisse sind diese Gottesgestalten sichtbar; und die der
runden Kapellenreihen auf der allerobersten Terrasse lassen sich
nur ahnen. Dort träumen die Buddhas hinter steinernem Gitter-
werk, achtlos, ob man sie sieht, ob man sie verehrt.
Die großen Relieffriese der Umgänge liegen in tiefem Dun-
kel, aber es ist, als empfände ich auch von Weitem die hypnoti-,
sirende Wirkung all dieser ungezählten knienden, opfernden
-anbetenden Gestalten. Könige, vornehme Frauen, ausgemergelte
'Asketen, bewaffnete Krieger nahen sich ehrfurchtvoll dem Gott.
Za, auch entzückend der Natur abgelauschte Thiers schaaren sich
sromm um den Buddha.
Wer hat dies Wunderwerk angesichts der gewaltigen feuer-
speienden Berge errichtet? Das; es Hindus aus dem fernen In-
dien des achten und neunten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung
waren, vermögen wir aus den Stilanklängen sicher zu erkennen.
Kunsthistorisch stehen wir auf festem Boden. Aber nichts, gar
nichts wissen wir von den mächtigen Fürsten, die, hochgesinnt,
den gewaltigen Tempel begannen. Ewige Ehre, nie vergehenden
Ruhm sollte er ihrem Namen bringen: und wie die Spreu im
Wind ist die Erinnerung an sie verweht.
Ich wandelte im Mondlicht auf den Quadern der unteren
Terrasse. Ab und zu wurde die nahe Bergzackenkette vom auf-
wallenden Dunst verhüllt, aber deutlich und dunkel standen die
Palmen, die Kanarienbäume auf der milchblassen Luft. Da: was
ich erhoffte, trat ein. In unwahrscheinlicher Höhe ragten die
Riesenkrater des Sumbing und des Merapi empor. Das ist
die phantastische, unvergeßliche Sonderschönheit Javas: dieser An-
blick der über den Wolken erscheinenden, überirdisch großen, ge-
heimnißschweren Vulkane.
Metallisch klirrten die Palmenwedel, eine schwere Frucht fiel
zu Boden, die aromatischen Düfte der flammengelben und rosa
Lantanablüthen wurden von den sacht sich vorbereitenden Mon-
sunwinden herbeigetragen.

Bangkok, die „Stadt des unbesiegbaren
königlichen Erzengel s".

Im offenen Wagen unseres Legationsekretärs fuhr ich in
der warmen Nacht, nur einen Gazeschleier über dem ausgeschnitte-
nen Kleid, an der weißen Schloßmauer entlang. Sie hat ge-
schwungene Zinnen, von Zeit zu Zeit kommen hohe, spitz-ver-

schnörtelte Portale, das Dunkelroth ihrer mächtigen Balkenthore
ist auch im Mondschein erkennbar. An dem einen Thor erschien in
alter Zeit bei Sonnenaufgang zweimal wöchentlich König Mong«
kut, Großvater des jetzigen Königs, um den ärmsten und elen«
besten seiner Nnterthanen Gehör zu gewähren.
Am folgenden Thor stauten sich vorfahrende Wagen und
Autos; die rothgekleidete Wache in ihren Gala«Dreimastern prö»
sentirte fast ohne Pause. Wir folgten dem Gesandtschaftauto bis
an das zweite, innere Thor; der Weg führte an den Stallgebäuden
der königlichen weihen Elefanten vorbei. Hier stiegen wir aus.
wurden von Hofherren in ihren dunklen, goldgestickten Nniformekr
und weißen Kniehosen begrüßt. Bald vom Vollmond, bald vom
elektrischen Licht bestrahlt, ergingen wir uns im großen Palasthof.
Es wirkte unwahrscheinlich, unharmonisch (wie ja Alles in den
oberen Kreisen des heutigen Orients), aber eigenartig in der
Wechselwirkung europäischer Nüchternheit und altasiatischer
Phantastik. Hier ein Gewimmel von überreich gestickten Nnifor«
men, von Orden und Sternen, dort Richter in langen weißen, halb^
durchsichtigen, schwer und schön mit Gold bestickten Gewändern.
Neben Offizieren in europäisch gemahnenden Uniformen beweg-
ten sich die malerischen Gestalten der Leibwache; sie trugen licht«
blaue Tuniken und schwarze, goldeingefaßte, Sarazenenhelmen
gleichende Kappen. Das große Empfangsgebäude war ein nichts«
sagender Renaissancebau; doch hatte das Dach geschwungene asia^
tische Linien und die juwelenhaft strahlenden elektrischen Lichter-
glühten in reich geschnitzten exotischen Giebeln. Verästelte,^ regel«
mäßig beschnittene Bäume faßten die Rasenplätze ein; sie waren
anders als die in Ostasien, zeigten aber doch eine verwandte,
uralte Gartenkunst. Die europäischen Märsche der siamesische«
Regimentsmusik wechselten mit den fremdartig reizollen Tönen
der einheimischen Kapelle. Eine primitive, aber klangvolle,
stimmungreiche Musik. Dann wieder sangen die Musiker schrill
nasale Rezitativs, streng rythmische, kirchentonartige Chöre.
Links lag der alte Palast, dessen aufragende geschnitzte
Dächer fchlangenartig endeten. Dort lebte König Mongkut. Hier
war der tzarembezirk mit seinen Amazonen, weiblichen Richtern
und Henkersknechten, der unermeßlichen Schaar von Nebenfrauen
und Prinzessinnen, von Tanzmädchen und Dienerinnen.
Durch eine Seitenthür führte mich einer der Gesandten nach
der nahen Krönunghalle. Kein sehr altes Gebäude. Bangkok ist
ja eine immerhin noch junge Stadt, ruht aber auf ältester hinter«
indischer Tradition. Gewaltige weiße Mauern steigen in starker

Verjüngung empor und tragen ein großartig geschwungenes Dach.
Der vorgebaute Altan glänzt von goldenen Säulen und Vor-
hängen aus Goldbrokat. Der Gesandte erzählte mir vom Krö«
nungfest: „Hier stand ich, als sich die Goldbrokatvorhänge öff-
neten. Auf dem geschnitzten goldenen Thron saß Wajirawat in
seinen Goldbrokatgewändern, auf dem Haupt die spitz zulaufende
Krone von Siam. Ringsum kniete das Volk; wagte kaum, auf-
zusehen. Das dauerte nur eine lange Minute: dann schloß sich
langsam der Vorhang. Mir hatte es den Athem geraubt."
Wir besahen die Thüren und Fenster in dem herrlichen
siamesischen Schwarz»Gold»Lack, der vornehmsten Kunst des
Landes. Lang auf die Fliesen hingestreckt, lag im- Mondschein
ein schlafender Wächter, neben ihm sein Horn. Dann kam der
Einführer des Diplomatischen Corps, Seine Exzellenz Phya
Bhipat, und bat die Diplomaten, in den Empfangssaal zu kom-
men. Ungern vertauschten wir die laue Nachtluft mit dem heißen
europäischen ,Raum. Nur die lebengroßen Bilder der letzten
Könige Siams waren dort interessant. Mit klugen, ausgemergel-
ten Zügen besah sich König Mongkut die Gesellschaft. Neben ihm
der hochdenkende Sohn Chulalongkorn, Vater des jetzt regiren»
den Königs. Rastlos (fast zu rastlos) hatte er möglichst viele
„Wohlthaten der europäischen Kultur" den Siamesen erschlossen.
(Uebrigens blieb er trotzdem Asiat; als ein vornehmer Beamter
mit seiner Barke aus Versehen auf dein Menam»Fluß die Königs-
barke überholt hatte, wurde er enthauptet.)
Eifrig stellte Exzellenz Phya Bhipat die Gäste dieser all-
jährlichen Krönunjggedenkfeier auf; wies mir den Platz neben
unserer allseitig beliebten Gesandtin und ersuchte den Gesandten,
mich Seiner Majestät vorzustellen. Dann klopfte der Oberhof»
Marschall (so viele Goldstickereien, so viele Orden kann man sich
gar nicht vorstellen) mit dem Stab auf; sogleich entstand die bei
solchen Gelegenheiten übliche feierliche Stille. All Dies war be-
kannt; fremdartig jedoch erklang durch die offenen Saalfenster
der schrill monotone uralte Gesang eines hinterasiatischen Hof-
sängers, von leisen Trommeln und Bambuszithern begleitet. In
der Thür erschien König Wajirawat von allen Prinzen des
Hoses begleitet, und begrüßte die nach der Anciennetät aufge-
stellten Diplomaten. Ich besah mir den jungen Mann, über den
ich so Manches gehört hatte; er trug die blaue Leibwachentunika,
um den Unterkörper war der Panung, aus schwarzer, mit Silber
gestickter Seide geschlungen. Seine Gestalt war kurz und ge-
drungen, er lächelte verbindlich, im runden braunen Gesicht roll«

ten feine dunklen Augen unruhig und zerstreut umher. Cercle
halten: Das liegt ihm nicht; im intimen Gespräch mit un»
serm Gesandtenpaar spricht er gern über Buddhismus und in-
dische Literatur. Jetzt war sein Phrasenvorrath bald erschöpft; er
begnügte sich, während er die Reihen durchschritt, allen sich vor
ihm Verneigenden schweigend die Hand zu drücken. Dann kehrte
er mit den Prinzen und dem Gefolge zurück. Darunter waren
auch die vielbesprochenen Günstlinge des noch immer, allen Sia»
mesen zum Anstoß, unvermählten Königs. IungeMänner, meistens
aus guter Familie; nur dieser in Scharlachroth gekleidete Lieb-
lingsgefährte, jetzt Oberstallmeister, war ehemals Pferdejunge
gewesen.
Als seine Majestät den Raum verlassen hatte, gingen wir
in den angrenzenden Saal und setzten uns an kleine Tische.
Auch hier die Vermengung von Ost und West. Neben europäischen
Gerichten nationale (recht gute) Speisen; der französische Cham-
pagner wurde von goldbestickten schlanken Kammerjunkern, den
Söhnen der besten Häuser eingeschünkt.
Dann fuhr ich wieder an der blassen Burgmauer entlang.
In den Straßen waren noch jetzt, nach Mitternacht, Läden der
emsigen Chinesen geöffnet; das Lampenlicht beschien ihre bron-
zenen, geschmeidigen Glieder. Danach folgten dunkle Gassen. In
den Kanälen dieser Flußstadt plätscherte das Wasser.
Tanjong Katong.
Am Palmenvorsprung nah bei Singapur kommt die Fluth
erst abends. So will ich vor dem Schlafengehen schwimmen. In
meinen Kimono gehüllt, gehe ich die lange Seitenveranda hin-
unter; in jedem der weitgeöffneten Zimmer beleuchtet das Licht
die umherstehenden Sachen, Cigaretten, Schreibzeug, Bisquit»
dosen. Auch die Verschlüge zu den Schlafräumen stehen auf,
Kleider und Wäsche hängen umher; man nimmt an, daß nichts
fortkommt. Wohl mit Recht. So streift Tag und Nacht die tro-
pische Meerluft durch die langen, schmalen Gebäude, Vögel fliegen
ein und aus, und der erste Blick des Erwachenden fällt auf den
morgendlich bestrahlten Palmenhain.
Neben den Autos halten in langen Reihen die einfachsten
Verkehrsmittel, die Rickschas mit Rickscha»Läufern. Auf dem Tritt
jedes der leichten Wägelchen sitzt ein Kuli; das Laternenlicht
fällt auf seinen jungen, herrlich entwickelten Körper. Die gegen
den Sonnenbrand getragenen blauen Jäckchen haven sie abge-
legt, behalten in der milden Nachtluft nur ihre ganz kurzen hell»

blauen Höschen. Sie lachen und scherzen; in den gelblichen Fingern glimmt die Cigarette.
Kreideweiß liegt das Mondlichb auf den Stufen der See-»
mauer. Milchig verschwommen erstreckt sich das Meer, die Inseln
sind eben nur erkennbar und durch den fernen Dunst schwülen
die Lichter von Singapur. Tiefdunkelbraun schwebt ein leichtes
Malayerboot mit seinen strahlenförmig bespannten Segeln vorbei und eben so braundunkel ist der Nmriß einiger fremdartig
geformten Sampang-Kähne der Fischer, die langsam, mit leisen
Rufen ihre Netze einziehen. Jetzt arbeiten sie an den Reusen und
Pfählen; bis dorthin wagen sich Haifische heran; näher an Land
kommen sie, sagt man, nicht gern.
Bald bin ich in tiefem Wasser und schwimme nach dem Landungsteg. Das Wasser ist lauwarm, kaum erfrischend, aber schließ»
lich ist Schwimmen die einzige Bewegung, die Einen nicht erhitzt.
Auf den feuchtglatten Treppen des Steges ruhe ich aus. Längs
der Küste ziehen sich die Palmenhaine, gegen die Seemauer schürfen und klatschen die lang anrollenden Wellen. Dort strahlt das
Südliche Kreuz und trotz der blendend hellen Mondscheibe ist
der Orion, sind die Zwillinge zu sehen.
Unter den wehenden Palmenwipfeln liegt der langgezogene
Gasthof; auf dem Rasen sitzen helle Gestalten an kleinen Tischen;
die weißgekleideten chinesischen Diener kommen und gehen. Di«
Herren haben die schwüle Hitze der Singapur-Kontore hinter
sich und genießen die Nachtluft, das Wehen der Palmen, das
Rauschen der Wellen, die Gegenwart der hübsch angezogenen
Frauen. Aber ihr über das Wasser herangetragene Geplauder
klingt doch nicht ganz so heiter wie das Lachen der halbnackten
Rickschakulis.
Mit fchmetterlingähnlichen Segeln gleitet lautlos ein Schiff
über die blaßleuchtende Fläche.
Marie von Bunsen.

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.
Sinnig zwischen beiden Welten
Sich zu wiegen, lass' ich gelten;
Also zwischen Ost und Westen
Sich bewegen, seis zum Besten.
Goethe^

Heimath.
dem czechischenFabrikortZlatnik kündete der grelleSchrei der
Pfeife die Mittagspause an. Die Arbeiter entströmten den Ge-
bäuden, vertheilten sich in das Dorf und die Kantine und viele streck-
ten sich, um das zugebrachte Essen zu verzehren, gemäß ihrer Gewohn-
heit, am Waldesrand im Schatten aus. Der und Jener zog eine Zei-
tung aus der Tasche, er las vor, seine Nmgebung lauschte; heute abn
entspann sich nicht, wie sonst, eine aufgeregte Nnterhaltung zwischen
ihnen: es lag ein Dämpfer auf den Worten und Geberden und nur die
ausgelassensten derWeberinnen waren zumSchäkern mit ihrenSchätzen
aufgelegt. Auch sie verstummten, als ein Zug vorbei marschirte, Kame-
raden, die, zum Kriegsdienst einberufen, auf den Bahnhof zur Ver-
sammlungstelle zogen. Sie trugen Ränzel auf dem Rücken oder eine
Schachtel in der Hand, die Schirme ihrer Mützen verschwanden unter
Laubgewinden und große Sträuße schmückten ihre Brust. Die Burschen
johlten, die Familienväter aber, umkreist von ihrer tiefbetrübtenSippe,
schritten schweigend und tauschten ernste Grüße mit den vom Wald her
Zuwinkenden aus. Ortsansässige waren darunter, die neben ihrem
Häuschen ein Stückchen Feld besaßen und einen Streifen Wiese. Diese
stockten an der Gabelung des Weges, um ihr Heim noch einmal zu
begrüßen. Dürr war das Leben ihnen hingelaufen; aber da sie es ver-
ließen, blühte es in ihrer Schätzung auf. Waren sie auch karg ge-
nährt gewesen, eng behaust und knapp bezahlt, sie hatten doch besessen,
was innerhalb der engen Wände stand; und ein paar Rabatten Som-
merblumen an der Hecke und das Bischen Ackerland dabei; dort hatte
man sich nach dem Arbeitschluß getummelt und die mit Flachs und
Baumwollfasern verfilzte Lunge wieder ausgespült. Krautköpfe hatte
man gebaut, Erdäpfel, Rüben; Gras geschnitten für die Ziege und ein
paar Löcher in den vielen Mägen damit zugestopft.
So friedlich lag es da, im Kranz der baumbewachsenen Hügel, das
kleine Dorf, in dem man Du sagte zu jedem Ziegelstein, zu jeder
Staude. Wer weiß, ob man es jemals wiedersah? Die Abziehenden
lüfteten die Mützen und sangen ihm das wehmütige Lied zum Preis
der Heimath zu. Es klang den Hörern im Walde wie eine Mahnung -
Machet Euch auch bereit! ^?
Die stärkste Wirkung des Gesanges drückte sich in dem Benehmen
einer Gruppe von Arbeitern aus, an Zahl etwa ein Dutzend, die sich
ein Wenig abseits der Genossen hielten. Es waren Südtiroler, aus
vom Krieg bedrohten Grenzgebieten, den Czechen durch die Gemein-
samkeit des Vaterlandes verbunden, doch durch alle Merkmale des
Wesens von ihnen getrennt. Von einem Tag zum anderen waren sie
aus ihrem Land verwiesen und der Gemeinde Zlatnik zugetheilt wor-
den; hier hatten sie das Arbeitangebot des böhmischen Fabrikhervn
wie ein Geschenk der Vorsehung begrüßt; sie waren anstellig und
fleißig und Meister der Bedürfnißlosigkeit. Doch etwas nicht Gegen-

Zvärtiges haftete an ihrer Haltung, etwas Aufgescheuchtes, als hätten
sie den Athem noch nicht wieder, der ihnen bei Einbruch einer Natur»
gewaltthat weggeblieben war. Man mochte sie Wohl befragen, da sie
jetzt schweigend bei einander hockten: „Du grauhaariger Mann, Du
junger Knabe, Ihr schlanken, braunäugigen Weiber, was bekümmert
-Euch so sehr?" Sie müßten sich vielleicht besinnen, um ihr Weh in
seine Elemente aufzulösen. Da war die Sorge um die Zukunft, der
<Gram um den Verlust von schwer erworbener Habe, jetzt den Diebs-,
trieben ihrer Nachbarn belassen. Und die Unrast in dem Blut der
Mlädchen, deren Iugend nach dem Freunde schrie. Vor zwei Wochen
«och ihr Liebster; heute galt er als ihr Feind; heute hob er die Waffen
-gegen ihre Brüder.
„Uns ist bang nach der Heimath": in diese Formel würden sie
wahrscheinlich ihre Stimmung fassen; und gedrängt, ihr tiefer nach-
zuforschen, vielleicht hinzufügen: „Eure Häuser halten dicht und stehen
gerade, unsere klaffen und der Regen dringt in sie hinein; aber auch
der Sonnenschein, der blaue Himmel und der Duft der Blumen. Und
Zvir halten uns in unseren Stuben wenig auf. Ach, wenn Ihr doch
nur, unsere Berge kenntet, wie schroff sie ragen; auf halber Höhe, dicht
am Abgrund, klebt ihnen, mit seinem steilen Gäßchen, irgendein ver-
legenes Raubnest an, aus der Zeit der Sarazenen; auf manchen liegt
in Ewigkeit der Schnee; über andere laufen die silbergrauen Wellen
Her Oliven; von ihren Gipfeln kann man in das andere Thal hinunter-
spähen, der See blinkt wie ein Spiegel, an seinen Ufern, die im Zick-
zack lustig in das Wasser schießen, reihen sich die weißen Sommer-
häuser, festtäglich anzuschauen in ihren Schleiern von Rosen und
-Glyzinen." Und ihrer Ständchen würden sie gedenken, des nächt-
lichen Lautenspieles; denn Musik bewegt sie sehr. Die innige ge-
tragene Weise, mit der die Czechen Abschied nehmen, fällt "ihre
Fassung; die Frauen weinen, den Männern steigt ein Schluchzen
Zvürgend in die Brust.
Ihr Gebaren fällt den Czechen auf; sie vermuthen die Kenntniß
ungünstiger Kriegsberichte bei den Zugereisten und beschließen eben,
«inen Dolmetsch an sie abzusenden, als sich ihr Interesse einem ande-
ren Schauspiel zuwendet. Ein Mann, mit einem achtjährigen Iungen
-an der Seite, kommt von der Höhe der Landstraße herab. Wie mit der
Scheere ausgeschnitten, steht er im Rahmen der betannten Forste, vor
dem hellen Hintergrund der Luft. Seine hageren Glieder sind in die
Vöhre eines fettglänzenden Kaftans eingepreßt, ein Filzhut deckt die
ungepflegten langen Haare, die sich mit enggerollten Schläfenlöckchen
an den roten Bartwuchs schließen; des Sohnes Gestalt ist dieser wun-
derlichen Leib» und Haartracht lächerlich getreues Wiederspiel. Die
Ezechen lachen auch; mit der Grausamkeit des Kindes, das dem
Schwächeren achtlos Weh thut, meckern sie den Beiden ein „Han»
delevuh" entgegen; die Südtiroler, ganz mit sich beschäftigt, achten
der Vorbeigehenden nicht. Der Iude aber läßt die sanften, schwer»

müthigen Augen lange auf den Fremden ruhen. Er denkt: „so habt
Ihr freien Christen jetzt auch an Euch erfahren, was es heißt, ent»
rechtet und verjagt zu sein". Die Vorstellung der selbsterduldeten
Mißhandlung ist ihm noch ganz nah, sie knebelt seine Seele, sie zwingt
ihn, sich in ein Gespräch mit seinem unmündigen Sohn zu flüchten.
„Iakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Kann das Hirn des KindeK
je vergessen, wie sie sich im engen Raum verängstigt einander drückten:
er und die Großmutter, der Onkel, die Eltern, die Schwestern, die Bru-
derfrau mit ihrem Säugling, den sein Vater, weil er im Felde steht,
noch nicht kennt? Mit Geratter und Geknatter jagt ihnen der Donner-
der Geschütze näher zu. Sie wagen nicht, die Lampe anzuzünden. Die
Frauen stöhnen, die Männer, in die Gebetriemen gewickelt, murmeln
Todespsalmen. Horch! Klingt esjetzt nicht,ials seider Fluß aus seinem
Bett getreten und wälze sich heran? Ein verkneultes Brüllen, Tram-
peln, Splittern, Stürzen. Iemand trommelt an die Scheiben. „Sie
kommen, die Russen ziehen sich hierher zurück. Flieht, flieht, haß
sie Euch nicht finden und erschlagen!" Die Grenze von Galizien ist
nicht weit; in drei Stunden kann ein Rüstiger die Strecke überwin-
den. Welche qualvoll lange Nacht vergeht der kraftlosen Familie, ehe
sie ihr Ziel erreicht! „Iakobleben, erinnerst Du Dich noch?" Der
Knabe nickt. Hat er doch den Säugling tragen müssen, als dessen^
Mutter niederbrach. Die Schwestern stützten ihren Onkel, der Vater
buckelte bald die Ahnin auf und bald die Ehefrau, manchmal faßten
feine Arme Beide. Sie kommen eben im Galizischen zurecht, um in
den Sturmwind zu gerathen, der alle Iuden aus der Gegend fegt.
„Was meinst Du, Iakobleben," fragt der russische Pole, „ob man die
Südtiroler auch in offene Viehwagen verladen hat wie uns, durch
Sonnengluth und Unwetter gefahren, dann wieder ausgeladen und
hinter Bahnhofsschranken, eingepfercht wie Schafe, den langen kal-
ten Nächten schutzlos preisgegeben?" Und doch, sie sagen es einander,
sind sie Bevorzugte des Glückes. Das Ungestüm der Fliehenden, in
jener Nacht, war wie ein Keil in die Masse der gehetzten Wanderers
gestoßen; da mochte mancher am Wege gestrauchelt und verkommen
sein. Sie aber hielten sich umschlungen, halbnackt, beschmutzt, ver-
hungert, doch vereint. Und das Reich, zu dem sie nicht gehörten,
forschte nicht; sie waren eben mitgeschwommen in dem Meer von
Elend, das sich von Osten her ergoß.

Aus der Sicherheit des Hafens blickt der vertriebene Iude die
verjagten Südtiroler an: „Beneidenswerth seid Ihr trotzdem. Ihr dürft
Gebete schicken /Eurem Gott, daß er Euern Waffen Sieg verleihe.
Was aber sollen wir, wenn wir vor ihm im Staube liegen, auf-
schreien zu Iehova aus unserer großen Noth? Können wir ihn an-
flehen: Führe uns zurück in unser Vaterland, wo doch steht auf seiner
Schwelle der Henker, mit dem Messer, das uns sticht?"

Den Weg entlang, den sich die Uebung bahnte, durch die tiefen
Furchen seitlich der gekrümmten Nase, rinnen dem Iuden schwer und

langsam die Thränen über das verkümmerte Gesicht. And wie um sich vor seinem Sohn zu erklären, sagt er leise: „Die Heimath ist für Jeden eine Mutter. Fragt Einer, ob die Mutter häßlich ist, ob schön? Man hat sie lieb, man ist aus ihr geboren, in ihren Schoß, will man sich niederlegen, wenn man müde ist. Kein Kraut ist so gering, es verlangt nach mütterlicher Erde. Ans hat sie ausgestoßen, wir haben keine Ruhestätte in der weiten Welt." Auguste Hauschner.

Mahnspruch.

z.ch hasse ein Ding: daß böse Männer vor braven ftehn;
und mir ist leid: daß böse Frauen vor guten gehnl
Aönig Artus schuf diese Regel nicht. < ,
Jeden nach Werth zu ehren, macht er zur Pflicht.
Nun ist gebrochen das alt gute Recht.
Indeß wir reiche Böse tief begrüßen,
danken sie uns wie einem Knecht,
so daß sie uns mit Gut und Gruße büßen.
verachtet sie und sieht nicht auf vor ihnen,
Lernt nur dem Werth und nicht dem Gelde dienen!
Der von Wengen.

IS

Eisen und Stahl.

i°ie Lebensregungen der Industrie werden eifrig behorcht. Nicht nur von der Börse. Man hört von hohen Dividenden und großen Gewinnsteuern und sieht darin Zeichen der Gesundheit. Daß mindestens zweihundert Aktiengesellschaften aus dem Kriegsjahr 1914/lö größere Gewinne als im Vorjahr vertheilen können, ist ein Symptom, das Beachtung verdient. Man muß sich nur hüten, falsche Schlüsse daraus zu ziehen. Die Meinung der Börsenspekulanten ist nicht immer lautere Wahrheit. Ihnen scheint die Kriegskonjunktur ein unausschöpfbarer Brunnen. Was danach kommt, kümmert sie nicht. Die Industriemänner im Westen, deren Worte gehört werden, haben ihren Aktionären nur Möglichkeiten gezeigt, die aus tüchtiger Arbeit im Frieden erwachsen könnten. Nnd manche Gesellschaft ist verwundet worden. Werkstätten, die in der Kriegszone liegen, mußten die Feuer löschen. Die Differdinger Hochöfen, Stahl» und

^ v
Walzwerke der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft, sind in
den Ruhestand versetzt; und die Aktionäre von Deutsch-Lux müssen
wieder auf Dividende verzichten. Kriegsschicksal. Eben so ergeht es
den Aktien des Lothringer Hüttenvereins Aumetz-Friede; schon bei
Kriegsanfang mnßte er alle Oefen ausblasen. Der Concern Aumex
Friede, der mit 58 Millionen Mark Grundkapital arbeitet, ist e?
der größten Arbeitstätten der Hüttenindustrie. Rohstoffe, Halbz«
und Kohle hat er im eigenen Machtbereich. Alle Voraussetzung
fruchtbarer Thätigkeit sind gegeben; aber dieses Heer wirksamer Kräftc
hat den Einbruch des Krieges nicht zu hindern vermocht. Universal-
betrieb sichert nicht gegen jede Störung. Auch Lieferungen fürs Heer
bringen nicht immer Riesengewinn. Das Eisen- und Stahlwerk Hoesch
in Dortmund konnte mit dem Ertrag der Kriegsarbeit die leeren
Stellen des privaten Geschäftes nicht ganz verdecken. Die Dividende
war schon im Vorjahr gekürzt worden (von 24 auf 13 Prozent). Dies-
mal senkte sie sich auf 12 Prozent. Erregte Gespräche gabs in der
Laurahütte über den unbefriedigenden Abschluß. 4 Prozent nach einem
solchen Kriegsjahr: Das schien den Aktionären zu wenig; man warf
der Direktion vor, daß sie sich nicht genügend auf Kriegsarbeit vor-
bereitet habe. Aber was die schlesischen Hütten verdienten, wurde von
den polnischen Werken und Gruben bis aufs Letzte aufgezehrt.
Was Krupp leistete, spottet aller Vergleiche. Der Betriebsüber-
schuß, der 1913/14 rund 54 Millionen betragen hatte, dehnte sich bis
auf 113 Millionen. Das sind 52 Prozent des Aktienkapitals von
215 Millionen. (Im Vorjahr wurde das Kapital um 70 Millionen
erhöht. Davon sind zunächst 35 Millionen eingezahlt worden. Die
zweiten 35 Millionen werden eingefordert, um die umfangreichen
Neubauten und Erweiterungen zu bezahlen. Das Kapital wird im
Geschäftsjahr 1915/16 25« Millionen betragen.) Da der Reingewinn
(9S Millionen) sich gegen das Vorjahr um den anderthalbfachen Betrag
gesteigert hat, konnte die Dividende verdoppelt, von 12 auf 24 Prozent
gebracht werden. Die Familie Krupp verzichtet aber auf den Kriegs-
gewinn zu Gunst ihrer Arbeiter und Beamten und zum Besten einer
großen nationalen Stiftung für die Hinterbliebenen getöteter oder
schwer beschädigter Krieger. Diese Stiftung wird mit 20 Millionen
ausgestattet. Sie giebt den Helden einen Theil des Ertrages zurück,
den ihr muthiges Ringen den Arbeitstätten der deutschen Industrie er-
halten hat. Für Arbeiter- und Beamtenwohlfahrt sind 26 Millionen
gespendet worden; und 3^ Millionen sollen dem Wiederaufbau der
deutschen Ostmark dienen. Rund 50 Millionen werden zu Wohlthat
verbraucht; der Gewinn der Aktien beträgt etwas mehr als die Hälfte
der weggegebenen Summe: 25,80 Millionen. Man wird sagen, es
sei Ehrenpflicht, so zu handeln; immerhin konnte die Familie Krupp
es sich billiger machen. Andere Firmen, die reichen Arbeitsegen ein-
heimsten, haben die Entsagung in engeren Grenzen gehalten. Krupps
Lieferungen an das deutsche Heer waren im Kriegsjahr zweieinhalbmal
größer als der gesummte "Umsatz des Vorjahres im In- und Ausland,

And die Vorräthe an halb» und ganzfertigen Waaren sind in der Bilanz mit 235 Millionen ausgewiesen. Solcher Kraftprobe darf der Stolzeste sich rühmen. Und Klugheit räth ihm, freigiebig zu sein. Wer die Verwerthbarkeit deutscher Fabrikate richtig schätzen will, muh mit dem ruhigen Auge des Bücherrevisors prüfen. Er darf gesteigerte Produktion nicht als sichere Bürgschaft erhöhten Absatzes nehmen. Daß die Ergiebigkeit der deutschen Industrie sehr elastisch ist, wurde nie bezweifelt. Wir wissen von der Anpassung an den Krieg und von dem Einschwenken der Wirthschaftarbeit in die Bahnen des Krieges. Aus solcher Erfahrung erwuchs der Glaube an eine ewige Hochkonjunktur. Die Börse war ekn Spiegelbild dieser Zuversicht. Keiner hielt für möglich daß in den nächsten zehn Iahren ein Preisrückgang entstehen werde. Plötzlich gabs eine Ueberraschung. Die Eisenbahndirektion Köln hatte eine Lieferung von Stabeisen und Blechen ausgeschrieben. Vier Offerten unterboten den vereinbarten Mindestpreis von Stabeisen (140 Mark); und sogar bis zu 26 Mark. Das ergab eine Börsensensation. Man muß wissen, was Stabeisen ist und bedeutet, um die Tragweite der Preisunterbietung zu erkennen: das widerspenstigste, unzuverlässigste Erzeugnis der Eisenindustrie; fast unbrauchbar für Syndikate und Preisabreden; das erste im Rang der L-Produkte. Als der Preis die Selbstkosten nicht mehr deckte, war jeder Zweifel an der Vernichtung des Eisenmarktes geschwunden. Vor zwei Iahren kostete die Tonne Stabeisen 90 Mark. Wer weiß, ob der schlechte Preis sich gebessert, hätte, wenn der Krieg nicht gekommen wäre? Der brachte eine neue Zeit. Stabeisen wurde Material der Erdgeschichte. Der Preis kam in Bewegung und kletterte in die Höhe. Als er 140 Mark erreicht hatte, wurde eine der berühmten Konventionen abgeschlossen, die bestimmte, daß der glücklich errungene Verkaufswerth ein Mindestpreis sein solle. Die Bemühungen um ein Stabeisenshndikat waren zwar fortgesetzt worden, hatten aber wieder keinen Erfolg. Im Iuni wurde über den (hier schon erwähnten) Plan eines allgemeinen Stahlbundes verhandelt. Die Abstimmung versprach keinen raschen Erfolg. In diesen Bund sollte natürlich auch Stabeisen aufgenommen werden; die mittelbare Bindung konnte das Syndikat ersetzen. Die Preisvereinbarungen, die das einzige Bindemittel für L-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren, Walzdraht) bilden, sind Schöpfungen der Verlegenheit. Ihr Werth ist noch nicht erprobt: deshalb zweifelhaft, ob man es schließlich auf ungehemmten Wettbewerb ankommen lassen darf. Zwangsyndikate sind nicht gerade schön. Aber das Uebergangsshndikat im Kohlenbergbau zeigt, wohin die EntWickelung führt, wenn die Willensfreiheit lahm wird.

Den Vertragspreis für Stabeisen haben Händlerfirmen unterboten. Die Werke hielten das Abkommen. Die Händlerangebote müssen aus Erwägung der Marktverhältnisse und vielleicht aus Zweifeln an der Dauer guter Konjunktur entstanden sein. Die Produktion ist sehr gesteigert worden und eines Tages könnte den Beständen der Abfluß fehlen. Iedenfalls war die Börse enttäuscht und eine Weile nach-

denklich. Was müßte geschehen, damit die neuen Zeitumstände, in
welche die Industrie nach dem Kriege gleiten wird, nicht Störung
erwirken? Die RegiruNg meint, daß auf die Preistaktik' geacht«
werden muh. Durch den Krieg und den Nothstand gesteigerte Prei«
dürfen später, wenn die Friedensarbeit wieder beginnt, nicht der
Willkür überlassen bleiben. Am unberechenbare Preislaunen, zu w
hindern, griff der Staat in das Schicksal des wichtigsten deutsch!
Rohstoffsyndikates ein. Hätten sich die Bergherren nicht bis zum zwan-
zigsten September geeint, so wäre ein Staatskartell beschlossen worden.
Ob die Probleme des Eisengewerbes eben so auf den Staatswillcn
zurückwirken, wie die Noth der Kohle that, ist fraglich. Brennstoff
und Eisenfabrikat gehören verschiedenen Klassen des industriellen Be-
sitzes und der nationalen Wohlfahrt an. Wenn die Kohle knapp
und theuer ist, spricht das Reich davon. Wenn Roheisen oder Halbzeug
hoch im Preis steht, wissen es nur die Verarbeiter. Die Staatsbehörde
rühmte in der Begründung des Erlasses über die Zwangshndikate das
schützende Wirken des industriellen Kartells. Das darf,auch für die
Eisenindustrie gelten, selbst wenn August Thyssen vom Stahlwerk-
verband nichts mehr wissen will. Er hat ihn zum ersten April ISIS
gekündigt. Die Leiter des Verbandes haben die Kündigung nicht an-
genommen, weil sie den rechtlichen Voraussetzungen nicht entspreche.
Thyssen ist seiner Sache sicher. In vier Monaten kann viel geschehen.
Manche glauben, der Stahlwerkverband werde ungefährdet bleiben.
Andere sehen sein Ende voraus. Am, ersten Mai 1,912 war der neue
Bund geknüpft worden. Er sollte bis zum dreißigsten Juni 1917
in Geltung bleiben. Eine Sonderbestimmung ermöglicht aber die
vorzeitige Kündigung mit Halbjahresfrist. Von dieser Freiheit hat
August Thyssen, als Vertreter der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, Ge-
brauch gemacht. Dabei handelt sichs um breitflanschige (Grey°) Träger,
für die der Deutschl-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft eine be-
sonders große Absatzmenge zugestanden werden muhte, weil sie zuerst
mit der Fabrikation dieser neuen Träger begonnen hatte. Die anderen
Werke, die im Lauf der Zeit Konkurrenten von Deutsch-Lux geworden
waren, hatten sich in drei Viertel der Gesammtmenge zu theilen. Sie
verlangten aber das Recht zu sechsmonatiger Kündigung für den
Fall, dah ihren Arbeitansprüchen bei der Herstellung von breitflanschi-
den Trägern durch das Sonderabkommen nicht mehr genügt werde.
Die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft ist, wie das Ergebniß des
letzten Geschäftsjahres zeigte, durch den Solnderabsatz der Greh-Träger
nicht reich geworden, kann also die Begehrlichkeit der Konkurrenten
kaum geweckt haben. And daß gerade Thyssen sich auf die Klausel
beruft, ist ein Beweis für die gering« Bedeutung der Trägerfrage;
denn in der Gewerkschaft Deutscher Kaiser kommts auf Herstellung
und Absatz von Greh-Trägern nicht an. Warum also die Kündigung?
Eines Tages wird mans erfahren. Daß aber jetzt eine Kündigung
kam, hat den Propheten Dauer versprechender Herrlichkeit im Eisen-
und Stahlparadies für eine Weile den Frohsinn getrübt. Ladon.

Herausgeber und vcran!»ortlichcr Redakteur: Marimilia» Farben in Dsrlin. —
«erlag der Zukunft in Ä,crlin. — Druck von Paß « Garlco cö. ni. b. S, i» Berlik

8»^
-»8
?elix I^eKmann Verlag, Lerlin-OKarlotten bürg, Xantstr. 6
HeinricK Heine: Deut8On1ancl
Lin 'v/i n t e r m s r c n e n
ksKsimile-äteinclrucK n^cn cler Hsnclscnrikt cles Oicnterx
nebxt vier Llsttern lies Lrouillons sus clem >?2cnlssse cler Xsiserin
Llissbetn von Oesterreich
krokessor Dr. krieclricK HirtK
25,— «srK
Heilig Herald: Hlax R^einKar^t
Lin Versuch über cäss X^esen cier iriocierneri lieAie
^lit elk ganzseitigen Lildern in Xup5er-O«ppe1ton6rucK nscn
Lntvürken von ^iuncn, OrliK, voller, 8tern uncl V^slser,
xovie einem ?«rtrst
(ZrolZoKtsv Kartoniert: Z,8Ü A^srK, in UslKpergsnrent: 5,50 ^srk
Illustrierte rvlsssiker lies DeutscKen ^Keaters mit
Inszenierungen von
Oer lekende H.eicKnam
von I.eo Tolstoi

»r. ».
— Sie ZukunN. -— 27.November
Lute M billige öueker N> i!ri«zMi8«ii!
In tadellosen prsONtelnbänllen
Xürsebner, Zsosek, Oas ist dss OeutsoKsn
Vatsrlsnd! Lins ^VanasrunA uureb ckeutsons
Saus. Ait 1273 ^.bbildunAsn
Xretsobmer, L^ld., OeutsoKe VolKstraoKtsNi
91 ?ardendrueKtaksln mit vielen Kundsrt «rigi-
nellsn VolKstvnen aus allen 6sAsndsn OeutsoK-
lands, nebst erläuterndem lext ......
Italien! Vuron gani Italien. Samml. v. 2<XX)
^,utotvpien italien. ^nsionten, VolKstönen und
Tunstssnät^e, m. srläut. Iext. 480 Leite» auk
feinstem XunstdrueKpspier. (jusrkolio . . .
— Lin ^,usklug na«n Italien. KU» ^nsientsn
derIIauptssKensvürdigKsiten, mit Kurzem ü?ext,
auk feinstem KunstnrueKpapisr. kjusrkolio
^«Ackalbum. Xaon dsn bsrünmtestsn ^a^d.
malsreisn ^usammsngestsllt n. nsrausgegsben
von Riensru ^srisKs. 28 LIatt, mit ?ext . .
Kbein: ^,n dsn Hksrn nss RKsins. Vom
Lodensss Kis ^u den Aieasrlanaen. 560 ^,b-
bilckunAen nsen nKotogr. ^,uknanm., mit ?ext
Der tterSesport. Oas ^oldeens LueK dss Renn-,
Reit- unel ^rsbersvortes. Klit, 18 üunsttaksln,
Onr«m«bildern u. 900 nnotoAr. Oarstsllungen
Vis neue Veit. Sammlung pnotoAr. ^,uknanmen
asr groöartiAsn Xaturwunasr, Ltädts u. Klsistsr-
vxerKs von Iford-, Zentral- und KüaamsriKa.
Nit ?ext von «. Stein
statt
I,adennrsis
U. 12,—kür N.
A. 7S —kürKl.
U. 42,-kür KI.
Kl. 18 —kür Kl.
A. IS,—kür Kl.
V. IS,— kür Kl.
90 —kür Kl.
lirol, 8aI«Kur? unü vderdsvern. 325 ^nsionten
naen nsnsstsn Originalauknanmsn auk ksinstem
KunstaruoKvavier
8ta88«n, ?ran«, Tristan unS Isvlds. 12Li1dsr
«u RisKara >Vagnsrs lonuicntung. (Zroö-?olio
— ?arsikal. IS Lildsr «u Rionar6 ^Vagners
Lünnenv^sin-I'sstsniel. Or«lz-?oli«
8«deldert, Z^., Unser VolK in ^akken. Oer
Vsuts«n-?ran«. ürieA 1870/71. ^.uk Srund des
grolsen (Fsnsralstads^vsrKss dearbsitst. (Zegen
400 ^,bbild. im ?ext, 46 üunksrdrueKvorträts
unn 42 ?not«gravnie«ru«Ks nsen 3«nlaoKtsn
Asmälden. 2 Länds. 696 und 656 Leiten .
„Alpine l»l»jsstät«n unck Idr 6«kolK«.^ Ois (Ze
birgswelt der LrSs in Lilnsrn. Land I—IV
KeSer Land entnält 280 nraentvolls ^nsionten
?ro Land
7,5»
i
15,-
25,—
s-
1«,-
7,5«
20,—
Kl. 12,—kür Kl. «,5»
12,5«
20 —kür U.
l«. 7S —kürKl.
U. 80,—kür
24,—kür A.
25,—
7,5»
U. 18 — kür Kl. 1»,-
Lislieriger ^bsat« Ssr obee n aukgsküKrter> ^VsrKe llber II» KV» LiempIiN.
Iiisksrung erkol^t kranK« unter Aaonnanme
«der Voreinssndung des Lstra^es dur«Q
I.«iip2!ig, Kön.gZt,'. 23.

«UHovember 1915.
Kr. 9.
— Di, Zukunft.

^usnakme preisen
KM! gute SücKer lliicd in! kellllWWs.Me
«ezmovS, Ittustr. I^niler-
u.VöttlerKuväv
Isotiisn uock I^bellen (728S,)? Imitiert
L»idkr»ni-IZanS. I^ikSsvprsis «
krüder S.SU, zet«t
emmer, Illustrierte Ikuust-
»««»KipKt» «it72«1'sxtdiISern n.
27 l'ikkelbilo.ern (788s)
Lieg. SesobenK-SiuiS, I^silevpr. < U>!
kr«dsr 8.0«, zet?t 1.»^
SerstäeKersVerKe^^^e.
m. 2nssn>msn 832 S. in eis?. SesvdsnK
kÜllbanSe«. I,sc>evprsis trüber
I.8S
2 SssedenK-SSs.
Volstoi,zusgeväiilteUerKe
Oeutsodv. ^,ug. Svdol?. 3 sleßi. I^einso-
LänSs. I^aSenprsis Irüdsr 5.00, Q KL
jstst
Nene lllustr Xusgb,
mit inssmmsn 830 S
trüber S.SV, ^stit.
Hertens, Illustrierte Veit-
r,»««Ki»Kla I«itüd.«X>?sxtiUustr.,
gvsrlllvtt« 1,1'iteIdiISn.K'rateIbilo.
(82S 8,). Iniit. Saldkran-.Lsnn. «
IvsSsvprsis krüder S.KV, ^et^t , I»»»
SeruKmte lunst- u.listur-
lleukmäler ö. LrSe^^
I.
öismsretls »utter uuä ibre
IK«»» ^> Dr. OonraS Ijüllsr, lieied
KUllvll ilwstr. (A3 3,> «sbck.
Qa,aen?rsi» trüber 8.0«, ^skt »»
Viktor voll Seuelselilbum
vieblunseu ViKtor von Scdsllsls init
32S0rigin»Ibilck.namd.I<nnstI. Uer«,use.
v. vr. ?«rS. Lesse, (cjns,rtdS.) »N .
«sdS. I.»Senvr.krüK. 8.K0. i«t»t ««
I.äSenvr, kriib. 3.M, jet^t
i^ute Kornau« bvlivbtvr Tutoren
S»rt«ll, ?r»n Ilttsu.S.^ilssr S.v« 3W
V»r1»l!ll, vi« Sssodionle von
Ser SsnnsrI ö.00 3.LV
0«r»llt, Sdslents K.«« 2.7S
IsnS KM 3.S0
SSKme, V. X, S. «. v. 8. . « 00 Z.«v
SliloKs, Xampk Sss Qllnd-
Iluiieliei', Usr^uiss von?oinp».
Sonr 5.0« 2.»
^ngol, Di« vier Könige . . 6.00 3.S0
lZllntliei' Ois Seiü^e nnck ibr ,
«»rr, 2 SSnS« 10,00 S.50
«»Imburg, I.«tte I.ore . . . 4M 2 7S
rl»r«g, Uas grosse rleiravek 6,00 S SV
«x»n, l.«Krer »atd!e>ssu . . 5,«« 2S0
KsKllnd«,'», ^dssvera . . . 4,50 S.2S
l.snilsbei'ger, Hm Äev 8odn , S,«V 2.7S
Oer I^asvstberss , . 3,00 I.Sll
Illsillluiig, Die Ss-elcdnetsn . S SO
X»tKu»iu», led bin äasSodvsrt S,(X>
vmpleil», SK»nS»I SS«
Kom»u Iler X», (Lsitrase von
usv,) . . . . ^ . . so«
ZZvKiroXmer, I^orS Svron. , S,«v
LoKumlIVliei', üaiserin Lngenis S,«S
LIl0«roi>nst<, Oss diSoKenIürcis S,0«
k>tr»>2, StarK via Sie I>larK . SM
?0«0t», vurobs ^ie> .... S,0«
A»»ner, Live Serünerin . .SS«
««Kldrllelc. Sonnenbrnt , . 6,0«
'ülew.VeltvN , I " S.««
?obe»Iti, Uet^sgS ... «.SO
Lilieneron, Oer ^laeen . . . 3,0«
i.Menvron, Könige und Lsuern 3,0«
«»nÄel »»-«ttl, «ovellsn. . 22S
3.S«
2. »
3. »
S.IM
2.«
2. »
S.S0
3. »

2.«
3.S0
3.IM
3.21
3LS
1.«
I.«
I.2S
Virtoulsitell» lle, «,rm,K»u«> I!ir «««tseke SeimI», V.OI.0.«

«r. 9,
?ie JuKunst. l 27. -

Lreslsu v«»selck«rk krsnllf«rtn.tt. IlsIIe s.8. Usm-
dars Hannover Leip^is klsi»? ttnnnneiin ttuncnen
kinrnber^ Stettin 5trs»,durs i. L. Viesbsäen
Aktien - Kapital unci k?e5erven 192 Millionen /^si-K
c«i»tr»ls: öerli», LeninKelpInK 14
ZvOepositenKassen unä V^ecKselstuben in Lerlin unä Vororten
^uskunrnns «Her bsnKi»ä»«se» t»escn»Lte
AngensKmsr ttorbgiaufentkalt.
»iiiles «lim», VesoKllt«« t.l>ge, LI!in«n^s Neilerlolg« iler rnermslbü^er bei Krieg!-
Verletzungen, Kervenentüiinilvngen, «lieunietlsmus unil Siolit, — Lrossli. tteilanstslten
mit eilen Kurmitteln. — Inneletorlum. — Ssilor unll KurKsii» »äkrsn^ »Iss gsn«n
»IsKi'os gvötknst. —UrmSssigungen Im LeKreucK iler SSiIer unil Kurmittel »«Kriegs-
,er«un<Iete unck -Krsnlie, — Kenterte, riieeter, Vorträge, prselitvolle 8p«ierg»nge.
Sergbslin sut ilen IllerKur (»usge^eiolinet llurvli intensive Lonnendestrsnlung),
lVIiiitärpersonen unil inre Angeliörlgen sinil Ilurtsxstrei,
Auskunft u. k'i-ospekts ljui-ok l!a8 8tSl!ti8Lks VerKsKi-samt.

LnKunft.
Berlin, den 4. Dezember 1915.
Anter dem Iulmond.
Antworten.
?hre Hoffnung, daß ich für die Kriegsgewinnsteuer eintreten
! werde, muß ich, Herr Oberst, enttäuschen. Da ich zu Denen
gehöre, die vom Krieg nur (allzu beträchtlichen) Verlust, nicht den
winzigsten Gewinn haben,bin ich nicht„Interessent";auchnichtvon
dem Wunsch befangen, eines herrlichen Tages noch Tornister oder
Brotbeutel, Stacheldraht oder Fußlappen, Handgranaten oder
Büchsenfleisch liefern zu können. In den Sätzen, die den Entwurf
»begründen'sollen,läßt der Schatzsekretär sagen: «DerGedanke
einer ausgiebigen Besteuerung der Kriegsgewinne ist heute in
Deutschland Gemeingut aller Volkskreise. Zwingende Erwägun-
gen sozialethischer und finanzieller Natur liegen ihm zu Grunde."
Bambergers emsiger Schüler sollte besseres Deutsch schreiben; da»
mit nicht Zweifel an der Klarheit seines Denkens en tstehe. Besteue»
rung soll nicht ausgiebig (wie Bombenwurf, der viel Geld kostet
und nur Läppertrag bringt) sein, sondern Einkunft verheißen;
zwingend ist niemals die Erwägung, kann immer nur deren Er»
gebniß werden; und die sozialethische »Natur" ist, gar in derKup»
pelung mit finanzieller, nicht nur den Fremdwörterjägern ein
Gräuel. Das Hirn, das die Sätze geschlürft hat, bleibt hungerig.
Gemeingut aller Volkskreise ist heute Manches, was sie im De»
zember1916 unfaßbar dünken wird. Diese Erkenntnißstunde vor»
zubereiten, nicht, Wahn zu päppeln, ist Pflicht; von deren Erfül»
lung man, freilich, nicht Lohn hoffen darf. Wer Gemeingut des
Glaubens, thörichtesten, nicht anerkennt, giebt Aergerniß. Doch
2«

das Bewußtsein dieser Gefahr darf ihm da nicht den Kämpfermuth
dämpfen, wo Grundbegriffen des Rechtes und der Wirtschaft
Vernebelung droht. Jeder knirscht, wenn er hört, daß ein TOirth
vom ErtragderGefangenenfpeisung sich einLandhaus bauen und
üppig einrichten läßt; daß in unseren Tagen der Thränen und Noth
ein dickes Geklump neuer Millionäre erwachsen ist, die in ein«?
Jahr mehr Perlen, Diamanten, Gobelins, theure Möbel kauf«,
als die alten in dreiIahren einhandelten; daß Leute.die mitKriegs
geräth nie zu thun hatten, von dessen Lieferung reich geworden sind;
Einzelunternehmer und Aktiengesellschaften nicht wissen, wohin
sie das schnell erraffte Geld bergen sollen. Muß ichabernicht an»
nehmen, daß die Preise, die solchen tzabezuwachs ermöglichten,
gezahlt werden mußten, damU dem Reich jedes Bedarfes Deckung
rasch sicher sei? Darf diesesReich seinen Lieferanten einen Theil,
den kleinsten, des Preises wieder abzwingen, den es mit ihnen
vereinbart hat? (DerEinwand, den Lieserungvertrag habe nicht
das Schatzamt, der Steuerfiskus gemacht und den nicht zu küm»
mern, was andere Ressorts und Behörden gewährten, würde in
das Gebiet der Schiebung weisen.) Irgendein Befugter hat dem
Fabrikanten oder Vermittler gesagt: »Stellen Sie den ganzen Be»
trieb aus den Kopf, schaffen Sie die feinsten Maschinen an und
lassen sie wie Beelzebubs Röstrad laufen; Abnützung, Lohnstelge»
rung, Kundschaftverlust, Gefährdung der Arbeitleistung für das
erste Friedensbedürfniß: einerlei. Wir zahlen Alles. Sie können
reichlich rechnen, müssen sogar; denn was wir fordern, ist kein
Quark. Nur: liefern Sie pünktlich und gut.- Der Mann liefert.
Die Verwaltung ist zufrieden und zahlt. Jetzt aber heißts: »Ein
Drittel oder die Hälfte des empfangenenPreifes mußtDu, übler
Zeitgenosse, wieder ausspucken. Das verlangt die sozialethische
Natur/ Entweder war der bewilligte Preis auch im Kriegsdrang
zu hoch: dann soll man den Beamten, die ihn gewährten, den Hals
umdrehen. Oder dem Lieferer wird ausgepreßt, was zu behalten
sein Recht ist: und in solches Handeln dürfte das Deutsche Reich
sich noch in schlimmsterNoth nicht erniedern. Nehmen Sie an, Sie
seien der tzauswirth eines Baumeisters; er soll, ganz schnell, einen
Anbau sammt Innenarchitektur leisten; Sie prüfen feinen Bor»
anschlag; in Ordnung: los! Dann aber, um sich von einem Theil
der Kosten schadlos zu halten, fordern Sie, ohne innerenGrund,

'ffür die nächste Miethzeit viel höheren Zins. Fänden Sies an»
Htändig?Dabei bliebe fürSie immerhin die Gefahr, die Wohnung
Mcht zu vermiethen,wenn IhrBaumeister groberUngebühr dieLast
«nd Kosten des Umzuges vorzöge. Das Reich, das dem Lieferer
<inen Theil des verabredeten Preises ausquetscht, risktrt nichts;
und seinem Opfer bleibt keine Wahl. Einen berliner Rechtsan»
walt (der zu spät aus dem Standesbezirk gejagt wurde) hörte ich
zu einem Malermeister sagen: „Rechnung für Ihr buntes Ge»
Hinsel in meinerMlla? Sie können aufschreiben,was Sie wollen,
Männeken: die Privatklagesache, die ich für Sie führe, kostetgenau
eben so viel." Auch diesem hehren Gedanken »lagen zwingende
Gründe sozialethischer und finanzieller Natur zu Grunde".Wol»
kenlos wardas GlückderKriegsgeräthliefererfastniemals.Man»
cher hatte nach der Preisabrede großenVorrath angeschafft; wurde
Hann von einem Zunftgenossen unterboten und mußte viel billiger
abschließen, um nicht die Behörde, den unersetzlichen Kunden, zu
verlieren und auf den Balken,Brettern,Büchsen,Leder- undWolle-
haufen sitzen zu bleiben. Wird jetzt noch, ro i hinten, die Hälfte
des Betrages abgezwackt, dann bleibt nur die Wahl, sich neuer
Lieferung zu enthalten oder einen Ring zu schmieden, der die Preise
über der Höhe von gestern hält. Ob das Reich (dessen Kriegslasten
schon im März in die siebenzigste Milliarde steigen werden) sich
dieser Steuer »ausgiebig" freuen wird? Sie trifft ja nicht nur
die Decker des Heeres bedarfes. Ein Mann, der den bestenTheil
seiner Jahre, gegen dürftigen Entgelt, im Staatsdienst verseufzt
hat, ist 1913ineinenbesser lohnenden Privatberuf übergegangen;
Rechtsanwalt, Industrie» oderBankoirektorgeworden. Sein Ein»
kommen wäre in Friedenszeit höher, als es nun ist, übersteigt aber
um ein Melfachesdaszuvor, im Staatsamt, erlangte. Spätestens
1917heißts also: „Kriegsgewinn: her die Hälfte! "Eine ungerech»
tere, vom Geländer ernster Staatsweisheit und Vernunft fernere
Steuer war kaum zu erdenken. Doch sie schindet nur ein Häuflein
Beneideter,schleift denReichswagen noch tiefer in die häßlich, nach
Demagogie, riechende Unheilsfurche des Wehrbeitrages (ohne
ben vielleicht heute nicht Krieg wäre): und wird von allen Volks»
kreisen gepriesen.derenGemeingut derNeid ist.Landrichter Sauer»
bier, der bis 1913 mühsam zu sechstausend Mark Iahresgehalt
^tufgeklettert war, ist seit 1914 Aktiendirektor mit vierzigtausend:
20»

imFrieden wärens mindestens sechzigtausend.NurderEntgang^
nicht der Gewinn, ist Folge des Krieges. Auch, daß Sauerbiers
kleines Vermögen, trotz vorsichtiger Anlage in guten Industrie»
und Schiffahrtpapieren, um ein Drittel oder die Hälfte geschrumpft
ist. Macht nichts. Damals sechs», jetzt vierzigtausend: Purzelst
unters Ausnahmegesetz, Söhnchen! Ia, aus der »großen Zeit"
schlittern wir eben in die sozialistische Gesellschaft. Vielleicht; hüten
uns aber, irgendeinen ihrer schmächtigen Vorzüge mitzunehmen.
Bedenket, Konsuln, das Ende! Ihr thut alles Mögliche, um Wohl»
habende in Verschwendung zu treiben; ihnen Sparsamkeit, deren
Frucht dann, wenns ihm paßt, der völlig entschüchterte Fiskus
pflückt, für alle Zeitlichkeit zu verleiden. Daß in England, wo drei
Fünftel des Volkes erst in Sparsinn erzogen werden müssen, eine
Kriegsgewinnsteuer beschlossen wird,dürfteBritenfressern nicht ge-
nügen, sieflinkfürunsereganzanderenVerhältnisse zu empfehlen.
Wenn Friede geworden ist, wird eine der wichtigsten Aufgaben
sein, die Zahl der »Kriegsinteressenten" zu mindern oder zu til»
gen. Bis dahin: enteitert das deutsche Blut von dem gemeinen
Laster des Neides! Gönnet Iedem den Granatenzins und die
Barackenrente; auch den Offizieren (gestern a.D., eng,bei schma»
ler Kost,in ein Gartenstädtchen gepfercht, heute derAllmacht nah),
Pfarrern, Militär» und Civilbeamten die Doppelung des Ge»
haltes (und mehr), die sie doch nicht mit Lebensgefahr erkaufen.
Seid zufrieden, wenn, in Noth und Graus, das Reich stets hat,
was es braucht; und wenn im Friedenslenz noch ein paar Leute
(meinetwegen nicht »erstklassige") in Deutschland leben, die so viel
gesäckelt haben, daß sie Luxus einhandeln können. Der heischt
nämlich auch sein Absatzgebiet... Sie sehen: nicht Hopfen, nicht
Malz zu retten. Säße ich im Reichstag (ist schon die Vorstellung
Größenwahnsmerkmal?), ich würde den Steuergesetzentwurf, ge»
rade, weil er mich nicht im Geringsten bedroht, ablehnen. Zu sei»
nemZeugersprechen:»WasAnderessuchezuersinnen,des Chaos
wunderlicher Sohn!" Und wenn er nicht einen reinlicheren, reif»
licher besonnenen Plan vorzulegen vermöchte, von seinem Gehalt
nicht eine Reichsmark bewilligen. Aergern Sie sich nicht: Ihr Lieb»
ling läuft schlank durch dasHoheHaus; wenn die Zeitung inIhre
Etape kommt, werden Sie sehen, daß er schon am Ziel ist.

Sie habenmich.verehrteGröfin, richtig verstanden.Ich tadle
nicht, daß Jemand fremde Mgirungen, Staatsmänner, Diplo-
maten schilt; nicht einmal, wenn, nach meiner in Kenntniß ver»
«nkertenUeberzeugung, feinUrtheil irrt oder er von widerpoliti-
schen Gefühlen, Zorn, Haß, Rachsucht, sich in schnöde, gefahrlos
'Massenbeifall erstrebende Redensart zerren läßt. Davon mag
die Kriegspsychose entschuldigen, die neun Zehntel der»guten Ge»
sellschaft«,in allen Ländern, befallen hat. Unverzeihlich ist nur die
Beschimpfung,Vehmung,Versudelung ganzer Völker; die gewollte
Blindheit vor deren Menschheitleistung und die Vergottung des
«igenenWesens.DerEkelDeutscher.dieBarbarenundtzunnenge-
nannt werden, ist begreiflich z aber sie dürften auch nicht froh nicken,
wenn ein Landsmann andereVölker Krämer, Gaukler,Lügner,Ta-
raren, Strauchräuber,Banditen fchimpft. (Und unserAlltag hört
Schrilleres. In derGeneralversammlung einer großenGesellschaft
hat ein Aktionär neulich von «dem Lumpenpack in Amerika- ge-
redet: und derVorstand hatRüge nicht gewagt. Das ist Schande;
ist einSchrittinRebarbarisirung.)Die geistigen,Geist verwalten-
den Menschen müßten solchen Rückfall in Urzeitenwüstheit wie
Best bekämpfen; wie der Historiker und Botschafter Bryce Eng-
land, Herr Rolland und mancher Gefährte in Frankreich den
WunschvonKriegswuthTollerbekämpft,alleKulturbandezu lösen
«nd dem Feind jedes Verdienst um die Menschheitentwickelung
abzusprechen. In pariser Blättern lasen wir oft, Kant sei ein
Schlucker, Goethe ein hübsches Mitteltalent, Bismarck einlistiger
Kanibale, Nietzsche (den schon die Unzeitgemäße Betrachtung
Straußens als den grimmigstenHasser neudeutschenWesens er-
weist) ein Treitschke derPhilosophie gewesen; fehlte nur noch die
, tatsächliche Feststellung«, daß Schiller Stoffe aus der Geschichte
Frankreichs, Englands, Rußlands, Oesterreichs, Italiens, Spa-
Niens, der Schweiz in Dramen gedichtet, aus deutscher Wirklich»
keit aber nur die Tragoedie geschaffen habe, die den Titel »Die
Räuber" trägt, und daß in seiner zeitlich scharf, örtlich kaum ab»
gegrenztenBürgertragoedie Zwischenzwei schwärmendenKindern,
als unter den Reifen einzig edles Geschöpf, eine Britin stehe.
Wollen wir auch in solchen Schlamm hinunter? Schon ist mir,
von einem klugen und gebildeten Herrn, zugemuthet worden, zu
zeigen, daß Frankreichs Erde nie einen ganz großen Mann ge»

boren habe. «Denn Napoleon war doch Vollblutitaliener." Im»
merhin bis in die Wurzelfasern francigS. (Daß durch Bismarcks-
Adern manches Tröpflein Slawenblut rann, ist wahrscheinlich;,
daß seiner Ahnen Name einst Bismarek lautete, wird nicht nur
von czechischen Rassenwütherichen behauptet.) Und Pascal, Tu»
renne, Richelieu, Moliere, Rabelais, Montaigne, Corneille»
Racine, Voltaire, Rousseau, Carnot, Lamarck, Cuvier, Lavoisier,
Talleyrand, Poussin, Fragonard, tzoudon, Balzac, Broglie, Ma»
net, Flaubert, Ingres,Lamartine, Renan, Rodin sind auch nicht
von Pappe. Wachsen wir, wenn wir die Lebensleistung des Fran«
zosengeniuskleinern?Wirbrauchennichtfälschenden Schein. Von
derFront schrieb gestern eindeutscherOffizier:«Uns ekeltoft,wenn
wiraus derHeimathZeitungen bekommen.InallenstehtdasSelbe.
Sie bestärken dieLeser in jedem schädlichenVorurtheil. Wozu die
Gehässigkeit, die Blindheit, die bei uns nurVorzüge, beimFeinde
nur Mängel sieht? Das von uns Geleistete ist doch, weiß Gott»
nicht gering. Warum also, Ihr Kleingläubigen, in dieFußstapfen
unsererFeinde treten?Bewahre unsderHimmel davor,daßauch
wir jeden Maßstab für die Grundbegriffe der Civilisation und
Kultur verlieren!" Selbst uns, aus eigener Kraft zu wahren, ist
Pflicht. Nicht die Völker haben den Krieg gemacht. Alle hätten
gern im Frieden weitergearbeitet. Iedes Volk hat eines düsteren
Morgens von seinen Wächtern gehört: «Unser Land ist, unsere
Ehre in Lebensgefahr. Zu den Waffen!" Iedes glaubt felsfest,
in Krieg gezwungen zu sein und, in blanker Rüstung, redlich und
fromm für das Recht zu kämpfen. Iedes hat vornehme Menschen
und Mächler, saubere Kerle und Schweinhunde. Im «lemps«
fand ich vor ein paar Tagen den Abschiedsbrief, den ein junger
Elsasser an feine von der französischen Staatseisenbahn beamtete
Mutter geschrieben hat.«Ich hoffe ja, daß Du, Mutterchen, die»
sen Brief nie erhältst; denn käme er zu Dir, so wärs ein Zeichen,
daß ich zu Vater und zum lieben Bruder gegangen bin. Mich
schreckt der Gedanke an den Tod gar nicht; falle ich, dann zahle
ich, wie so viele Männer in dieser Zeit, meine Pflichtschuld an
Frankreich.Nur um Dich bin ich in Sorge; und frage mich: Was
wird Mamachen machen?Dies:Du wirst fehr ruhig sein undblei»
den; hübsch kaltes Blut bewahren, nichtDeine Verzweiflung durch
die Gassen heulen, fondern mit stiller Würde den Schmerz tragen.

Dann wirst Du an Vaters Grab treten und ihm sagen, daß seine
beiden Jungen und sein Schwiegersohn in Erfüllung ihrerPflicht
gestorben find. Er wird zufrieden sein, wenn er weiß: Mein gro-
ßer Rudolf und mein kleiner Emil ruhen im Feld der Ehre. Sag
ihm auch, daß fein Rudolf als Offizier, an der Spitze seiner Leute,
die Stirn dem Feind zugewandt, hinsank. Wird ihn freuen, Und
Dich wird das Bewußtfein trösten, daßDeineIungen, Wenns auch
Manche bestritten, tüchtige Menschen waren. Du wirst Deinen
Bahnhofdienst wieder aufnehmen und ihn betreuen, bis Du müde
wirst und von langer Arbeit ausruhen willst. Dann gehst Du in
die tzeimath, nach Thann oder nach Straßburg,und sagst Dir, daß
Deine Söhne zur Rückeroberung unserer Provinzen mitgewirkt
haben. Diese Vorstellung muß Dein Herz laben und noch Deinem
Alter Trost sein. Ich wünsche und fordere von Dir Muth undVer»
trauen. Aus willig hingenommener Opferpflicht und froher Ent-
sagung kommt Kraft. Weit wirst Du jede Regung der Wuth ge»
gen irgendwen von Dir weisen. Auch nicht scheel auf die Frauen
blicken, deren Kinder leben. Steigt Dir, wenn Du Kameraden von
Emil oder von mir stehst, mal ein Seufzer in die Kehle: bedenke.
Deine Söhne haben nichts mehrzu leiden undihr rühmlicherTod
ist mindcstensso gut Wiedas elendeDasein der Verschonten. Ver»
sprichst mirs, nicht wahr? Kehre ich nicht zurück, dann weißt Du:
Der letzte Gedanke Deines großen Jungen galt Dir und seiner
Schwester Blanche; und Beide schirmt der Segen des ins Para«
dies der Tapferen Aufgenommenen. Also: herzliche Küsse! Muth
undtzerzensstärke fürs Leben und für den Tod! Dein großerIunge,
der Dich fehr lieb hat." Wir müssen bedauern, daß dieses Iüng»
lings Flamme nicht ins deutsche Land schlug, und hindern, daß
seinTraum vom französischen Elsaß Wirklichkeit werde.Dochauch
gestehen, daß kein deutscher Krieger ernster, inniger, schlichter em-
pfinden könnte. Ein französischer Offizier erzählt (in «i.'<Iuvre),
wie er mitseiner Grabenmannfchaft drei blutjunge deutsche Krieger
fing. Die staunen zunächst: weil der Lieutenant eben so dreckig ist
wie seineLeuteundweilderDienstverkehr.fern von Preußenzucht,
denTonzutraulichenKameradengefühleshat.NachfünfMinuten
verständigt man sich. Die Papiere der Gefangenen werden geprüft
und Photographien gefunden. Das? Meine Mutter. Die? Mein e
Braut. Gratulire. Allerliebst in ihrem Tennisrock. Zeig mal! Ent-

zückendes Mädel. Der kann lachen. Behaltet dieBilder nur! Der
Bräutigam sprichtFranzöflsch. Und derOffizier bedauert, als die
Gefangenen abgeführt sind, daß er nicht Namen und Wohnung
der Verwandten erfragt hat, um ihnen vom Schicksal der Jung-
linge Nachricht zu geben. Die ?«i!u8 denken wohl, wie Hunderte,
die den verschrienen Locke in der Nähe sahen: Menschen wie wir,
von dem selben Willens trieb bestimmt undvomRechtihrer Sache
nicht weniger fest überzeugt. So ists im Kriegsfeld. Völkerhaß?
Menschen, des hohen Namens würdige, halten die Nase zu.
Ob dieDarstellung, die Herr Churchill, weiland Staatssekre-
tär, jetzt Major, vom Fall Antwerpens gab, richtig ist? Ich kann
Dirs,nachWissenschaftDürstender,nichtsagen.Belgierund Fran-
zosen schienen mir von der tzeldenmär, die der Kanzler des Her-
zogthumesLancaster denCommonsvortrug.nichtgeradeentzückt.
Ein Bischen anders, schallt es aus Paris unddemtzavre.war die
Sache doch wohl. Schon in den letzten Septembertagen (1914)sei
erkannt worden,daß dem deutschen Schwergeschütz das verschanzte
Lager vor Antwerpen nicht lange widerstehen könne. Am zweiten
Oktober habe die Räumung der Stadt begonnen, in der nur die
zum Schutz der Festung nöthige Schaar bleiben sollte. Die Haupt»
masse desBelgierheeres,hieß es.geht an die Dendre und Scheide
zurück, um sich den Franzosen zu vereinen und dem Feind die Küste
zu sperren. Da kam Herr Winston Churchill nach Antwerpen, em»
Pfahl, die Stadt um jeden Preis zu halten, und verhieß der Be»
satzung zulängliche Britenhilfe. KönigAlbert und seine Minister
folgten dem Rath; wurden aber, da die englische Entsatztruppe
ties unter der verheißenen Ziffer blieb, von ihrer Hoffnung ent»
täuscht und mußten zehn Tage danach Stadt und Festung aufge»
ben. Inzwischen waren die Deutschen in Flandern und Nord»
frankreich so weit vorgerückt, daß die Belgier, statt an die Dendre,
bis an die Vser zurückgehen und den Norden beider Flandern
bisansMeerblößenmußten.NndfünsundzwanzigtausendMann
der antwerpener Besatzung, die ihr Hauptheernichtmehrerreichen
konnten, wurden über die Grenze gedrängt und in Holland ent»
waffnet und festgehalten ... Wenns so gewesen ist, hatte Herr
Churchill Grund, den berühmten Kollegen Kitchener als Mitschul»
digen vors Volksgericht zu schleppen. Der hält sich mit Verthei»

dem Iulmond.
Digung seines Handelns, mit Beleuchtung des Geschehenen nicht
auf; öffnetdes Mundes hartenRiegelhöchstens einmal, um Künf»
tiges anzudeuten. In Athen hat er gesagt: z,Keins der verbünde»
ten Heere war für Krieg solchen Umfanges und solcherDauer vor-
bereitet; doch jedes hat das erste Jahr fleißig genützt. Im März
1916 wird England vier Millionen Mann auf den Beinen ha»
den; außerdem Waffen, Kleidung, Geschosse, Proviant für sechs
Millionen Russen. Einfalt selbst wird dann am Sieg unserer
Heere nicht mehr zweifeln." Bis in den März kannEreignlß wer-
den. Wenn die Meldung nicht vonHavas gekommen wäre,dürf»
ten wir glauben, Kitchener sei mit Churchill verwechselt worden.
Schwarzer Peter.
Wenn ein Eisenstrang die Untere Donau dem Adriatischen
Meer verbände, wäre dem vonUebermacht gedrängten Serben»
Heer der Rückzug, die Rettung auf proviantirbares, dem Helfer»
willenRoms bequem erreichbares Gebiet leichter geworden. Fast
acht Jahre ists her. seit Italien (Tittoni) den Bau der Bahnlinie
Donau-Adria empfahl, Aehrenthals Zustimmung erlangte und
ein Syndikat, dem Franzosen, Russen, Serben angehörten, sich
zurAusführung des Planes entschloß. Als französische Bankiers
der Hohen Pforte die Erlaubniß (»Studienkonzession") entlockt
hatten, wurde das Albanerland von fo heftigen Krämpfen ge-
schüttelt, daß ruhige Ingenieurarbeit dort unmöglich war. Erster
und zweiter Balkankrieg, Albaniens Lösung von der Türkei; die
londoner Botschafterreunion beschließt, daß dieBahn internatio»
nal und neutral sei. Nur: gebaut wird sie nicht. Jetzt müssen die
armen, von denArmeen zweier Großmächte und Bulgariens rück-
wärts geschobenen Serbenkrieger durch steiles Gebirg klettern,
Geschütz und Train am Fuß stehen lassen, um dem Vaterland ein
Heer, eines Heeres Rumpf, zu erhalten. Und ihr König muß froh
sein, wenn er insLändchen seines Schwiegervaters unterkriechen
kann. Daß sein Schicksal je am Willen Nikolas, des Tscherna»
gorzenherrschers, hängen werde, hat Peter Karageorgewitsch (En-
kel des Schwarzen Georg) wohl niemals geträumt, seit er aus
Genf in den belgraderKonak geholt ward.Reiht er sich nun.nachEr-
lebniß.in dessenWiderhallnoch derRhythmus einerEddadesErd-
ostens schwingten den Schattenzug der landlosen Könige? Wird

die Weissagung Wahrheit,Cetinjes heiligerBoden werde die Zu-
fluchtstätte des noch einmal niedergerungenen Serbenvolkes sein^
IwanTschernojewitsch,derindemschwerzugänglichenLande
des dräuenden Schwarzen Berges, zwischen Skutari und Kat»
taro, gegen Ende des fünfzehnten Iahrhunderts das Kloster Ce»
tinje gründete, konnte nicht ahnen, daß auf dieser Stätte einst ein
christlicher König im Konak thronen werde. Kein König seines
Stammes freilich; die im Widerstand gegen das Türkenjoch von
den Venezianern unterstützten Tschernojewitsch sind, nach einem
Bruderzwist, der Iwans Sohn Georg aus Cetinje jagte, ausge»
starben; und ihr letztes im Haemusgebiet sichtbares Haupt, Sken»
derbeg Tschernojewitsch, hatte das Zwergfürstenthum als Statt»
halter des Sultans verwaltet. Doch blieb das Mühen, dem Herr»
schaftrecht die lückenlose Fortwährung zu wahrm, nicht ganz er»
traglos. Iwans Kloster war noch unter dem Halbmond, als Sitz
des Wladika und seiner bischöflichen Macht, die Citadelle des
Schwarzen Berges; ward, wenn die Türken es durch Feuer zer»
stört hatten, jedesmal wiederaufgebaut und ist heute noch, alK
Gruft des Großwojwoden Mirko und der Bischöfe Peter und Da-
nilo, den Montenegrinern heilig. Der russische Peter, den die
Europäer den Großen nennen, hat die strategische und die natio»
nale Bedeutung des Berglandes früh erkannt. Während Karl
der Zwölfte von Schweden um Türkenhilfe wider Rußland warb,
die Hohe Pforte durch einen Fetwa des Scheich ul Islam dem
Zarenreich den Krieg erklären ließ und Peter, beinahe so beredt
wie später die über atrocities klagenden Briten, die europäischen
Großmächte zur Befreiung der christlichen Griechen, Serben, Bul»
garen, Walachen aufrief, mußte sein Bote Miloradowitsch den
Tschernagorzen (Montenegrinern) ein Sendschreiben bringen,
worin der Gossudar kündete, er ziehe in den Heiligen Krieg, der
die Rechtgläubigen aus derTürkennoth erlösen solle, und rechne
auf denBeistand allerje von denOsmanen geknechteten Christen.
«Wenn Ihr handelt,wie diePflichtEuch gebietet,wird Moham»
meds Horde in die arabische Wüste zurückgejagt." Zum ersten Mal
hörten die unter der Türkenherrschaft lebenden Christen solche
Worte; zum ersten Mal meldete Rußland sich als den legitimen
Erben der Palaeologen von Byzanz. (1710; in zwei Iahrhun»
derten hats den Anspruch nicht durchzusetzen vermocht.) Wladika

Danilo aus dem tzaus der Njegos ließ sich durch Peters wuck»
tige Worte zur Tschernagorzenvesper hinreißen und begann, mit
seinem Menschenhäuflein, den Krieg gegen die Türkei. Peter war
am Pruth bald so bedrängt, daß er froh sein mußte, als der (mit
russischem Gold bestochene) Großwestr ihm in Falczin einen er»
träglichen Friedensschluß ermöglichte. Miloradowitsch aber saß
ruhig in Cetinje und erklärte in einem feierlich stilistrten Erlaß,
die Tschernagorzen feien nur dem Zaren zu Treue, Gehorsam und
Kriegsdienst verpflichtet. Das klang wieder gut; und da man sich
in Konstantinopel um den Schwarzen Berg kaum noch kümmerte
und denWladika von Cetinje nach seinem Belieben schalten ließ,
kams nichtzuschroffem Konflikt. Als die von Peter aufgestachelten
Tschernagorzen vor den siegenden Türken auf Venetisches Gebiet
geflohen waren, hatten nicht sie die Folgen zu tragen, sondern die
Bürger der Republik Venedig, die sich weigerte, die Flüchtlinge
auszuliefern. Sultan Ahmed nahm ihr Morea, trieb sie aus den
letzten Kandiotenburgen, wurde aber, nachdem Oesterreich einge»
griffen hatte, durch dieSiege des Prinzen Eugenbei Peterwardein
undBelgrad 1718zum Frieden von Passarowitz genöthigt, in dem
VenedigzwarMorea endgiltig aufgab und den Südosten der Her-
zegowina räumte, Kaiser Karl der Sechste aber Nordserbien, die
Kleine Walachei, das temesvarer Banat und einen Theil von
Nordbosnien erhielt. Auch ein wichtiges Datum: zum ersten Mal
meldete England sich mit der Mahnung, den Besitzstand der Tür-
kei zu erhalten. Nächstes: der Europäerkongreß von Nimirow,
wo, 1737, Rußland schon dieSuzerainetät über die von derTür-
kei zu lösenden Donaufürstenthümer forderte. Das konnte der
Sultan nicht gewähren und Kaiser Karl nicht wünschen. Der war,
als Deutscher Kaifer.zwarRußland verbündet, gönnte den Mos»
kowitern aber nichtfo rafcheErweiterungihrer südosteuropäischen
Machtsphäre und zwang sie, durch den hastigen Abschluß des Bei»
grader Friedensvertrages, auf alles eroberte Gebietzu verzichten,
Asow zu entfestigen und ihre Schiffe dem Schwarzen Meer fern
zu halten. Unter diesen Bedingungen bewilligte ihnen die Pforte
einen »Frieden auf ewige Zeit". Schon damals schrieb ein hell-
sichtiger Franzose, das Osmanenreich habe sein Leben nur der
Eifersucht und dem Sonderinteresse einzelner christlichen Staaten
zu danken, denen die mufulmanifche Wirtschaft weniger unbe»

quem sei als der Machtzuwachs, den der Antritt der Türkenerb»
schaft ehrgeizigen Gegnern bringen könnte. Nach dem Sieg über
Rußland und Oesterreich war die Türkei so gekräftigt,daß sie die
Schweden gegen neue Moskowiterzettelung miethen konnte und
die kleineTheokratie am SchwarzenBerg nicht zu beachten brauchte.
Ihres Schicksals Wende begann erst, als die deutsche Katha»
rina auf Peters Thron saß. Im Frieden von Kütschuk Kainard»
sche verlor Adb ul Hamid der Erste die Krim und die Bukowina,
erlangteRußland,mitdreiSeefestungen,dasRechtauffreieFahrt
im Schwarzen Meer und durch den Bosporus. «Ehe noch zehn
Iahre verstrichensindVchrieb 1784derPreußischeGesandteDiez
aus Konstantinopel, «wird dieTürkei verschwunden,wirdihreuro»
Fälscher BesitzvonRußland verschlungen sein. "So weit langte im
ersten Rausch auch Katharinens Hoffnung: und doch brachte der
nächsteKrieg undderFriede vonIassy ihr nur den winzigen Vor»
theil einer den Türken unbequemen Grenzregulirung im Norden.
Auch die Tschernagorzen wurden nun aber wieder lebendig. Die
Wuth über dasTreiben des Statthalters KaraMahmudPascha
Boschatly, der von Skutari, seiner Provinz, aus immer wieder in .
montenegrinische Rechte eingriff und schließlich gar zwei für das
Bergland wichtige Festungen besetzen lleß, trieb sie zum Versuch
bewaffneter Abwehr. Der Uebermüthige wurde bei Krusa ge»
schlagen, nach wiederholtem Angriff getötet und Wladika Peter
Petrowitsch, dem, als dem Sieger, die Brda, das östliche Berg»
land, sich nun unterwarf, herrschte mit Kreuz und Schwert fortan
über einen ansehnlichen orientalischen Kirchenstaat.
Seitdem hat dieFamilieNjegos»Petrowitsch in Montenegro
regirt; ist das Land, unter dem Schein türkischer Oberhoheit, fast
unabhängig gewesen. Seitdem war das Trachten aller Familien»
häupter auf ein Ziel gerichtet: auf einen Hafen am Meer. Derstreit»
bare Bischof Peter hat, als Bundesgenosse der Russen, gegen
Frankreich gefochten und, unter dem Feuer der Britenflotte, die
Boche di Cattaro erobert; mußte die ersehnten Buchten aber den
Oesterreichern räumen. Danilo, der Neffe des zweiten Wladika
Peter, wollte nicht Bischof heißen und nannte sich Fürsten von
Montenegro und Herrn derBrda. Das paßte der Pforte nicht; und
als die Tschernagorzen die kleine Festung Zabljak besetzt hatten,
wurde Omer Pascha mit sechzigtausend Mann ins Bergland ge»

schickt, um Ordnung zu schaffen und dieWiderspenfligen zu züch»
tigen. Alle Südslawen zeterten laut gegen die Knebelung Monte»
negros. Durfte Oesterreich den Russen die dankbare Rolle des
Christenschützers lassen und ruhig mitansehen, wie sein Handel in
Bosnien durch Omers wüste Wirthschaft im Bisthum geschädigt
wurde? Franz Joseph ließ durch den Feldmarschall'Lieutenant
Grafen Leiningen in Konstantinopel ein Ultimatum überreichen,
das (außer anderen Zugeständnissen) die Abberufung Omers for»
derte und der Pforte erklärte, wenn die wiener Wünsche nicht nach
dem Ablauf des fünftenTages erfüllt seien, werde ein österreich»
ischestzeerin Bosnien einmarschiren.DieserDruck wirkte.Ehe noch
Rußland interveniren konnte, wurde Omer Pascha heimberufen.
Dessen Heer hätte zu völliger Unterwerfung derTfchernagora ge»
nügt. Mit gutem Recht können die Oesterreicher also behaupten,
Montenegro sei von ihnen aus Lebensgefahr gerettet und von na-
hem Türkenschrecken befreit worden. Nicht für immer. Drei Jahre
nach Leiningens Erfolg forderte, auf dem Pariser Kongreß.der den
Krimkrieg enden sollte, der türkische Delegirte von den Mächten die
Anerkennung derThatsache,daß Montenegro zumOsmanenreich
gehöre. Danilo protestirte; erklärte in einem Rundschreiben, die
Tschernagora sei ein freies Land, dem von Rechtes wegen dietzer»
zegowina und die Hälfte vonAlbanien zugesprochen werden müßte.
Oesterreich konnte in dieserSchicksalsstunde für feinen Schützling
nicht viel thun: es wurde selbst ja genöthigt, die Donaufürsten»
thümer zu räumen.Im vorigentzerbst hatte GrafBuol-Schauen»
stein,Schwarzenbergs Nachfolger, zuBeust gesagt: «DieDonau»
fürstenthümer haben wir in der Tasche!" Wurde dann «vor Zorn
feuerroth und stieg wie eine Rakete in die Höhe", als in Paris, am
siebenundzwanzigsten März 1856, Alexander Walewskt, der als
FrankreichsVertreterdemKongreß vorsaß.ihn fragte.wannOester-
reich seine Truppen aus denFürstenthümern zurückziehen werde.
Daß der Rückzug erst nach der Ratifikation des Friedensvertra»
ges beginnen solle, mußte ihm schließlich genügen. Da war für
Montenegro nichts Rechtes zu erreichen; das Bergland mußte sich
selbst helfen. Half zunächst den bosnischen und herzegowzifchen
Bauern, die, bald nach dem Pariser Frieden, gegen die Türken»
tyrannis aufstanden, und schlug am dreizehnten Mai 1858 bei
Erahowo das Osmanenheer so gründlich, daß Abb ulMedschid

eineGrenzregulirungzugestehen und eine(nichtfehr beträchtliche)
Vergrößerung der Tschernagora bewilligen mußte. Danilo hat für
sein armesLandnoch allerleiNützliches gethan: die Steuerpflicht
und ein europäischem Muster nachgebildetes Gesetzbuch einge»
sührt, die Blutrache und anderen Barbarenbrauch ausgerodet, die
Staatsverwaltung und dietzeeresorganifation dem gewandelten
Zeitbedürfniß angepaßt. Als er am zwölften August 1860 in Kal>
taro von einem Landsmann tötlich verwundet worden und am
nächsten Tage gestorben war, bestieg sein Neffe Nikola, der noch
nicht neunzehnjährige Sohn des tapferen Wojwoden Mirko Pe»
trowitsch, den Fürstenthron. Der neue Herr, den das Volk zärt»
lich Nikiza (Nikolauschen) nannte, durfte inRuhe reifen; brauchte
sich im erstenRegirungjahrzehnt nicht mit den Türken zu balgen.
Noch warimSüdostenEuropas alleEntwickelung von demZweifel
gelähmt, den Johann Wilhelm Zinkeisen in die Frage gefaßt hatte:
«Werden die Mächte des Westens oder wird derKoloß des Nor»
dens sich der Geschicke und der Zukunft des Osmanischen Reiches
bemeistern? Das ist die Orientalische Frage des neunzehnten
Jahrhunderts." Noch hindert, lange noch, die Eifersucht der Groß»
mächte die bündige Antwort. Im Hochsommer des Jahres 1869
heischtMontenegro an der Albanergrenze zwei Weideplätze. Die
Türkei sperrt sie durch einen Militärkordon; giebt aber dem austro»
russischen Drängen nach und schwichtigt Nikola durch eine Geld»
Zahlung. Seitdem aber kams fast in jedem Jahr zu irgendeinem
Geplänkel. Als in Konstantinopel dannAbd ulAziz und elfTage
danach zwei feiner Minister ermordet worden waren, flackert auf
dem Balkan eine neue Flamme auf. Milan von Serbien fordert
das Recht, als Statthalter des Sultans in Bosnien einzurücken.
MidhatPascha weigert die Erlaubniß. Milan erklärt derTürkei
dreist den Krieg, stellt sein durch zuströmende Freiwillige verstärk»
tes tzeer unter das Kommando des russischen Generals Tscherna»
jew und verbündet sich dem Tschernagorzen. Serbien soll Bos-
nien und den Sandschak Nowibazar, Montenegro soll Albanien
und dieHerzegowina »beruhigen". Schon istNikola von dentzer»
zegowzen als Souverain empfangen worden; hat Newesinje be»
lagert und den Türkenfeldherrn Mukhtar Pascha, durch dessen
Aebermacht er zurUmkehr gezwungen ward, beiWrbitza»Wuci»
dol endlich besiegt. Doch den Serben lächelt dasGlück nicht; und als

^schernajew bei Deligrad geschlagen ist, müssen die verbündeten
Staaten die Intervention der Großmächte erbitten. Draußen hat
sich inzwischen Manches geändert. Die Furcht vor bedrohlichem
Wachsthum rusfischerMacht treibtEngland,mitnoch zähererKraft
als bisher sich für die Erhaltung der Türkei einzusetzen. Layard,
der das Inselreich am Goldenen Horn vertritt, schreibt:„ Nicht aus
Liebe zu den Türken oder gar zu ihrem Glauben, sondern zur
Wahrung unserer eigenen Sicherheit müssen wir das Osmanen»
reich ungeschmälert erhalten. DieTürkei stemmt sich den ehrgeiz'gen
DrientplänenRußlandsentgegenundderSultanist,alsHauptdes
Islams, für Britanien, das Millionen mohammedanischer Unter»
thanen hat, ein nützlicher, vielleicht einunentbehrlicherBundesge»
nosse." Lord Derby, der diese Note empfängt, stimmt der Meinung
des Botschafters zu.Rußland muß sich in Europa alfoeinen Helfer
suchen. Welche Großmacht hat Grund, mit der anglo-türkischenPo-
litik unzufrieden zu fein? Oesterreich-Ungarn, das ausDeutschland
gedrängtist undsich, wienach BeustauchAndrassy erkannt hat, nur
im Orient schadlos halten kann. Am achten Iuli 1876 beginnen die
Kaiser Alexander der Zweite und Franz Ioseph in Reichstadt die
Verhandlungen, die zu der Konvention vom fünfzehnten Ianuar
1877 führen. («DieseKonvention",sagtBismarck, »nicht derBer»
liner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an
Bosnien und der Herzegowina und hat den Russen während ihres
Krieges mit den Türken die Neutralität Oesterreichs gesichert.")
Rußland hat von Galizien her nichts zu fürchten und kann losschla»
gen. AlsLordDerby zu bremsen versucht, antwortet Gortschakow:
» DerWunsch, dieTürkei unabhängig und unangetastet zu erhalten,
ist nur erfüllbar, wenn sie.die Gebote derMenschlichkeit achtetund
das Gefühl der christlichenVölker Europas nicht länger verletzt.Da
die Pforte unfähig scheint, das Lebensrecht der ihr unterthanen
Christen zu schützen, muß Europa dafür forgen, daß derFriedens»
Vertrag vom Iahr 1856 gewissenhaft ausgeführt wird." Eineneue
Schlachtordnung also; und ein neuerSultan. Das Scheinregiment
Murads des Fünften endet nach kurzer Dauer und statt dieses
Irren wird Abd ul Hamid der Zweite Kaiser und Khalif. Der erste
Novembertag bringt den Serben und Tschernagorzen den ersehn»
ten Waffenstillstand. Die Balkankonferenz empfiehlt der Pforte,
die inAlbanienundderHerzegowinaeroberten Grenzdistrikte den

Montenegrinern zu lassen und ihnen, als Ersatz des noch immer verweigerten Hafenplatzes, die Schiffahrt auf der Bojana zu ge» währen. Das vonAbd ulHamid,aufMidhatsRath, einberufene Parlament lehnt Nikolas Friedensbedingungen ab, die Pforte willsichweder dem Londoner Protokol nochgardem russischenZu» satz,derschleunigenFriedensschluß mit Montenegro heischt,fügen: am vierundzwanzIgstenApril1877 rücken russische Truppen indie Moldau und ins türkische Armenien ein. Suleiman Pascha bahnt sich durch Montenegro den Weg nach Albanien, wird aber von Cetinje nach Podgorizza abgedrängt und Nikolas Heer erobert Antivari. Im Präliminarfrieden von San Stefano erlangt der Fürst stattlichen Gebietszuwachs: sein Reich soll sich im Norden bis an die Mündung des Lim in die bosnische Drina, inderHer» zegowina bis über Gazko hinaus und auf der Albanerseite bis nach Skutari erstrecken. Dabeibleibtsnicht. ImBerlinerVertrag vom dreizehnten Iuli 1878 wird Montenegro auf kleineren Zu» wachs beschränkt, aber als unabhängiges Fürstenthum anerkannt und erhält, außer herzegowzischen Bezirken und dem Bergland von Gusinje und Plawa, das Küstengebiet vonAntivari. Ist end» lich also ans Meer vorgedrungen. Zwar fällt Sptzza nebst der Küstenkontrole an Oesterreich; aber der alte Herzenswunsch der Nation ist erfüllt. In den Wintermonaten des Iahres 1379 muß sie im Bandenkrieg gegen die Albaner kämpfen, die Gusinje und Plawa nicht räumen wollen. Nach langwierigen Verhandlungen, in die alle interessirten Großmächte eingreifen, verzichtetMonie» negro auf diese Bergbezirke und erhält dafür den bis zur Bojana» mündung reichenden Streifen der Adriaküste mit der Hafenstadt Dulcigno, deren Nebergabe Derwisch Pascha mit einer osman» ischen Kerntruppe von den Albanern erzwingt. Der Khalif ist, das geistliche Oberhaupt aller an Mohammed G laubenden, genöthigt, selbst denWiderstandihmunterthanerGläubigen gegen neueGe» bietsforderung christlicher Slawen zu brechen und den so gesäu» berten islamischen Boden den Christen abzutreten. Am fiebenund» zwanzigstenNovember 1880ziehen dieTschernagorzen in die ihnen von denTürken geöffnete Hafenstadt ein. Wo einst Byzanz, dann Venedigund seit drei Iahrhunderten der Sultan» Khalif geherrscht hatte, funkeltüber dem rothenFeld, in dem Montenegros Doppel» adler die Silberschwingen spreitet, im Sonnenlicht nun das gol» dene Kreuz, die goldene Krone des freien Christenfürsten.

Nikizas.DeristjetztneununddreißigIahrealt,sitztvierLustren
lang auf dem Fürstenthron: wird aber von denLandsleuten noch
immer wie ein Heldenjüngling gehätschelt. Der, heißts, hilft uns
sicher aus derArmuth und Enge; kann derTschernagora, der die
Venezianer den lateinischenNamen gaben, eines Tages noch wer-
den, was im vierzehnten Iahrhundert StephanDuschan, der Zar
aller Serben und Griechen, der füdslawischen Hoffnung war. Hat
er nicht schon viel erreicht? In Paris, als blutjunger Student
der Kriegswissenschaft, die Gunst Louis Napoleons gewonnen,
die ihm nützlich wurde, als der Einundzwanzigjährige den Auf-
stand des herzegowzischen Schmiedes Lukas Wukalowitsch unter»
stützt hatte, von Omers Uebermacht aber gezwungen worden war,
vor Europens Thronen um glimpfliche Friedensvermittlung zu
bitten. Er hat das Bündniß der beiden Serbenreiche durch den
Entschluß ermöglicht, sein Heer und sich selbst unter den Oberbefehl
MichaelsObrenowitsch,deskühnenFürstenvonSerbien,zu stellen
und, wenn das Einigungwerk dieses Opfer fordere, seine Krone
Michael, der die Serbenerde von der Schmach türkischer Zwing-
burgen befreit hatte, zu überlassen. Im Dupapaß, bei Antivari
und Dulcigno das Osmanenheer besiegt. Das Säkularsehnen
seines Volkes nach dem offenen Meer endlich gestillt. Und in
Petersburg den (unter Milan sacht verbleichenden) Glanz des
Hauses Obrenowitsch überstrahlt. Für zwanzig Iahre, eine im Völ-
kerleben kurze Zeitspanne, ists genug. Kann diesem Nikola nicht
viel mehr noch gelingen? Nicht im Mannesalter die Serbenein»
ung,von der seineIugend träumte?DerSüdslawenlegende wird
der stattliche, muthige Fürst schnell zum Heros und Hort des ins
Unermeßliche schweifenden Großmachtwahnes; und Nikola weiß
sich schlau auf den wärmsten Pfühl des Nationalvertrauens zu
betten. Ein Volk, dessen Kopfzahl noch nicht dieViertelmillion er»
reicht, ein Heer von fünfzigtausend felddienstfähigen Leuten: damit
ist derAnspruchauf haltbaren Heldenruhm heutenicht leichtzu er-
kämpfen. Nikolas Zufallssiege im Kampf gegen Mukhtar und Su«
leimanPascha sichern ihn nicht. Dem Sinnenden hilft eineFami»
lienerinnerung.War fein Großohm nicht, der zweite Peter Petro»
witsch Njegos, als Nationaldichter berühmt ? Er hat die Bergeund
das Freiheitsehnen, den Muth und Stammesstolz der tschernagor-
Zischen Serben besungen; in Drama und Volkslied sich, ein Bischof
derOrthodoxen Kirche, versucht. DiesemVorbild strebtNikolanach.

Im Paris des Zweiten Kaiserreiches hat er ins Literatenhandwerk
hineingeblickt und seinem Patrioteneifer kann in der Sprache der
Mitutinowitsch und Raditschewitsch ein klangvoller Vers, eine
wirksame Strophe nicht unerreichbar sein. Erwagts; seinLied grüßt
dasMeer,über dessenBucht endlich nun die weiß gekreuzterothe
Standarte im Morgenwind flattert, grüßt das Gebirg, über dessen
Kämme der Weg in Großserbiens Zukunft führt. Er giebt dem
Lande dieNationalhymneund dasNationaldrama.Held,Sänger;
und Schlaukopf. Ists etwa nicht hohen Lobes werth, daß er das
fest verriegelte HerzAlexanders des Dritten erobert, der ihn laut
seinen besten (nicht, wie allzu wörtliche, den Sinn entstellende
Uebersetzung behauptet, seinen »einzigen")Freund nennt?Nicht
ungemein pfiffig, daß er sich ganz als Geschöpf und dankbaren
Bewunderer Rußlands giebt, feit Milan Obrenowitsch sich dem
Oesterreich Andrassys zugewandt hat? Die slawische Vormacht
schien unüberwindlich und Alexander der Zar von Europa. Auf
Milan, den geistreichen Lüdrian, ist für die Erledigung nüchterner
Geschäfte nicht zu zu rechnen. Nikola lernt ihn allmählich hassen;
freutstchdesEheskandalsimbelgraderKonak,desHaderszwischen
Vater und Sohn und hofft, als Alexander mit seiner Draga der
Dynastie das Grab schaufelt, zur Rettung aus gefährlicherWirr»
niß berufen zu werden. Der felbe Mann, der gesagt hat, er sei,
wenn die Einung der Serbenstaaten dadurch beschleunigt werde,
bereit, zu Gunsten Michaels Obrenowitsch auf das Regentenrecht
zu verzichten, trachtet jetzt nach der Doppelkrone der Obrenowitfch
undNjegos; und gilt, noch immer, im Südslawenbereich als der
neue Duschan, den der Gott aller Rechtgläubigen für das große
Werk der Serbensammlung auserwählt habe. Mit bedächtiger
Kaufmannsklugheit hat der fürstlicheBarde seinem Gott dasWun-
der zu erleichtern, der Vorsehung die günstige Konjunktur zu
schaffen versucht. Milena, die Tochter des verarmtenWojwoden
Wukotisch,hat ihm zehn Kinder geboren. Solcher Segen muß dem
Vater, demVaterland zinsen. PrinzessinZorka wird dem serbischen
Thronprätendenten Peter Karageorgewitsch, Miliza dem russi»
schen GroßfürstenPeterNikolajewitsch,Stana zuerst demHerzog
Georg von Leuchtenberg, dann dem Großfürsten Nikolai Nikola»
jewitsch, Helene gar dem italischen KronprinzenVIctor Emanucl
vermählt; PrinzMirko holt sich aus demHauseObrenowitsch die
Ehegefährtin und nur Danilo, der Erbprinz, muß sich in glanzlose

Gattung mit der Strelitzerin Iutta bescheiden. Nikola hat starke
Trümpfe in seinem Spiel: Rußland, die Slawenstimmung, Ita»
liens Beistand.Wird ihm einst die Nachfolge Alexanders Obreno»
witsch angeboten, dann widerspricht gewiß keine Macht. Keine?
Hier war in Nikolas Spielberechnung ein Fehler. Oesterreich«
Ungarn hatte mit der Omladina, den serbischen Iugendvereinen,
die in dem Fürsten der Tschernagora den Messias sahen, zu viel
Aerger erlebt, um wünschen zu können, daß Nikola in Cetinje und
Belgrad herrsche und heimlich die Werbekraft des großserbischen
Gedankensnoch mehre. Auf demWestbalkan,also inOesterreichs
nächster Interessensphäre, ein den Russen blind ergebenerFürst,
an Albaniens Grenze derzwiefachgekrönteSchwiegervater eines
Königs von Italien: wederin Wien noch in Budapest durfte mans
dulden. Die panserbische Agitation gegen Habsburgs Herrschaft
wäre gestärkt, Italiens Drang nach Albanien begünstigt, die An«
nexion der inReichstadt undBerlin demKaiserFranzIoseph zu-
gesagten Balkanprovinzen um ein Beträchtliches erschwert wor«
den. ObGoluchowski den belgraderVerschwörern gewinkt,ob ihrem
Hirn ohne Mahnung die Nothwendigkeit der Stunde eingeleuchtet
hat: als, nach derErmordungAlexanders, dieSkupschtina einen
neuen König küren sollte, fiel keine Stimme aufNikola, keine auf
seinen der Familie Obrenowitsch verschwägerten Sohn Mirko.
PeterKarageorgewitsch wurde gewählt, Nikolas Eidam, der, seit
Zorka gestorben und die Apanage knapp geworden war, dem hoch«
müthig kargenden Schwiegervater in stummem Groll fern blieb.
DieHoffnung eines Menschenalters hatte getrogen; und dem
Sechzigernahte baldneueEnttäuschung. Unser Herr, wisperts seit
1903 um den Schwarzen Berg, ist also nicht, wie wir stets glaub«
ten, der von allen serbischenBrüdern ersehnte Nationalheld? In
traurigem Staunen fragens die Alten. Nein, antworten mit fre-
chem Spötterblick die Iungen; »Euer Nikiza ist längst tot, der in
hundert Liedern besungene Falke, der den Entschluß zur Serben-
einheit übers Gebirg tragen sollte, flügellahm geworden.Seht ihn
genau an! Niemals hat er, was er malte, gethan. Wenn wir ihn
einen Dichter nennen, betonen wir das Wort so ironisch wie, im
Gespräch mit ihrem Bildhauer Rubek, Ibsens Irene. (Denn wir
sind, liebe Mümmelgreise, mit westlicher Bildung gemästet und
haben schrecklich viel gelesen.) ImLied hat erFreiheit verheißen:
und vor drei Moskowiterkhanen, deren Kleid von Märtyrerblut
21»

dampfte, in Hundedemuth gewedelt, die von uns erzwungene Ver»
fafsung tückisch wieder beseitigt und jede junge Regung mit der
Grausamkeit des brutalsten Selbstherrschers niedergebüttelt. Auf
der Bretterbühne wies er das Ziel der Serbeneinheit, der Erlösung
von fremdem Ioch: in der Wirklichkeit wurde er, feit die Iapaner
den petersburger Patron aufsHaupt schlugen,schwach und ängst-
lich, suchte sich ins Vertrauen der wiener Slawenfeinde zuschmug»
gel und that, da Oesterreich die Zeit russischer Ohnmacht zur An»
nexion Bosniensund derHerzegowinaausnützte, fürdieSerben«
sache nicht einmal so viel wie Georg Karageorgewitsch und die Hohe
ExcellenzIswolskijs. Ein Held? Ein Dichter erquälter Dutzend»
verse; einBaumeister,derLuftschlösser ohne feste Grundmauer vors
Auge zaubert, die er selbst nicht zu erklettern wagt, weil er den
Schwindel scheut; einGreisender, dem vor derIugend graut. "So
schroffes Urtheil dringt selten durch die Pforte der Fürstenschlösser.
Hats Nikola dennoch gehört? Er ist, seit die radikale Sprudel»
jugend ihn zu den Mumien geworfen hat, wieder recht lebendig
geworden; und ein Souverain, derNationalbarde und Oberleiter
desRegirungblattes O1s8 OnoZorca ist, vermag für seinen Ruhm
Mancherleizu thun. UnterNikolasRegirungist dieUnabhängig»
keit Montenegros von den Großmächten besiegelt, sind dem Berg-
fürstenthumzwei Häfen gewährt worden. NurLügner können be-
haupten, die bosnische Krisis habe denTschernagorzen keinenEr»
trag gebracht. Antivari und Dulcigno gehörten ihnen erst jetzt ganz:
im neunundzwanzigsten Artikel des Berliner Vertrages ward
die Bestimmung gestrichen, die den Oesterreichern die Seepolizei
in diesen Häfen zuwies und Montenegro hinderte, dort Kriegs-
schiffe zu halten. Genügts noch nicht? Aus Iwans Klosterdorf
wird morgen die Residenzstadt eines christlichen Königreiches.
Dem Volk hat der Firniß nicht genützt. Die Tschernagorzen
blieben arme Leute, die sich, Mann und Weib, schinden müssen, um
ihr Leben zu fristen, und inSchaaren, sobald sich eine Gelegenheit
bietet, dem Karst und Schiefer ihrer Heimath in die Neue Welt
entlaufen. Die Steuerfron ist im Königreich nicht leichter gewor-
den. Nikola aber durfte sich im Glanze spiegeln. Wer sagt noch,
Danilos Neffe habe in fünfzigjährigerHerrschaftnichtsGreifbares
erlangt? Schwiegervater der Könige von Italien und Serbien,
Oheim des Zaren, dessen Geisterglauben Miliz« klug nährt, in der
tzMurg fast nun so gut angeschrieben wie in Zarskoje Selo; und

das Wichtigste: morgen selbst von Gottes Gnaden ein Zar. Wie
Karol,Peter,Ferdinand.WarumhatNikolanichtfrühernachdem
Königstitel gestrebt? Weil ihm an der Rangerhöhung ohne Ge-
bietszuwachs nichts lag? Er sie nur wünschte, um seinem Sohn
Mirko den Weg auf denThron der Obrenowitsch zu bahnen, der
die Enkel des Schwarzen Georg nicht lange mehr tragen wird?
Vielleicht. Die Ehedes Erbprinzen Danilomitder norddeutschen,
im Bergland verlästerten Prinzessin ist fruchtlos geblieben; Da«
nilo felbst gilt als ein unthätiger Schwächling und wird von Miß-
trauen umlauert. Mirko, der im Schoß einer echten Serbin einen
kräftigen Knaben gezeugt und sich in jeder Fährniß zu dem groß-
serbischen Gedanken bekannt hat,ist derLiebling derNation, dem
sie zutraut, er werde für ihre heilige Sache nicht nur mit Zunge
undFeder fechten. Zielt dasAuge des altenFalkensoweit? Hofft
er, dem Jungen könne, als von Europa anerkanntem König, gelin-
gen, was dem noch vom Türkenjoch bedrohten tzalbvasallen ver-
sagt blieb? Bedenkt er nicht, daß den Wienern zweiSerbenreiche
bequemer sind, als eins ihnen wäre? Umfängt auch ihn schon der
Wahn, Oesterreich-Angarn humple denWeg des Kranken Man-
nes? Selbsttrug oder Ahnungvermögen: Nikola erlebt den venize-
lischen Balkanbund, den Serbensteg über Türken, Bulgaren,
Oesterreicher. Sonnenglanz und purpurne Dämmerung über sei-
nem Stamm. Zur Erlangung des Glanzes hat er mitgewirkt. Als
Greis noch vornan gekämpft. Einen Theil des Sandschaks von
Nowibazar errafft. Er war in Skutari, dessen Paschas den Tscher»
nagorzenso oftUnglimpf thaten;mußte,weilWien seinen Willen,
mit Greys Beistand, in London durchsetzte, heraus; drang aber
wieder hinein. Held, Mehrer des Reiches, Dichter des Volks-
sehnens. Auch in Verfassung hat er sich jetzt gegittert, Reformen
und moderne Rechtsfatzung gewährt; und ist dem Herzen seiner
Menschheit noch näher, als, in den Maitagen der Massengunst,
Iung-Nikiza ihm war. Bittert ein Tropfen dem alten Kämpen
den Wonnetrank? Eidam Peter thront in noch hellerem Glanz;
hat das verslawte Makedonien, vom Sandschak den Löwentheil,
eine Hypothek auf albanisches Küstenland erworben; und sein
zweiterSohn,KronprinzAlezander,ist ein ernster,stiller,fleißiger
Mann,demkeinebeachtenswertheParteidieThronfolgebestreiten
wird.War die Verschwägerung mitdenObrenowitfchzinslosund
muß Nikola sich am Lebensabend noch einmal in die Vorstellung

schicken (in die,da der kühneMichael inBelgradgebot,derZwan»
ziger sich mühsam gebückt hatte), durch Verzicht auf die Monte»
negrinerkrone die Serbeneinheit zu sichern? Da dringenDeutsch»
lands, Oesterreich»Ungarns, Bulgariens Heere in Serbien ein,
Rumänen und Griechen weigern die Waffenhilfe, General Sur»
rail kann, mit bunten, unzulänglichen Haufen, dieUeberschwem»
mung des Landes nicht deichen: als ein von Schmerz der Seele
und des LeibeszermorschterLandflüchtling stehtPetervorNikola.
InSkutari.Der kranke vor dem stämmigenGreis. «DasElend
unserer Brüder frißt mir ins Eingeweide. Wars Verbrechen, daß
ich die Krone aus derHand derOffiziere nahm, die denMuth ge-
habt hatten, die gepaarte Schmach eines Irren und einer Hoshure
vom Thron zu solchen? Daß den in Oesterreich tief verschuldeten,
vonWiensGunst abhängigenObrenowitsch eine selbständige, ihrer
Willensfreiheit bewußte Dynastie folgte? Ich wollte Ruhe und
Frieden; Staatseinrichtung, deren Nutzen mich, in den Iahren
der Verbannung, der Einblick in westliche Länder gelehrt hat. Das
Volk: einen Zugang ans Meer, wie ihn (außer der Schweiz, die
ihn nichtbraucht) jedes Volk in Europa sic^ wahrte; und gesicherten,
vom mächtigen Nachbar nicht gehemmten Absatz des auf seiner
Erde, von seiner Arbeit Erzeugten. Dieses gew^ nicht unbe»
scheidene Verlangen war, gegen tausend Winkelzüge, mcht durch-
zusetzen. Wir sollten im Landkäfig bleiben, ohne eigenen Weg
nach Ost und West, ohne unmittelbaren Verkehr mit dem Erdtheil,
dem man unser fleißiges, tapferes, in karger Lebenshaltung und
rechtschaffener Kraft den Schweizern derHeldenzeit ähnlichesVolk
als Räuber und Mörder verschrie; sollten in Armuth verkümmern:
damit in Bosnien, der Herzegowina, dem temesvarer Banat, in
den Bezirken der dem Papst anhangenden Serben, diesich Kroaten
nennen, damit überall, wo einst der Serbenkönig befahl, der alte
Wunsch, uns auch durch Staatsrecht, nicht im Empfinden nur,
vereintzu werden, sich aus der Wurzel lockere. Daß dieses Trachten
mißlang, daß in den Reichen des Kaisers und Königs, der von
seiner Hofburg aus einer größeren Serbenschaar gebietet als wir
Beide,Duund ich, zusammen, wildeDränger undWirrköpfe rasche,
gewaltsame Vereinung aller dem Stamm Angehörigen erstrebten
und auch in unseren Grenzen berechtigter Groll junges Blut in
Wirbeltrieb: wars unsereSchuld? Sahman nicht immer, in allen
Zonen, Mordanschlag und Aufstandsversuch, wo von einander

gerissene Volkstheile sich gegen völlige Zersplitterung, Wesens»
Vernichtung wehrten, vom Sturm des Einheitsehnens geschüttelt
wurden? Unsere Schuld, daß in einer österreichischen Stadt, unter
dem Auge österreichischer Polizei, zwei Oesterreicher, deren einem
nurwegen des guten Leumundzeugnisses aus Oesterreich derAuf»
enthalt in Belgrad gestattet worden war, den Erzherzog-Thron»
folger vonOesterreich mordeten? DannwarStauffacherfürTells
That, Victor Emanuel für Oberdanks Plan verantwortlich. Kein
Fädchen, nicht das dünnste, knüpfte die Mörder an die nüchternen,
5n Dürftigkeit für die Heimath arbeitenden Männer meiner Re»
girung. Kam aus unseren Werkstätten eine Waffe, so wäre da»
durch nichts erwiesen: denn Hunderte hatten, Tausende solche
Handgranaten als Gedenkzeichen aus dem Krieg nach Haus ge-
hehlt. Nach zweijährigem harten Kampf war viel erlangt, viel in
Ordnung zu bringen. Wir waren dankbar dafür, daß Oesterreichs
Absicht, uns im Herbst 1913 zu bekriegen, von SanGiuliano und
Giolitti vereitelt worden war; dachten nicht an neuen Streit und
hatten keinen Grund, in Franz Ferdinand und seiner czechischen
Frau Slawenfeinde zu sehen. Mit Oesterreich-Ungarn wollten
wir würdige Verständigung.mit Deutschland engeren Wirthschaft-
verkehr; schon war dort für sechzig Millionen Mark Eisenbahn»
Material bestellt, als das Ultimatum einschlug. Du weißt, wie rauh
Petrograd und London uns in Demüthigung drückten; und fan»
best, wie Deine Töchter erzählten, ich habe mich zu tief gebückt, da
ich elf Zwölftel des Verlangten gewährte und das zwölfte an
den Spruch der Großmächte heftete. Grausame Nothwendigkeit,
Vater! Immerhin durften wir auf Beistand hoffen; nach Nikolais
Depesche auf Rußlands zuerst. Wir sind allein geblieben.
Im dritten und vierten Kriegsjahr: ein Bauervolk von kaum
vier Millionen Köpfen. Der große Sieg über Potioreks Heer, die
Meisterleistung unseres Putnik, war mehr, als wir hoffen durf-
ten. Die Zahl der Gefangenen, die überreichliche Beute und die
Gewißheit einer Erholungfrist: wir athmeten auf. Nicht lange. Im
Gefolge des Krieges kamen die schrecklichen Seuchen. Auch viele
Ltnderungmittel, freilich, und Freundschaftzeichen aller Art aus
derFremde.Alle Verbündeten und die Amerikaner schickten Geld,
Arzenei, Kleidung, Nährstoff, Ackergeräth, Saatgut, Landbau-
maschinen, Waffen, Geschütz und Geschosse, Automobile, Flug-
zeug; Aerzte, Pfleger, Schwestern, Techniker aus allen Kriegs-

betrieben. Aber wir hatten nur noch zweihundertzwanzigtausend
Mann kampffähiger Truppen und mußten damit eine Frontlänge
bewachen, die Frankreich mit der sechsfachen Kämpferzahl gegen
Durchbruch schützt. Unsere Linie noch zu verdünnen, um, durch
Einfall ins Banat und in Syrmien, den Russen in Galizien Luft
zu schaffen: dieses Ansinnen mußte Putniks Feldherrngewissen
ablehnen. Das ergab draußen Verstimmung. Bei uns, daß Eng»
land Alles auf die bulgarische Karte setzte; uns Makedonien, den
Griechen Kawala abpressen wollte. Ein Balkanbund gegen Bul-
garien wäre zu machen gewesen. Die Absicht auf Bulgariens Ver-
größerung mußte nichtDich und mich nur, sondern auch Bukarest
und Athen ärgern. Seit dem Ianuar wußten wir, nicht allein aus
den Denkschriften des Herrn Venizelos, was kommen werde:
Ueberschwemmung unseres Bodens durch austro»deutscheTrup»
pen und Abschwenkung Bulgariens in das Lager der Feinde.
Doch London ließ nicht von dem Vertrauen auf Sofia. Trügt es,
dann, sagte man uns, habt Ihr, nach Euren Verträgen, ja Griechen
und Rumänen als Helfer. Durften wir Sonderfrieden erstreben?
Er wäre zu haben gewesen; und Paschitsch, der niemals inRausch
kommt und dessen Hausfrau Oesterreicherin ist, hat dran gedacht.
Erstens aber formte der Gegner nie einen greifbaren Vorschlag;
und thaten wirs, so konnte er uns, als müde und treulos, den
Bundesgenossen verdächtigen. Die hatten, zweitens, zu unserem
Schutz das Schwert gezogen; bei uns günstigem Wetter von ihrer
Seite zu weichen, verbot Anstandspflicht. Und drittens: welchen
Sondervertrag wir auch schlossen, unser nächstes Schicksal hing
an derGesammtentscheidung des Krieges. Hängt heute noch.Der
Plan Putniks und Pawlowitschs, in die bulgarische Mobilmach»
ung einzubrechen und Sofia zu besetzen, wäre nachMenschenvor»
aussicht noch im September gelungen. Die vier Großmächte ver»
boten die Ausführung: weil sie immer noch auf die bulgarische
Russenpartei hofften. Als offenbar wurde, daß Bulgarien nicht
zu bewaffneter Neutralität, sondern zum Kriege gegen uns rüste,
schwand sogar den Anwälten einer Verständigung mit Wien der
Schatten des Zweifels. Der alte Feind, dem das Blut serbischer
Männer vor zwei Iahren Adrianopel erobert hat, fällt im Bund
mit zwei Großmächten über uns von drei Kriegen, von Seuche
und Noth Erschöpfte her! Zagheit hätte im Grab noch dieAhnen
geschändet; uns das Vrudergefühl Deiner Bergfalken geraubt.

Keinem nahte sie. Du lasest die letzten Reden, die, in Nisch, die
Skupschtina hörte ? In ihrer düsteren Entschlossenheit zum schmerz-
lichsten Opfer, ihrer wahnlosen Bereitschaft zum Tod waren
sie des Aischylos, des Dante nicht unWerth. Vierfache Über-
macht wälzt sich, von drei Seiten her, mit allem Gigantenwerk-
zeug ins arme Land. Jeder rüstige Greis, jedes-inFeldarbeit ge-
wöhnte Weib, die zartesten Knaben waffnen sich. Aus der Kran-
kenstube, von dem Gebet an der Gruft der Karageorgewitsch eile
ich an dieFront, krieche, wie im vorigen Winter, in denSchützen-
graben, schieße, ein ausgemergelter Gichtkrüppel, in Schlamm und
Dampf auf den Feind; kann aber nicht, wie damals bei Rudnik,
die Mannschaft in Siegersturm ausfachen. Sie schmilzt, der Drei-
bund der Feinde ist allzu stark; wir müssen rückwärts. Rm eine
Fußbreite fechtenwirwie um Ehrenpfand. Vergebens. DerFeind
braucht mehrZeit,als ergerechnet hat; doch der verheerende Vor-
drang feinerMassen ist nicht zu hemmen. Wir blieben allein. Und
manche Hand ballte sich in Zorn wider den Vierbund, der uns
verbluten ließ. Wir haben Grund zu Klage. Bis in das letzte No-
vemberdrittel hinein war uns, hundertmal, zugesagt worden, die
franko-britische Armee werde sich schnell, von Saloniki her, zu un-
serer durchschlagen; eine russische durch Rumänien, eine italische
aus Albanien vorbrechen.Nichts von Alledem geschah. Und daß
man Italiens Gier nach Dalnmtien und anderem Slawenland
stachelte, bleibt für uns, für beide Serbenstaaten, eine Gefahr.
Dennoch habe ich stets gewarnt, sich in Groll gegen die Gefährten
zu verbeißen.Wie stünde es um uns, wenn sie uns nicht, im Au-
gust 1913 und 14, geschirmt hätten? Was würde, wenn sie sich
jetzt von uns abkehrten? Unser Land ist vom Feind besetzt, un-
ser Gut vernichtet oder verschleppt; von dem Amselfeld, wo, vor
fünfhundertsechsundzwanzig Iahren, Sultan Bajesid unseren
KönigLazargeschlagenund,amTagdestzeiligenVitus,das Reich
des großen Serbenzaren Stephan Duschan zerstört hat, sind wir
nach West geschoben worden.Noch aber haben wir ein Heer, das
sich Deinem gesellen oder, auf der neuen Straße, von Monastir und
Ochrida nach Elbassan und Tirana gelangen kann; noch, dank
der behutsamen Taktik Putniks, der im Siechbett, zwischen zwei
Lufthungeranfällen, den tüchtigen Pawlowitsch berieth, in Frei-
heit und Gefangenschaft Männer, die aus dem Schoß serbischer
Frauen einst wieder Frucht zeugen werden. And die Bulgaren
haben uns, trotzdem wir das kleine Heer dritteln mußten, infurcht-

bar blutigen Kämpfen so wiedergefunden, wie ihre Narben uns
kannten. Rußland verläßt uns nicht. Kein Balkankönig zwingt
sein Volk in thatlose Duldung eines Großbulgarien, das auf un-
serem Grab herrschen möchte. England hat sich, durch den Mund
seines Gesandten, mit seiner Ehre verpflichtet, niemals einen
Friedensvertrag zu unterzeichnen, der uns nicht den Besitzstand
von 1914 zurückgiebt.Den verbürgt uns auch Frankreich. Und in
der Stunde tiefster Noth beglaubigen, zum ersten Mal, die Ver-
einigten Staaten bei meiner Regirung einen Vertreter. Das Leid
unseres Volkes schreit zum Himmel. Doch Unwiederbringliches
ist nicht dahin; und Trost, daß wir, seit der Erzherzog fiel, an keinem
Tag anders handeln konnten, als wir thaten. Unsere nachsteZu»
kunft wird zugleich mit Rußlands, Frankreichs, Englands, Ita»
liens bestimmt. Ob Dein Sohn, ob meiner den Traum Michaels
Obrenowitsch erlebt, der, 1868, von Walachen, Albanern, Kroa»
ten, Bandenführern aus den türkischen Bulgarenwilaj ets die An»
erkennung einesAltserbien,Westbulgarien,Bosnien und die Her-
zegowina umfassenden Reiches erkauft hatte, ob der Feind, un>
klüger, als er sich je bisher zeigte, unserLand zerstückt, uns staat-
los, zu Polen des Balkans macht: Serbien, das den Veitstag
vonKossowo,dieIahrhunderteschrankenloserTürkengewaltüber-
dauert hat, stirbt nicht von Fremdlingsschwert. Hat es, nach dem
ersten Sonnenstrahl eines Halbjahrtausends, so grause Heimsuch»
ung verdient: was der Himmel schickt, müssen wir tragen. Aus in»
brünstigem Glauben an Schicksalswalten kommt aber auch die Ge»
wißheit, daß neuem Scheintod neue Auferstehung folgen werde/
Ein Sterbender? Nie fah Nikola den Eidam so königlich.
Vergißt Mirkos Sohn, Mirkos Vater, daß sein Liebling, da er
den von Natalie Konstantinowitsch ihm geborenen Knaben der
Menge zeigte, hinaus schrie, durch dieses Kindes Adern kreise
das Blut der Njegos und der Obrenowitsch? Denkt er nur an den
Stamm, nicht, welches Geschlecht ihn als Wipfel krönen soll?
Oder ist der Wladika von Cetinje, dem Bismarck das Spiel mit
dem Wunsch zuschrieb, großherrlich türkischer Connetablezu wer»
den, nun bereit, vor dem veralteten Nebentitel Franz Iosephs,
des Großwojwoden von Serbien, als vor dem Herrnzeichen er»
neuter Hoheit sich zu beugen, wenn solche Huldigung den Tscher'
nagorzen und deren Haupt Zins trägt? Kara Petar ist fast schon
ohne Land. Und vom Karst des Schwarzen Berges scheucht ein
Häuflein guter Schützen den an Zahl übermächtigen Feind.

Vor dreiunddreißig Iahren hat Peter Schuwalow geschrie»
ben: »AusBosnien kommt einst die gefährlichsteBedrohung des
europäischen Friedens. Wie Fels ist mir dieUeberzeugung, daß
dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt." Wer aufs
Gewand der Dinge schaut, mag schwören, daß in Sarajewo dem
Prophetenwort Erfüllung ward. Wer schärfer sieht, die Schultern
heben; und sich lächelnd dannDenen zuwenden, die alltäglich die
Meinung aushökern, Deutschland sei thörichtgenug,dieFlamme,
die Europa durchlodert, Europas Knochenmark dörrt, in zwei an-
deren Erdtheilen (Egypten, Afghanistan, Indien) löschen zu
wollen. Der Kaiser, sagtDerouledes Erbe Barres, will die Weih-
nacht in Bethlehems Krippenkirche verleben; dann in Damaskus
den Docht der Ampel anzünden, die er, als Barbarossas Folgeren
die GruftSaladins gestiftet hat;und im erstenFrühlenzwind den
Pilgern nachMekka voranschreiten. Der Zweck der dreiWünsche
wäre, die Mondsichel des Islams mit Stacheldraht ans Gebälk
des Christenkreuzes zu binden. Herr Reinach hofft, England werde
wieder einen William Sidney Smith finden; einen listig Kühnen,
der, wie dieser Seemann in ToulonundBrestFrankreichs Flotten»
stützen brach, an Syriens Küste das Geschwader einfing, Bona»
parte zwang,dieBelagerungvonSaint-Iean-d'Acreaufzugeben,
den Sultan insBritenbündniß schmeichelte und drohte, jetzt dem
neuen Imperator den Nil versalzen werde. Mit dem pariser Po»
lybios rechnen, auf beiden Kanalufern, Manche auf den Türken»
haß Syriens und Arabiens als auf sichernden Trumpf. (Indien,
heißts, ist weit, im Nothfall unter Iapans Obhut, der Persergolf
gutbewacht, ein englisches Corps in oderdichtbeiBagdad,Afgha»
nistan ungefährlich, so lange beide Nachbarn des Emirs, Brita»
nien und Rußland, über das Willensziel einig sind.) Alle be»
schmatzen die Verheißung, daß Deutschland auf den europäischen
Kriegsschauplätzen Hauptschläge nicht mehr wagen, den Englän»
dern, die hier nicht verwundbar seien, bis ans Rothe Meer, an die
Himalajas nachlaufen, feine Kraft ins Unermeßliche verzetteln,
seineFronten inWest» undOsteuropa entfleischen werde.Allerlei
deutsches Phantastengerede, das nach derAusgrabung eines von
dem großen Schwaben Friedrich List einst, unter anderer Sonne,
in den Treibkasten seines Warmhauses beigesetzten Orientplän»
chens entstand, ist mitschuldig an diesem Wahn. Der könnte,wenn

er nur das Hirn des Feindes um qualmte, unserer Sache nicht scha»
den. Weil er ins eigeneVolk finsterndeDünste sickern läßt,mahnt
Pflicht,ihn als Gewebe der Einbildungzu erweisen. Der vorMit»
und Nachwelt verantwortliche Stratege hat an jedem Tag wohl
ernstlich erwogen, welche Nebenhandlung dem nächsten nützen
könne. Doch gewiß lies er nie dem Fopplicht des Glaubens nach,
Deutschlands Volk führe den an Blut und Geld theuersten Krieg,
um sich in den Orient einen Weg zu bahnen (den es im Frieden
ja hatte), um sich im Ost ein Absatz» und Zufuhrgebiet zu er-
schließen (das ihm in Friedenszeit nie verriegelt ward, nach
keinem Sieg Monopolstätte werden, in Menschenaltern, nach
der Düngung mit Milliarden, noch nicht ein Bruchtheilchen des
WirthschaftverkehresmitdenwestlichenGroßreichenundmitRuß-
land ersetzenkönnte), umdenBritenlöwenvomNil undvomGan»
ges wegzujagen. Nothbehelf ist nichtZiel des Handelns; Augen»
blickstaklik nicht Strategie. Lasset denFeind von theatralisch auf-
geputztem Schachergeist, von Orientcoulifse und Turbanstatisten
fabeln; aber verlaufet Euch nicht selbst in den Irrthum, ausNe»
benschößlingen müsse Entscheidung reifen. Die fällt, wenn nicht
jede Vernunftregung trügt, in Europa. Der Vorstand der fran»
zösischen Sozialdemokratie, in dem neben dem beweglichen Pa-
trioten Herve der starre Marxist (und Minister) Iules Guesde
sitzt, hat im November gepredigt: »Nur der Sieg der Verbün-
deten, nur völligeLähmung des militaristischen deutschenReichs»
dehnungtriebes kann uns haltbaren Frieden bringen; jeder
andere, jeder überhastete Friedensschluß wäre Waffenstill-
stand oder Waffenstreckung. Der von den Lenkern Deutschlands
uns aufgezwungene Kampf muß durchgefochten werden, bis der
Militarismus niedergebrochen und der Welt die große und noth»
wendige Lehre eingeschärft ist, daß am Widerstand freier Völker
die Gier nach Vorherrschaft zerschellt." Diesen Beschluß billigen
Englands Gewerkvereine und Rußlands rötheste Sekten. Nicht
vom Suezkanal noch vom Persergolf aus ist er zu entwurzeln; nur
da, wo er wuchs. Das Hoffen auf Wehrzersplitterung trügt. Die
Winterarbeit des Deutschen Reiches muß trachten, vorn und hin-
ter denFronten jede Kraft in Freiheitzu nützen und allerAuszug
in den Punkt zu sammeln, wo Wucht Entscheidung erzwingt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Garleb G. m, b H, in Berlin.

kelix I^elunann Verlag, Ler1in-(ü»ÄrI«ttenourA, Xsntstr. 6
HeiliricK Heine: Deut8cK1an6
Lin Vi^i nt e r m ä r c 1i e n
ksKsimile-äteinclrucli nscK cier lisnclsclirikt des Oicnters
nebst vier Blättern cles Lrouillons aus o!em I^Iscnlssse cler Xsiserin
Llissoetli von Oesterreicli
, ?rotessor Dr. ?rie<1ricK Hirtn
25,— MsrK
Heilig Herald: ^>1ax KeinKardt
Lin VersucK über 6as Viesen 6er modernen kieZie
^lit elk Asn^seitiKen Lildern in Xupker-OoppeltonilrucK nscli
Lntwürten von ^luncn, OrliK, Roller, 8tern uncZ Vi^slser,
sowie einem korträt
OroLoKtsv Kartoniert: Z,8t) A^srK, in UslbperAsment: 5,50 AlarK
Illustrierte Klassiker «les Oentscnen ^Keaters nscn
Inszenierungen von
Oer lekencle I^eicKnam
von Tolstoi
Vis ^.ns^aKIunA der Mr 1914/1b ank I pOt, ks8t^ssst^tsn
VividsnSs erkolZt von Ksnts ab bsi dsr lL«se>Is«:K»<st»Kss»s,
der Hsrlin«»» I>sn«>eI»»lZ«»eI>»«I«sN und dsn Rsiren
^»»«»ndsrg <i L», gvAsn WnrsicKung dss Oividenden-
svneinss pro 1914/15.
Vi« ^usAÄlde cker neuen Vivnlendenselieinbo^eu deu
AKtien Zsr. 1501—2««« erkol^t im III. <ju»rwl ISIS laut de-
svnüerer LeKsnntmaebung.
Lerlin-Iemneluok, dsn 27. ^lovsmbsr ISIS.

Ar. 1«.
4. Dezember 19IS.
— Ple Zukunft. —
öel-Iinei- ^IsKl>'ioilälZ-Hsk'Ks.
Silsn« per SU. Juni ISIS.
Aktiven.
XaLLS
LSsKtsn und Lstsiiigno^sn .
Lt?sKten dsr IIntsr8tnt?nvg8Ka88« f. Ssamts n, ^,rbsitsr
Osoitorsn
Klatsrisl. 11, vsrmiststs ^,nl.: LsstänSs It. Inventur . .
Vsr8ionsrnngSn: VoraN8gS«k,K1ts ?räinisn
XoeK in Prosit beünSIieKs ^snanlagsn
^nia^sn innsrKalb dss ^iVsi«noiIds8 von Lsriin....
^,nIsgSN anüsrnal» dss ^VsioKbildss von Ssrlin . . .
^Ktisn-Xapital
Rsssrvek«nd8
IIntsrstntsungsKasss kür IZsamts nnd ^rizsitsr ....
Vrnsnsruo^8kl>nÜ8
?sils«bnlcIvsrsc:nrsibnngen
HvpotnsKen
Xrsditorsn
Lividenden, voon nicbt singslüsts
Lsi1sonnlc1vsr8enr,-Wnlö8nn?en, vo«K niebt siv^slüsts .
Vsii8c:nu1dvsr8c:brsivnng8'I^inssn
H,ü«K8tändigS Vsrti-s,g8s,bgaben
^aIonstensr-Rs8«rvs
Ksvinn
Vsrtsilnng des (Zswinnssi
KsssKlionsr Rsssrvskond8 Kl. 413 563,91
4^2 "/« Oividends s,nk Kl. 2« «00 000
Vor«ii^8s,Ktisn . .
9°/„ OividenSs s,nkKl. 44100000 Stamm-
sKtisn
(Zswinnantsil dsr Sta<it Lsriin . . .
I'sntisms d,^n^8ic!nt8rats sin8oK1. Stsusr
(Frs,tiüKationsn an ösamts, 17sosrvsi8.
s,n dis I7ntsr8t!it^nngsKa88S k. Ksamts
u. .^rbeitsr n. an dis WoKIfaKrt8>
sinricntnngsn
Vortrag aiik osns KscKnnvg ....
900 «00.—
3 969 00«.—
2 452 563.2«
142 057.56
30« 000,—
355 667.35
5,1. 8 53^852,02
Kl.
22 902
29 643 279
346132
6 592 811
3102 013
212 748
104 7101
102 93« 355'
27 543 157
?t
98
29
37
72
94
9«
38
8«
70
170 498 113108
öl.
64 100 000
5 934 766
1 354 «02
4 906 326
55 837 ö(X)
4 431 914
22 321 883
17 385
938
1 036 425
1 644 «63
330 «00
8 532 852
54
49
36
8«
48
75
64

«2
170 49« 113

Zur gefl. Beachtung!

Diejenigen Abonnenten, welche die „Zukunft" bei der Post abon»
nirt haben oder durch Postüberweisung erhalten, wollen sich bei Aus»
bleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer stets an den
Briefträger oder die zuständige Bestell»Postanstalt wenden. Erst
wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen,
fchreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an den
Verlag der Zukunft.
Berlin 8>V.48, Wilhelmstr. Za.

Lille M billige öuekerMKMeii!
In tadellosen praekteinbänllen!
statt
I^adeenprsis
Li8WareK>ZaKrbu«K von Horst KoKI. LS. I—VI.
UsIbkrannbänds Kl. 34,— kür Kl. 26,—
Ldnarü?u«l>8, Illnstrierts 8itten^ss«ni«Kts
vom Klittsls,1tsr bis «ur (Zsgsnvrart. Klit
etva, 2300 KooKintsrsssantsn ^,bbildungen.
ö Originaloänds Kl. 16S,—kürU. 1»«,—
— ünlturlsbsn dsr Ktrslzg. Nit vislsn ^,l>>
Kildungeen Kl. 10,—kür Kl. 4,5«
— Oie'?ran in dsr üariKstnr. Intsrsssantss
Ln«K mit Knndsrt ^Koildungsn Kl. 2ö,— kür Kl. 13,—
V«»t«,v ?re?taF8 VerK«. Z^sus ^nsgsbs in
16 Ländsn, entKaltsnd Soll nnd H«,bsr>, Vis
vsrlorsns IlanSsonrikt, Vis ^.Knsn, vildsr ans
dsr dentsonen VergangenKsit ns^? Kl. 64,— kür Kl. 60,—
«eues IVilKelm-VusoK.^lbui» Kl. 20,— kür Kl. 15,—
Z»1iu8 Volt?, SämtlioKs >VsrKs. 13 Länds . Kl. 72,—kür U. SS,—
Vs» krau«iZ8isoKe 6eueral8taI>8fferK über cken
Lrie? 1870/71. Vv^sKres nnd I's,lsoKss von
L. von SsKmiS, 0osrstIsutn»nt. Land 1—6 . Kl. 18,— kür U. 7,S«
XIa8SiKer ä«r 'koukuust. 8 ?ra«ntbänc1s. ^.ns-
vssKI dsr bsstsn KlavisrvsrKs.
I. ^«Ksnn ^sbsstian Lsolr, mit Lin-
küKrung von Vr. ^.lbert Senvsit^sr. . Kl. 6,— kür Kl. 3,SU
II. I,ndvig von vsstnovsn, mit Lin-
künrung von Or. ?nomss-Ssn Salli . . Kl. 6,— kür Kl. 3,50
III. ?riedri«n Onopin, mit LinküKrnng
von Or. UnA« I,sioKtsntritt Kl. 6,— kür Kl. 3,S(>
IV. (Zs«rg?risdri«li Händsl nnd^«sek
LavSn, mit Mnkünrnng von Or,
liionard LatKs, Kl. 6,— kür Kl. 3,5«
V. ?elix KlsndslssoKn-LartKolSv nnd
Oarl Klaris, von ^Vebsr, mit Lin-
küKrnng von Or. Iisovold KoKmiSt . . Kl. 6,— kür Kl. 3,5«
VI. ^V«lkgs,n^ ^.msdens Klo^art, mit
LinkünrnnA von Or. Ksrl StoroK . . . Kl. 6,— kür Kl. 3,5«
VII. ?rs,n? Kolinbsrt, mit Lintünrung von
?snl LsKKsr Kl. 6,— kür Kl. 3,S«
VIII. Robert Sonnmann, mit Linkünrung
von Or. Lic,Kaid LatKa Kl. 6,— kür Kl. 3,S»
^Ile 8 Lilnds 2u»ammen .... Kl. 48,— kür U. 25,—
I,!oksrnn^ srkol^t kranKo nntsr Raonnanms
oder VorsinssnänQ^ dss Lstrsges dnron
I.«ipzeig, KimilM. 23.

Nr. 10.
4. Dezember litt«.
— Die Zukunft. —
u Verlustü«vt«perz«.^nni,S>5
Dabel,
>!vKKIter Xvnt«
^au^k^eb^uSe^Lto?«^ ««28,«5
aukrst,-,>, Cluster-
auk?dot«»V«I,'.L'.
SalSa
3S25«,—
51241,3«
15589,«7
1U««»,—
13275,-
4M —
8188,81
2«3«,—
2000,—
1«3 678 4»
98 493 13
4 224 S3
14 593 88
3 955^«9
IV77«
1 975,
14 25«
2 14,Z
147 058 29
9 389 58
j4W5«,j95
Serli», Sen 25, VKtobsr 1915,
9 707
4«« 827
410 535,95
Zerlin-MroSer XunZtanststten
MiengeZellscKaft.
9^

^ ekemi8ekv Fabrik auf Aktien.
LZ
LZ
LZ
5
Die für cZas OescIiäft8jäKr 1314/1S auf
fest^esetÄe Oivi6en6e LelanZi sofort bei <Zem
LZ LanKKause
Ä. Reissner 8öKne, Berlin
?ur ^uZ?aiiIunZ.
l.sopolllska», den 29. November 1915.
Oer Vorstand.
0r. 8trotils.

Berlin, den 11. Dezember 191S.

Zukunftpläne.

ir müssen hoffen, daß der längste Theil des Krieges hinter
uns liegt. Deshalb richtet sich der Blick in die künftige Zeit
und fragt, wie die Verhältnisse im Reich sich gestalten werden.
Daß unsere Armee sich bewährt hat, ist zweifellos. Doch auch
hier hat sich in einzelnen Fällen Reformbedürfniß gezeigt. Unsere
Feldartillerie war im Anfang zu leicht. Dieser Fehler ist jetzt schon
verbessert worden. Doch muß hier noch Manches geschehen. Die
Kavallerie muß mehr als bisher für den Insanteriedienst ausge«
bildet werden. Daß diese und andere noch erforderlich werdenden
Reformensicherdurchgeführt werden, dafür bürgt derWille unseres
Kaisers. Er hat ja schon angeordnet, daß, mit geringen Ausnah»
men, unsere Armee auch im Frieden feldgrau bleibe. In militari«
scher Beziehung können wir also mit Ruhe den kommenden Zeiten
entgegensehen. Für den Fall eines späteren neuen Krieges, den
uns vielleicht die Einkreisungpolitik Englands wieder beschert,
werden wir noch besser gerüstet dastehen als im Sommer 1914.
Weniger günstig sieht die Sache aber auf wirtschaftlichem
Gebiet aus. Die richtige Ernährung unseres Volkes konnte nur
durch außerordentliche Gewaltmaßregeln aufrecht erhalten wer-
den. Eben so aber, wie Deutschland militärisch sicher dasteht, muß,
es künftig auch wirtschaftlich gesichert sein. Eine englischeBlockade
wäre uns dann gleichgiltig. Durch die Oeffnung des direkten Land-
weges nach dem Orient wird wohl schon viel gebessert werden.
Vielleicht gewinnen wir auch im Osten Gebiet, das wir neu kul»
tiviren können und das uns dann reichliche Produkte bringen
wird. Doch auch in dem Deutschland von heute selbst muß aus
erhöhte landwirchschaftliche Produktion hingearbeitet und wir da«

durch selbständiger und vom Ausland unabhängiger gemacht wer»
den. Der Grundsatz mutz lauten: „Was im Inland erzeugt wer-
den kann, darf nicht vom Ausland bezogen werden, auch wenn es
von dort billiger angeboten wird." Um dieses Ziel zu erreichen,
brauchen wir die Schutzzölle, die der exportirenden Industrie in
geeigneter Weise ersetzt werden müssen. Aber der Grundsatz muß
noch weiter ausgelegt werden. Ist es möglich^ Einfuhrartikel
die wir nicht im Inland erzeugen können, durch Surrogate, die
wir selbst herstellen können, zu ersetzen, so mutz man unbedingt
diese Möglichkeit ausnutzen. Als Beispiel ^führe ich das Petroleum
an. Ueberall müssen elektrische Ueberlandcentralen geschaffen wer-
den, damit möglichst viele deutsch« Wohnstätten Elektrisches Licht
haben können. Wir haben Torfmoore, große Braunkohlenlager,
die sich gut zur Erzeugung billiger Energie eignen; und der
Süden besitzt in dem Alpengebiet große Wasserkräfte. Daß wir
einen hohen Petroleumzoll brauch««, versteht sich von selbst; sonst
fiele der Reiz zur Errichtung von Ueberlandcentralen nach dem
Krieg sofort wieder weg.
Das Reich muß einen hohen Preis für die Erzeugung künst-
lichen Gummis oder eines brauchbaren Surrogates aussetzen, auch
wenn wir gleich nach dem Krieg mit Gummi geradezu über-
schwemmt werden sollten. Der mansfelder Kupferbergbau mutz,
mit staatlicher Unterstützung, in bescheidenem Umfang wieder ein-
gerichtet, aber so geleitet werden, datz im Nothfall die Produk-
tion schnell erhöht werden kann. Man muß versuchen, andere
Gespinnstfasern in Deutschland zu erzeugen, um die Jute zu ver-
drängen. Auch mutz wieder mehr Hanf- und Flachsbau getrieben
werden. Das bekannte Weidenröschen, das in vielen Waldgegen-
den in Massen vorkommt, soll ein sehr guter Iuteersatz sein. Wäh-
rend der Schlagruhe, die drei Jahr lang nach einem Fichten-
abtrieb der Rüsselkäfergefahr wegen eingehalten werden mutz, lietze
sich diese Pflanze in grotzen Mengen und fast kostenlos anbauen.
Doch auch hier wäre ein Schutzzoll auf ausländische Gespinnst-
fasern unbedingt nöthig. Aehnlich liegt es bei den Oelfrüchten.
Leider sind wir aber in der Zollschutzfrage seit dem Rücktritt
des Fürsten Bismarck auf Abwege gerathen. Der Mann »ohne
Ar und Halm", der höchst unfreiwillige Begründer des Bundes
Her Landwirthe, ReichMnzler von Caprivi, hat, in einer un-
verständigen Handelspolitik, unsere Landwirtschaft dem Aus-
land geradezu geopfert. Er hat unsere Feinde (früher schlechte
Freunde), die Italiener, durch einen Handelsvertrag gekräftigt,
der, wegen der MeistbegünstigungMausel, Frankreich noch viel

miehr genützt hat. Bon dieser unglücklichen Klausel darf über« Haupt nicht mehr die Rede sein. Wir brauchen autonome Zoll- -tarife und zwar zwei: gegen die Nationen, die Gewichtszölle haben, eben solche, gegen Völker aber, die uns mit Werthzöllen ärgern, auch Werthzölle. Begünstigungen können nur von Fall zu Fall, gegen angemessene Gegenleistung, eingeräumt werden. Bor Allem müssen wir aber dafür Vorsorgen, daß inDeutsch- land niemals wieder, auch nicht in einem Krieg, das Getreide Mapp sein könne. Hier giebt es zwei Wege,, die ans Ziel führen; Heide müssen betreten werden. Zunächst müssen die Getreidezölle so erhöht werden, daß der Getreidebau im Inland rentirt; der Jdentitätnachweis bei der Wiederausfuhr ist unentbehrlich. (Dem Osten muß durch Verbesserung der Binnenschiffahrt und der Ka- näle und durch einen Eisenbahnenstaffeltarif geholfen werden.) Nothwendig ist aber auchdie Aufstapelunggroßer Getreidevorräthe. Beim Ausbruch des Krieges haben sich die Kriegsdarlehns- kassen mit ihrem Recht zur Ausgabe von Noten sehr gut bewährt. Wir haben niemals eine Geldstockung gehabt. Sicher ist auch daß unsere Kriegsanleihen niemals in so großem Amfang gezeichnet worden wären, wenn wir nicht diese Kassen gehabt hätten. Sie werden nach dem Krieg wieder eingehen und wir werden, wie früher, auf das Bargeld, die Reichs« und andere Banknoten und auf die ReichsVassenscheine angewiesen sein. Sehr oft tritt aber der Fall ein (und zwar mit jeder besseren Konjunktur), daß. Man- gel an Geldumlaufsmitteln entsteht. Dann wird der Goldvorrath der ReichZbank angegriffen und als kalter Wasserstrahl aus die Mnstige Konjunktur folgt die Diskonterhöhung. „O hätten wir unsere Darlehnskassenscheine noch", wird dann Mancher ausrufen. Hier liegt aber die Möglichkeit vor, ein ähnliches Institut zu errichten und große Vorräthe von Getreide aufzuspeichern, deren Aufbewahrung nicht nur nichts kostet, sondern sogar noch Geld einbringt. Man gründe, wenn man kein Staatsinstitut daraus machen will, nach dem Muster der Reichsbank eine Ge- sellschaft, die unter Staatsaufsicht steht und an der der Staat betheiligt ist. Diese Gesellschaft soll in ganz Deutschland die er- forderlichen Getreidelagerhäuser errichten. Jedermann kann Ge- treide dorthin abliefern und es, gegen angemessene Zins- zahlung, beleihe«, lassen. Die Darlehnsbeträge werden in Kassen- scheinen ausgegeben, die Zwangskurs haben, für die Reichs« dank also bares' Geld bedeuten. Gehen aber die Getreidepreise zu sehr in die Höhe, dann benutzt!die Gesellschaft das ihr zustehende Kündigungrecht und zwingt die Darlehennehmer zu Rückzahlung

und Zurücknahme ihresGetreides. Dadurch wird ein grofzerTheik
der Besitzer zum Verkauf genöthigt und schnell eine Preisermäßi»
gung eintreten. Die Gesellschaft kann aber auch selbst Getreide»
Handel treiben und, zum Beispiel, das Militär versorgen. Frag-
lich ist auch, ob es nicht zweckmäßig wäre, statt des Getreidezolles!
das Einfuhrmonopol für Getreide zu Gunsten dieser Gesellschaf»
ten einzuführen.
Daß Getreide für Noten mindestens eine eben so gute
Deckung wie Gold bietet, ist zweifellos. Nur darf natürlich nicht
zu hoch beliehen werden; höchstens zu zwei Dritteln des Markt»,
werthes. Gold besitzt doch nur einen Scheinwerth; verlöre die
Welt den Geschmack daran oder fände man irgendwo sehr große
Goldlager, so würde der Werth rasch verringert. Ein Wenig sahen
Kiir in der letzten Zeit ja schon davon. Gold ist, wie König Midas
unangenehm empfunden hat, kein Nahrungmittel. Getreide kann
aber niemals, so lange es Menschen giebt, werthlos werden; es
ist und bleibt das wichtigste, unentbehrlichste Nahrungmittel.
Schon im Frühjahr 1914 habe ich die Einsetzung eines
ReichKbankbeirathes gefordert und damit beim Centralverband
Deutscher Industrieller und bei dem Bunde der Landwirthe großen
Anklang gefunden. Dieser Beirath, auf dessen Einrichtung ich-
hier nicht näher eingehen kann, oder dessen Ausschuß soll nament»
lich seine Zustimmung zur Diskonterhöhung der Reichsbank geben.
Er könnte aber auch die Höchstpreise des Getreides bestimmen, die
Preise, nach deren Neberschreitung die Lombardgeschäfte in Ge-
treide gekündigt werden müssen. Weil der Krieg kam, ist diese
Frage, wie so viele andere, unerledigt geblieben.
Wir müssen befürchten, daß, wie nach 1870/71, auch nach
unserm Krieg die Lebensmittelpreise zu hoch bleiben werden. Das
muß man mit* allen erlangbaren Mitteln verhindern. Das beste
und wirksamste Mittel wäre die Wiedereinführung der Taren
für Brot und Fleisch; für die Gewerbe der Schlächter und Bäcker
müßte die Gewerbesreiheit aufgehoben und der Betrieb an eine
Konzession geknüpft werden. Die Taxen wären zwischen der zu-
ständigen Innung und der Gemeindebehörde auf der Grundlage
der Getreide« und Viehpreise, der Selbstkosten und eines angemes-
senen Gewinnes zu verabreden. Beschwerden werden im Verwal-
tungstreitverfahren erledigt, haben aber keine aufschiebende Wir-
kung, sondern können nur, unter bestimmten Umständen, die Ge-
meindeverwaltung zu Entschädigung verpflichten. Luxusausgaben
werden nicht berücksichtigt. Bäcker-und Schlächterlädensollen wieder
einfacher werden. Sie können sich in dielNebenstraßen der Städte

Zurückziehen. Auch die Freizügigkeit dieser Ladeninhaber muß,
«uf einzelne Bezirke beschränkt werden. Die Bäcker» und Schlächter»
meister werden gar nicht ungern aus diese Borschläge eingehen,
die sie ja vor einer manchmal nachtheiligen Konkurrenz schützen.
Das 'Pumpwesen muß natürlich wegfallen und Barzahlung oder
monatliche Regelung üblich werden. Für jeden weiteren ange»
sangenen Monat darf der Meister ein halb Prozent Zinsen (also
sechs Prozent im Jahr) zuschlagen. Auch dagegen wäre nichts
einzuwenden, daß die Inhaber dieser beiden Gewerbe zu den
im Konkurs bevorrechtigten Gläubigern gezählt würden und gleich
nach denApotheken kämen. Wird durch Erhöhung der Einwohner-
zahl eine Vermehrung dieser Gewerbe erforderlich, so müssen die
Kommunen berechtigt sein, diese neuen Konzessionen zu erwerben
«nd durch Geschäftsführer auszuüben oder zu verpachten.
Die größte Schwierigkeit wird bei der Einrichtung der Bud-
gets des Reiches und der Einzelstaaten entstehen. Wir werden
ganz ««tzerordentliche Mehrausgaben bekommen, während die
Steuerkraft in Folge des Krieges, bis auf die Ausnahme der am
Kriegsgewinn Betheiligten, sehr verringert sein wird. Wir haben
eine ungeheure Kriegsschuld zu verzinsen. Ob und in welcher
Höhe wir Entschädigung für die Kriegskosten erhalten werden,
ist ungewiß. Landgewinn rentirt auch aber erst nach Iahren.
Dann haben wir für die im Krieg Beschädigten und für die Hinter«
bliebenen zu sorgen, unsere Kriegsrüstung zu ersetzen und zu ver»
mehren. Hierzu brauchen wir Geld, Geld und noch einmal Geld.
Da wird von der Linken der Ruf erschallen: „Den stärkeren Schul»
iern mutz die Last auferlegt werden." Sollen diese Schultern aber
Alles allein tragen, so werden sie erlahmen und auch die Indu-
strie in gefährlicher Weise schwächen. Schon der Wehrbeitrag hat
gezeigt, wie schwierig es ist, hohe Steuern nur auf größere Ver»
mögen zu legen. Er hat knapp eine Milliarde gebracht und man
mußte ihn, um schwere Schäden zu vermeiden, noch aus dreiIahre
vertheilen. Was bedeutet aber das Drittel einer Milliarde im
Verhältnitz zu den Summen, die wir brauchen werden! Und schon
diese eine Drittelmilliarde führte dicht an die Vermögenskonfis-
kation. Also muß man andere Steuerquellen suchen. Da ist zu-
nächst die Besteuerung der Kriegsgewinne. Die bringt nur einmal
Ertrag; und auch darauf setze ich nicht sehr hohe Hoffnungen.
Viele Kriegsgewinne, besonders die durch Handel erworbenen,
werden sich verstecken oder durch Schiebungen unfaßbar gemacht
werden. Vielen Kriegsgewinnen werden aber auch Kriegsverluste
entgegenstehen, an die man doch auch denken muß. Sehr wichtig

ist deshalb, darauf zu sehen, daß die Steuererträge zwischen Reichs
Einzelstarten, Kommunal» und ähnlichen Verwaltungen genau
und streng vertheilt werden. Indirekte Steuern aller Arten und
Namen, eben so Gerichts» und Umsatzstempel (nicht die Gerichts»
kosten) und alle Luxussteuern, Theater» und Kinoabgaben, Jagd»
Pässe und Aehnliches müssen dem Reich gehören; dazu kommen,
wie bisher, die Zölle, Bier», Branntweinsteuer und das hierzu
Gehörige. Reicht Alles noch nicht, dann mutz die Ergänzung
durch Matrikularumlagen geschaffen werden. Die Einzelstaaten,
erhalten die direkten Steuern nebst der Erbsteuer. Die Kommunen
die Grund«, Gebäude» und Gewerbesteuer; genügen diese Steuern-
nicht, so sind Zuschläge (nicht auf die Erbsteuer)' zu den Staats»
steuern, aber nur bis zu höchstens hundert Prozent, gestattet.
Braucht eine Gemeinde mehr, dann muß sie ihren Kredit benutzen
und sparen oder vom Staat Unterstützung erbitten. Das Selbe
gilt für die übrigen Kommunawerwaltungen und für dieKirchen»
gemeinden. Auch hier muß der zulässige Höchstzuschlag zu den
Staatssteuern bestimmt werden. DaHBier ist jetzt recht theuer; trotz»
dem wird viel getrunken und die Brauereien machen gute Ge»
schäfte. Deshalb ist durchaus nicht nöthig, daß nach dem Krieg
das Bier wieder viel billiger werde. Eine beträchtliche Erhöhung
der Biersteuer ist eine berechtigte Forderung. Das gilt auch für
den Trink-Alkohol. Bei dem Entschluß zu einer Weinsteuer müßte
man sehr vorsichtig sein: sonst leidet der kleine Winzer, auf den,
als den Schwächeren, sie abgewälzt wird. Dieser Stand hats aber
schon schwer genug. Höchstens dürfte man eine Banderolesteuer
auf theure Flaschenweine, die als solche zum Verkauf kommen,
legen; etwa fünfzig Pfennige auf Weine zum Preis von mehr als
zwei Mark die Flasche und eine Mark auf die Flasche im Preis
von mehr als fünf Mark. Hierdurch werden die kleinen Winze«
geschont und nur die großen Weingutsbesitzer belastet, die es ver-
tragen können. Auch die Einführung des' Tabakmonopvls muß
erwogen werden; mehr als unsereTabaksteuer(mtt denCigaretten)
würde es zunächst wohl kaum bringen. Bei zu starker und zu
rascher Anziehung der Steuerschraube würde ein Konsumrückgang
eintreten, der viele Arbeiter und noch mehr Arbeiterinnen brot«
los machen könnte. Die Einführung des Monopols würde wie»
derum aber die Anstellung vieler im Krieg Beschädigten, beson»
ders der Offiziere und Unteroffiziere, ermöglichen.
Diese Steuererhöhungen sind, darüber müssen wir uns klar
werden, ein Tropfen auf den heißen Stein. Wir müssen eine.

Steuer einführen, die dem Reich sichere und große Beträge bringt,
keine Erhebungskosten verursacht, gerecht, dabei aber erträglich
und so beschaffen ist, daß man sich an sie gewöhnen kann. Eine
Steuer dieser Art wäre die Kohlensteuer, und zwar in der Höhe
Ivon etwa zwei War? für die Tonne Steinkohle und von etwa
«iner Mark für die Tonne Braunkohle. Die eingeführte auslän-
dische Kohle würde den selben Betrag als Zoll bezahlen. Die
Steuer würde von den Zechen auf Grund ihrer Förderbücher er-
hoben. Sie wäre jedesmalein halbesIahr nachder Förderung fällig.
Rückvergütung würde nur bei den Erzeugnissen der Industrien
gewährt, die Kohle nicht nur zu Kraftzwecken brauchen; Beispiele:
Eisenindustrie, Keramik, Glashütten; und auch nur bei der Aus-
fuhr ihrer Produkte, nicht beim Inlandverkauf. Der angemessene
Mückvergütungsatz ist leicht festzustellen. Bei der Kohle, die das
Reich selbst braucht, ist eine Rückvergütung nicht erforderlich, da
der Steuerbetrag doch nur von einer Tasche in die andere geht.
Die Staatseifenbahnen können aber ganz gut diese Steuer tragen;
die Gründe wären den für die Fahrtlartensteuer angeführten gleich.
Die Kohlensteuer wäre eine vollkommen gerechte Steuer. Nie-
mand kann sich ihr entziehen. Die unteren Klassen werden sie
kaum empfinden. DieIndustrie wird sich daran gewöhnen und sich,
weil sie jedenKonkurrenten trifft, rasch damit einrichten. Sie wird
zu Sparsamkeit und zu gründlicher Ausnutzung der Kohle an-
reizen. Dies ist aber sehr nützlich: denn die Vorräthe, die noch
in der Erde liegen, sind nicht unbegrenzt. Mit den Wasserkräf-
ten ist es anders. Torf und Holz wächst nach Deshalb mußj
Wasserkraft frei bleiben. Außerdem würden die Kohlen nach dem
Krieg vermuthlich auch «Are Besteuerung eben so theuer werden,
Krur zu Gunsten der Zechenbesitzer. Die, als. Folge der neuen
Steuer, sogleich einsetzende Vertheuerung der Kohle wird manche
unnöthige Neugründung in der Industrie verhindern. Nach
einem Krieg (so wars ja auch nach 1870/71) wird aber fast immer
zu diel gegründet und dadurch eine ungesunde Neberproduktion
bewirkt. Das zu verhindern oder mindestens einzuschränken, ist
für die Volkswirthschaft wichtig. Die von dieser Steuer hart be-
troffene Industrie muß sich sagen, daß sie sonst noch viel reich-
licher bluten müßte, ohne sicher zu sein, daß sich die Konkurrenz
.nicht der Steuer geschickt entzieht, was bei der Kohlensteuer aus-
geschlossen ist. Die Verstaatlichung des Kohlensyndikates (oder
wenigstens die Sicherung staatlichen Einflusses) ist zu erwägen.
Dies sind meine Ansichten. Ich habe sie nur in Umrissen

aufgezeichnet; wollte ich sie ausführlich schildern, so müßte ich,
ein Buch schreiben. Sie werden sicher im Ganzen oder zum Theil
angegriffen werden. Ich werde, mich gern besseren Vorschlägen
fügen. Denn ich bin stets belehrbar gewesen.
Wächtersbach.
Friedrich Wilhelm Fürst zu Isenburg und Büviugen,
Glauben Sie ja nicht, baß ich gegen die großen Ideen Freiheit,
Volk, Vaterland gleichgiltig sei. Nein. Diese Ideen sind in uns, sind
ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen.
Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren
Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so
achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung
des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle,
über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der
Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch
welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft
und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schran«
ken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur
ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen,
starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. Den Glauben
an Deutschlands Zukunft halte ich fest. Sie sprechen von dem Erwachen,
von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde
sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und
Blut theuer erkauft hat: die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk er»
wacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu
tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung
zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung?
Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestört wird? Sie berufen sich auf die
vortrefflichen Proklamationen fremder und einheimischer Herren, Ja, ja:
.Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferdl" (Goethe; I8IZ.)
Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie
die Kriege volkmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Frie»
denszeiten es werden; bis auch in diesen Zeiten der Volksgeist gefragt und
in Ehren gehalten wird; bis das Licht guter Verfassungen herantritt und
die kümmerlichen Lampen der Kabinete überstrahlt, (Dahlmann; ILlS.)

Christliche Wissenschaft.
Angriffe, die in letzter Zeit gegen die Christliche
Wissenschaft gerichtet wurden, haben den Scientisten wieder
gezeigt, daß die falschesten Meinungen über diese Lehre verbreitet
sind. Diese Angriffe konnten den Scientisten eigentlich nicht be-
rühren, denn sie richteten sich gegen Anschauungen, die nichts
mit der Christlichen Wissenschaft zu thun haben. Wenn Das, was
man dafür hält, die Christliche Wissenschaft wäre, dann hätte
diese Religion nicht in so kurzer Zeit so viele Anhänger gefunden;
denn wüchse die Bewegung nicht ständig. Denn der Christlichen
Wissenschaft strömen die Leute zu, die elend und unzufrieden sind,
die nicht Das gefunden haben, was sie gesund und glücklich macht.
And wenn sie in der Christlichen Wissenschaft nur Trug und Hum»
bug fänden, würden sie kaum dabei bleiben. Thatsache ist, daß
in keiner anderen Menschenklasse so viel Freudigkeit und Zu»
friedenheit lebt und man nirgends so wenig Klagen vernimmt
wie bei den Scientisten. Die meisten Menschen ergehen sich viel
mehr in Klagen, als sie selbst wissen. Wenn man aus anderer
Umgebung zu den Scientisten kommt,vann fällt Einem der Anter»
schied oft sehr Kark auf. Auf der einen Seite lange Berichts
über Krankheiten, Disharmonien, Unglück; bei den Scientisten
Dankbarkeit und Freude. Dem Sinn nach hört man von ihnen
immer wieder Aussprüche wie: „Mir gehts jetzt viel besser; und
ich weiß, es wird immer noch besser werden, je mehr ich richtig
denken lerne." Soll Das nur durch Wahnvorstellung bewirkt wor»
den sein? ',"
Man hat der Christlichen Wissenschaft ungefähr Alles abge-
sprochen und immer wieder betont, daß sie weder Religion noch
Wissenschaft sei. Und doch gründet sie sich durchaus auf die Lehre
Jesu. Jesus, lehrte, daß wir anders denken lernen müssen. „Das
Himmelreich ist in Euch", sagt er und erklärt damit das Himmel»
reich als einen Bewußtseinszustand. Erachtet nach dem Reich
Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," sagt er. Wenn das Reich
Gottes ein Bewußtseinszustand ist, dann bedeutet dieses Wort:
„Trachtet vor Allem nach dem Bewußtsein, dem gerechten Denken,
das Gott hat." Er sagt auch, wir sollten vollkommen fein wie
unser himmlischer Vater; er hält also für möglich daß wir so
vollkommen denken lernen können wie Gott, daß wir das voll»
kommene oder göttliche Gemüth wiederspiegeln können. „Die
Wahrheit macht uns frei", sagt er; und nur das Denken des voll-
kommenen Geistes kann Wahrheit sein. Also nur vollkommenes

Denken kann uns frei machen. „Ich habe diese Welt überwunden,'^
sagt er; und meint sicher nicht, daß er sie mit Gewalt nieder-
gezwungen, sondern, daß er das falsche Bewußtsein dieser Welt
in sich selbst überwunden habe. And immer wieder fordert er
uns auf, ihm zu glauben. Er sagt ganz deutlich, daß wir (Alle,
nicht nur seine Jünger) durch die Erkenntniß, die uns durch ihn
wird, die Werke auch thun können, die er that.
Der Scientist ist überzeugt, daß Jesus nur auf innere Läute-
rung abzielte und daß der Mensch nur durch innere Läuterung
selig werden, ins Himmelreich, in den Bewußtfeinszustand der
Vollkommenheit, gelangen könne. Paulus sagt: „Schaffet, daß
Ihr selig werdet"; und: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus
Christus war." Unser Schaffen, unsere Arbeit muß also darin
bestehen, daß wir denken lernen, wie Jesus Christus dachte. Darin
besteht nach der christlich wissenschaftlichen Auffassung die ganze
Arbeit des Sterblichen.
Die Scientisten streben ernstlich nach Liebe und Barmherzig-
keit und sind überzeugt, daß der allmächtige Gott lebt, auf den
Jesus baute und auf den zu vertrauen er von uns verlangte.
Sie glauben nicht, daß dieses Vertrauen sich auf Theorien be-
schränken darf, fondern beweisen ihren Glauben in der Wirklich-
keit des Alltagslebens. Sie verlassen sich in allen Lebenslagen
auf Gott. Das scheint mir nicht in Widerspruch zu Religion, zu
Christenthum zu sein.
Wenn die Scientisten das Gebot zu erfüllen suchen, das
Jesus als das vornehmste und größte Gebot bezeichnete, so streben
sie nicht minder ernstlich danach, das andere, das diesem gleich
ist, zu erfüllen: ihren Nächsten zu lieben wie sich selbst. In diesen
beiden Geboten, sagt Jesus, „hanget das ganze Gesetz". Darum
läßt sich der Scientist nicht hinreißen, Haß und Verachtung mit
Haß und Verachtung zu vergelten. Er versucht ernsthaft, seiner
Religion zu leben und den Nächsten so zu behandeln, wie er selbst
behandelt sein möchte.
Durch das Verständniß, das ihm durch die Christliche Wissen»
schaft geworden, weiß der Scientist, daß, was sich ihm als Ver-
folger und Feind entgegenstellt, nicht der wahre Mensch ist, nicht
Gottes Ebenbild, sondern falsche Annahmen, die andere Menschen
hypnotisiert haben und sie zu ungerechtem Handeln treiben. Er
weiß, daß diese falschen Annahmen ihn durch andere Menschen
zu erreichen suchen, ihn aus der Fassung bringen wollen, ihn zu
verführen trachten, ,selbstHaß undWuth zu empfinden. Er weiß, daß
man ihn aus der richtigen Gesinnung heraus in Empfindungen

reißen will, die nicht gut sind und die in Disharmonien führen.
Der Scientist kennt die'Thätigkeit des Nebels und er „arbeitet",
um frei zu bleiben von falschen Gedanken. Die läßt er, Haß und
Verachtung, Empörung und Rache, nicht in sein Bewußtfein drin«
gen. Er wendet sich an Gott, nicht, um zu bitten, daß Gott persön-
lich in sein Leben eingreife und die Wolken für ihn wegschiebe,
nein: er „arbeitet", um zu erkennen, wie das vollkommene Ge-
müth denkt, und strebt, das Bewußtsein dieses vollkommenen Ge°
müthes wiederzuspiegeln. So bleibt er frei von Haß-, Wuth- und
auch von Furchtgedanken. Denn seine „Arbeit", die im Erkennen
besteht und im Bestreben, gehorsam zu sein, gehorsam dem Gesetz
der Liebe und Gerechtigkeit, macht ihn frei von falschen Gemüths-
bewegungen. Er ist überzeugt, daß, was ihn frei macht, die Wahr-
heit ist. Die Wahrheit, daß es nur ein Bewußtsein giebt, ein
vollkommenes Bewußtsein, das ewig und allmächtig ist, und daß,
wenn er dieses Bewußtsein vollkommen verstehen und wieder-
spiegeln wird, er vollkommen frei fein wird von allem Uebel.
Er glaubt, daß er seine Seligkeit durch die Befreiung von allem
falschen Denken „schaffen" muß und daß er nur so sein Lebens«
Problem lösen kann.
Nicht nur der Himmel ist ein Bewußtseinszustand, sondern
, auch die Hölle. Der Scientist hat meist genug gelitten, bevor
er zur Christlichen Wissenschaft kam; jetzt strebt er bewußt nach
dem Himmel, nach dem harmonischen Bewußtfein. Das kommt
ihm nicht von außen; durch innere Läuterung muß ers erlangen.
Sein ganzes Streben geht jetzt dahin, sich von falschen Gedanken
und falschen Gemüthsbewegungen zu reinigen. Das scheint mir
nicht irreligiös zu sein.
Man ließe den Scientiften wohl ruhig ihre Theorien, wenn
sie nur bei ihren Theorien blieben. Die werden heuzutage recht
gleichgiltig betrachtet. Aber daß die Scientiften die christliche Re-
ligion praktisch bethätigen wollen, daß sie des Meisters Befehl
„Machet die Kranken gesund!" ernst nehmen und überzeugt sind,
er habe gemeint, was er sagte: Das ist der Stein des Anstoßeß,
über den man nicht hinwegkann.
Die Thätigkeit des Meisters bestand zum großen Theil im
Heilen. And er heilte nicht mit Kräutern und Giften, nicht durch
Massage, Bäder, Diät: er heilte vom Geist aus. Die Heilungen
in der Bibel sind überwältigend. Aber wir haben eine so materia-
listische Weltanschauung, daß sich die meisten Menschen um diese
Heilungen gar nicht kümmern. Man hält sie für unmöglich oder,
q,m besten Fall, für Wunder. Mrs. Eddy erkannte ganz klar, daß,

es Wunder, Durchbrechungen der Gesetze, nicht geben kann, das;
also die Heilungen, von denen die Bibel berichtet, auf ein Gesetz
begründet sein miüssen. Sie erkannte das Gesetz, indem sie er»
kannte, daß Bewußtsein Alles ist und daß die Heilung im Bewußt»
sein vollzogen werden muß. Denn was außerhalb unseres Be-
wußtseins liegt, berührt uns gar nicht. Sie erkannte ein heilendes
Prinzip. Darum hat die Christliche Wissenschaft nicht viele Metho-
den und viele Systeme. Sie stützt sich auf ein Prinzip, auf die
Allmacht des Geistes, der allem Leben zu Grunde liegt und von
dem wir deshalb abhängig sind. Während in der Medizin die
Methoden und Systeme wechseln, weil sie sich nie lange halten
können, hat sich das Prinzip der Christlichen Wissenschaft bewährt
und bewährt sich noch und wird sich bewähren in alle Ewigkeit.
Das andere große Unrecht, daß man uns vorwirft, ist, daß
wir in der Lehre Jesu (denn darum allein handelt es sich) eins
Wissenschaft, sogar die einzige Wissenschaft, erblicken. Der Scien-
tist glaubt aber, daß Wissenschaft nur die Erkenntniß der wahren
Gefetze sein kann und daß wir durch Jesus wahre Gesetze erkennen.
Jesus war der Wegweiser. Giebt es Geistesgesetze, so müssen sie
erkennbar sein. Der Scientist glaubt, daß alle Wissenschaft uns
lehren soll, zu denken wie Gott; und Jesus giebt uns das Rezept
dazu. Die Kenntniß, die uns durch unzulängliche materielle Sinne
wird, hält der Scientist nicht für absolute Wahrheit. Wenn wir
andere Sinne hätten, stünde eine andere Welt vor uns und wir
abstrahirten dann andere Gesetze.
Die Christliche Wissenschaft macht also Anspruch darauf, Re-
ligion und Wissenschaft zu sein. Die Scientisten sind überzeugt,
daß durch die herrliche Lehre, die ihnen geworden, der Verstand
und das Herz versöhnt wird. Sie sind überzeugt, daß Jesus ge-
meint hat, was er gesagt hat: die Wahrheit werde uns frei machen,
frei von allem Nebel. Sie zweifeln daher keinen Augenblick, daß
uns möglich ist, die Wahrheit zu erkennen und durch sie frei
zu werden. Der Scientist glaubt, daß Jesus mehr erkannt hat,
als unsere ganze weltliche Wissenschaft erkannt hat und je er-
kennen wird: die absolute Wahrheit oder Gott. Wissenschaft und
^Religion sind dem Scientisten ein Begriff, ein Ding, sind ihm
Einheit; und er ist gewiß, daß Jesus uns nicht nur Religion ge-
lehrt hat, sondern auch Wissenschaft, die einzige, die in allem,
Sturm der Zeiten besteht.
Katharina Weber.

Vollmondnächte.
Vollmondnächte.*)
Das Kalighat bei Kalkutta.

MWit meinem schlanken Diener aus Kashmir verließ, ich um neun Uhr abends den Gasthof. Er liegt hinter dem weißen Portal von Government tzouse neben den MarMllen des Generalgou» Verneurs. Indische Lakaien mit rothem, goldbetreßtem Kaftan, mit besonders kunstvoll gedrehten Turbanen sind immer wieder zu sehen. Die Gegend hat die Stimmung einer kleinen Residenz.

Während wir die Straße entlang gingen, erklang laute, klirrende Musik, ein recitativartiger und doch aufgeregter Gesang. Männer und Frauen standen vor einem geöffneten Raum (es war wohl eine Wachtftube); auf den geflochtenen Pritschen hockten buntgekleidete Männer. Der eine, er hatte scharfgeschnittene Tatckrenzüge, rasselte mit seinem klingelbehangenen Instrument, neben ihm schlug ein Kamerad mit der flachen Hand auf die Trommel. Ihnen gegenüber hockte ein Vorsänger, die Anderen bildeten den Chor. Merkwürdig aufreizend war der Gesang; ich vermuthete ein Kriegslied, so stürmte es vorwärts. Aber mein Diener sagte: „Es sind Soldaten vom Pendschab-Regiment, Gnädigste, sie singen zu ihrem Gott." Leidenschaftlich, mit rollenden Augen rasselte der Tatar seine Schellenstäbe, schlug sie mit nervösem Griff zusammen. Orgiastisch schwoll das Lied an; dann kam schroff das Ende. Ermattet schöpften die Männer Athem und wischten sich die Stirn.

Wir bestiegen eine Elektrische Eisenbahn. Ich wollte weit hinaus ins Heiligthum der Göttin Kali, in das Kalighat, von dem Kalkutta seinen Namen hat. Wir sahen große Geschäftsstraßen, hellerleuchtete Theater, deren Portale Herren und Damen in Abendkleidung betraten. Dann folgten vornehm-altmodische Landhäuser, weiße, klassizistische Gebäude hinter Parkmauern; vom blassen Mondhimmel hoben sich die Umrisse der Palmen, der breit ausgedehnten, üppigen Bäume. Bald darauf hörte Europa auf; zu beiden Seiten sah man Budenreihen und niedrige Häuser. Unberührter Orient, unordentlich, unsauber, doch überaus reizvoll. Hier wurden große, dunkelglasirte Tonkrüge angeboten, leuchteten die edel geformten messingenen Wassergefäße, saß mit gekreuzten Beinen der Besitzer über seine langen, zusammengehefteten Bücher gebeugt. Dort umstand eine eifrig plaudernde Gruppe in leuchtend farbigen, togenartig umschlun«°

*) S. „Zukunft" vom 27. November 1915.

genen Tüchern eine Bude. Nach Sonnenuntergang wirkt die
Kalkutta»Menschheit schön; dann hüllen die Männer sich in diese
Toga und schreiten wie Gestalten aus großer Borzeit daher.
Hinter den niedrigen Häusern kamen größere; und mitten
durch das armsälige Quartier sauste ein hochherrschaftlicher Wagen
mit weitzgewandeten Dienern. Er gehört, so sagte Ahad, einem
reichen, hier wohnenden tzindu»tzerrn; über dem Wagenschlag
hatte ich ein braunes Gesicht unter dem Turban gesehen. Jetzt
hielten wir; eine Seitengasse führt an den Tempel. Das richtige
Iahrmarktgewühl, wie es zu allen Zeiten die großen tzeiligthümer
umgab. Hier rührte ein nur mit einem kleinen Schurz bekleideter
tiejbrauner Inder seinen Teig und ließ plinsenartige Kuchen in
der Pfanne brodeln. Noch immer wurden dort am Blumenstand
die im Lampenschein aufleuchtenden citronengelben oder orange»
farbigen Ringelblumenkränze gekauft. Unsäglich roh wirkten die
bunt angestrichenen Idole; in langen Reihen standen die fratzen-
haften Gestalten, daneben waren Süßigkeiten kunstvoll geschichtet.
Noch immer kamen und gingen die Männer (Frauen waren so
spät nicht mehr zu sehen), drängten sich die farbigen Gestalten.
Nun gelangte ich auf einen freien Platz; ein Teich dämmerte
und aus der dunstigen Nacht erhoben sich Palmen. Einer der
wandelnden Schattenumrisse redete mich mit unterwürfiger Höf-
lichkeit Englisch an; er sei Brahmane, Priester der Göttin Kali.
Seine Züge waren regelmäßig und sinnlich: ein Antinous-Gesicht.
Er zeigte mir den ersten Votivtempel, eine von schwerfälligen
Stucksäulen getragene Halle, in ihrer Mitte einen heiligen
Brunnen. Von der aufsteigenden Außentreppe durfte ich hinab»
sehen; dort unten regte sich eine dunkel verhüllte Gestalt, ihr
Lämpchen erleuchtete das Lingam°Symbol. Darauf folgte ein
ummauerter Teich. „Hier," sagte der Priester, „baden täglich
viele weither gekommene Frauen, auf daß sie Söhne gebären."
Er wies auf kleine, an einen Baum gebundene Rollen. „Geht
ihr Wunsch in Erfüllung, so kommen sie und entfernen die Rolle,
auf die sie ihr Gebet niedergeschrieben hatten." Singend nahte
eine Pilgerschaar. Der Untertan des Gesanges war wild ekstatisch;
die Anbetung der furchtbaren Kali ist ja eng mit der „Indischen
Unruhe", mit den anarchistischen Wirren, mit dem Haß gegen die
Fremdherrschaft verknüpft. „Eine weiße Ziege der Kali opfern"
heißt: einen Engländer umbringen; in diesem Tempelhof haben
vor einigen Iahren Tausende den Eid auf die Befreiung vom
Joch geleistet. Mitten in dem dichten, laut singenden Menschen»
gewühl gelangte ich in den schmalen, am Tempel vorbeiführenden

Wang. So weit ich den Bau sehen konnte, erschien er einfach,
-war unten mit bunten Kacheln belegt. Man hatte Lichte, Blumen,
allerlei Opfergaben aufgebaut; im dunklen Hintergrund sah ich
die Göttin. Ein roher Fetisch, ein brutal bemaltes Idol. Rings
.um mich drängten sich die erregten Pilger, beteten, sangen, priesen
die große Kali, warfen goldgelbe Blüthen vor den Altar. Auf-
«thmend gelangte ich ins Freie. Ein Gang mit Kapellen und
Buden führte an den schmalen Fluß, das alte Gangesbett. In
langen Reihen hockten hier vom Mond beleuchtete Gestalten;
hagere Arme streckten mit leise gestammelter Bitte mir ihre
Bettlerschälchen entgegen. Noch jetzt kamen Pilger, um sich in
der Heiligen Fluth zu baden. Auf den steinernen, an den Fluß
hinabführenden Stufen stand eine hell beschienene Männer-
gruppe; eine Toga war kirschroth, die andere moosgrün, die dritte
zimmetgelb; der Mondschein dämpfte den Dreiklang, ließ ihn
jedoch klar erkennen. Am jenseitigen Ufer erhoben sich verwischte
Baumgruppen, die mit der dunstigen Wasserfläche verschmolzen.
Flackernde Lichtchen brannten vor den Altären; neben den viel«
armigen ungeheuerlichen tzindugöttern stand ein milchweißer
Buddha aus birmanischem Alabaster. Erstaunt betrachtete ich
den sanften Gautama in dieser Umgebung. „Mem Sahib," sagte
der Brahmane, „hierher kommen die verschiedensten Menschen
und opfern so, wie es von ihren Borfahren überkommen ist,
auf verschiedene Art. Und einige opfern dem Gott Buddha, in
dem sich unser Herr Wishnu einmal zu verkörpern geruhte." Er
führte mich in den Opferhof hinter dem Tempel und zeigte mir
die Pfosten, an die die Opferthiere gebunden werden. „An jedem
Morgen sind es hundert bis hundertachtzig Ziegen; dazu kommen
noch zwei bis drei Büffel." Mich schauderte; das Blut müsse ja
hier in Strömen fließen, den Hof bedecken. „Das Blut," sagte
der Priester mit glatter, einschmeichelnder Stimme, „soll ja auch
fließen. So will unsere große Göttin Kali geehrt werden."

Beim Kaiser Akbar.

Im letzten Abendroth erscheint jenseits von der Baumreihe
eine lange Zinnenmauer mit Thoren und Kuppeln. Das ist
Satepur Sikri, Akbars Stadt. Der Zug hält; ein buntes Ge-
wühl,! Frauen in sattfarbigen Schleiern, Männer mit hellen
Turbanen und Tüchern. Ich bin der einzige Europäer. Zwei
tiefdunkle Träger werden mit meinem Gepäck beladen und gehen
vor mir her; der Mond hat sich erhoben, die Träger, die Bäume
werfen scharfgeschnittene Umrisse auf die blasse, trockene, mit

Steinblöcken bedeckte Erde. Wir nähern uns der Mauer deS-
ehemaligen Schlotzbezirkes, dem luftigen Kuppelhaus über dem.
Thor, betreten den dunklen Bogen. Hier waren die Kammern der
Wächter, dort ihre steinernen Sitze. Danach kam das zweite Thor»
Haus, das der Musikanten,- mit Cymbeln, Pfeifen und Trommeln
wurde hier der Kaiser begrüßt.
Hart an der verfallenen Münze liegt das Rasthaus, in dem
ich übernachten werde. Diese Regirung-Unterkünfte machen den
Besuch abgelegener Orte in Indien leichter als in Europa. Man
zahlt nach festen Sätzen, bringt seinen Diener und seine Bettsachen
mit. Irgendeine Kleinigkeit ist in diesen Dak Bangalos immer
überraschend. Im letzten erhielt ich eine herrliche messingene
Waschschüssel; freilich: keine Matratze, nur die mit Gurten über»
zogene Pritsche. Hier sind die Räume ungemein hoch und groß,
aber das noch nie gestopfte frisch gewaschene Tischtuch hat zwei
Dutzend Löcher. Der Khitmangar, Haushofmeister, sieht immer
gleich aus; hat die verwitterten Züge eines Araber-Sheikhs, hüllt
die schlotternden Glieder in einen dunklen Kaftanrock, schlürft in
gestickten Lederschuhen, spricht nur mit umständlichen Vernet-
zungen und Salaamen.
Nach einerraschen Mahlzeit gingich hinausin die Mondschein-
nachi. Am Thorweg zu den Palasthöfen erkannte ich die Thürflügel»
angeln, die alten S chwellsteine führen! in den von Arkaden umgebe-
nen Audienz!hof. Schlichte, große Linien; Alles in indischem Stein
ausgeführt. In der Mitte der Hauptwand springt der Kaiseraltan
hervor. Ich betrat die alte Treppe; die Steingeländer überaus
reizvoll und kunstvoll, spitzengleich durchbrochen. Hier saß Akbar;
von allen Seiten des großen Audienzhofes waren die Blicke auf
ihn gerichtet. Von diesem Altanbau gelangte ich durch einen
kleinen, vom Kaiser benutzten Ausgang in den inneren Hof. In
der Mitte erhebt sich sein Wohnhaus; er nannte es das „Haus der
Träume". "Ringsum Tag und Nacht rauschende, in Stein gefaßte
Brunnen, gegenüber die „Halle der Andacht". Bogengänge und
Terrassen führten in die Haremsgebäude. Einige dieser Verbin»
dungsgänge find verschwunden, sonst stehen noch alle steinernen
vornehmen Gebäude, vom Mond verklärt, scheinbar noch makellos.
Ueber ein Jahrzehnt hat Akbar seine prächtige Schöpfung be-
wohnt; wegen einer abergläubigen Furcht oder wegen mißlicher
Wasserverhältnisse hat er sie dann verlassen. Fatepur Sikri blieb
seitdem erstarrt und still.
Ich betrat die Stufen, gelangte in die Wohnräume des mäch-
tigsten, größten und edelsten Herrschers, den Indien jemals hatte.

<Europa selbst hat nicht allzu viele, die neben ihm genannt werden
dürfen.) In diesem Raum liefz Akbar sich täglich aus seinen
Büchern vorlesen, brahmanische Bedas und buddhistische Werke,
Zoroaster und die Evangelien der Christen. Auch alte und neue
Geschichtwerke, alte und neue Dichter. Hier hat er seine Feldzüge
geplant und volkswirthschaftliche Aufgaben durchdacht. Hier hat
«r geträumt. Rings um diese Wohnräume zieht sich eine Terrasse;
oft berief er seinen ihm gegenüber wohnenden Hindu-Astrologen
und betrachtete mit ihm die Sterne. Trotz, dem Vollmondglanz
sind die großen Sternbilder sichtbar: da steht der Orion, da brennt
Der Sirius, dort sind die Plejaden, dort die Hörner des Stieres.
Den beiden Männern, die hier so oft saßen, waren sie wohlver»
traut, zum Theil unter den auch uns so geläufigen Namen.
Mbar wird den bestimmten Voraussagungen des Hofaftrologen
aufmerksam und doch skeptisch zugehört haben; manchmal richtete
er sich nach ihnen, ohne doch so recht an sie zu glauben.
An die Sonne aber glaubte er; betete sie an. Inbrünstig,
mit mystischer Verzückung. Früh am kommenden Morgen stand
ich wieder hier auf der Terrasse, wo er, ernst versenkt, den Sonnen»
Untergang zu sehen liebte. Mir war, als hätte ich noch nie einen
so schönen Aufgang erlebt. Die Ebene erstreckte sich dämmerig,
dunstig, die feierlich steigende Sonne warf rothgoldenen Strahl.
Jetzt, im Mondschein, sah ich an der schmalen Terrassenthür
die Löcher der Stäbe, an denen die Vorhänge einst hingen; be-
rührte leise mit der Hand die Steinstufen, an denen seine seidenen
Gewänder rauschten. Zwölf Jahre lang hat unter dieser Wölbung
seine Stimme getönt. Harmonischer hat wohl niemals ein König
den starren Ernst und die lächelnde Schönheit eines Palastdaseins
ausgekostet. In seinen täglichen Gewohnheiten war ör mäßig,
feierte jedoch prunkende Feste. Weit und breit waren die Länder
ihm unterthan. Seinen Freunden blieb er der Gefährte. Ein
kühner Denker, aller geistigen Arbeit zugethan, dem Krieg, der
Jagd, allen ritterlichen Spielen ergeben; schöne Frauen hat er ge-
liebt. Jetzt ging ich an den Häusern der Sultaninnen vorbei;
Alles totenstill, ausgestorben die Kaiserburg mit all ihren Säulen»
gängen und Kuppeln und Thoren. Der mattgoldene Schein des
südlichen Mondes fiel auf ein für sich stehendes Gebäude; die
Säulen und Pfosten und Wände waren von zierlichstem Gerank
umsponnen. Hier wohnte die „türkische Prinzessin". Daneben ist
das Haus der Radshputprinzessin Mariam aus Ambar, reich be-
malt; am Tage sind die an persiche Miniaturen erinnernden Fres-
ken noch zu sehen. Diese Vermählung war ein Ereigniß. Noch

nie hatte eine Tochter der einheimischen Fürsten sich den islamiti-
schen Eroberern geschenkt; noch heute ist es den Dynasten von Iai-
pur-Ambar und Iodhpur peinlich, an diese Ehe erinnert zu wer»
den. Dort steht ihr Badehaus, ihr Gärtchen mit dem Steinbecken
für ihre Lieblingfische. Daran grenzt das Hauptserail, ein mäch-
tiger, reich verzierter Bau. Hier thronte die Kaiserin Rakiya,
Enkelin des großen Babar, dessen Enkel auch Akbar war. Alle
Ehren wurden ihr zu Theil. Am Liebsten weilte Mbar wohl im
Schmuckkästchenbau der türkischen und der Radshput-Prinzessin.
Ich kam in die „Halle der Andacht". Der seltsame Schauplatz
für Versammlungen, wie es nie ähnliche gab. In der Mitte saß
an Donnerstagabenden Akbar auf einer kleinen, von gewaltigen
Pfeilern getragenen Estrade. Vier Steinbrucks« mit durchbroche-
nen Steinschranken führten zu den umlaufenden Galerien. Aus
jeder Galerieseite saßen Vertreter der verschiedenen Religionen:
Musulmanen, Brahmanen, Buddhisten, Anhänger des Zoroastra
oder auch Jesuiten. Hochgebildete Männer und schlichte Zeloten:
Theologen, Philosophen und Dichter. Wahrscheinlich war gegen-
über den Platz seines Lieblingministers Ab ul Fazl. Der warf
immer neue Fragen und Probleme auf; die Weisen und Heiligen
ereiferten sich und fluchten, wenn feinere Entgegnungen nicht ver-
schlugen. Akbar hörte interessirt und skeptisch zu; er war leiden-
schaftlich mystisch-religiös, konnte jedoch in keiner Religion be-
friedigende Aufschlüsse finden, keine vermochte ihm die Zukunft»
räthsel zu lösen.
Schonunglos wurde auchBedenkliches erörtert. ObwohlAkbar
von der Mutterseite her vom Propheten abstammte, wurde dessen
Privatleben zergliedert und nicht einwandfrei befunden; gewiß zu
besonderer Freude des geistvollsten, witzigsten Herrn am Hofe, des
Hindu-Ministers Radsha Birbal. In dieser „Halle der Andacht"
wurde das merkwürdigste Schriftstück dieser Regirung verlesen
und besprochen: das, in dem Akbar die Obergewalt in allen geist-
lichen Angelegenheiten zuerkannt wurde. Hierdurch wurde er
Kaiser und Papst zugleich. Selbst die grimmigen Orthodoren
mußten den Erlaß unterschreiben; ihre hageren Hände werden da-
bei gezittert haben.
Nach solchen Zusammenkünften begab sich der Kaiser diese
schmale Steintreppe hinunter in einen Frauenpalast oder in sein
„Haus der Träume". Die Anderen zerstreuten sich. Ich ging nun
den Weg, den Ab ul Fazl, der Geschichtschreiber, und der zart-
fühlende Dichterbruder Faizi, Akbars nächste Freunde, wandeln
mußten. Dort liegen ihre Steinhäuser, mit Säulenvorräuinen,

mit Dachterrassen. Auf dem Heimweg werden sie noch lange gesprochen haben; wir wissen, wes Geistes Kinder sie waren. „O Gott," hat Ab ül Fazl geschrieben, „in jedem Tempel erblicke ich Diejenigen, welche Dich erblicken."
Nun kehrte ich durch den schweigsam öden Audienzsaal zurück. Im scharfen Mondlicht wirkte Alles unwahrscheinlich; und doch lebt die Vergangenheit hier wie an wenigen Stätten der Welt. Der Rahmen ist fast unberührt geblieben, die Gestalten der Toten sind uns vertraut. Ich war wieder am Thor. Auf dieser Steinbank saßen die Wächter, haben in Mondnächten die auf der Terrasse wandelnde Gestalt des Kaisers Akbar erblickt, haben mit gedämpfter Stimme über ihn gesprochen.

Die Festung von Daulatabad.

Nach Tisch ging ich mit einer Cigarette noch etwas ins Freie, während im Wartesaal mein Lager gerichtet wurde. Denn in Indien giebt es auf jedem Bahnhof Wartesäle mit langen Diwanen und Baderäumen, in Indien reist Jeder mit seinem Diener und mit Bettsachen, kann deshalb überall nächtigen.
Vor dem Bahnhof lagen auf dem Boden mumienhaft in ihre Lakentücher gehüllte schlafende Gestalten. Andere hockten, leise plaudernd, ihre Hukka rauchend, in Gruppen zusammen. Noch lange wird kein Zug erwartet, doch stellt man sich zeitig ein. Die Luft war lau und mild, in der Helle bildeten die unnahbar schroffen Bergkuppen langgezogene dunkle Massen. Nachtfriede; die gelben Vögel, die ich zuvor in Schwärmen aus den gelbblühenden Kassiabüschen gesehen hatte, schliefen, nur die Cikaden zirpten und von den fernen Hütten drang eintöniger, rhythmisch betonter Gesang. Am Weg waren einige Mattenhütten aufgeschlagen; sie gehörten wohl wandernden Familien, die hier an der Strafzenausbesserung arbeiten. Noch hockten einige Gestalten um das Herdfeuer, andere lagen auf dem Boden, leblos schwarze Umrisse. Vor der Hütte standen aufgestapelte Karren und neben ihnen lagen still taubengraue und weiße Kühe, sanfte, vielgeliebte Mitglieder der Familie.
Dann erhob sich der Festungberg, eine uralte, von der Natur gegebene Festung; senkrecht fallen die Granitwände rings herab, bilden aufgethürmte Wälle. Daulatabad ist eine Hindu»Trotzburg aus dem neunten Jahrhundert; einst wars die Hauptstadt eines kleineren Reiches. Immer werden die kriegerischen Leistungen der „sanften", der „schlaffen" Hindus übersehen. Gewiß wurden sie schließlich überwunden, wie auch die Sieger schließlich erliegen

(denn ohne Einbuße verlebt kein Volkstamm Jahrhunderte in den Tropen). Aber fast in allen Zeiten waren die Hindu gefürchtete und tapfere Feinde.
Mit genialer Kunst hat die Padawa-Dynastie diese Burg befestigt. Erst Außenmauern, dann ein tiefer Graben, eine gewaltige mit Bastionen versehene Mauer, dahinter eine zweite. Vom Eingang aus führen schmale Gänge durch ein Labyrinth von Thoren und Thorhäusern hinauf. Jetzt zieht eine steile, enge Kluft sich um den inneren Felsen, igelbgrünes, träges Wasser liegt unten; an dem schroffen Absturz ist jedoch ersichtlich, wie hoch es einstmals stand Zwei Brücken überspannten den Abgrund; die obere ist verschwunden, die untere erhalten und ich ging auf den alten Steinplatten zwischen der alten Steinbrüstung hinüber. Dann führte ein eng gewundener Weg mitten durch den Burgfelsen nach den oberen Terrassen. Vor mir im rothbraunen Rock der Führer; er leuchtete mit einer Fackel, gier und da waren kleine eingelassene Nischen mit rothangemalten tzindugöttern. Nichts hatte sich geändert. Nnd wo diese Tunnelung aufhörte, wurde einst ein schwerer Eisenplattenmantel über die Mündung gerollt. Er wurde glühend erhitzt: gelang es dem Feind, durch die Thorhäuser über die Schlucht in den Tunnel zu gelangen, hier würde ihm die sengende Hitze entgegenschlagen, hier mußte der rothglühende Eisenmantel jedes Vordringen vereiteln. Noch sind Theile der Eisenplatte, noch die schräge Eisenrille, auf der mit kleinen Rädern der Mantel herunterrollte, zu sehen. Athemlos hatte ich am Nachmittag Alles betrachtet. Diese Festung ist nie bezwungen worden.
Zwei große Gestalten spuken um die Mauern von Daulatabad. Zuerst der furchtbare mohammedanische Sultan Alauddin. Ende des dreizehnten Jahrhunderts umzingelte er die Festung; da sie nicht zu erobern war, einigte er sich mit dem Radsha: nach Empfang einer großen Summe wolle er weiterziehen. Aus diesen Thoren brachte man die Schätze: 23 000 Pfund Pfund Silber, 15 00« Pfund Gold, 173 Pfund Perlen und 30 Pfund Diamanten.
Noch enger ist Mohammed Tughlak, ein furchtbarer Held, ein verhaßter, aber genialer Herrscher, mit der Festung verbunden. Hier ersah er sein Ideal einer Hauptstadt und befahl (Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) den unseligen Einwohnern des großen, blühenden Delhi, ihre tzeimath aufzugeben und hierher zu ziehen. Es war eine vierzigtägige Reise. Mit Jammern und Wehklagen machten sie sich auf den Weg und siedelten sich um den Festungbezirk an. Noch heute stehen die gewaltigen Ringmauern und Thorhäuser. Dieser mächtige Felsberg erinnert merkwürdig an

den Ernst, an die fast egyptische Linie der Festung Tughlakabad
bei Delhi und an Tughlaks großartiges Grabmal. Wie viele
seiner Gewaltthaten, so blieb auch diese Verlegung der Hauptstadt
ohne Nachwirkung. Was noch lebte (auf dem mühsäligen Weg
waren Tausende geblieben), kehrte nach langer Verbannung in
die inzwischen fast verfallene tzeimath zurück.
Deutlich konnte ich den durch Thore und Wälle bezeichneten
Aufstieg erkennen. Hinter dem vorstehenden Felsen liegt der
unsichtbare Quellbrunnen der Burg, hoch oben das weifzschim«
mernde Lusthaus des Kaisers Schah Iehan. Auch Tughlaks Pa-
last stand vermuthlich dort. Neber dem tzauptportal wehte eine
vernachlässigte helle Fahne, die des Landesherrn, des Nizam von
Haiderabad. Alle paar Jahre besucht er diesen entlegenen Winkel
seiner Gebiete auf ein paar Stunden. Wie die herumführende
Wache mir erzählte, brachte der vorige Nizam immer dreihundert
Damen mit. Der neue, junge Nizam, der erst vor wenigen Wochen
hier war, begnügt sich jedesmal mit hundertundfünf Frauen.
Mari s6 von Bunsen.

Himmelhannes.

ie Kinder trippeln nach der Schule. Rothe, grüne, blaue Zipfel«
mutzen wackeln auf der Landstraße dahin. Bunt schaut es aus.
Dazu das goldige Laub, das sie mit ihren Füßen vorwärtsschurren;
wie Funken stieben die gelbrothen Blätter. Lichte Wolken am Herbst»
Himmel. Gerade steigt die Sonne über den Berg, bescheint die Kleinen
und begleitet sie freundlich thalwärts in das Städtchen, das Schul«
Haus. Weiß getüncht die Wände, blank geputzt Tische und Bänke. In
der langen Ferienzeit war Alles frisch hergerichtet worden. So schaut
auch der Lehrer aus; fröhlich empfängt er die Kinder.
Mathias Schmidt ist schon lange im Amt, wohlangesehen, be«
liebt bei Kleinen und Großen. Alle kehren gern bei ihm ein, holen
sich guten Rath und empfangen stets Etwas, das sie wie ein Geschenk
nach Haus tragen. Versetzungen in größere Städte hatte er bescheiden,
aber energisch abgelehnt. Er liebte seine Scholle, seine Kinder, sehnte
sich nicht hinaus in die weite Welt, war zufrieden im Winkel seiner er«
folgreichen Thätigkeit. Ja, er liebte seine Heimath>; und diese Liebe ver-

pflanzte er ins Kindergemüth. Iünglinge, Männer, Mädchen und
Frauen waren immer wieder zurückgekehrt, hatten sich, wenn ihr Be-
ruf sie noch so weit, in ferne Erdtheile, fortgeschickt, wieder blicken lassen:
und Alles kam zu Mathias Schmidt, um ihm die Hand zu drücken. Das
war sein Erfolg. Mehr wollte und brauchte er nicht. Sie kamen wie-
der, die er als Kinder erzogen, erwachsene, gesunde, tüchtige Menschen,.
Das machte ihn glücklich.
Als hätte der Himmel sein Blau ihm in die Augen geschenkt, von
solch schöner Farbe waren sie. Die Eltern starben früh; so hatte Ma-
thias Schmidt, da seine Ehe kinderlos blieb, die kleine Waise Iohannes
Frohleidner zu sich genommen. Die blauen, guten Augen hatten es
ihm angethan.
Vater Mathias und Mutter Marie harten denn auch ihre Freud:
an dem Buben. Wie gesund und hübsch er sich entwickelte! In der
Schule nur war es nicht ganz so. Hannes war eher zerstreut als auf-
merksam. Gern schaute er zum Fenster hinaus. Sein Blick war zu den
Wolken gerichtet, die dahinzogen. Oft mußten da Ermahnungen folgen.
Das Himmelanstarren durfte nicht Gewohnheit werden.
Wie zur Strafe hatte ihn Vatier Mathias bei einer solchen Ge-
legenheit Himmelhannes genannt; nnd schnell hieß er so nun auch im
Mund seiner Kameraden. Das hatte wohl Erfolg. Fragte man ihn
aber nach Etwas, so kam nicht gleich die Antwort: Hilfe suchend, sahen
die blauen Augen hinauf, als wollten sie von oben die Antwort her-
unterholen. Etwas war doch hängen geblieben; und der Himmel»
Hannes, trotz allem Bemühen, nicht mehr abzuschütteln. Schließlich
gewöhnten sich Alle daran. Das im Ernst geprägte Wort wurde sogar
zu einer kleinen Schmeichelei, denn Uneingeweihte, Gewitzigte ver-
standen bei dem ersten Blick, den sie mit tzimmelhannes wechselten,
was damit gemeint war. Die schönen blauen Augen hatten ihren Er-
folg. Gar erst, als Iohannes ein junger Mann geworden; o wie ver-
liebt schauten da die Mädchen den feschen Burschen an! Lottchen be-
sonders. Oft war sie im Garten zu sehen, wenn Hannes sich dort zu
schaffen machte. Das dunkle Lottchen mochte zum blonden Iohannes
gut passen. Aber der eben erst dem Kindesalter Entwachsenen war es
Wohl eher eine liebe Tändelei; oder bettet milder Windhauch ein
Samenkörnchen in aller Stille sicherer, sprießt es dann beim ersten
warmen Sonnenblick überraschender empor?
Vater Mathias vergaß nicht, seinen Pflegesohn früh in die Lehre
zu geben. Handwerk hat immer einen goldenen Boden, dachte er:
dachte auch der wohlhabende Schlossermeister Treuberg. So wurde
denn ein glückliches Abkommen zwischen ihnen geschlossen nnd der kräf-
tige Himmelhannes stand bald dem Meister gut zu Diensten.
„Arbeit macht das Leben süß." Das hätte man getrost überFeldeck
schreiben können, das so freundlich im Thale lag und so fleißig fröh-
liche Menschen barg. Man wünschte sich nichts Besseres. Das kün-
dete denn auch der Pastor am Sonntag von der Kanzel: In der Ar»

beit, im Gebet dankbar sein für jeden Tag, den der liebe Gott in Frie«
den beschieden. Ü
Da trat etwas Unerwartetes, Schreckliches ein...Der Krieg.
„, was hier so brennt?" Das war der Abschiedskuh Himmel«
Hannesens auf Lottchens Lippen. Ie länger der grausame Krieg dau»
erte, um so stärker wuchs ihre Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Untröst«
lich wurde das junge Mädchen, die ihre und seine Liebe in sich trug.
Verschlossen und traurig welkte sie hin. Trübe Ahnungen raubten
ihr den Schlaf. Scheu mied sie die Menschen.
Eine bleierne Wolke legte sich auf das sonst so fröhlich, arbeitsame
Feldeck. Still und träg ruhte es im Winkel.
Die Iungen waren schon längst alle draußen, wo hart gekämpft
wurde; jetzt kamen auch die Aelteren an dre Reihe. Schweren Herzens
zog manch' Familienvater von dannen.
In großen Städten bieten Theater, Konzerte, Kinos Zerstreuung,
Musik berauscht in weiten Bierhäusern die Sinne und läßt andere Ge«
danken aufkommen. Hier, im kleinen Städtchen, gab es nur eineFrage:
Was wird werden? In der Arbeit, im Gebet dankbar sein für jeden
Tag, den der liebe Gott i'n Frieden beschieden. Wo war die Arbeit, wo
der Friede? Beide fehlten. Nicht leicht hatte es der Pastor, tröstende
Worte zu finden; da mußte der Choral herhalten. Singend belebte,
dethätigte man sich besser; kein Verslein wurde ausgelassen. Selbst
der lange Karl, der selten in die Kirche kam, mischte nun den knarren«
den Baß ergeben in den Gemeindesang.
Der Zuversichtlichste war Mathias Schmidt; fest glaubte er an
den Sieg. And wenn die kleinen, keuschen Kinderstimmchen in der
Schulstube jubelnd: „Deutschland, Deutschland über Alles" erschallen
ließen, war ihm, als grüße Gott, der Gutes nicht zu Schanden wer«
den lasse, von oben segnend herab.
Wo war Himmelhannes?
Anfänglich im Westen. Viele Feldpostkarten schilderten mit ive«
nig Worten Begeisterung, Sieg, nahen Frieden: „Ich bin gesund":
so schlössen sie und Das war die beruhigende Hauptsache für Vater und
Mutter. Still nahm es Lottchen hin.
Eine große, lange Pause entstand. Da kam eines Tages eine recht
unleserliche, verwischte Feldpostkarte, aus der nur das Wort ,,ver«
wundet" herauszufinden war. Schnell bewahrte sie Mathias für sich
in der Brusttasche. Dort hämmerte es aber manchmal so stark, daß er
die trübe Nachricht nicht länger geheim halten konnte; traurig, doch
gefaßt theilte er sie seiner Frau mit. Die Sorge war groß,. Himmel«
Hannes verwundet! Alle Schritte wurden gethan, um Gewißheit
zu erlangen
RSthselhaft ist das Schicksal im Kriege; der Zufall spielt da oft
wunderlich.
Doktor Werner, der Arzt, brachte vom Regirungsitz die Mel«

dung, daß eine Anzahl Verwundeter in Feldeck untergebracht wer»
den müsse. Da kam Leben in das Städtchen. Das Schulhaus wurde
gleich zum Lazaret hergerichtet. Alle Hände waren thätig; keine fehlte.
Und wie der Wind die Flamme facht, so geschwind wuchs der Eifer
zum Hilfewerk.
Auf der Liste, die Doktor Werner schon mitgebracht hatte, stand
als „schwer verwundet" auch Johannes Frohleidner.
Geht man aus der Stadt die Landstraße eine gute Strecke bergan,
biegt rechts der Weg nach dem Kirchhof ab, der sich an den Tannen»
Wald leht. Von hier genießt man eine liebliche Rundsicht auf dasHügel»
land, das Städtchen und den in der Ferne silbern dahingleitenen
Fluß. Dort oben am Wald hatte man Lottchen gebettet, mit ihr ein
allzu junges Wesen, das sicher tiefblaue Augen gehabt hätte, wie..>
Niemand wußte Das. Lottchen konnte schweigen. Die Qualen, die sie
heimlich allein tragen zu müssen glaubte, mehrten ihr Leid, das bei
dem herannahenden Wiedersehen mit Himmelhannes sich bis in eine
an Wahnsinn grenzende Angst steigerte. Ihr zarter Körper konnte
das Schüttelfieber nicht mehr ertragen. All die Erregungen hatten
das arme, gequälte Herz'stillstehen heißen.
So war das Samenkörnchen wohl in aller Stille gekeimt, aber der
kalte, erbarmunglose Tod hatte es überrascht und schnell vernichtet.
Mit behender Umsicht hatten Dr. Werner und der ihm zugetheilte
Militärarzt das Schulhaus in ein wohleingerichtetes Lazaret um»
gewandelt. Da lagen nun die Verwundeten. Himmelhannes war wieder
zu Haus. Mit der großen Binde um den Kopf saß er schon einige
Stunden am Tag im Lehnstuhl. Seine kräftige Natur hatte ihm dazn
verholfen. Eine Operation war gleich nach der Verwundung, noch im
Felde nöthig. Der Shrapnellsplitter mußte schnell entfernt werden.
Von Alledem wußte er nur traumhaft. Besinnunglos, blutend war er
im Graben von den Sanitätsoldaten gefunden worden. Das hatte
man ihm erzählt. Auch Dies nur undeutliche Erinnerung. Kam er
dann in helleres Bewußtsein, so war es doch dunkel vor ihm; dieBinde
bedeckte die Augen und die Wunden schmerzten. Glückszufall, die
Bestimmung des Oberstabsarztes, hatte ihn in die Heimath zurück»
gebracht. Er war wiedergekommen. Zu Haus.
Vater Mathias und Mutter Marie hatten die schwerste Prüfung
zu bestehen. Ihr Himmelhannes kam ihnen nicht jubelnd entgegen»
gelausen, fiel ihnen nicht stürmisch um den Hals. Auf die Bahre ge»
streckt, suchte er sie mühsam tastend zu finden, nm ihnen den heißen
Kuß auf Mund und Wangen zu drücken. Das gab Wch. Aber er
war doch wieder da. Sie wollten ihn Pflegen und Alles sollte wieder
gut werden. Das gab zunächst wenigstens Trost.
Lottchen und Himmelhannes hatten sich tief in die Augen geschaut?
damit war ihr Glück besiegelt. Und dieses kurze Glück sollte nun, leicht

wie Glas, gebrochen sein,- zerbrochen für immer? Lottchen sollte er
niemals wiedersehen.
In schweren Gedanken ließ Himmelhannes den Kopf sinken. Der
Doktor hatte dem viel sinnend Sitzenden Bewegung im Freien emp-
fohlen. Der Frühling zeigte die ersten Knospen an Baum und Strauch.
Im Schulhaus, das er kannte, fand sich Himmelhannes schnell zu»
recht; im Freien aber hatte Das seine Schwierigkeit. Dem sonst schnell
und munter Dahinschreitenden war das langsame, unsichere Vorwärts-
tasten ein quälender Zwang, zumal er Hilfe dabei durchaus nöthig
hatte. Die große Binde durfte ja nicht entfernt werden, bevor dieWun-
den ganz geheilt waren. So befahlen die Aerzte. Also in Geduld
sich fügen.
An einem milden Morgen hatte er sich auf den Friedhof hinauf
führen lassen. Blumen, die sie so liHte, wollte er ihr aufs Grab legen.
Langsam schritt Himmelhannes, von einem anderen Krieger ge-
leitet, den schmalen Weg durch die Hügelreihe empor. Da, als wüßte
er den Platz, blieb er stehen, nahm die Mütze ab und kniete nieder...
Er hatte sie wiedergefunden. In stillem Gebet sprach er zu Gott!
und zu ihr. ,'
Zitternd legte er die Blumen auf den Hügel; tastete nach der
Stelle, wo ihr Herz ruhen müsse. Dabei streifte seine Hand die zarte,
junge Rasenfläche; streichelnd wiederholte er die Bewegung, als glätte
er Lottens dunkles Seidenhaar.
Die große Binde durfte noch immer nicht fallen. Auf dem Schul»
Hof saß Himmelhannes und lernte ein neues Handwerk: Korbflechten.
Mutter Marie konnte dabei die Lehrmeisterin spielen. Wenn
die gebogenen Weidenruthen in den noch unkundigen Händen wider-
spenstig wurden, dann gab es fröhliches Gelächter. Der kräftige Him-
melhannes knickte und knackte Alles entzwei. Dies Handwerk frommte
ihm nicht.
Der Frühling war in vollster Blüthe; hinten im Garten ein
stilles Plätzchen unter dem Nußbaum: da saß es sich gut. Leiser, feiner
Duft durchzog die weiche Luft; die Sonne schien so warm auf die Hände,
die Himmelhannes auf das Knie gelegt hatte; wohliges Gefühl durch?
strömte ihn und ein sehnsüchtiger Wunsch, ein unwiderstehliches Ver-
langen drängte sich in ihm auf: Nimm die Binde ab! Vorsichtig löste
er die Nadeln. Behutsam entfernte er, was ihn schon so lange im
Dunkel hielt...
Oben in der Stadtkirche, vor der Orgel, sitzt ein kräftiger Mann.
Der Kopf ist nach vorn gebeugt. Große schwarze Augengläser schützen
das Gesicht.
Der blinde Himmelhannes spielt stark und sicher: „Eine feste Burg
ist unser Gott."
Scharfling am Mondsee. Paul Kalisch.

Anzeige.
Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst, heraus»
gegeben von Franz Pfemfert.
Aus einer Lhriksammlung, die, nicht zum ersten Mal, erweist, daß
diese reinliche, dem Sozialismus nahe Zeitschrift nicht in den Versuch
(Tüchtigerer) abgeglitten ist, ihr Wesen der Kriegskonjunktur anzupassen.
Am Meer.
Ich stehe im Frieden am silbernen Meer.
Die Stille verdeutlichen Silberdelphine.
Was unterdunkelt das heilvolle Schweigen?
Alles entzückt mich. ,
Götter, beschreitet Ihr wieder die Höh?
Das Mittelmeer bleibt und belacht seine Würde.
Sohn dieser Weihe, Du solltest erbeben!
Horche und leide.
Theodor Däubler.
Der Dichter sprcht.
Erhabene Zeit! Des Geistes Haus, zerschossen,
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.
Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Bruderthums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbebten —
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.
Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen: und sie singt.
Ach! Der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt!
Das alte Lied! Die Nnschuld mufz verbluten,
Indefz die Frechheit einen Sinn erschwitzt!
Nnd eh nicht die Gerichtsposaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.
Franz Werfel.
Herbst.
Die Jahre überschneiden sich.
Gehörnte Gräber stieren uns an;
Wer Wind weht dünn. Länder entvölkern sich,
Gedanken filtern langsam ins Graue.
Aber die Laube ist immer noch die selbe,
Wir trinken einen toten Wein

! And folgenden Bewegungen des Vergessens,
Die süßer sind als die Erinnerung.
Rauch duftet fern und traurig.
Duftet so stark, daß, man drin einschlafen könnte.
Wer wird uns in der Dunkelheit heimsenden,
Und die Hunde, die so laut bellen?
Wilhelm Klemm.
Vorwort zu einem der russischen Dichtung gewidmeten Heft:
Sehr geehrter Herr Pfemfert, Ihres Willens, der russischen Dichtung ein Heft zu widmen, muß, gerade in diesen Tagen, der nicht durch ihr Erlebniß vom Sehnen in Kunst, vom Drang ins Bad seltsam duftender Kultur völlig Verwaiste sich in Herz und Hirn freuen. Solches iSehnen, solchen Drang nannten die zwei herrlichsten (einander vielfach feindlichen) Welten unserer Heimath, Goethes und Fritzens, deutsch; ivir Wollens, allen Gewalten zum Trotz, wieder so nennen und aus der Frommheit, die noch imr Gottlosen leben kann, beten, daß der Deutsche inr weitesten Vaterland sich wahre, was im schmälsten ihm Stolz und Segen, Trost und Fittich war.
Ihren Ruf zur Reise in Rußlands Seele fasse ich nicht als einen zur Abkehr vom Licht, von allzu grellem, des Tages auf. Goethe (der nicht am Schreibtisch Schlachtlieder erschwitzen, nicht die auf dem Kampfgefild nothwendige Hirnkurzsicht mit der Feder in Staarblindheit steigern, mit Tinte das Wesensgewand der Zufallsfeinde besudeln Knochte) verstopfte dem Kriegsgelärm sein Ohr und vergrub sich in chinesische Literatur. WarNN« ers thun mußte, begreifen wir heute tiefer als je zuvor; daß ers that, zwingt uns in neue Ehrfurcht vor der Majestät feines Menschenverstandes. Ihr Ruf aber weist nicht in ein China, das mit unserem Tag, mizt dem unser Tag nichts gemein hat; sondern kann in hellere Erkenntnis; Dessen, was ist und sein wird, weil es sein muß, führen. Wer Dostojewskij kennt (seine Dichtung, nicht seine Schriften über Politik, die manchmal thöricht, manchmal kindhaft geni«lisch immer „interessant" sind), Der kennt Rußland, Menschheit und Land, gründlicher als Einer, der mit dem Auge kühler Vernunft diesen Erdtheil, diesen kalten Orient durchreist und alle „Enthüllungen" aller noch nicht und doch schon mjakulirten Preßpapiere daraus in sein Schlündchen aufgenommen, alle Suppen aus allen Meinungsküchen gierig gelöffelt hat. Nicht der Verstand (so sprach wenn mein Gedächtnis; nicht irrt, Tjutschew): nnr das Herz kann Rußland verstehen. Wers verstanden hat, weiß, weshalb ihm, auch jetzt, wie so oft schon, der Sieg versagt ward. („Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder Ich oder Keiner!: ein Satz von Dmitrij Mereschkowflij.) Wers verstanden hat, fühlt, wohin es, lässig, im Vertrauen auf die unbrechbiaren Waffen Zeit und Raum, schreitet; größer im Leid als unter dem Zwang zur That; weich und dumpfsinnig; mit dem

Kindshang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungtages noch
nicht verglüht,- frommer Träume voll und zu den wildesten Fanatismen
doch rüstig, wenn ein Föhn ihm die Seele aufgewirbelt hat.
Von Puschkin, dem Romantiker, der Tropenblut in den Ader»
hatte und trotz beiden fremden Saftsträngen Russe blieb (deshalb auch
ganz anders dreinschaut als Byron, Müsset und deren Vettern), zu
Gogol, dem Vater russischer Lebensdichtung („Wir kommen, Alle, aus
Gogols .Mantel'": Turgenjew), zu Tolstoi, Dostojewskij, Nekrassow!:
Rußlands Dichtung ist Rußlands Hochgebirg. Auf solcher Höhenwan-
derung wird unser Blick Heller, unsere Fühlfähigkeit stärker, unser
Menschlichstes reiner. Salthkow°Schtschedrin, der Europäer, Westler
(„Sspadnik"), Turgenjew, Gontscharow, Garschin, Tscheschow, Gorkij,
Andrejew, Bjelij, Mereschkowflij (das kräftigste dichterisch konstruktive
Talent, das in der buntesten Polyphonie tönende Hirn in dein Ruß?
land von heute): liebliche Anmuth besonnter jSteppe, düster umnebeltes
Hügelland, des Mittelgebirges quickende Luft; der innerste Schrein des
Menschenwesens thut sich auf, Wölfe heulen, ein, Vögelchen schluchzt..«
Die Entdeckung russischer Dichtung dünkt mich das fruchtbarste Ereig-
niß im Kunstreich der Zeit, die dämmerte, als Bonaparte an den Bri-
tenfels geschmiedet und Bismarck geboren wurde. Um unersetzliche
Werths wäre unsere Welt ärmer, wenn Raskolnikow, Mhshkin, die Brö»
der Karamasow, Anna Karenina, Peter Besuchow nicht in ihr athme»
ten, wenn all die feinen und schrillen Klänge des Saitenspieles, das
Puschkin stimmte, verweht, all die toten Seelen seit Gogols Vision nicht
in Leben erwacht wären. Ohne den Eindrang, den fortwirkenden Ein»
fluß, der Russenkunst sähe auch im Westen jede Gestalterprovinz anders
aus, als sie nun ist; sogar das dem Sklawengenie ferne, von ihm nie in
ein Gipfelwerk gesteigerte Drama. (Strindberg; der Ibsen der Wild»
entenperiode; Deutschlands „naturalistische" Theaterstücke; Herr Shaw,
den Tolstois Napoleon in der Badewanne, Tolstois vor einher Jauchzer»
menge Zwieback zerkrümelnder Alexander die ungeheure Verwegen»
heit zur Heldenbekitzelung lehrte.) Das Verhängnis des Deutschen,
daß er nicht Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller
aufrecht schreitenden Krea,tur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß
des Russen Geistesorganon anders als seins arbeitet, wägt und gesellt,
scheidet und spaltet; daß es alles Konventionelle, alkes nur dem ir»
dischen Nutzen! Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; von
Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erdfeste vom Ozean; den
Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Tranmounsi Ver-
sponnenen, als den zürn, Daseinskampf Tauglichen, den schneller vor»
wärts, an den Trog Mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch in»
brünstig haßt. >
Ihre Symphonie russischer Dichterstimmen wird den Deutschen,
der noch (für Anderes als Sprengstoffliches) Ohren hat, Etwas von
der Welt ahnen lehren, die nur aus wüstem Rausch niemals aus ge-
lassener Ruhe den Tollmnth zu der Losung gebar: „Ich oder Keiner."
In hoher Schätzung bin ich Ihnen ergeben Harden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G m. b, tz. in Berlin. I

yr. N.
Antiquariat
Sei-Iin « SS
versendet auf >VunscK KawIoZ 77 ^
,,IVi«äeri>e IZücKer un6 IZxlidris",
XatÄl«A78' „Süclier un6 «Uder".
^ucKerKranKKeit
Vi»detxIin»l!eseII»cKättm.K.kI.
Lerli».SteKlit? 3.
9^ ^ö««^
8eKreibbüro Segala
preis nur 3 IVIsrK
G Verlag von Sonul
preis nur 4 »llsrlk

12W
2 328
IM
>"'
I>«
7 702
14 9«
594
15 «47
4 019
71
7S
124
23«
35«
47 149
81 W
0«« —
1-,
OW —
00« —
MO —
I —
o«0
. 2ö
R« -
70« 04
549 l;2
5W,ö3
!«3,99
«2« 4ö
IX«
920 —
07>i,^2
UNcI Ver1ukit»lk«»t«.
rnwnsleuer-üeserv« . . . ,
1320000«
b2lS239
7 97« 7«>
485«
23««»«
438258
3 S21 «84
79 20«
S712S
1033S00
5 397 594
47 149 07«!
82
4 810
7>« W1 14
Ml 009 80
5^,97 59 > 92
Ui, 1.ir ,1aa I
aal 5»/, ^ » Z« r
11332 2dl 19 >
es,^^Ut«,^0,l- 1914 15 au5 25»/„
ir 0iu V«rTus,»^Ktie kesls
2 029 288^04
9 302 973.
11332 261
1,'
». 2Z« lllr Sie 5tsni»l»^Ktie u^ic>
!ie>,nn^ ,lur betrsllencisn Oivigslllsvssdsinn bei Ser LeseIIscK«ft«Ii»«e, IZKrenbsr?'
slr»ss« 1> 14 lln.l dei 6en Herren Koppel Ä c«. LsnUsescKäft, »erli», pariser
!der >',N
LeutzeKe össgluKIieK! AKliengeZellzeKsst
OanKscnreiben «eKsiiter. Lei ^iienterkolg «eiS ZurücK, Lr«s«Küren Kostenlos
uuren ^potneKer Or, ^V, IleeKer, L, ni, K. U, in dessen 32V bei Kassen (Ois
Steuerveranlagung. Unser Steuersystem ist so kompliziert, daß es
kein Laie beherrscht. Fachmännischer Rat ist daher für jeden Steuer»
Pflichtigen unentbehrlich. Zuverlässigen Beistand in allen Steuersachen
bietet das Steuerkontor G. m, b.Ä., Berlin L>^1l, Großbeerenstr. 36,
welches unter fachmännischer Leitung nur steuertechnisch ausgebildete Kräfte
beschäftigt. Es erledigt alle Arbeiten steuerlicher Art; es sorgt, daß keine
Termine versäumt werden, fertigt alle Erklärungen an, prüft die fest»
gesetzten Steuern und führt für den Steuerpflichtigen alle Rechtsmittel
durch. So schützt es den Steuerpflichtigen einerseits gegen Versäumnisse
und Strafen, anderseits gegen zu hohe Steuerveranlagung und beseitigt
die Unsicherheit und Nervosität, welche jeden mehr oder weniger in Bann
hält. Mit anderen Worten: das Steuerkontor denkt und handelt für den
Steuerpflichtigen, damit dieser sich ganz anderen Sachen zuwenden kann
in dem beruhigenden Bewußtsein, durch das Steuerkontor in allen Steuer»
oingen auf die denkbar beste und vorteilhafteste Weise vertreten zu fein.

Berlin, den 18. Dezember 1915.
Notizen.
Sohn des Himmels.
Jahre ists her. In China herrscht der Man»
dschutzienfong(„Segensspende"), dessen Vater imOpium»
krieg von England besiegt und gezwungen worden ist, dem Briten»
reich die Insel Hongkong zu überlassen, Entschädigung von den
Kriegskosten zu gewähren undfünftzäfen den rothborstigen Bar»
baren zu öffnen. Da die Erfüllung des in Nanking unterzeichne»
ten Friedensvertrages von Jahr zu Jahr verzaubert, der Frem»
denhatz des Volkes vom Hof aus geschürt, eine unter Englands
Flagge segelnde Bark von der chinesischen Behörde in Beschlag
genommen wird, entsteht neuer Zwist. Der Schriftgelehrte Tsiu»
tsüan ist wider die Mandschu» Dynastie aufgestanden; hat durch
Christenfreundschaft Anhang zu werben gesucht; sich den Bruder
Jesu, den Himmelskönig genannt, die Herrschaft der Taching
<«FriedlicheMacht")verheißen und sich selbst zum Kaiser gekürt.
Hienfong hofft, den schwellenden Nnmuth nach außen, gegen die
weißen Einbreche?, ablenken zu können. Zuerst übernimmt Eng»
land allein das Rächeramt; verbündet sich dann aber den Fran»
zosen (denen die Ermordung katholischerMisstonare diewillkom»
mene Gelegenheitzum Eingriff bietet).Das Corps der Westmächte
sl ürmt die Taku»Forts,erobert Kanton.dringt bis nach Tientsin vor
und schließt dort mit der verängsteten Pekinger Regirung einen
Friedensvertrag, der den Fremden wieder sechs Häfen entrie»
gelt; ihnen auch das Recht zuspricht, die Christenlehre zu verkünden
und durch Gesandte sich in Peking vertreten zu lassen. Statt den

Vertrag ans Licht zu bringen und für redliche Erfüllung zu sorgen, prahlt die Regirung mit der Kunde von kläglichem Rückzug der Barbaren; läßt hastig die Peiho»Besestlgungen erneuen und das anglo»französische Geschwader beschießen. Der tatarische Ge» neral Sankolinftn wähnt, die zur Fremdenausrodung günstige Stunde sei gekommen. SolcherWahn darfnicht aufwuchern.China muß dieUebermacht des Westens empfinden lernen. Aus Indien werden zehntausend Mann geholt und dem General Sir Hope Grant unterstellt. Frankreich schickt achttausend, deren Führung dem Divisionär Cousin'Montauban, dem Bezwinger des algeri» schen Rebellen Abd el Kader, anvertraut wird. Lord Elgin und Baron Gros sind die diplomatischen Leiter des Unternehmens. DieBriten wollen bei Talienwan, dieFranzosen beiTschifu lan» den. Der Plan erweist sich als unausführbar. Erst sechs Monate nach der Ankunft können die Verbündeten einen Erfolg melden: die Eroberung von Tientfin. In dieser Hafenstadt wird verhan» delt. Als der Vertrag fertig ist. weigert Hienfong die Unterschrift. Zank zwischen Europäern und Chinesen, Franzosen und Briten, Diplomaten und Generalen. Endlich gehts, dennoch, vorwärts. Nicht weit. Ein Prinz kommt, zu neuerVerhandlung, aus Peking. Auch sie bleibt fruchtlos;und derChinefenlist gelingt,einenTheil der Verhändler als Geiseln zu fangen. Bei Tschangklawan wer» den zwanzigtausend Gelbe von achttausend Weißen geschlagen und der stärksten Geschütze beraubt. Ein paarTage danach: neue Chinesenniederlage beimDorfPalikiau(dessenName in dem von Louis Napoleon dem General Cousin»Montauban verliehenen Titel «Gras von Palikao'verstümmelt fortlebt). Die Sieger stehen fünfzehn Kilometer vor Peking; können sich aber, weils ihnen an MannschaftundMunitionfehlt, nichtin dasGewimmelderHauptstadt wagen. Wieder wird verhandelt; trotz dem bösen Erlebniß mit demPrinzen Tsai lassen die Diplomaten sich mit dem PrinzenKong ein. Der verplaudert vierzehn Tage und lehnt dann die Vorbeding» ung ab: die Befreiung der Gefangenen. Am sechsten Oktober 186S besetzen die Verbündeten das Sommerschloß des Kaisers von China, von dem Sankolinsin seine Truppen zurückgezogen hat. Dieses Schloß ist Schatzkammerund Museum;inHaufen, wie kein Europäerauge sie sah, sind Kleinodien, Ziergeräthe,Prunkkleider» Pergamente und Bücher aus zwei Welten gespeichert. Ieder rafft»

was er zu schleppen vermag. (Dem Grafen Palikao selbst wurde nachgezischelt, er habe mindestens eine Million dem Schatz Hien» fongs entwendet, und deshalb von der pariser Kammer die Dotation versagt; doch Louis Napoleon erwirkte, daß der General aus der Summe, mit der China das Kaiserreich von den Kriegskosten entschädigen mußte, sechshunderttausend Francs empfing.) Das mit Beute bepackte Heer wälzt sich nach Peking, Hienfong ist geflohen; Prinz Kong sein Statthalter. Am dreizehnten Oktober läßt er den Fremden, deren Batterien die Hauptstadt bedrohen, das Gantingthor öffnen. Am dreiundzwanzigsten unterschreibt er, im Namen des Kaisers, den Friedensvertrag. Europa hat über Asien gesiegt. Während in China aber Franzosen und Briten in einer Front fechten, spricht in den Tuilerien der Franzosen« kaiser zu Carl Cowley, dem Botschafter Britamens: »Was ich irgend thun konnte, habe ich gethan,um mit England in Eintracht zu bleiben. Doch Ihre Regirung macht es unmöglich. Für deren Haltung fehlen mir die passenden Worte. Ich bin am Ende mei« ner Kunst.«Und Königin Victoria befiehlt dein Lord IohnRussell, den Glauben an anglo»französische Verständigung überall zube» kämpfen; und schreibt an den lieben Onkel Leopold nach Brüssel: »Kein Land, kein Mensch denkt daran, Frankreich zu reizen oder gar anzugreifen. Ieder würde sich freuen, Frankreich glücklich zu sehen. Aber es muß nun einmal in allen Erdtheilen Unruhe stif» ten, Unheil säen, jeder anderen Macht etwas Häßliches ans Zeug flicken. Dieses Treiben muß erwirken, daß eines Tages ein rich» tiger Kreuzzug gegen den Ruhestörer unternommen wird. An» ders kann diese Beunruhigung nicht enden. Es ist abscheulich!" Im selben Iahr sichert Rußland, dem schon dasAmurgebiet eingeräumt ist, sich das rechte Ufer desUssuri; wird Nachbar des (dem Himmelssohn unterthanen) Kaiserreiches Korea und möchte, außer dem rasch aufblühendenWladiwostok, noch denHafen von Wönsan erlangen, der nicht, wie der Ausgang seines Küstenge» bietes, Monate lang durch Eis gesperrt ist. Solchen Vordrang darf Iapan nicht dulden; 1868 entschnürt sichs den Fesseln des Shogunates, fordert, im Staatskleid der Europäer, bald danach von China den Verzicht auf die Gewalt über Korea, kann aber, im Vertrag vonTientsin, dem Reich der Mitte nur dieAnerkenn« ung gleichen Bürgerrechtes auf Koreas Boden abtrotzen. 1885.

Neun Iahre geduldet sich Iapan; dann wagt es den Krieg und
holt ausShimonoseki den Siegespreis: Formosa, Kwantung (die
Südspitze der Liau»Halbinsel), die Lösung Koreas vomBand chine-
sischer Oberhoheit. Rußland, Deutschland und Frankreich hindern
die Ausführung des Vertrages und zwingen Iapan, vom Fest»
land zu weichen. Korea scheint den Russen gewiß. Die schicken
Offiziere, Kaufleute, Holzfäller auf die Halbinsel; gründen eine
Bank und, zur Ausbeutung der Forsten, die Palu»Gesellschaft,
der die durch die Mandschurei gelegten Eisengleise den Absatz nach
Westen erleichtern. China rührt sich nicht. Iapan ist noch einsam,
noch arm; seine Rachgier muß fasten. Dumpfe Stille vor demGe»
Witter. Deutschlands Hand legt sich auf Chinas Flanke.
Fast vier Lustren ists her.Aus Ostaflen, wo er Kommandant
der Kreuzerdivision war, hat Admiral Ttrpitz ins Reichsmarine,
amt den Plan mitgebracht, die Kiautschaubucht nebst ihrem Hinter»
land fürs Deutsche Reich zu erwerben. Ungefähr fünfhundert»
zwanzig Quadratkilometer. Ostchina; Provinz Shantung. Noch
ist Frühjahr. Dem Kanzler Hohenlohe und dem Staatssekretär
Marschall ist nicht gelungen, die Bewilligung der beiden Kreuzer
durchzusetzen, die vom Reichstag verlangt worden sind. Am sechs»
undzwanzigsten Iuni wird in Kiel (an Bord der«Hohenzollern":
auf den selben Planken, wo er zwölfIahre danach, am selbenKa»
lendertag, verabschiedet wurde) der Botschafter Bernhard von Bü-
low zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt und
der Aufgabe verpflichtet, Deutschlands «Weltpolitik" vorzube»
reiten. Im Herbst werden in Shantung zwei deutsche katholische
Missionare gemordet. Da die chinesische Regirung die vom Ver»
treter des DeutschenReiches geforderte Genugthuung nicht geben
kann (oder will), besetzt am fünfzehnten November Admiral von
Diederichs die Forts von Kiautschau mit deutschen Marinetruv»
pen. Der letzte Adventsonntag bringt in die Stille des germa»
nischenIulfriedens Hnd der selig»fröhlichen Weihnachtstimmung
die Kunde, daß Prinz Heinrich von Preußen mit einer Diviston
nach Ostasien gehe, um in der gelben Welt etwa sich regenden
Widerstand zu brechen. Am sechzehnten Dezember 1897 nimmt
der Kaiser in Kiel von dem Bruder Abschied und spricht: «Sollte
je irgendwer unternehmen,unsan unseremgutenRechtzukränken
oder uns schädigen zu wollen, dann fahre drein mit gepanzerter

Faust und, so Gott will, flicht Dir den Lorber um Deine junge
Stirn, denNiemand im ganzen Deutschen Reich Dir neiden wird."
PrinzHeinrich antwortet: «Mich lockt nichtRuhm,michlocktnicht
Lorber, mich zieht nur Eins: das Evangelium Eurer Majestät
geheiligter Person im Ausland zu künden, zu predigen Iedem,
der es hören will, und auch Denen, die es nichthörenwollen.Dies
will ich auf meine Fahne geschrieben haben und will es schreiben,
wohin ich immer gehe." Die gepanzerte Faust hebt sich nicht zum
Schlag.AmsechstenMärz1898wirdderVertragunterzeichnet,der
. diegeforderteLandstreckedemDeutschen Reich auf neunundneun»
zig Iahre verpachtet. Schnell wird aufs Holzpapier Oeffentlicher
Meinung ein ungeheurer Erfolggebucht.HatderPrinznicht, nach
langem Mühen, einen Bruch des geheiligten chinesischen Hofcere»
moniales durchgesetzt und ein Neidempfinden geweckt, das allen
Fremden ringsum die Wange ins Asiatische gilbt? Nach seiner
Rückkehr hörtAlldeutschland, er habe «eine große, gewaltige Auf»
gabe gelöst'. Liest aber auch in mancher Zeitung, deren Leiter
im Taumel einer Aufschwungszeit winzige Reisstauden in den
Himmel wachsen sieht, derWerth des neuen Besitzes sei «unend«
lich höher" als unserer «afrikanischenWüsten". 1^ curee! Sputet
Euch: sonst ist die Beute vertheilt, ehe Ihr auf dem Iagdplatz an«
gelangt seid. Auch draußen fürchtet mans; drum greift England,
greift Rußland zu: und aus Chinas Boden brodelt die alteMär
auf, die Untüchtigkeit der Mandschudynastle werde das Reich
zerstücken. Das steht, dreißig Monate nach der kieler Botschaft,
in rothen Flammen. Der Deutsche Gesandte ist in Peking getötet,
das Blut deutscher Soldaten vergossen worden und allen Euro»
päern droht ringsum Lebensgefahr. Neue Truppen werden hin»
ausgefandt, um, nach Wilhelms Wort, «exemplarische Rache zu
üben". Fünfzehntausend Mann. Für Alles ist, für Khakikleider
und Tropenhelme, vorgesorgt, aus Berlin sogar derKinetograph
nach Wilhelmshaven geschafft worden, auf daß er dieAbschieds»
paraden und die Einschiffung derRächerschaar für eine Ewigkeit
im Bild festhalte. Gewaltige Worte dröhnen in unser Ohr. »Ein
historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte un-
seres Volkes bedeutet", ist gekommen. «Der Ozean ist ««entbehr»
lich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß
auf ihm und in derFerne jenseits von ihm ohneDeutschland un>

ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen
darf." So spricht Wilhelm; ruft inschönklingendemZorn, er werde
»eineRache nehmen,wie dieWeltgeschichte sie noch nicht gesehen
hat", und «nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen sieg»
reich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden
dMren". China soll «zu Boden geschmettert werden, bis es auf
denKnien umGnade fleht".Den zur Abfahrt gerüsteten Truppen
befichlt derKriegsherr, drübenkeinen Pardon zu geben, keineGe»
fangenen zu machen, jeden überwältigten Feind zu töten und, nach
demBeifPielAttilas und feiner Hunnen, in Ostasieneinen tausend
Jahre langnachwirkenden Schrecken zu erregen.Und diesem Be»
fehl läßt er die Hoffnung folgen:«Gottes Segen möge an EureFah-
ncn sichheften unddieferKriegdenSegenbringen,daßdasChristen-
thum in China seinen Einzug hält. Dafür steht Ihr mir mit Eurem
Fahneneid!" «So lange Moses seine betendenHändeemporhielt,
sigte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek.
Wirwollen nicht nurBataillonevonKriegern mobil machen, son-
dern auch eine heilige Streitmacht vonBetern. Unsere ins Feld zie-
KendenBrüder sollen der ftarkeArm sein, der die Meuchelmörder
bestraf!; sie sollen die gepanzerteFaustfein,diein das wüsteTreiben
hineinfährt;stesollen mit dem Schwert inderHandfür unsere hei»
ligstenGüter eintreten. Der alteGott lebt noch. Der großeAlliirte
regirt noch, der Sünde und Frevelthat nicht triumphirenläßt,son»
dern seine heilige Sache wider ein unheiliges Volk führen wird.
Wir glauben an die heilige Macht der Fürbitte. Was die Gebete
eines Moses vollbracht, sollten nicht auch unsere Gebete ver»
mögen? Gott hat keine Silbe von seinen Verheißungen zurück-
genommen. Treue Gebete können noch heute die Drachenbanner
in den Staub werfen und die Kreuzesbanner auf die Mauer
pflanzen. "Aber» einerAuftheilungdes weiten chinefischenReiches
werde ich mich mit der größten Entschiedenheit widersetzen. Der
Chinese ist nun einmal an eine centrale Regirung gewöhnt und
das bisherige Kaiserreich bietet uns und unserem Handel den
günstigsten Zustand." Vier Iahre zuvor hat der Kaiser ein Bild
veröffentlicht, das die Großmächte als gepanzerte, vom Erzengel
deutscherNation zum Kampf «widerBuddha und die gelbe Rasse"
aufgerufene Frauen zeigte.Ietzt spricht in Bremerhaven derhöchste
Vertreter desDeutschenReiches: «Ich beabstchttgte, durch meine

Zeichnung ,Völker Europas, wahret Eure heiligsten Güter', da
fich die Worte zu leicht verwischen, der Welt einen Fingerzeig zu
geben; aber meine Warnungen blieben unbeachtet." Sie werden
wiederholt; die gelben Völker als Europens schlimmste Feinde
vors erschreckteAuge gestellt.Kalt soll, nach langen Iahrhunderten,
nun die Rache für alle Mongolengräuel geschlürft, der Kampf der
fürihre heiligsten Güter fechtenden Europäervölker wider die gelbe
Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem
Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da
Ehina zitternd im Staub liegt und im Diskant der Entmannten
nach Barmherzigkeit winseltundFrieden erfleht,Friedenumjeden
Preis. Weithin hallt die Verheißung. Und der Erdkreis horcht auf.
An den Wänden chinesischer Tempel, Paläste und Bürger»
Häuser sind, heute noch, Sittenregeln aus uralterZeit zu lesen.An
den letzten Hia»Kaiser wird da erinnert, der von seinem Ersten
Minister gestürzt wurde,nachdem erstch laut gerühmt hatte:„So
lange die Sonne die Welt erleuchtet, werde ich herrschen. Ich
fürchte nichts;denn meine Machtistunbeschränkt. Ich werdejeden
Widerstand brechen und Niemand wird gegen mich offene Em»
pörung wagen. "Und die Folger ins höchste Amt werden feierlich
gewarnt. «Beginnet,Ihr Herrscher, nie, was Ihr später vielleicht,
in Reue, nicht begonnen haben möchtet." «Mischet Euch nicht in
allzu viele Angelegenheiten: denn nicht alle könnetIhr übersehen
und jedes neue Geschäft bringt dem Unternehmer auch neue
, Sorge." In einem Börsenbericht vom siebenzehnten Iulitag des
Jahres 1900 aber konnte der Deutsche lesen: «Die Stimmung
schwächte sich nicht ab, weil das Ereigniß schon in den Kursen es«
comptirt worden war. Auch wurde darauf hingewiesen, daß der
Krieg den Kohlenverbrauch steigern werde. Ferner müsse man für
die ungeheure Menge des zerstörten und noch zu zerstörenden Ma-
terials Ersatz schaffen. Vielfach, besonders in den Hüttenrevieren,
ist die Stimmung besser geworden; man glaubt allgemein, daß
die chinesischen Wirren belebend auf den Markt wirken müssen."
Kriegsgeschäft: davon haider Hia-Kaiser noch nichts geahnt.
Die Wirkung bleibt hinter dem Hoffen zurück; denn China
«ntschlüpft der schlimmsten Gefahr und bald drückt manche Schaar
der zum Kreuzzug vereinten Völker sich seitwärts in die Büsche,
an deren Zweigen ihr cine Profitmöglichkeit sproßt. Als in Pet»

schili dem deutschen Generalissimus die fünfte Woche der Ober» befehlsherrlichkeit sich zum Ende neigt, wird schon überdenFrie» densschlutz verhandelt. Am siebenten September 1901 in Pekings das»Verständigungprotokol" unterzeichnet. DreiTage zuvorhat im Potsdamer Neuen Palais der neunzehnjährige PrinzTschun vor dem Kaiser gestanden. Nicht gekniet; auch nicht um Verzei hung gebeten, sondern nur »das aufrichtige Bedauern seines allergnä» digstentzerrn ausgedrückt,der den unseligenWirren zwarganz fern-stand, abernach dem seit Jahrtausenden imKaiserhaus vererbten Brauch die Schuld auf feine geheiligte Person genommen hat.* Sühneprinz: so ward der Knabe Tschun von der rothen Presse ge» tauft. In Peking haben die Truppen vor ihm in Parade gestanden und das Gewehr präsentirt. Dann gings, nach feierlicher Verab» schiedung, mit einer Ehreneskorte nach Tientsin und Shangai,. wo im Deutschen Generalkonsulat eineGalatafel desKömmlings harrte; und als dieAnkergelichtetwaren.hatte einpreußischer Ge-neral den Ehrendienst, ein preußischer Lieutenant das Amt des^ Reisemarschalls zu versehen. Zwei andere deutsche Offiziere reifen dem Mandschu bis nach Basel entgegen. Da stockt der Zug. Der Tatarenknabe soll im Potsdamer Muschelsaal .Kotau machen dreimalmitderStirndenBodenberührenund neunmal das Haupt bis zurErde beugen? Soll sein Bußsprüchlein erst aufsagen, wenn derScharlachstift desChinesenkaisers demVerständigungprotokol Rechtskraft gegeben hat, und im Namen desBoghdo- Khans dann demüthig um Verzeihung flehen? Nein. Aus Basel bringt ein eisiger Augustmorgen die Botschaft: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Thut nichts. Des Sühneprinzen Kaiser» liche Hoheit darf in den Sonderzug klettern. Wird in Potsdam vom Stadtkommandanten empfangen und in vierspänniger Gala» kutsche an die Rampe des Orangeriepalastes befördert, dessen Prunkgemächer sich dem hohen Gast austhun. Als er das Be» dauern gestammelt und ein auf gelbe Seide gepinseltes, in gelbe Seide gebundenes Schreiben aus dem Kabinet des Himmels» sohnes überreicht hat, darf er auf Filzschuhen die Front einer Ehrencompagnie abschreiten und als seinenGast inderOrangerie den Kaiser begrüßen; wird der Kaiserin vorgestellt, zu einem Ge» fechtsexerziren, einer Dampferfahrt, einem Kaisermanöver ein» geladen. So endet die Bußfahrt; über die ganz Europa sich nicht

wenig gewundert undderFürstBülowspätdenEpiloggesproche»
hat: «Ich denke, wir haben an einem Sühneprinzen gerade genug
gehabt." China?DemgemordetenFreiherrnvonKettelerwirdein
Denkmal gesetzt. ZweiPrinzen werden verbannt(und freuen sich,
bis ihnen beliebt, zurückzukehren, an der Reichsperipherie ihres
Lebens), sechs Mandarinen zum Tod verurtheilt, fünf Tote im
Grab rehabilitirt, drei degradirt. Dcn Fremden wird in Peking
ein befonderes Stadtviertel angewiesen und jede Gesandtschaft
darf sich fortan eineWache halten.DenGroßmächten,derenRächer-
zug es doch frevelnd heraufbeschwor, muß China, bis ins Iahr
1940, vierundeinhalbhundert Millionen Taels zahlen (die ihm
der Erdwesten borgt); und dars zu diesem Zweck seine Seezölle
erhöhen (einen stattlichen Theil der Entschädigungsumme also auf
die europäischen und amerikanischen Händler abwälzen, die über
See Waaren einführen). Das ist der Ertrag des Kreuzzuges.
Weder wurde dem Christenglauben ein breitererWeg insReich
derMitte gebahnt noch der Chinesen Ehrfurcht vor Europas Kul»
tur vertieft noch gar die Einheit großmächtiger Menschheitinter»
essen bewiesen.FruchtlosesMühen.DerDrache lebt, seinBanner
sank nicht in den Staub und noch gebieten im Weltosten der Bud-
dha, die Weisen Kong»Fu«Tse und Lao»Tse den Seelen. Doch
Gras Waldersee, der Generalissimus, dem die Stadt Hannover
den Einzug des Triumphators bereitet, ruft durchs Reich: »An-
dereNamen sind verblaßt;der deutsche Name ist hochgegangenDie
Segnungenoer einjährigen Expedition,auf dieDeutschlandsIu»
gend mitStolz blicken oarf,wird unfer Vaterland und unsere Kirche
bald empfinden." Vaterland und Kirche. Geschäft und Glaube.
Fast vier Lustren ists her, seit der Handel begann. Noch hat die
Segnungsich nicht offenbart. Ostasien ist nie wieder in rechteRuhe
gekommen und Chinas Leib in jedem Iahrfünft mehr geschrumpft.
Korea, Mandschurei, Mongolei sind ihm verloren. Log die Weis»
sagung, die kündete, die Mandschudynastie werde, in Trägheid
und Selbstsucht, das Reich zerstücken? Leise streut Sunyatsen, ein
amerikanisirter Chinese, Iournalist und Doktor gar, seinen Samen
ins gelockerte Land. Unter der sichtbaren Erdschicht entsteht die
«Politische Gesellschaft derRetter". Sie unterhöhlt den Drachen»
thron, zertrümmert ihn, verbannt den Kaiser, die Prinzen, nimmt
den Mandarinen die Pfauenfedern, Rangknöpfe und andere

Gunstzeichen, holt die gelben Drachenvanner nieder und hißt eine
rothe Empörerflagge, schneidet Beamten und Bürgern den
ab und mummt Alles, Reich und Arm, Alt und Jung, insGle
hcitkleid freier Republikaner. »Ans und unserem Handel bietet
das Kaiserreich den günstigstenZustand": hatWilhelm an einem
Augusttag des Jahres 1900 gesagt. Dieses Kaiserreich ist nicht
mehr. Unermüdlicher Eifer hat die Deutschen als die ersten Störer
der Chinesenruhe verdächtigt. «MitKiaytschau fing es an. Ohne
die erzwungene Pachtung wäre Rußland nicht, trotz LisWarnung,
bis an die Straße von Tschili vorgedrungen, Japan nicht so schnell
erstarkt, Chinas Besitz nicht um ungeheure Strecken geschmälert
und mit Kriegsschuld belastet worden. Deutschland ist aller Gelben
grimmigster Feind." Deutschland wird heimlich gehaßt und der
neue Mitregent Morrison erleichtert deutschen Händlern dasLe»
den nicht. Manche große Entscheidung, wispert er, , ist inzwischen
ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser gefallen." Ihre
heiligsten Güter glauben Europas Völker dadurch zu wahren, daß
sie, in hastigem Wettbewerb mitNordamerika, den Chinesen Geld
anbieten, viel mehr, als die verschmitzten Republikaner derErd»
mitte haben wollen. Wir möchten das Pumpgeschäft mitmachen;
meiden jede Erinnerung an das Bild und die Reden der Kreuz»
zugszeit. Und Prinz Heinrich von Preußen soll, an Mutsuhitos
Gruft den Bruder, den Kaiser zu vertreten, nach Japan gehen.
Das hattesich zehn Jahre zuvor den Briten verbündet; hatte,
mit ihrem Geld, als ihr Schwert, die Russen geschlagen und im
Frieden vonPortsmouth endlich Kwantung mitPortArthurund
Dalnij, das Hoheitrecht auf Korea, die Südhälfte von Sachalin
erlangt. Daß es in den Rang asiatischer Vormacht streben und
in der ersten Nothstunde des Deutschen Reiches nach Kiautschau
greifen werde, war vorauszusehen. Blinde Rufsenfeinde jauchz»
ten; und ich wurde gescholten, weil ich hier gesagt hatte, Japans
Sieg sei Englands, das um Indien und Persien fürs Erste nun
nicht mehr zu bangen brauche, die durch Niederlage und Reichs»^
wirrnißgeschwächtenRussenanflchködern,vonAsiennach Europa ^
zurück locken und im Südost unseres Erdtheiles die Verslawung,
den Deich gegen Germaniens Einfluß, vorbereiten könne. »Der
Triumph Gelber über Weiße muß, um jeden Preis, gehindert,
den hundertsiebenzig Millionen Russen die Dehnung nach Ost»

-asten, die eisfreie Pforte ins Weltmeer gesichert werden. Helfen
wirihnen an dieses Ziel, dann vollenden wir das aufdem Berliner
Kongreß schmerzhaft begonnene Werk, lehren das Zarenreich er»
kennen, daß ihm das Gelbe Meer wichtiger als das Schwarze ist,
«nd nöthigendas durch solche NachbarschaftgefährdeteEngland,
sich mit uns zu verständigen.* So mußte das Hirn des deutschen
Staatsmannes sprechen, der von Bismarck gelernt hatte, mit wel»
cher Sorgenlast auch der glückliche Krieg gegen eine Koalition das
Deutsche Reich bebürden müßte, und dem MMes Warnwort
nicht ins Leere vertönt war. Noch im Mai1L9t) hatte der Gene»
ralstabschef dem Reichstag, der Caprivis Wehrvorlage berieth,
zugerufen: »Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre
lang wie ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt,
zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer, sein Ende nicht abzuse»
Heu. Die größten Mächte Europas werden, gerüstet wie nie zu»
vor, gegen einander in den Kampf treten. Keine von ihnen kann in
«wem Krieg oder in zwei Feldzügen fo vollständig niedergewor»
fen werden, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen
müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst
nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuen. Es kann ein sitzbM»
jähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden. Weh Dem, der
Europa in Brand steckt,der zuerst dieLunte in dasPulverfaß schleu-
dert!" Der west»östlicheDreibundgegenDeutschlandwärenichtEr-
eigniß geworden, wenn Rußland sich an den Wasserstraßen von
Tschili, Korea, Laperouse zu halten vermocht hätte. Dann hätte auch
Japan sich nicht erdreistet, China als sein Mündel zu behandeln.
Das blieb während des mandschurischen Krieges neutral; seine
Petschili-Armee, die General Ma, aus den Befehl des Mcekönigs
Puan»Shi»Kai, in Kriegsstärke zusammenzog, versuchte nirgends
Eingriffin denKampf.DerfranzösischeGesandtschaftsekretärBer»
thelot, der ein Jahr lang in China geweilt hatte, sagte damals:
»Der Chinese hat stets mit Verachtung auf den Japaner herab»
geschaut, liebt ihn auch heute nicht, rechnet aber mit dem Macht»
Zuwachs des Inselreiches. In japanische Vormundschaft würde
er sich nicht bequemen. Wünscht auch durchaus nicht, daß seine
tzcimath demNachbarmuster, derModernIsirung.Europäisirung,
nachstrebe. China will und wird bleiben, wie es ist. Einen Staats»
mann, der selbstherrisch regiren könnte, hat es nicht mehr, seit Li»

tzung» Tschang starb. Aufstand kann nur wirksam werden, wenn
ihn die Centralregirung begünstigt. Der sind die Statthalter (Vice»
könige), die in ihren Provinzen allmächtig scheinen, in stummen
Knechtsgehorsam verpflichtet; sie werden nach Pekinger Willkür
versetzt oder weggejagt. DerStatthalter,der,wieVuan»Shi°Kai,
zugleich Heerführer ist, wird etwas behutsamer als ein anderer
angesüßt. Ungehorsam würde aber auch Puan»Shi°Kai nicht
wagen. Der ist obendrein ein Genüßlinz, verlebt, lässig, blafirt,
ohne Widerstandskraft. "Jeder dieser Diplomatensätze ward seit»
dem als falsch erwiesen.DerZopfwmde abgeschnitten, derThron
zertrümmert,die Herrscherfamilie verbannt, die Staatsform West»
licher Republiken angenommen, auf weiten Gebieten den Japan»
ern ein Vormundsrechtzuerkannt. Und jetzt kann PräsidentPuan»
Shi» Kai, wanns ihm beliebt.Kaifer fein, einer neuen Dynastie Ahn
werden, Sohn des Himmels heißen. Der ist wohl aus festerem
StosfalsderverschmitzteLi.Melleichtweckt erChina, das insechs
Jahrzehnten von der rauhsten Störung sich nur für Minuten aus
demSchlaf schrecken ließ. Vielleicht plant er, der zu alt ist, um den
Bonaparte zu spielen, gegen Japan ein Bündniß mit den Ver»
einigten Staaten und Rußland. Bisher hat Ostasien die Zeit des
Europäerkrieges klug genützt. Wenn unser Auge sich wieder der
Erdmitte zuwenden darf, muß tzauptpflicht sein, aus dem Gedächt-
niß der Gelben Alles zu tilgen, was ihnen, was uns Vorurtheil
schuf.Nicht bekehrenwillDeutschland; Verkehr wird es brauchen.

Saloniki.

Die Kunde von den Schlappen und Rückzügen in Make»
donien könnte die Franzosen an die dunklen Tage des erstenZuges
nach Peking erinnern; könnte sie, nach dem Rückblick auf 1860,
1900,1913, auch zu nützlichem Vergleich deutscher mit französischer
Feldzugsvorbereitung anregen. Wieder hadern Generale und
Diplomaten; wiederfehltdenBundesgenosfendieEintracht.tzerr
tzerve hat dem Volksempfinden die Zunge gelöst.! «Alle Zeitve»
trödelung kommt wahrscheinlich daher, daß es so schwer ist, Eng»
lands Regirung und Generalstab zu überzeugen, wie unsinnig es
wäre, dieSerben aufzugeben und Saloniki zu rmumen. Was der
Griechenkönig dem Vertreter der.Iimes' gesagt hon, müßte unsere
englischenFreunde, die ja anständige Kerle sind, do«h ahnen lehren.

Daß ein großerTheil derVerantwortlichkeit für Konstantins Hal-
tung ihnen zufällt. Was fagt derMann? Die Verbündeten follen
nicht länger Winkelzüge und Ausflucht versuchen, fondern end»
lich aussprechen, was nach ihrem Willen in Saloniki geschehen
soll. Kriechen wir mal für einenAugenblick in seine Haut. Er weiß,
daß die englische Presse täglich die Zurückziehung der Truppen
aus Saloniki predigt und daß in Frankreich ein Mann, der Mi»
Nisterpräsident war, als Zeitungschreiber und Demolirungunter»
ne hmer einen großen Ruf hat und dem dieUnklugheit des Senates
denVorsitz im Heeresausschuß überließ, HerrClemenceau, in alle
- Winde schreit, weil die Deutschen in Noyon seien, müsse man sie
«uch nach Saloniki gehen lassen. Der Iammer»Konstantin hörts
von Weitem, hält das Gerede für Ereigniß und glaubt nun, wir
"seien bereit, uns auf dem Balkan dünn zu machen. Und weil er,
unter solchen Umständen, sich mit den Bulgaren nicht ganz ver»
zanken will, wartet er ab, lavirt hin und her, wählt Umwege. Kit»
chener, der alsPsychologewohlnichtsostark wie als Kolonialver»
Walter ist, hat in Athen dem König vielleicht gesagt, er werde die
RäumungSaloniktsempfehlen.Wer,englischeFreunde, istschuld,
Wenns am athener Hof in die Unterhosen ging? Ich fürchte, die
englischeRegirung ist noch nicht klar genug darüber, daß wirFran»
zosen diesen gräßlichen Krieg rasch enden möchten. Trotzdem das
Gemetzel uns ekelt, werden wir bis ans Ende, also bis in end»
giltigen Sieg, aushalten; aber wir leugnen nicht, daß Eile uns
nöthig dünkt.Weichen wir vom Balkan zurück, dann hatDeutsch»
land die Möglichkeit, den Krieg noch um ein Iahr zu verlängern.
Unsere Freunde in England müßten ernstlicher bedenken, daß fünf
His sechs Millionen Franzosen seit achtzehn Monaten mobilflnd.
Wir haben das Recht, zu fordern, daß man uns so Übermensch»
liche Anstrengung nicht länger aufzwinge, als unbedingt noth»
wendig ist. Nun muß ein Mensch von Dutzendverstand doch ein»
, sehen, daß wir, wenn wir die Serben aufgeben und Saloniki
'räumen, denDeutschen den geraden Weg in die AsiatischeTürkei
° öffnen, aus der sie Menschen und Nährmittel für Monate be»
ziehen können. Unsere englischen Freunde machen noch einen
Fehler: sie vergessen, daß unsere Empfindensart anders als ihre
ist. Wir, denen Ehrgefühl mehr gilt als Sucht nach Vortheil, sind
^unfähig, auch nur für eine Minute uns in den Gedanken einzu»

fühlen,WirkönntendieSerben, derenRettung uns möglich ist, irre
Stich lassen. Vielleicht ists Eselei; aber so sind wir, in Frankreichs
und in Italien, nun einmal. Man muß uns nehmen, wie wir sind.
Wer uns zumuthet, die Serben so zu behandeln, wie Griechen«
land sie behandelt hat, Der bricht uns Arme und Beine und kürzt
das Vertrauen in die Gerechtigkeit unserer Sache um fünfzig Pro-
zent. Und, offen heraus gesagt: die Leitung des Landkrieges könn-
ten die englischen Freunde immerhin uns überlassen. Jedes Volk
hat sein Eigenwesen, seine besondere Geschicklichkeit. Wir Fran»
zosen wären durchaus zufrieden, wenn in einem Kriegsrath ver»
bündelerAdmirale derEngländer das entscheidendeWort spräche.
Für den großen Festlandskrieg war England, mit einem nur in
den Kolonien geschulten Offiziercorps, mit einem Heer, dessen
Truppenstämme kaum dehnbar sind, sehr schlecht vorbereitet. Da
könnte esstch ruhig auf unseren Generalstab verlassen. Der ist nicht
vollkommen, aber der Generalstab eines der größten europäischen
Kriegervölker, eines Volkes, in dem das Temperament, der In»
stinkt, die Gewohnheit der zu großem Europäerkrieg Tauglichen
lebt. Der Wortstreit über die Balkansache hat jedenfalls schon zu
lange gewährt. In der nächsten Stunde kann dem Heer Sarrails
der Rückzug nach Saloniki abgeschnitten werden. Will England,
weil es von der Sorge um die Vertheidigung Egyptens besessen
ist, sich dem Mehrheitbeschluß der Verbündeten nicht fügen, dann
müssen Italien, Rußland, Frankreich die Rettung der Serben auf
sich nehmen. Freilich: ein rechtes Elend wärs, wenn England in
so ernster Stunde von uns abböge. Können wir aber nichtzuVie»
ren den Serben helfen, dann muß es zu Dreien geschehen; und
gehts gar nicht anders.dann machen wirs allein, wirFranzosenr
denn wir sind entschlossen, Serbien und Saloniki noch mit dem
letzten Athem zu vertheidigen."WäreBritania noch so in Frank»
reichs Gunst wie vor sechs Monaten: der pfiffige Genosse tzerve
hätte nicht so scharfe Worte in Watte gewickelt. England mitschul»
dig(«en prange partie") an der Wendung des Hellenenkönigs, ohne
Verständniß für Frankreichs Leistung, die Menschenkraft über»
ragt, für die Nothwendigkeit europäischen Landkrieges, für den
Pulsschlag des Ehrgefühles,schlecht,noch heute,gerüstetundvon
Selbstsucht bestimmt: die englischen Freunde werden dieses Zeug»
nisses unter demMistclzweig nicht gern gedenken. So, ungefähr»

sprach Cousin»Montauban von Grant; und die zwei Generale
hattengegen ein zuchtlos schwachesChinesenheerzukämpfen, nicht
gegen Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren, Türken mit nie-
mals erschauter Geschützmacht. Wohin schwand die einträchtige
Gemeinschaft, die sich an der Hoffnung wärmte, solchen Feindes
Vordrang zu hemmen? Am vierzehnten Oktober hat Minister»
präsidentVivianidenAbgeordneten und Senatoren der Republik
zugerufen: »Nach ernster Wägung der Schwierigkeit sindFrank»
reich und England, sammt ihren Bundesgenossen, in völliger Ein»
tracht entschlossen, die von Serbien erbetenetzilfe zu gewähren und
Serben, Griechen, Rumänen zu Nutzen, demBukaresterVcrtrag»
dessenBürgen wirsind.dieRechlskraft zu wahren. Englands und
FrankreichsRegirungen haben stchüber den Umfang der Streit-
kräfte, den das Gutachten der Heeresleiter bestimmt hat, geeinigt.
Rußland will an ihrer Seite sein: morgen werden seine Truppen
neben unseren für das Serbenvolk fechten. Nie war dieEintracht
der Verbündeten inniger, nie das Vertrauen auf gemeinsamen
Sieg fester. Und wir sind zu dem Glauben berechtigt, daß auch
Italien demtzelferwerk nicht fernbleiben wird."WederRußland
noch Italien hat Mannschaft geschickt. Die sechzigtausend Fran»
zosen Sarrails und die winzige Britenschaar sind von derUeber«
machtaufGriechenlands Bodenzurückgedrängtworden.DieSer»
ben haben vergebens, Wochen lang, hungernd und blutend auf
Hilfe, auf die Erfüllung feierlichen Gelübdes geharrt. Und am
achten Dezember,fünfundvierzigTagenach Mvianis Rede, stöhnt
tzerrtzerve laut,Englands Zaudern, Englands mitleidlose Selbst«
sucht habe Alles verdorben. Frankreichs zweite Enttäuschung.

Ein Brief.

»GestattenSie mir einige Randbemerkungen zuIhren Auf»
sähen. Sie erwähnen den Bericht des Fräuleins Sturzenegger
über die Art, wie die Serben die von ihnen gefangenen Oester»
reicher behandelten. Die Schweizerin gab noch einen Nachtrag,
den ich hier folgen lasse.,VerschiedeneTagesblättercitiren inletz»
ter Zeit Beispiele von argen Mißhandlungen, die österreichische
Gefangene in Serbien erlitten haben sollen. Die Unterzeichne! e
ist im Fall, hierüber einige Aufklärungen geben zu können. Mit
Sondererlaß wirdjedemserbischen Krieger ans Herz gelegt, gegem

jcden Gefangenen gut zu sein; denn sobald der Feind sich als Ge»
Eugenen übergiebt, hört er auf,Feind zu sein, und muß alsBru»
der behandelt werden; so heißt es wörtlich in derVorschrift; und
baß der Serbe jedem militärischen Gesetz gehorcht, hat er bewiesen.
Wie der Staat selbst die Gefangenen behandelt hat, habe ich in
meinem Buch,Serbien'gezeigt. Noch zu einigen Einzelheiten, mit
denen man Serbien wieder belastet. Die Verwundeten und Ge»
fangenen, sagt man, mußten aufStroh liegen.Viele unsererSol»
daten liegen auch auf Stroh und sind nicht Gefangene. Das ist
Kriegsbrauch: im Felde hat man auch keine Sofas. Daß die so
genannten Ställe nicht Ställe waren, sondern geschützte, nicht of»
fene, sondern gedeckte, heizbare Gebäude, kann ich beweisen. Wenn
während derFlecktyphus»Epidemie Kranke nicht nur neben, son»
dern sogar aus einander lagen, so waren daran nicht die Serben
schuld, sondern die Oesterreicher selbst: das Wärterpersonal, das
nicht besser Ordnung hielt. Alle Aerzte, alle Wärter, das gesammte
Sanitätpersonal waren Oesterreicher. Als ich nach einem Besuch
der Gefangenenlager in Nisch, in der Flecktyphuszeit, sah, daß
Manches fehle, wurde sofort, auf meinen Bericht hin, fürAbhilfe
gesorgt; und es waren die Serben, die halfen; ein Beitrag von
Oesterreich kam erst später; aber was waren 6000 Kronen für
56 000 Mann! Die Nahrung habe nur aus Brot und Wasser be»
standen, heißt es weiter.AuchdieseAnschuldigung kannentkrästet
werden. Ferner: Wenn eine Wunde eiterte, wurde sofort rück»
sichtlos amputirt. Antwort: Kein serbischer Arzt amputirt ohne
Einwilliguitg des Patienten. Das wird jeder schweizer Arzt, der
in Serbien weilte, bezeugen. C. Siurzenegger.' Warum bringen
andere Zeitschriften oder Zeitungen nicht solche Berichte Neutra»
ler? Anstand und Klugheit gebieten, auch im Urtheil über den
Feind und dessen Handeln Gerechtigkeit walten zu lassen.
Mit Recht tadeln Sie, daß in einer Generalversammlung ein
Aktionär von den Bürgern eines fremden, neutralen Staates als
vonLumpenpack reden durfte, ohne von dem Vorsitzendengetadelt
zu werden; und nennen Dies Schande und Schritt in Rebarba»
risirung. Besser hat sich der Vorsitzende einer englischen Ge^ill»
schaft benommen. Die Gesellschaft stand bis zum Ausbruch ded<
Krieges in enger Interessengemeinschaft mit einer deutschen Ge» ^
zsellschaft. Sie glaubte, das Verhältniß lösen zu sollen. Man kam zu ^

«Wer Uebereinkunft, die beiden Gesellschaften gerecht zu werde«
suchte. In der abschließenden Generalversammlung der engUschen
Gesellschaft fragte ein Aktionär, ob die Verwaltung sich auch ernst«
lich gesichert habe; in der ganzen civilistrten Welt habe ja jedes
von Deutschen unterschriebene Abkommen die Geltung verloren
und sei nur noch .einem Fetzen Papier'gleich zu achten. Der Vor-
sitzende antwortete, zwar fei für ausreichende Bürgschaft gesorgt,
doch liege kein Grund vor, zu bezweifeln, daß die Abwickelung eben
so anständig und redlich sein werde, wie der gesummte Geschäfts»
verkehr auch von der deutschen Seite aus bisher war.

In einer englischen Zeitschrist fand ich dasBild des deutschen
Fliegerunterofftziers, der den von unseren Feinden vergötterten
Flieger Pegoud, dem einst auch die Berliner zugejubelt haben,
im Luftkampf überwunden und getötet hat. Ehrung desMutheö?
Sie verurtheilen die gewollte Blindheit vor derMenschheit»
leistung anderer Völker. Mit Freude werden Sie aber gelesen ha-
ben,wiederRektorder größten deutschenUniversttätdarüber denkt.
ProfessorUlrich vonWilamowitz hatsichbei derRektor itsfeierin
Berlin am fünfzehnten Oktober dieses Jahres in wohlgefoimter
Rede darüber ausgesprochen und versucht, seine Auffassung der
studirenden deutschen Jugend einzuprägen. Warum haben so
wenige deutsche Zeitungen diese goldenen Worte verbreitet?

Dr. Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamles, ist in
den ersten Monaten dieses Jahres vom König von Bayern vom
Lieutenant zum Major befördert (oder, wie derAmtsstil sagt,cha»
rakterifirt) worden. Unter dem alten Kaiser Wilhelm ists nicht so
schnell gegangen.' Ein bekannter preußischer Minister mußte sich
damit begnügen, zum Secondlieutenant ernannt zu werden. Viel-
leicht glaubt Herr Helfferich sich durch den Stabsosfizierrang ver»
pflichtet, nach der Weise der Tagesberichte seine Gesetzesvor-
schläge vorzubringen.Daher vielleicht die von ihm gewünschte ,aus-
giebige'Besteuerung der Kriegsgewinne.Vielleicht hörenwir bald,
daß sie mit einer ausgiebigen Steuer,belegt', daß Gesetzentwürfe
von Erwägungen sozialethischer Natur .gesäubert' und Lebens»
mittelwuchernester .ausgehoben' wurden. Der Herr Major schreckt
vor Unterscheidung der Kriegsgewinne zurück. Das scheint mir
sehr ««gerecht. Ein Beispiel zu tausend anderen. Haben Intelli»
genz und Fleiß der Leiter und Arbeiter, nicht ohne Gefährdung

ihrer Gesundheit, nicht ohne Risiko der Gesellschaft, den Umsatz,
zu doppeln oder gar zweimal zu doppeln vermocht, ohne daßzwi»
schenUmsatz und Gewinn das Verhältniß wesentlich besser gewor»
den ist: warum sollen sie dafür bestraft (oder, neuzeitig ausged rückte
,mit der Ehrenpflicht desZahlens belegt werden)? Erwägungen
sozialethischer Natur gebieten doch wohl auch, daß eine Steuer
gerecht sei. Mancher verhöhnt bei uns die in England geplante
,Zwangsanleihe auf die Arbeiterlöhne'. Sie ist drüben von den
Vertretern der Gewerkschastennichtungünstig aufgenommenwor»
den.Danach leiht dieRegirung von den Arbeitern dieHälfte des
Mehrverdienstes (also Kriegsgewinnes) gegen fünf Prozent Ztn»
sey. Ich begreife nicht, daß, wer die Sonderbesteuerung der Kriegs»
gewinne lobt, diese milde Form verurtheilen kann. Daß der Mehr»
verdienst des Arbeiters versteuert wird, muß Dem billig sein, dem
die Besteuerung des Mehrgewinnes der Unternehmer recht ist.
DerSchatzsekretärsagtebeiderEinbringungderVorlage,dier.euen
Werths, die durch die Ausgaben für Kriegszwecke geschaffen wur»
den, seien sicherlich nicht geringer als die vom Krieg zerstörten.
Der Beweis müßte noch erbracht werden. Wird er erbracht, sb
könnte manwirthschaftlich nichts Besseres thun als: Krieg führen.
Vielleicht wird uns auch noch die Erkenntniß, daß es wirtschaftlich
keinen Unterschied macht, ob mantausend Geschosse anfertigt oder
mitdemselbenGeldeineWerkzeugmaschineoderLokomotivebaut."

Rezept.

Wie Budgetreden vonMelodramen und Finanzpolitik von
Beifallsucht, so scheiden ernsthafte Menschen auch Vertheilung»
Mängel von Nothstand.Uns wird täglich gesagt (und wir müssen
dran glauben), daß dem Volk zulänglicher Nährstoff gesichert sei.
Dann sorget aber auch für genügendes Angebot, Excellenzen;
oder ladet einen Theil EurerArbeitüberlast erfahrenenKausleuten
auf. Wird vom Ausland Fett zu einem Preis angeboten, der'ösn
deutschen Höchstsatz übersteigt: um die Armen vor Unterernährung
zu schützen, muß das Reich den Schaden tragen. (Daß auch An»^
gebote, die unter dem Höchstpreis blieben, abgelehnt wurden, ist
erweislich; solches Versehen darf sich nicht wiederholen.) Auf
eineMilliarde mehr oder weniger kommt es nun auch nicht mehr
an. DerKrieger muß höherenSold erhalten; nicht,damiter draußen

einkaufen, sondern, damit er den Nächsten ein paar Mark heim»
schicken könne. Mit ungeschmälertem Ministergehalt von voller
Tafel her Darbende mahnen, «durchzuhalten": billiger Spaß.
Fordert, wenns sein muß, morgen neue Steuern. Opferzwang ist
nothwendig. Fürseine»Stimmung"sorgtdas deutsche Volkselbst.
Alles wiederholt sich nur...
«AlleVölker wissen, daß dieser Krieg vom Unterlegenen nicht
mit einer Provinz, einem Goldhaufen bezahlt wird; daß er über
Macht und Ohnmacht, vielleichtüber Sein und Nichtsein entschei-
det. Ieder wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder
lähmt.Keiner ist ganz schwach, ganz feig,ganz zumErbarmen. Nicht
Einer,wieUnkraut,ausseinemHeimathbodenzujäten.DieLeistung
der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu
hoffen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind
fies nicht; noch winktihnen manche Möglichkeit, aus der Schicksals-
wende werden kann. Und welcher Druck zwänge sie zu schnellem
Friedensschluß? Wenn Rußland alle Polenbezirke verlöre, wiche
esandieNewa,Moskwa,noch weiter zurück und lüdedenUeber-
winder nach Iakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser
Millionenheer herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dul-
den, auf Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal
verfrachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen
könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie
wäre sie zu erwirken? Himmelsgunst und Zufall kann helfen. Auf-
ruhr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder
Massenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die
von der Marine nicht so viel übrig läßt, daß mit den Schiffen Ia-
pans,Frankreichs und schmächtigererFreunde etwas einer Groß-
machtslotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania
nicht. Pferderennen,Cricket,Fußball: Alles wie sonst; Unbefan-
gene melden, daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Pünkt-
lich kommen und gehen die Schiffe. Der englische Händler bedient
einen Theil unserer Kundschaft und brüstet sich in den Wahn, sie
morgen ganz einzusangen. Fürs Erste bestimmt er den Waaren-
preis und säckelt stattliche Summen ein. Noch braucht er nicht zu
darben. Kann sich für eine weitsichtige Ausbeutung Rußlands
rüsten. Und sperrt alle Straßen, auf denen unsere Industrie Roh-

stoffe nach Deutschland holen könnte. «Was wird aus Eurer UN"
besiegbaren Konkurrenz, wenn dem Elektriker Kupfer, in allen
Maschinenhallen Schmieröl fehlt? Ich nenne nur Pröbchen aus
meiner langen Liste. Ihr seid gewesen!" Wir wollen sein. Weder
ausHimmelsgunst noch auf Zufall harren. Noch sind wir nicht am
Ziel. Hinderniß aller Art kann sich vor das Heer thürmen. Von
keinem ist es zu hemmen. Daß ihm nichts Erlangbares fehle, sei
unsere Sorge. Nicht die einzige. Wir werden mehr nacktes Elend
und Siechennoth sehen als sonst in Iahren. Trotz aller Barm»
herzigkeit und jedes Einzelnen freudigem Helferwillen. Schicket
Euch früh deshalb in die schwere Zeit. Schnappet nicht vor jedem
Mahl nach neuer Siegesbotschaft; und lasset, wenn sie ausbleibt,
erst recht nicht die Köpfe hängen. Bildet Euch nicht ein, wir seien
schon, fast schon fertig und dürften uns munter an die Theilung
der Erde wagen. Wilna, Warschau, sogar Paris: wunderschön;
doch keine Entscheidung. Die ist nur der zähen Haut und dem
kühlen Blut der Engländer abzutrotzen. Krieg ist nicht Sport,
nicht Mörderei nach bestimmten Waffenspielregeln. Ist Pein
und Glück. Krieg ohne Leid, Allen gemeines, würde nie einer
Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne neu heilige, sei
jedes deutschen Herzens inbrünstiger Wunsch. Wie kämen wir
sonst durch die Düsterniß des Winters, der dräut? Nicht in der
Stimmung Eines, der von tadelloser Aufrollung des Feindes
schwatzt und fein Gesicht grämlich verkatert, wenn ein tausendmal
verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hindurch.
Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kindermärchen,
doch neben einander, Ieder Allen verwandt und der Stämmige
dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann das Ungeheure ge»
lingen.Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie ermüden,
nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen. Und die,
in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken: weil sie
thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgenbündel mit»
schleppen, unter dem wir von der größtenArbeit deutscher Volks»
geschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen." Sätze von
gestern? Vom neunzehnten September 1914. Was in ihnen ist,
könnte ich heute, nach einer Woche ohne politisch erwähnens»
werthen Vorgang, nur mit anderem Wortkleid behängen. Wozu?
Keiner darfmüdewerden;Keinersich,inUebermuth,demMensch-
heitbewußtsein entwurzeln; Aller Zuversicht muß überwintern.

Organisation der Arbeit.
^HieFamilie ist wieder der Wipfel überNothgemeinschaft. Um
den inFährniß ringendenMann bangt dieFrau" (Hürden.)
Und wenn der Mann als Krüppel oder Kranker heimkommt? Oder,
nimmer heimkommt? Lasset die Familie, die Kriegerfamilie nicht
zu einer Gemeinschaft der Noth herabsinken!
Viele werden, kehrt einmal Friede ein, den Arbeitmarkt um«
drängen. Je nach der Weltlage mehr vielleicht, als er aufnehmen
kann. Vielleicht aber wird die Nachfrage größer sein als das An-
gebot. Niemand kanns voraussehen. Nur Dies steht fest: Kriegs-
invaliden und Hinterbliebene gefährden den Arbeitmarkt und der
Arbeitmarkt gefährdet die Familie, sofern wir nicht vorbeugen,
verhüten, daß Witwen und Waisen unserer Helden Fangball von
Konjunkturen werden. Denn unzertrennlich ist das Geschick von
Mutter und Kind. Mutter und Kind: noch bringt Unehelichkeit
sie um jeden Kriegsrentenanspruch. Fällt der Vater, so hört mit
Alimenten und Kriegsunterstützung jeder Rechtsanspruch auf. In
der Zeit des Geburtenruckganges und angesichts ungeheuren Ster»
bens. Soll die Familie „Wipfel über Nothgemeinschaft" bleiben,
so muß auch der uneheliche Sprößling für ihre Neugründung hoch-
gebracht werden.
Der Rentenbezug der im Krieg Verletzten, heißt es, darf nicht
zum Lohndruck führen. Auch die Unternehmer lehnen solche Mög-
lichkeit jetzt ab. Wie steht es mit dem Rentenbezug der Krieger-
witwen? Sein Ausmaß setzt im Entscheidenden Vermögen oder
Zuerwerb voraus. Muß es thun, soll es thun, wo nicht besondere
Umstände dawider reden. Bekommt aber nicht durch Rentenbezug
und Erwerbszwang die minderwerthig»ungeschulte, stets lohn-
drückende Frauenarbeit einen neuen starken Hinterhalt, gerade da,
wo sie besonders unerwünscht ist? Bedrängte kinderreiche Krieger-
witwen schlüpfen in irgendwelche Erwerbswinkel, üben unterirdisch
unfaßbaren Druck auf den Kreislauf der Löhne. Hemmen nicht nur
des Vollarbeiters Aufstieg, sondern sperren auch der Invaliden»
Arbeitsürsorge manche Thore. Daheim verkommen inzwischen die
Kleinen. Der Bettelverdienst macht die Renten kaum fetter. Bei
niedergehender Geschäftslage Entlassung der Frauen. Nun muß
die Armenpflege einspringen. Da, wo einst der gefallene Krieger
mir seiner Hände greulichem Mühen eine Heimstätte hielt, lauert
jetzt die blasse Noth, die grämliche Verbitterung und vielleicht die
Verkommenheit, die sich so gern dem Mangel gesellt.

Zur obersten Obsorge für die im Krieg Verletzten gehört:
Möglichste Erhaltung im früheren Beruf. Auch die Kriegerwitwen
sind Verwundete. Viele ihrer sah ich zusammenbrechen, seelisch
nicht nur, fondern auch körperlich. Sind sie Mütter von Säug-
lingen oder noch nicht schulpflichtigen Kindern, so ist es nationale
Dankespflicht, des Kriegers Weib dem bisher geübten Beruf, der
Pflege und Erziehung der Halbwaisen, durch besondere Pfleg-
schaftgelder zu erhalten, sie zunächst nur hierfür zu stärken und zu
stützen. Nicht minder ist die Erfüllung solcher Dankespflicht natio-
nales und volkswirthschaftliches Erforderniß. Beide, Mutterberuf
und Erwerbsberuf, bleiben dann Ganzheit; sonst schädigt Halb-
arbeit hier und dort, Familie und Arbeitmarkt, Nation und^olks-
wirthschaft. Entscheidende Richtlinie sei: den Hinterbliebenen
unserer Grenzhüter, unserer Heimathschützer möglichst die vom
Vater erwirkte Lebenshaltung zu sichern. Lasset sie nicht eine oder
mehrere Stufen sinken. Sonst wird des Sinkens kein Ende sein.
Staat, Gemeinde und freie Hilfe müssen hier den Ring der Für-
sorge schließen. Müssen in erster Linie verhüten, daß den Halb-
waisen, denen der Krieg den Vater raubte, Erwerbszwang nach
so schwerem Verlust auch noch die Mutter nimmt.
Neben Pflicht und Erforderniß, Erhaltung der Mütter junger
Kriegerhalbwaisen für den Mutterberuf, hebt sich deutlicher als
je die Notwendigkeit: Rüstung für die Doppelkurve des Frauen-
lebens, In der Straßenbahn reichen uniformirte Kriegerfrauen
den Fahrzettel; viele stille, müde Gesichter unter der graugrünen
Kappe. Als Fahrstuhlführerin, Autogenschweißerin, im Metall-,
Munition«, Leder-, Nahrungmittelgewerbe, in Tischlerei und
Brauerei, bis zur Erdarbeit ersetzen Frauen und Mädchen die
Männer,- die Kriegsnoth hat sie schlecht und recht angepaßt und
eingefügt. Ob der Frauenerwerb schön oder häßlich anmuthe,
gut oder böse sei: ,er ist eiserne Notwendigkeit. And häßlich und
böse wird er nur, weil hier die Organisation bisher versagte, weil
Frauenarbeit in weitem Nmsang minderwerthiger Nothbehelf,
Zufallsfüllsel blieb. Ledige, kinderlose Frauen, Mütter erwachse-
ner Kinder kann angemessene Schulung zu werthvollen Produ-
zentinnen auf ungezählten Gebieten verfeinerter, auch nach dem
Geschlecht feiner differenzirter Arbeitorganisation machen.
Der Frauenüberschuß, sinkend seit der Jahrhundertwende,
schwillt durch den Kriegsaderlaß. Seine nutzbringende Einord-
nung wird nöthig, soll er nicht schleichender Krebsschäde sein. Der
Krieg hats tausendfach erwiesen: Das Weib muß diensttauglich
sein, sowohl für die Familie als für den Erwerb, muß fähig sein,

je nachLebensgestaltung, Alter und Familienstand, tzausberuf und Erwerbsberuf zu tauschen und beim Heranwachsen der Kinder zu vereinen; nur, wenn wirs endlich begreifen, werden wir Ouali» tätarbeit auf der ganzen Linie auslösen. Nur auf dem Boden doppelseitiger Vorbildung kann die Synthese erblühen: Berufsfreiheit und Berufsgebundenheit durch die Mutterschaft. AlleOrdnung des Frauenerwerbs durch Berussberathung, Vorbildu/ng, Einstellung, Ausschließung nach Alter, Tauglichkeit und Geschlechts« aufgaben muß einmünden in das Kulturwerk allgemeiner Arbeit« organisation. Neber deren Wesenheit und Wichtigkeit scheint der Krieg neue Erkenntnisse auszustrahlen.

Nie sah die ,Welt eine gewaltigere Vrganisation der Arbeit als im Kriegsjahr 1914/15. Aus der Erde gestampfte Millionen steigern, von Grenze zu Grenze geworfen, die Leistung immerhin beschränkter Zahlen ins Angemessene. Ein Organisationgebilde von einzigartiger Geschlossenheit und Treffsicherheit weist Millionen die Arbeitstelle, vom Infanteristen der Front bis zum Schipper in West und Ost, Nordfrankreich oder Südpolen. Seine Kriegs- und Siegeskraft in Angriff oder Vertheidigung, Bewegung- oder Stellungskampf, Frontal- oder Flankenstosz beruht auf der bis in die geringste Einzelheit vorgedachten Technik, einer streng gegliederten Tauglichkeit- und Altersdifferenzirung. Nur aus solcher Grundlage konnte die Mobilisirung mit schier unglaublicher, den entlegensten Winkel im Thal und auf Gletscherhöhe, den fernsten Erdtheil erreichender Präzision sich vollziehen. Kann sie systematisch sich erneuen, ergänzen, bis auf den letzten waffenfähigen Landstürmer, bis auf den letzten in Garnison, Etape, daheim oder in Feindesland als Schanzer, Techniker, Radfahrer, Bureaubeamter, Polizist oder Dolmetsch verwendbaren Bürger. Aufgehoben freilich ist die Wahl. Allgewaltig, allumfassend herrscht der Zwang. Vom Krieg, von diesem Krieg jedoch emporgeadelt zu höchster Willensfreiheit. Es ist der freie Mann, der muß, was er will, will, was er muß: Staatsbürgerthum, in dem der Grenzschutz beschlossen liegt. So athmet diese Avangsorganisation die lebendige Kraft der zur Nation gebundenen Individualität. Auch das Weib erfaßt sie: willig giebt es den Gatten, Sohn, Bruder; schließt den Kreis der Kriegsarbeit, indem es ihn ehrenamtlich ergänzt.

Eine ähnlich vollendete, nach ihrer Sonderart abgeänderte Massenorganisation: wäre sie nicht denkbar, wie für die Grenz-Dertheidigung, so für den Innenbau, wie für den Waffendienst, so für den Werkdienst in Landwirthschaft, Industrie, Handel und

Verkehr? Wohl wirken sich hier Interessengegensätze aus. Statt
der Uniform unendliche Buntheit, statt der Dienstpflicht Freiheit
der Berufswahl und Ausübung. Aber auch im Erwerbsleben ist
es „das Gesetz, das frei macht, die Freiheit, die unterjocht". Wirk»
liche Erwerbsfreiheit ist nur möglich innerhalb der kollektiven
Schranken persönlicher Freiheit, die das Gemeinschaftwohl heischt.
Längst binden den Arbeitvertrag feste Normen. Doch deren Seg-
nungen zerflattern an der Mindertauglichkeit, die jenseits von
allen Bindungen und Abmachungen ihre Schwäche zu Markte
trägt. Der Gesetzmäßigkeit organisirter Arbeit gilt es einzuord-
nen, je nach Tauglichkeit, Geschlecht und Alter, die Gesammtheit
der Werkgenossen, die Unfähigen auszuschließen und jenseits vom
freien Wettbewerb zu versorgen. Nie ward diese Nothwendig»
keit greifbarer als durch den Weltkrieg mit seiner Masseninvalidi»
sirung, den ohne Berather und Ernährer zurückbleibenden, hilflos
gewordenen Schaaken jeden Alters. Nie stand eine Zeit vor größe»
ren Aufgaben.
Organisation der" Arbeit: unter diesem Begriff schwebt mir vov
die von allen Gewerkschaftgruppen geforderte reichsgesetzlich ge-
regelte Arbeitvermittelung durch paritätische Orts»Bezirksarbeit-
ämter; sie gipfeln im Reichsarbeitamt; ihm angegliedert die ge»
sammte Arbeitvermittelung für die im Krieg Verletzten und die
Hinterbliebenen; sie muß sich ausweiten zur allgemeinen Inva-
liden» und Hinterbliebenen»Arbeitfürsorge und Arbeitlosenfür»
sorge, zur Versorgung und Beschäftigung solcher Halb» und Ganz»
invaliden, die dauernd vom freien Wettbewerb ausscheiden. Ar-
beitfürsorge, in ständiger Wechselbeziehung zur allgemeinenWohl«
fahrtpflege und besonders zu einer einheitlich zu gestaltenden Ju-
gendfürsorge.
Ansätze zur Berufsberathung, Vorbildung und Erwerbsbe-
schaffung für die Kriegsopfer tauchen überall auf. Ohne ihre plan-
volle Verknüpfung auf dem Boden allgiltiger Arbeitvermittelung
muß alle Fürsorge Stückwerk bleiben. Das Problem, das der
Weltkrieg löste: Freiheit im Zwang, Einheit in der Vielheit, höchst
persönliche Verantwortung und Schlagkraft im Massenschritt der
Bataillone, dieses Problem bleibt in sinngemäßer Modifizirüng,
dem Frieden für den Frieden zu lösen. ^
Das ist das Kriegserbe der zum Krieg tüchtigsten Nation für
die Kultur der Zukunft. HeleneSimon.

Der frühe Abend an dem Flusse.
HN othes Fieber rann unter dem Wasser hin.
Es trank sich an der Sonne krank,
die groß am End der Welt versank;
und da es lautlos dunkelt, knien
die Schiffe tief sich in die Fluth.
Verworren rauscht der Strom zu Thal,
das aufgefangene Blut wird fahl.
Unsicher hebt den Kopf die Brut
der Nacht. Schaut her, quillt hoch,
umgreift das breite, weiche Feld
des Wassers, Mit den Armen hält
sie beide Ufer. And ein Ioch
spannt schattenschwarz von Rand zu Rand,
Die Schiffe schwimmen wie ein Sarg.
And Ketten, die der Tag verbarg,
schleifen sich knisternd durch den Sand.
Das Wasser murmelt ein Gebet.
Ein Priester singt aus schwarzem Buch
jVor einem lichten Leichenzug,
der aus der Städte Gassen weht.
^S m dritten Iuli 1913 ist, zugleich mit dem Gesetz über einen „ein»
VM> maligen außerordentlichen Wehrbeitrag", das Besitzsteuergesetz
in Kraft getreten. Es bildet den Hauptinhalt der Reichsfinanzreform
des Iahres 1913 und soll im Iahr 1917 wirksam werden; denn der
Vermögenszuwachs, den die Steuer fassen will, wird nach dem Stand
vom letzten Dezembertag 1916, verglichen mit dem Ergebnis; des selben
Tages von 1913, berechnet. Der Zuwachs von beweglichem Vermögen
(Erbschaften, Schenkungen, Spekulationgewinn, Lotteriegewinn,
Werthsteigerung durch Konjunktur, erspartes Einkommen). Für den
Immobilienbesitz galt diese Steuer sch>n. Steuerfrei ist ein Ver-
mögenszuwachs, der den Betrag von 2000 Mark nicht überschreitet.
Die Abgabe ist gestaffelt: sie steigt von 0,5 Prozent des Zuwachses (bis
zu 25 000 Mark) auf 1,5 Prozent (bei mehr als 1 Million). Eine Er-
höhung^ ^tritt ein, wenn das steuerbare Vermögen die Summe von
100 000 Mark übersteigt. Hier reicht die Spannung von 0,1 bis 1 Pro-
zent (bei mehr als 1« Millionen). Das Gesetz trifft nur die, Einzel-
person, nicht die Erwerbsgesellschaft, „weil", wie es in der Begrün«

Kurd Adler.
(Lhrikerheft der „Aktion".)
Kriegsgewinnsteuer.

dung heißt, „die Höhe des Vernrögensbesitzes Wohl bei natürlichen, nicht aber beiIuristischenPersonen ein hinreichend zuverlässiger Gradmesser^ihrer,wirtschaftlichen Lerstungfähigkeit ist." Und weiter steht in den Erklärungen zum Gesetz: „In allen Fällen, in denen natürliche Personen als Inhaber von Gesellschaftantheilen Träger der Juristischen Person sind, würde eine Doppelbesteuerung vorliegen, die jedenfalls nur dann erträglich wäre, wenn von dem Vermögen der Nominalwerth der Gesellschaftantheile abgezogen werden dürfte." Diese Zuwachssteuer vom Jahr 1913 wird nun durch die Kriegsgewinnsteuer ergänzt, die auch 1917 wirksam werden soll. Milliarden sind aus Perbrauchsgütern Gebrauchsvermögen geworden. Die wirthschaftliche Konjunktur des Krieges ist auf Ieitleistung eingestellt. Rascheste Erzeugung bei möglichst geringer Hemmung durch rechnerische Bedenken, So sind aus den Lieferungen fürs Heer Kriegsgewinne entstanden: und Staatssekretär Dr. Helfferich sagt, es sei Ehrenpflicht, sich mit der Preisgabe eines Theiles dieser Gewinne ans.Reich abzufinden. Bestimmungen über die Höhe der Abgabe und die Art der Erhebung bringt der vorbereitende Entwurf nicht; sie sollen erst im Frühjahr 1916 veröffentlicht werden. Als Kriegsgewinn wird jede in der Kriegszeit entstandene Verbesserung des Einkommens und Vermögens angesehen; an eine Ausnahme zu Gunsten von Ersparnissen aus unverändertem oder verringertem Arbeiteinkommen scheint gedacht zu werden. Man kann sich vorstellen, daß Leute, die weder Pferdedecken und Granaten liefern noch „Deutsche Waffen" haben, aus ihren, durch Arbeit erworbenen Einkommen Geld zurücklegen, um in Bedrängnis) über einen Nothgroschen zu verfügen. Das mag auch da geschehen sein, wo sich die Einnahme verringert hat. Ist dann in der Kriegszeit ein Vermögenszuwachs von 5000 Mark entstanden, den der Besitzer vielleicht in Reichsanleihe angelegt hat, so dürfte ihn zwar die Vermögenszuwachssteuer, doch nicht die Kriegsgewinnsteuer treffen, die auch die Gestaltung des Einkommens zu erwägen hat. Im Wesentlichen unterscheidet sich die zweite Zuwachssteuer von der ersten auch dadurch, daß sie nicht die Juristischen Personen freiläßt. Alle Gesellschaften, die nach Erwerb streben, müssen die neue Steuer zahlen, mögen sie auf Aktien, beschränkte Haftung, Gewerkschaft oder Genossenchsaft eingeschworen sein. Und sie sind verpflichtet, fünfzig Prozent der Kriegsgewinne als Sonderrücklage vomGesammtvermögen abzutrennen nnd zu verwalten. Diese Beträge sind nicht Reserven im gewöhnlichen Sinn. Als solche würden sie im Betrieb weiterarbeiten; die Steuerrücklage muß davon abgetrennt werden. Wird es in jedem Fall möglich sein, eine immerhin beträchtliche Summe aus dem Geschäft zu ziehen? Manches Unternehmen, das seine Werkstätten vergrößert und für Kriegsarbeit eingerichtet Hätz ist auf starken Verbrauch von Betriebskapital angewiesen; wird, ihm.ein. Theil entzogen, so kann die Arbeitfähigkeit darunter leiden. Man darf zwei Dinge nicht übersehen: die Steigerung des Kapitalzinses auf

fünf Prozent und die Schwierigkeit, industrielle Papiere zu schaffen,
s« lange ein Druck auf derRentabilität lastet. Wird die Steuerrücklage
auch in fünfprozentiger Reichsanleihe angelegt (was ja erkennbaren
Nutzen hätte), so fragt sich doch, ob dieser Zinssatz als Ausgleich für
den verkürzten Betriebsgewinn genügt.
Wie schwierig die Behandlung industrieller Unternehmen ist, lehrt
derBlick aufAbschreibungen undInnereMeserven. Paragraph 3 sagt:
„Geschäftsgewinn im Sinn dieses Gesetzes ist der in einem Geschäftsjahr
erzielte, nach den gesetzlicheniVorschriften und den Grundsätzen ordnung»
Mäßiger kaufmännischer Buchführung berechnete Bilanzgewinn. Ab-
schreibungen sind so w«t zu berücksichtigen, wie sie einen angemessenen
Ausgleich derWerthverminderungdarstellen." Die Veranlagungbehörde
soll also prüfen, ob Abschreibungen einen „angemessenen Ausgleich"
bilden oder zu hoch angenommen und als Stille/Reserven, die der Steuer
unterliegen, anzusehen find. Die Möglichkeit, Gewinne zu verstecken,
bleibt; aber wenn sie in Friedenszeit manchmal straflos ausgenützt
wurde: das Kriegsgesetz droht mit Geldstrafe bis zu ZOOM Mark und
Haftung für den Schaden, der dem Fiskus aus der falschen Einschätzung
entstand. Die Mitglieder des Vorstandes, persönlich haftend:« Ge-
sellschafter, Geschäftsführer tragen die Verantwortung. Der Aufsicht-
rath bleibt von der Haftung frei. Warum, ist aus den Vorschriften
nicht zu ersehen; für die Richtigkeit der Bilanzirung ist er im All-
gemeinen mitverantwortlich. Die Geldstrafe droht nur dem zur Sünde
Bereiten. Gegen Hinterziehung der Kriegsgewinnsteuer „sind sehr
schwere Strafandrohungen in Aussicht genommen". Dann muß aber
bei Feststellung eines Verschuldens mit aller Sorgfalt verfahren wer-
den. Der Begriff „angemessen" ist schwankend. Im Frieden schreibt
man von Außenständen und Vermögensposten oft viel ab, um Theile
der Bilanz auf einen Mindestwerth zu bringen und sie damit aus
den späteren Gewinnberechnungen auszuschalten. Manche Gesellschaf-
ten haben Werkzeuge, Maschinen, Inventar auf eine Mark herunter-
geschrieben. Läßt man solche Gewohnheiten inFriedensbilanzen gelten,
so darf man sie in der Kriegsbilanz nicht zu strafbarenHandlungen stem-
peln. Man bedenke auchdaßAußenstände (nicht nur die vom feindlichen
Ausland zu fordernden) im Krieg mehr gefährdet sind als imFrieden.
Ein Zwiespalt der Pflichten kann nur vermieden werden, wenn eine
feste Bilanzirungregel geschaffen wird. Die Stillen Reserven frühe-
rer Fahre sollen von jederSteuer frei bleiben. Das ist wohl nur als eine
Art Generalpardon für die ^Unternehmen aufzufassen, die ihre Gewinns
mit besonderer Vorsicht gespeichert haben und die das neue Gesetz
zur Entschleierung früherer Einnahmen zwingen könnte. Als Kriegs-
gewinn gilt die Mehreinnahme der drei Iahre 1914, 191S, 191N, ver-
glichen mit dem Durchschnittsgewinn, der drei Iahre 1911 bis -1913,
Was jenseits von dieser Grenze liegt, ist Konjunkturgewinn, der zur
Hälfte in die Sonderrücklage wandern muß. Wenn nun in den Frie-
densjahren oielabgeichriebennnÄ'derGewinn Äadurchverkleinert wurde,

so vergrößert sich die Spannung zum Kriegsgewinn. Im Portheil ist die Gesellschaft, die einen großen Theil ihrer Erträge ausgeschüttet hat. Die Gerechtigkeit verlangt einen Ausgleich. Entweder dadurch daß, die Abschreibungen der drei Vergleichsjahre jetzt noch verkürzt werden,, oder durch eine Anpassung der Kriegsbilanz an die Friedensbilanzen.
Schwierig ist die Gewinnberechnung auch bei Gesellschaften, die den Mehrgewinn in den Kriegsjahren aus Gütern hatten, die vor dem Krieg bestellt wurden. Eine G. m. b. H., die mit dem Schiffbau in Verbindung steht, blieb im Iahr 1911 ertraglos. 1912 erzielte sie einen Gewinn von 37 0«« Mark, aus dem 18 0«« Mark zur Deckung der Anterbilanz des Vorjahres verwendet wurden. 1913 brachte 56 «0« Mark; ,1914 aber 146 0«0 Mark, weil in diesem Jahr einZweimillionen» objekt, das von 1911 stammt, abgerechnet wurde. Hier ist die Ver» glei<hsbasis des Jahres 1912 (37 000 weniger 18 «0« Mark) zu niedrig und das Ergebniß, des ersten Kriegsgewinnjahres zu hoch. Wird ein gerechter Ausgleich möglich sein? Die G. m. b. H. gehört vier Leuten, die nur diese Einnahmequelle haben. Die Kriegsgewinnsteuer trifft sie als> doppelt: als Gesammtheit, vertreten durch die G. m. b. H.,, und als einzelnen Besitzer der Antheile. Die Doppelbesteuerung, die in jedem einzelnen Fall entsteht, da nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Gesellschafter Mehrgewinne versteuern müssen, ist allerdings erst dann wirksam, wenn der Aktionär oder Antheilbesitzer per Saldo einen Vermögenszuwachs hat. Der Mehrertrag aus Dividenden kann ja durch Verluste aus anderen Anlagen getilgt werden.
Die Kriegsgewinne der Reichsbank werden nach einer Sondervorschrift besteuert. Die Reichsbank hat natürlich lein Bombengeschäft gemacht. Für das Jahr 1915 wird mit einem Reingewinn von 220 Millionen (120 Prozent des Grundkapitals von 180 Millionen) gerechnet; 1914 Warens 67 Millionen. Schon das erste Kriegsjahr brachte den Besitzern der Reichsbankantheile eine Steigerung der Dividende von 8,44 vuf 10,24 Prozent. Würde der Gewinn von 1915 nach der alten Methode vertheilt, so gäbe es wenigstens 30 Prozent. Daran ist nicht zu denken. Die Reichsbank hat im Krieg durch die Aufhebung der Notensteuer und die umfangreichen Wechseldiskontirungen des Reiches verdient. Nun holt sich die Reichskasse zurück, was, die Bank eingeheimst hat: 100 Millionen Mark ersparter Notensteuer (in siebzehn Kriegsmonaten); dann drei Viertel des Mehrgewinns. Im Durchschnitt! der letzten drei Friedensjahre hat die Reichsbank M,5 Millionen jährlich verdient. Das läßt sich hören. Was von 1914 bis 1916 darüber ist, fließt zu 75 Prozent ans Reich. Die Antheilbessitzer durften, nach dem Gesetzentwurf, der nur 50 Prozent jfür die Reichskasse forderte,, 10,5 Prozent Dividende erwarten. Die Reichstagskommisfion hat, ihnen nur 9 Prozent zugebilligt. Das smüssen sie dulden. Auf die Finanzirung des Krieges folgt ja die Finangkrung des Reiches, die ein K onsortialgeschäft des ganzen Volkes werden muß, Ladon.
ßcrausgeber und verantwortlicher Redaktcur: Mazimilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pafz S Garleb G, m. b, tz, in Berlin.

18. Dezember ISIS. — .Zi, Zukunft. —
Zlr. 12.

tllgememe LleKtrieitSts - LeselKeKa.
»ilsn« p«r S0. Juni «SIS.
^» Xsssg, Lont«
„ üutkäbev bei 6en LanKen
^ LireKIen-Lonw , ,,,,,,
^ HzpotKeKen
Kl,
225 993
2 SIS SA
SU 618 73t
g 12« «SS
S 185 545
9« «8 676
933 829
12« 44« «87
7«««00
^ I
I
9,2
«94
,13
2 875
«« 392!
«3 4««'
4»« «27 142 3
?er Aktien LänitsI'
„ Obligationen -
„ Reser?ek«nckS'K«nt« . , . , , -
„ RlieKstellungs Xc>nt«
„ RüeKstellungs üont« für ^VeKr,«teu,r
„ Il^potKeKen^, . ^.
"^väl^K^evts,
^ Reingewinn
11 ^ Oiviäencke unk N, 15,5««««« .VKtienKivpitäl N, 17 »5««««,—
L!rg,tinKst!«nen sin Leimte" ^ 1500 000,—
Vorträg"w/l915?1« ^ , ^, ^""^" ^ ^ ^ 'I ^705 «15/28
N, 21298115,28
155 00«
107 292
73 5L4
19 64«
471
4 «88
15 159
247
1625
281
29«
8« 4«,',
21 298
486 «27 142 ! 8V
lZe«inn» unil Verl«»« Ii«nt« per SU. Juni lg>S.
«»bot.
^ Xont« kür Xriegs Unterstützungen . . . . '. . . . . , ,
„ ^dsokreiduvgen
„ ZZil^nü Xonto i Reingevinn
?er Lils,n2ü«nt«: Vorträg »us 1913/14
Ps
I 54« 7«8
SS
2 935 14«
12
3'4 292
52
4 «12 414
32
895 «15
21 298 115
28
31 «12 852
727 «4«
»1 8-4 711
^1 «12 852
» i^?? »e?sZs r^s« r^z? ps« »

Liite WS billige ööeker ^ KiWreiskii!
In tadellosen praenteinbänden!
statt
I,a6snnreis
KüisoKner, Z^osef, Das ist des DsutssKen
Vaterland! Lins Wanderung durek ckeutsens
Ssus. Klit 1S7S Abbildungen Kl. 12,— kür Kl. 7,SV
L>et8«Kin«r, ^1»., DeutseKs VolKstrsebtsn.
91 ?arbsndruoktaksln mit vielen Kundert origi-
nsllsn VolKstvnsn aus allen ösgsndsn OsutsoK-
lands, nebst srläuterndsm Isxt Kl. 7S,— kür Kl. 16,—
Italien: Oured. gans Italien. Samml. v. 2lXX>
^utotvnien itslien. ^.nsiebtsn, Volkstönen und
Kunstsoliätss, m. srläut. Isxt. 480 Leiten auk
ksinstern KunstdrueKnanier. (jusrkolio . . . Kl. 42,— kür Kl. 23,—
»ssgckälbuni. KlaeK, den bsrübmtssten >lagd-
mslsreisn susammengsstellt u, Ksrausgsgsbsn
von Riobard ^srieks. 28 Llatt, mit ?sxt . . Kl. 15,—kür Kl. 1«,—
RKein: ^,n den Ickern des Rlisins, Vom
Lodsnsse bis ?u den Niederlanden, 550 ^b-
bildungsn naeb pbotogr. ^uknabm,, mit ?sxt Kl. 15,— kür Kl, 7,50
Die neue ^Velt. Sammlung vbotogr, ^,ut'näbmsn
<1er großartigen Naturwunder, Städte u, Kleister-
verks von Kord-, Zentral- und Südamerika.
Klit ?sxt von 6. Stein Kl. 12 — kür Kl. 6,5«
Virol, 8»I?durg un<I Obervazeru. 325 ^nsiektsn
naon neuesten Originalauknabmen auk keinstsm
liunstdrueknapisr Kl. 20,—kür Kl. 12,50
Liii opss Fürsten im bitten Spiegel der XariKatnr
von <Ä. Kann. Klit 450 teils karbig, Abbildung.
I,sx.-?«rmat. Llegant gedungen Kl. 2ö,— kür Kl. 6,50
Vit« «lentsoke Ailitär in der XariKatnr von
<^!onring, Klit 552 teils karbigsn Abbildungen,
I>ex,-?«rmat. LIegant gebunden Kl. 25,— kür Kl. 6,50
I>as ^Veio in cker XariKatur von <x, Laim, Klit
52V teils karbigen Abbildungen. I,ex,-?«rmat,
Elegant gebunden N. 25,— kür Kl. 6,50
8eKreiber Xdele, KluttsrseKakt. Sammelw erk kür
<lis ?roblems des Weibes als Klutter. Nit
takeln und etwa 300 Abbildungen Kl. 2S,— kür Kl. 18,5«
Historien« illustrierte üomane grosser Männer
«ntl ?ranen! 8 elegante Lände in Kassette . Kl. 32,— kür Kl. 18,50
7, Die (Zräüu (ZäSt!gIi«ne, 5, Oas XaiscrlicKs ?est,
S. vis rräuen g°es Letten 7. Osr Ilm^ng von Noruv.
A«8iK iin villi. Hsrausgegsbon v. Hans Heins
I?v?srs. Klit 50 latsln in Heliogravüre und 73
rsxtillustrationsn Kl. 20,—kür Kl. 12.50
vei» ?<enil«»p«k»t. V»8 goldene SueK de« Itenn-,
Reit- nnd Ir»b«r»n«ite«. Klit >S liunsttalei»,
Ldromobildern n. S00 nlintegr. Harstellungen Kl. 9V,— kür Kl. 2S,—
LisKerigsr ^bsaw 6sr oben aukgelülirten Werks Übel' IUI Olli klempkirrv.
I,isksrung erknlgt kranko unter Z^aeKnaKme
oöer Voreinsendung des lZetragss 6uroK
, KönigZti-. 23.

Ar. 12.
18.Dejember
— !Ne Zukunft. —
KM^üllilklelMlnklllMe
(varmstädter Hank)
Lreslsu vüsseickerf Frankfurt s.tt. Halles 8. Usin-
Kurs Hannover I^eip^ig ttsin? klsnnneim ttüncnen
Dürnberg Stettin Strsssburs i. L. Viesdsöe»
stktien Kapital uncl lZeserven 192 /Millionen /Hzk-K
Oentrsl«: öerlin, LeKinKelpIst? 1'4
30 Depositen Kassen unct >VecKseIstuben in öerlin uncj Vororten
^uskünruns »Her dsnKinässisen Lescnäkte

Am 22. Dezember 1915 ist das Erscheinen
der â€žZukunft" verboten worden.
Berlin.
Verlag der Zukunft.
WilhelmstraÃŸe 3s.
1915